

Corvin-[illegible]

V. F.

Illustrirte Weltgeschichte

für das Volk.

II.

Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Corvin-Wiersbitzki

F.

Illustrirte
Weltgeschichte für das Volk.

Begründet
von
Otto von Corvin und Fr. Wilh. Held.

Pracht-Ausgabe.

Zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Zweiter Band.

Geschichte des Alterthums.

Von
Otto von Corvin.

II.

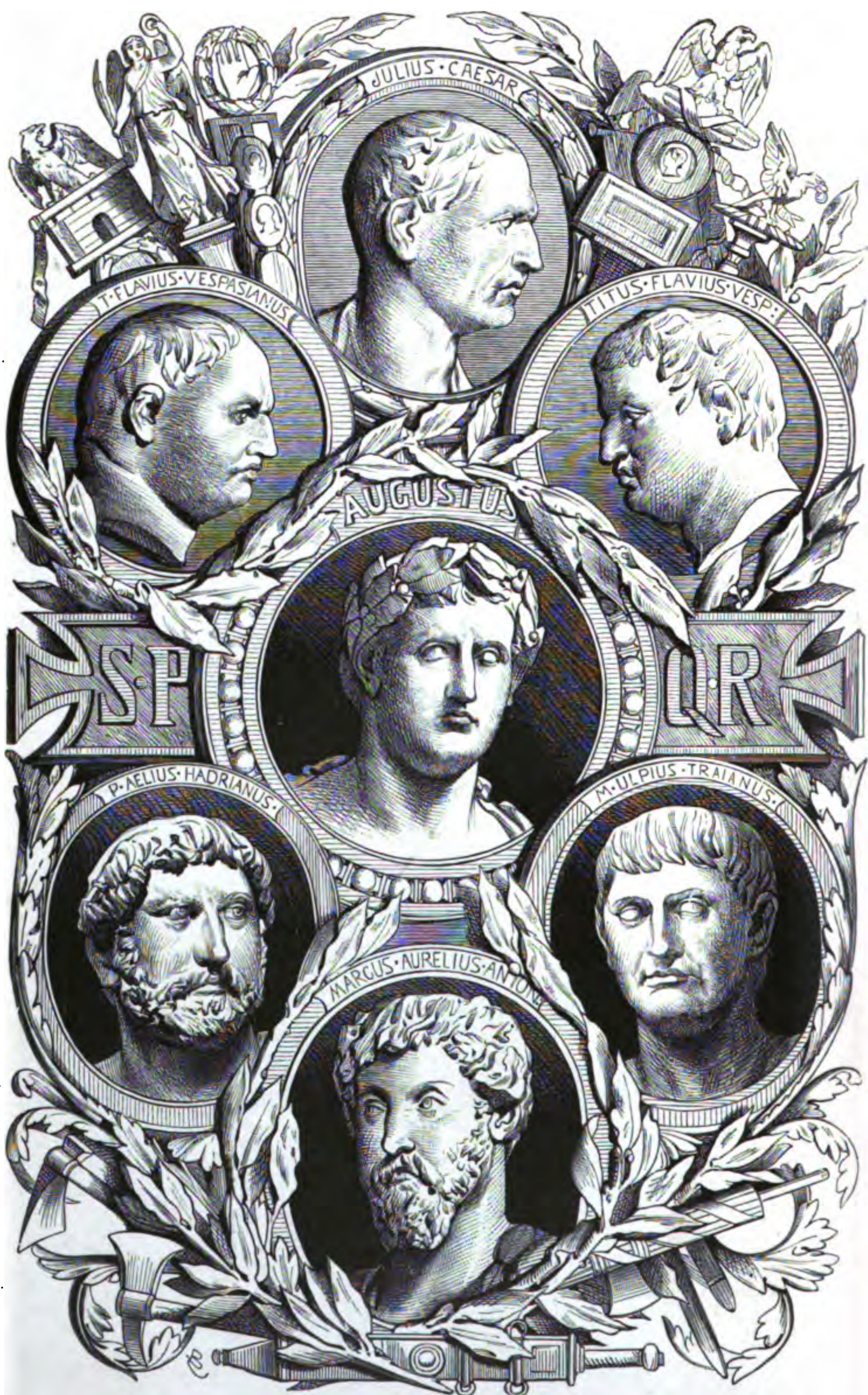


Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tontafeln, kulturgeschichtlichen Tafeln, Karten ꝛc.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1880.





 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Römische Imperatoren. Zeichnung von Ludwig Burger.

Illustrirte

[illegible]hte des Alterthums.

Otto von Corvin.

[illegible]

Zweite [illegible] Auflage.



[illegible] Text-Abbildungen, dreizehn [illegible]

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

[illegible]



Illustrirte

Geschichte des Alterthums.

Von

Otto von Corvin.

Zweiter Band.

Von Alexander dem Großen bis zur Theilung des Römischen Weltreiches.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

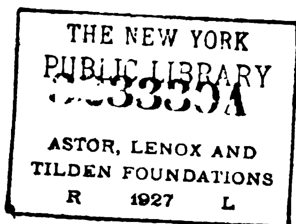


Mit 205 Text-Abbildungen, dreizehn Tonfafeln, drei Karten und Geschichtstabellen (I—V).

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1880.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

Inhalt

der

Illustrirten Weltgeschichte.

Zweiter Band.

Geschichte des Alterthums.

Dritter Zeitraum.

Von Alexander dem Großen

bis zum Untergange der Römischen Republik (336 v. Chr. bis 30 v. Chr.).

Vierter Zeitraum.

Das Römische Kaiserreich

bis zum Beginn der Völkerwanderung (30 v. Chr. bis 400 n. Chr.).

Kulturgeschichtliche Tafeln.

Karten:

Einführungsbilder, Anfangs- und Schlußvignetten, Initialen ꝛc.

Illustrationen-Verzeichniß umstehend.

Illustrationen-Verzeichniß.

Bildnisse, Statuen, Büsten:

Historische Scenen:

Mythologie, Religion und Kultus.

Kriegswesen.

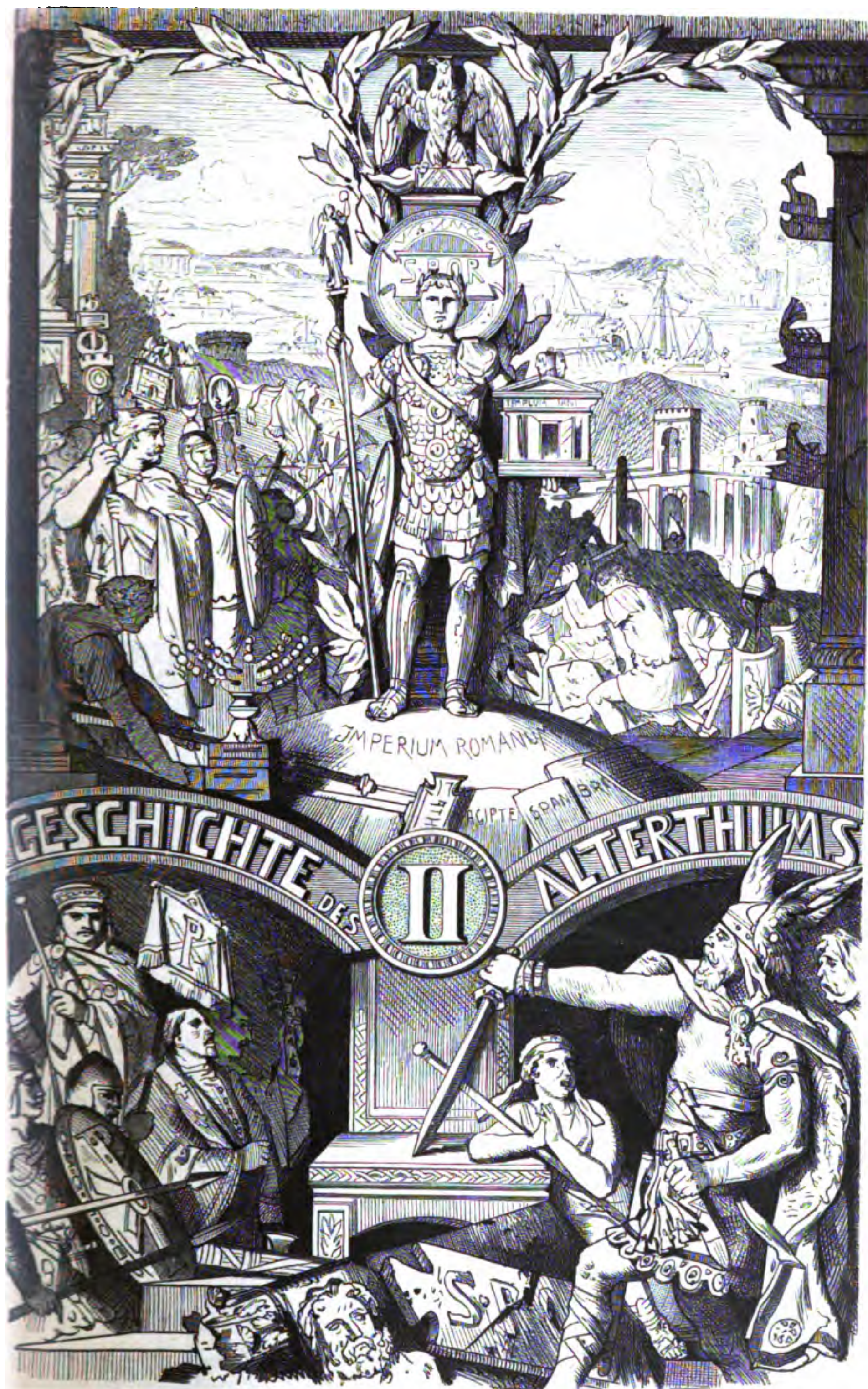
Häusliches und öffentliches Leben. Gewerbe und Handel.

Wissenschaft, Sprache, Literatur, Alterthümer.

Kunst: Baukunst, Skulptur, Malerei.

Denkwürdige Stätten. Verschiedenes.

Tonbilder.


S.P.Q.R
IMPERIUM ROMANUM
GESCHICHTE DES II ALTERTHUMS



Dritter Zeitraum.

Vom Untergange der hellenischen Freiheit bis zum Untergange der Römischen Republik.

(Von 336 v. Chr. bis 30 v. Chr.)



Das Makedonische Reich.

Während das Anfangs so kleine Makedonien durch die Kraft und das Genie eines Mannes in ununterbrochenen Eroberungszügen zur Herrschaft des ganzen Ostens gelangt, sehen wir das Reich Alexander's unmittelbar nach dessen Tode auch eben so rasch wieder verfallen, weil Despotien nur durch die Größe des Despoten groß sein können, während das republikanische Rom mit reißender Schnelle zu einer Macht heransteigt, die lawinenartig wächst und endlich den ganzen bekannten Erdkreis unter ihr Scepter bringt.

Dies der historische Abriß des gegenwärtigen Zeitraums. Nachdem wir das Anwachsen und den Zerfall des Makedonischen Reiches vorgeführt und die Geschichte der daraus entstehenden kleineren Reiche in Kürze werden betrachtet haben, wird es nur das Römische Reich sein, welches den Schauplatz der Begebenheiten einnimmt.

Die Geschichte des Makedonischen Reiches ist bis zu seinem Zerfall allein an die Unternehmungen jenes außerordentlichen Mannes geknüpft, der wie ein Komet am Horizont der Weltgeschichte auftaucht, plötzlich erscheinend, die Welt mit staunender Bewunderung über die glänzende Erscheinung erfüllend, und dann eben so plötzlich verschwindet. Dieser Mann ist

Alexander III., der Große (336—323 v. Chr.), der Sohn Philipp's II., dessen Thron der kaum zwanzigjährige Jüngling nach seines Vaters Ermordung bestieg, nachdem dieser ihn durch die sorgfältigste Erziehung zu der großen Laufbahn hatte vorbereiten lassen, welche ihm durch das Schicksal angewiesen worden war.

Alexander war 356 v. Chr. geboren, in derselben Nacht, in welcher Herostratos den Tempel der Artemis zu Ephesos niederbrannte. Aus diesem zufälligen Umstande folgerten die Zukunftdeuter, der Knabe müsse eine außergewöhnliche Erscheinung werden. Wenn sie sich in dieser Prophezeiung nicht irrten, so mag theils des Kindes angeborener

Trieb, sich auszuzeichnen, zum größten Theil aber die Sorgfalt, welche Philipp auf die körperliche und geistige Ausbildung seines Sohnes verwandt hatte, als Erklärung gelten.

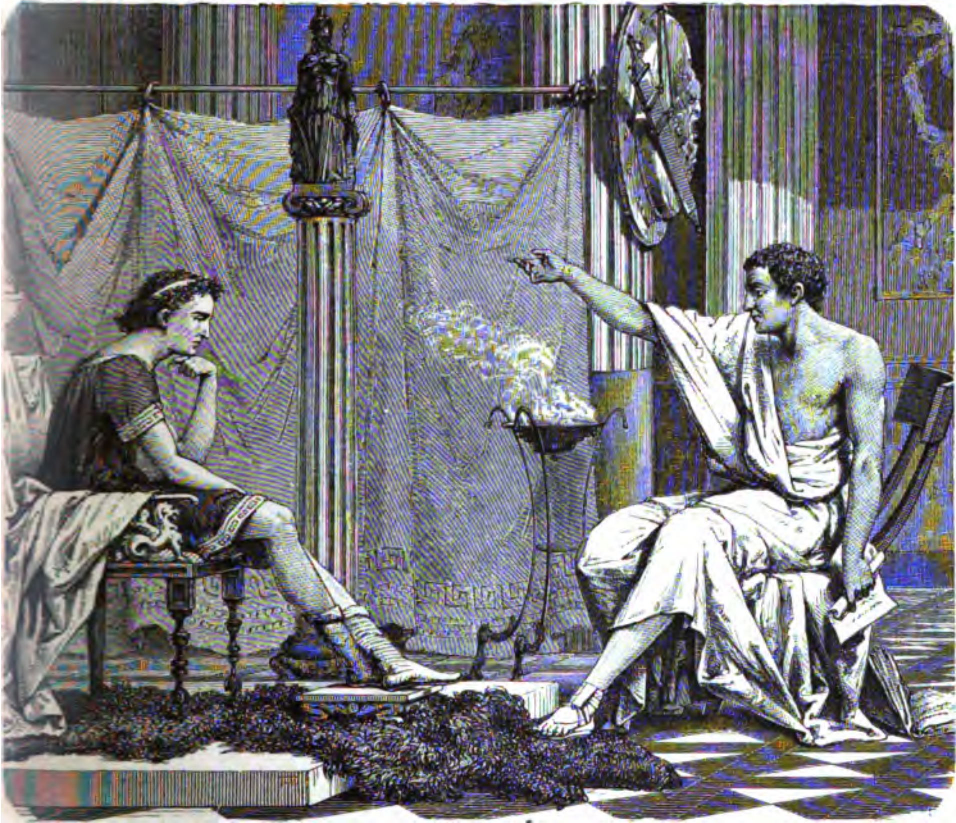
Der erste Erzieher desselben war ein Verwandter seiner Mutter, Namens Leonidas, ein Mann von strengen Sitten und untadelhaftem Wandel; der erste Lehrer Lysimachos aus Akarnanien. Erst als der Knabe sich den Jünglingsjahren näherte, berief Philipp den berühmten Aristoteles, um die Erziehung Alexander's zu vollenden, und dieser war für die Lehren des großen Denkers so empfänglich, daß man den Letzteren als den Pflanzer des Ruhmes betrachten kann, den sein Schüler nachmals errungen. Bei Alexander's Erziehung kann es nicht wundern, wenn er für die Quelle griechischer Bildung, den Dichter Homer, eine leidenschaftliche Verehrung bekundete, dessen Werke auswendig lernte, und wenn die darin besungenen Helden ihn zur glühendsten Nacheiferung anspornten. Des Aristoteles Philosophie und Homer's Gesänge waren die Wegweiser, welche den jungen Helden auf die Bahn führten, die ihn auf den Gipfelpunkt der Heldengröße leitete. Aber die Schwäche der Menschennatur und die Gewalt menschlicher Leidenschaften blieben seine Begleiter auf dieser Bahn, und das kurze Leben Alexander's führt uns ein Bild vor, welches neben der Größe des Helden die Kleinheit und Schwäche des Menschen zeigt.

Von dem stolzen und kühnen, herrschsüchtigen und ehrgeizigen Charakter des Jünglings sind uns Züge aufbewahrt worden, welche allerdings schon früh darauf hinwiesen, daß in ihm ein glänzendes Gestirn aufgehen werde. — Als er einst gefragt wurde, ob er denn seine bewundernswerthe Schnellfüßigkeit nicht einmal bei den olympischen Spielen zeigen wolle, um sich dadurch einen Preis zu erringen, entgegnete er: „O ja, wenn ich dabei mit Königen um die Wette laufen könnte." — Als zu einer Zeit, da er noch ein Knabe war, persische Gesandte zu seinem Vater kamen, setzte er dieselben dadurch in das höchste mit Bewunderung gemischte Staunen, daß er, gleich einem nur für große Dinge empfänglichen Manne, sie nach nichts Anderem fragte, als nach Einrichtungen des persischen Heeres und Staates. Jedesmal, wenn die Nachricht von einem neuen Siege, den Philipp erkämpft hatte, in der Hauptstadt einlief, rief Alexander schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen!"

Die höchste Bewunderung erweckte der Jüngling bei seiner ganzen Umgebung durch die Bändigung des Bukephalos (Ochsenkopf). Dies war nämlich der Name eines sehr schönen Pferdes, welches Philipp für den Preis von dreizehn Talenten von einem Thessalier gekauft hatte. Als man es aber reiten wollte, zeigte sich das Pferd so wild, daß es Niemand besteigen konnte. Die besten Reiter versuchten vergebens ihre Kunst an dem Thiere; es ließ Niemand aufsitzen. Schon befahl Philipp, es als unbrauchbar fortzuführen, als Alexander ausrief: „Welch ein Pferd verlieren sie da, weil sie es nicht zu behandeln verstehen!" Er hatte nämlich bemerkt, daß das Pferd nur deshalb so unbändig war, weil es sich vor seinem eigenen Schatten scheute. — Als er die Erlaubniß erhielt, selbst einen Versuch zu machen, führte er es gegen die Sonne, so daß es seinen Schatten nicht sehen konnte, streichelte es einige Zeit, ließ alsdann unbemerkt seinen Mantel fallen, schwang sich hinauf und eilte blitzschnell mit ihm von dannen. Die Zuschauer wurden von Entsetzen erfüllt, und Philipp zitterte für das Leben seines Sohnes. Aber plötzlich wandte dieser das Pferd und kehrte zu der erstaunten Menge zurück, die ihn mit lautem Jubelgeschrei empfing. Philipp aber war von des Jünglings Kühnheit so gerührt, daß er ihn mit Freudenthränen in die Arme schloß und mit Stolz ausrief: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, denn Makedonien ist für dich zu klein!" — Der Bukephalos blieb Alexander's Streitroß und ließ sich auch von Niemand anders reiten als von ihm.

Bald wurde das Glück des jungen Alexander getrübt durch die Verstoßung seiner Mutter Olympias und Philipp's zweite Heirath mit der Kleopatra. Alexander war über diese Stiefmutter eben so empört, wie über seines Vaters Heirath selbst. Es kam deshalb bei der Hochzeit zum Wortwechsel zwischen Vater und Sohn, und die Folge davon

war, daß Alexander mit seiner Mutter nach Epiros floh. Bald aber fand sich Philipp veranlaßt, seinen Sohn zurückzurufen. Es kam nämlich ein alter Gastfreund Philipp's aus Korinth nach Makedonien. Als nun der König diesen fragte, wie es um die Eintracht der Griechen stehe, und der Gefragte darauf die vorwurfsvolle Antwort gab: „O König, was fragst du nach der Eintracht Griechenlands, während in deinem eigenen Hause die Zwietracht herrscht?!" da wurde Philipp von Scham ergriffen und gab seinem Gastfreunde den Auftrag, eine Aussöhnung zwischen ihm und seinem Sohne zu Stande zu bringen. Es geschah, Alexander kehrte zurück und lebte nun am Hofe seines Vaters, bis der Tod desselben ihn auf den Thron Makedoniens berief.



Aristoteles und sein Schüler Alexander.

Die erste Sorge des jungen Königs war darauf gerichtet, das Gerücht niederzuschlagen, welches ihn der Mitwissenschaft an dem Verrathe bezichtigte, dessen Opfer sein Vater geworden war. Er glaubte dies am besten dadurch zu bewirken, daß er über die Theilnehmer an der Verschwörung ein strenges Strafgericht verhängte. Aber die Milde gegen einen der Verschwörer, Namens Alexander Lynkestes, welchen er nicht allein freiließ, sondern auch zum Anführer der thessalischen Reiterei machte, weil, wie man sagte, ihn dieser zuerst als König begrüßt habe, gab jenem Verdachte wieder neue Nahrung. Dazu kam noch, daß ihm in Karanos, einem Sohne seines Vaters von dessen zweiter Gattin Kleopatra, ein Nebenbuhler um den Thron erstand. Zwar war Karanos noch ein Kind, aber er wurde von der Partei der Kleopatra so sehr gehoben, daß Alexander erst dann Ruhe finden konnte, als sein junger Stiefbruder auf Anstiften der Olympias ermordet wurde.

Wahrscheinlich waren es diese inneren Zwistigkeiten, welche die im Norden von Makedonien wohnenden barbarischen Völker, besonders die Triballer und Illyrier, die fast alle Ländergebiete westlich und nördlich vom Hämos (Balkan) bis über den Ister (Donau) hinaus und bis zum Mittelmeer bewohnten, veranlaßten, das ihnen von Philipp aufgedrungene Joch abzuwerfen. Doch Alexander kam ihnen zuvor; kaum hatten sie sich gegen den Heranziehenden auf den Gebirgen verschanzt, als ihre Schanzen auch schon erobert und sie selbst wieder unterjocht waren. Um sich in diesen Gegenden ein für allemal gegen Beunruhigungen seitens der nördlichen Völker zu sichern, dehnte er seinen Zug noch über den Ister aus und zwang die dortigen wilden Völker zu Friedensanträgen.

Diese Unternehmungen des jungen Königs nach dem Norden erschienen den Griechen, in denen sich noch einmal der alte Freiheitssinn regte, als passendste Gelegenheit, das makedonische Joch abzuwerfen, besonders da sich plötzlich das Gerücht unter ihnen verbreitete, Alexander habe auf seinen nordischen Kriegszügen den Tod gefunden. Ganz Griechenland gerieth in Bewegung; auch Demosthenes, der alte Patriot, fachte durch seine begeisternden Reden den wieder aufglimmenden Funken der Freiheitsliebe zur hellen Flamme an; und als nun Theben das Zeichen zum Aufstande gab, indem es die makedonische Besatzung angriff und vertrieb, da sagten die meisten der griechischen Staaten, besonders Attika, Aetolien, Arkadien und Elis ihren Beistand zu. Noch hatten sie indeß nicht Zeit gehabt, ihre Truppen nach Böotien zu senden, als Alexander, der bei der ersten Nachricht von der griechischen Bewegung aufgebrochen war, bereits vor Theben stand. Seine Kriegsmacht belief sich auf 30,000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferde. Aber wenn auch die freiheitbegeisterten Thebaner diese Macht nicht scheuten, so wurden doch die übrigen Staaten, und namentlich Athen, von dem unerwarteten Ereigniß so in Furcht gesetzt, daß sie ihre Heere nicht absendeten. Die Athener beschränkten sich darauf, ihre Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen, und so blieb Theben auf sich selbst angewiesen.

Als Alexander gemeldet wurde, daß seine Aufforderungen zur freiwilligen Unterwerfung der Stadt von den Bewohnern entschieden zurückgewiesen worden waren, versuchte er ein letztes Mittel, um die Stadt auf friedlichem Wege in seine Gewalt zu bringen. Er erließ einen öffentlichen Aufruf dahin, daß er alle Thebaner freundschaftlich aufnehmen wolle, die sich mit ihm zur Vertheidigung der gemeinsamen griechischen Freiheit verbinden würden. Aber durchaus nicht verführt von dieser gleißenden Versicherung erließen die Thebaner hingegen den Aufruf, daß sie Jeden freundschaftlich aufnehmen würden, der sich mit ihnen und dem Perserkönige gegen den Tyrannen Griechenlands vereinige.

So sollte denn noch einmal ein blutiger Kampf um Griechenlands Freiheit beginnen. Würdig der Zeiten des Epaminondas waren der Muth, die Tapferkeit und die Ausdauer der Thebaner; aber sie waren fruchtlos gegenüber der makedonischen Phalanx. Theben fiel als Märtyrer für die griechische Freiheit, deren Panier es zuerst wieder erhoben hatte. Sein Los war schrecklich; denn der junge Sieger kannte keine Gnade. Theben wurde von Grund aus zerstört und seine Bewohner traf das harte Los, in die Sklaverei verkauft zu werden.

Alexander hatte die Bestimmung über Thebens Schicksal dessen ärgsten Feinden, den böotischen Städten und den Phokiern überlassen, wohl wissend, daß Niemand barbarischer gegen die eroberte Stadt verfahren würde als ihre Erbfeinde. Nur die Tempel Thebens und das Haus des Dichters Pindaros wurden auf Alexander's Wunsch von der allgemeinen Zerstörung ausgeschlossen, so wie auch die Nachkommen dieses Dichters und die den Makedoniern ergebene Partei von der Sklaverei befreit blieben, in die über 30,000 Thebaner abgeführt wurden. Alexander hatte aus diesem Menschenhandel 440 Talente gelöst; aber sein angeborener Edelmuth ließ ihn das barbarische Strafgericht, welches er über Theben verhängt hatte, nachher so sehr bereuen, daß er später keinem Thebaner eine Bitte abschlagen mochte.

So war denn das Schicksal Griechenlands abermals entschieden; denn die anderen Staaten waren von den überraschenden Erfolgen des makedonischen Königs so bestürzt, daß sie nicht allein auf jede weitere Vertheidigung verzichteten, sondern auch in Beweisen von Ergebenheit gegen den jungen König wetteiferten. Alexander, der Politik seines Vaters folgend, war weit entfernt, sich die Herzen der Griechen entfremden zu wollen. Vielmehr wollte er ihnen, nachdem er das Los Thebens als Warnungszeichen aufgestellt hatte, so viel Milde zeigen, wie irgend möglich; Athen erhielt eine vollständige Amnestie.

Nachdem Griechenland auf diese Weise beruhigt und wieder unterworfen war, begab sich Alexander nach Korinth, wohin er eine Versammlung der Abgeordneten aller griechischen Staaten berufen hatte, um sich in der ihm von seinem Vater überkommenen Würde eines Oberfeldherrn der Griechen im Kriege gegen Persien bestätigen zu lassen.



Alexander und Diogenes.

Von allen Staaten Griechenlands, mit Ausnahme Sparta's, hatten sich Gesandte zu dem glänzenden Huldigungstage eingefunden. Alles, was Griechenland an bedeutenden Staatsmännern, Feldherren, Philosophen, Gelehrten und Künstlern besaß, drängte sich hier an den jungen Makedonierkönig, um im Strahle des neu aufsteigenden Gestirns zu glänzen.

Nur die stolzen Spartaner erklärten, sie seien gewohnt, Andere zu führen, aber nicht sich führen zu lassen, worauf ihnen Alexander verkünden ließ, dann sollten sie zurückbleiben und an den Ehren wie Vortheilen des Kriegszuges nicht Theil nehmen.

Auch Diogenes, welcher sich gerade damals zu Korinth aufhielt, hatte es verschmäht, dem neuen Sterne zu huldigen. Er lag ruhig in einem Cypressenhaine bei Korinth neben einer Tonne, die er sich zur Wohnung eingerichtet hatte. Alexander, der den berühmten Sonderling vermißte, faßte den Entschluß, ihm einen Besuch zu machen. Er ließ sich zu ihm führen und betrachtete mit Interesse die seltsame Erscheinung des Philosophen, der, fast ganz unbekleidet, sich sonnend neben seiner Tonne lag und dem mächtigen Herrscher nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken schien. Was konnte ihm, dem Kyniker, auch ein König bedeuten!

Endlich redete Alexander den sonderbaren Philosophen an und fragte ihn unter Anderm, ob er sich keine Gnade von dem Könige ausbitten wolle, oder ob dieser ihm irgend eine Gunst erweisen könne. „O ja“, erwiederte der Philosoph dem Könige, dessen Schatten ihn gerade bedeckte; „du könntest mir ein wenig aus der Sonne treten!“ Die Begleiter des Königs waren empört über diese Verachtung fürstlicher Gnade; Alexander aber, welcher Verständniß besaß für das Bewußtsein, keiner Gnadenbezeigungen eines Königs zu bedürfen, rief aus: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein!“

Von Korinth begab sich Alexander wieder nach Makedonien, um hier den Entwurf des großen Planes zu vollenden, an dessen Ausführung sein Vater durch den Tod gehindert worden war: die Besiegung und Unterwerfung des großen Persischen Reiches. Es schien, als habe er in der Gewißheit des Sieges beschlossen, nach seinem Stammlande nicht mehr zurückzukehren, denn er vertheilte alle Kronländereien, ja seine übrigen Einkünfte an seine Freunde.

Dem Einen gab Alexander ein Dorf, dem Andern ein Landgut, dem Dritten die Einkünfte eines Hafens rc. Als einer der beschenkten Freunde, Namens Perdikkas, an dieser Verschwendung nicht Theil nehmen wollte und den König fragte, was ihm selbst denn bleibe, wenn er Alles weggebe, antwortete Alexander: „Die Hoffnung!“ „Nun gut“, entgegnete darauf Perdikkas, „so wirst du, o König, es wol gestatten, daß es unter Denen, die an deinen Gefahren Theil nehmen sollen, auch Einige giebt, die deine Hoffnung theilen wollen.“

Um sich während seiner Abwesenheit der Ruhe Griechenlands zu versichern, ließ er seinen Feldherrn Antipater in Makedonien zurück und beraubte die griechischen Städte ihrer wehrhaften Mannschaft, indem er dieselbe mit seinem Heere vereinigte.

Alexander's Zug nach Persien. Es war 334 v. Chr., als Alexander seinen Eroberungszug antrat. Vor dem Aufbruche wünschte der König noch den Ausspruch des delphischen Orakels über den bevorstehenden Zug zu hören, da er wußte, welch einen großen Werth die Griechen darauf legten, und daß sie ihm im Fall eines günstigen Ausspruches mit um so größerer Bereitwilligkeit folgen würden. Alexander ging also die Pythia um Ertheilung eines Orakelspruches an. Sie aber weigerte sich, weil es gerade ein Tag war, an welchem das Ceremoniel des Orakels es nicht erlaubte, Antworten zu ertheilen. Alexander, der nicht Lust hatte zu warten, ergriff die Priesterin nun bei der Hand und zog sie mit Gewalt nach dem verhängnißvollen Dreifuß. Da rief die Pythia, gleichsam als Entschuldigung gegen ihren Gott, daß sie der Gewalt weiche, aus: „O Sohn, du bist unwiderstehlich.“ Alexander verzichtete sogleich auf sein Verlangen, indem er freudig ausrief: „Ich bin zufrieden, dein Ausspruch erfüllt alle meine Wünsche; denn ich könnte kein besseres Orakel erlangen als du mir verkündet!“

Das Heer Alexander's bestand aus nicht mehr als 30,000 Fußsoldaten und 5000 Reitern, welche mit Geld und Lebensmitteln auf nur einen Monat versehen waren. Große Vorbereitungen würden nur kostbare Zeit verschlungen haben; des Königs kühner Geist ersetzte alle materiellen Mängel, und die zu erobernden Länder, dachte er, konnten ja leicht alle Bedürfnisse seines kleinen Heeres befriedigen. Der Hellespont, welcher schon so oft bei den Kämpfen zwischen Asien und Europa den streitenden Kriegerscharen zur Brücke gedient hatte, war glücklich überschritten, und Alexander betrat im Vorgefühl künftiger Größe das feindliche Ufer.

Bei der Fahrt über den Hellespont hatte Alexander von seinem Schiffe aus den Göttern ein Trankopfer dargebracht, und bei der Landung sprang er, um sich einer glücklichen Vorbedeutung zu versichern, zuerst ans Ufer. Hier in der Nähe der Trümmer des alten Ilios feierte der junge Krieger das Andenken der homerischen Helden, die ihm zum Ideal der Größe geworden, nach welcher er selbst strebte. Den Manen des Priamos brachte er ein Sühnopfer dar und das Grab seines Lieblingshelden Achilleus bekränzte er mit eigener Hand.

Dareios III. Kodomannos. Wir haben bereits erwähnt, auf welchen schwachen Füßen das einst so mächtige Persische Reich stand. Sein energieloser König war wenig geeignet, das in sich selbst zerfallene Reich zu stützen, am allerwenigsten gegen die frisch und kräftig emporgeschossene makedonische Macht, unter deren Fahnen auch die Griechen kämpften. Dazu kam, daß Dareios gewähnt hatte, Griechenland und der Freiheitssinn seiner Bewohner würden ihm als die kräftigste Schutzwehr dienen gegen das Herandringen des makedonischen Heeres, und so waren, als Alexander jetzt plötzlich den Boden Kleinasiens betrat, keine Vorbereitungen getroffen, dem gefährlichen Feinde kräftig zu begegnen. Nur die Satrapen Vorderasiens hatten ein stattliches Heer zusammengebracht, dessen Kern aus griechischen Miethstruppen unter Anführung des Rhodiers Memnon bestand, und welches sich nun am Flusse Granikos zusammenzog.

Auf dem Zuge dahin nahm Alexander Lampsakos ohne Schwertschlag ein. Er hatte Anfangs beschlossen, die Stadt zu zerstören, allein die Geistesgegenwart des am makedonischen Hofe sehr bekannten Geschichtschreibers Anaximenes — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Philosophen aus Milet — der in Lampsakos geboren war, rettete sie vom Untergange. Anaximenes begab sich nämlich zu Alexander, und als ihn dieser herantreten sah, ahnte er die Absicht des von ihm geschätzten Gelehrten, und um seinen Bitten nicht nachgeben zu müssen, rief er ihm entgegen: „Ich schwöre feierlich, daß ich nicht thun will, was du von mir erbittest.“ Anaximenes, schnell gefaßt, entgegnete lächelnd: „Meine Bitte, o König, ist, du mögest Lampsakos zerstören.“ Alexander hielt sein Wort; die Stadt war gerettet. Hierauf marschirte er geraden Weges auf das persische Heer zu, überschritt den Granikos und griff den Feind an.

Schlacht am Granikos (334 v. Chr.). Der hier errungene Erfolg wand einen neuen Siegeskranz um die Stirn des jungen Helden. Nicht blos seinem Feldherrntalent, sondern auch seiner persönlichen Tapferkeit verdankte Alexander den ersten Sieg in Asien. Dabei legte auch die Lebensgefahr, in die sein Muth ihn stürzte und aus welcher er nur durch die Geistesgegenwart seines Feldherrn Klitos gerettet wurde, Zeugniß davon ab, daß Alexander nicht einer jener Fürsten war, die nur durch Aufopferung ihrer Unterthanen auf die Höhe stolzer Herrschermacht gehoben werden. Alexander wollte mit dem Arm seiner Soldaten die Welt erobern; aber er zog dabei den eignen Arm nicht zurück, sondern strebte danach, unter seinen tapferen Kriegern der tapferste zu sein.

Der König hatte sich mitten in das Getümmel der Schlacht gestürzt, obgleich ihn der hohe Helmbusch leicht kenntlich und also zur besondern Zielscheibe für die Feinde machte. Wirklich sprengten auch bald mehrere persische Anführer, unter ihnen der Schwiegersohn des Dareios und der Satrap von Lydien, auf ihn los, um ihn zu tödten. Alexander vertheidigte sich tapfer, bis endlich der Schwiegersohn des Dareios einen so kräftigen Hieb auf seinen Kopf führte, daß der Helm zersprengt wurde. Indem sich nun der König gegen den auf ihn Eindringenden wandte, erhob der lydische Satrap den Arm, um Jenen von hinten zu Boden zu schlagen. Aber in diesem Augenblicke eilte Klitos herbei und stieß den Satrapen nieder, während Alexander den Schwiegersohn des Dareios erlegte.

Die Schlacht war gewonnen. Alexander versäumte nichts, um Diejenigen zu belohnen, denen er diesen ersten glänzenden Erfolg im feindlichen Lande zu verdanken hatte. Nachdem er dadurch den Muth seines Heeres noch mehr gehoben, als es das Entsetzen gethan, mit welchem die Feinde nach allen Seiten hin geflohen waren, setzte der König seinen Siegeszug fort, überzeugt, daß ihm bei der Eroberung Kleinasiens nur geringe Hindernisse entgegentreten würden. Wirklich ergaben sich ihm die meisten kleinasiatischen Küstenstädte, unter anderen auch Sardes, ohne allen Widerstand. Alexander belohnte diese Bereitwilligkeit dadurch, daß er ihnen viele Beweise von Milde und Großmuth gab. Weil die aristokratische Partei der ionisch-griechischen Städte es mit den Persern gehalten hatte, stellte er in denselben überall die demokratische Verfassung wieder her.

So hatte sich denn Alexander noch vor Ablauf des Jahres 334 v. Chr. ohne große Opfer an Menschen in den Besitz der ganzen Küstenländer gebracht. Nur Miletos, wo die aristokratische Partei zu mächtig war, ergab sich erst nach heftiger Gegenwehr, und außerdem widerstand Halikarnassos, die neue Residenz des Memnon, welcher gleich nach der Schlacht am Granikos von Dareios zum Satrapen Vorderasiens und zum Oberbefehlshaber der persischen Seemacht ernannt worden war. Als Memnon sich außer Stande sah, Halikarnassos länger zu vertheidigen, und die Stadt sich den Makedoniern ergeben mußte, da sammelte er die persische Flotte um sich und eilte nach den lesbischen Inseln, um den Makedoniern alle Verbindung mit Europa abzuschneiden und die Griechen zu einem Aufstande gegen Alexander zu bewegen. Dieser treffliche Plan, welcher Memnon als Alexander's gefährlichsten Feind erscheinen läßt, wurde wahrscheinlich auch Alexander verderblich geworden sein, wenn das Schicksal ihn nicht vereitelt hätte. Schon war Chios eingenommen, und schon belagerte Memnon Mitylene, als der Tod ihn ereilte und mit dem Erfinder auch die Ausführung des Plans vernichtete.

Die Erfolge, welche Alexander errungen, waren so bedeutend, daß er seinen Makedoniern eine erquickende Winterruhe gönnen konnte; ja er gestattete sogar den neuverheiratheten Soldaten seines Heeres nach Hause zurückzukehren, um die Rastzeit daheim zu verleben. Während er sich dadurch die Liebe seines Heeres in noch höherem Maße erwarb als er sie ohnehin schon besaß, wäre er in jener Zeit beinahe das Opfer eines schändlichen Verrathes geworden, den ein Undankbarer gegen ihn auszuführen gedachte. Der Hauptmann der thessalischen Reiterei, Alexander Lynkestes, jener schon genannte, von ihm begnadigte Verschwörer gegen Philipp's Leben, hatte sich mit Persien in hochverrätherische Unterhandlungen eingelassen, bei welchen ihm 1000 Talente und das Königreich Makedonien angeboten worden waren, wenn er Alexander aus dem Wege räumen wolle. Der falsche Mann hatte das Erbieten angenommen; aber das beabsichtigte Verbrechen wurde durch den alten würdigen Parmenion entdeckt, und der Verräther büßte dasselbe in ewiger Gefangenschaft.

Mit dem Eintritte des Frühjahrs setzte Alexander seinen Zug ohne besondere Hindernisse und Unfälle fort. Er durchzog von Halikarnassos aus den südlichen Küstenstrich Kleinasiens, um diese Ufer der persischen Flotte unzugänglich zu machen, und wandte sich alsdann nach Gordion, wo er mit Parmenion zusammentraf, der inzwischen ganz Phrygien durchzogen und der makedonischen Herrschaft unterworfen hatte.

Alexander kannte die Sage, welche sich an den Gordischen Knoten knüpfte, und welche Demjenigen, der im Stande sei, den Knoten zu lösen, die Herrschaft über Asien zusprach. Da es nun in seiner Politik lag, den Glauben zu verbreiten, als sei er von den Göttern zur Herrschaft über ganz Asien auserkoren, so begab er sich in den Tempel, wo der Wagen des Gordios mit dem unauflöslichen Knoten stand. Die gewöhnliche Ueberlieferung erzählt nun, Alexander habe die Unmöglichkeit erkannt, den Knoten auf gewöhnlichem Wege zu lösen, und nun, um dennoch den Schicksalspruch für sich zu benutzen, den Knoten mit dem Schwerte durchgehauen. Nach anderen, vielleicht glaubwürdigeren Nachrichten aber soll Alexander den Knoten auf weniger gewaltsame Weise gelöst haben. Indem er nämlich fand, daß der aus Baumbast, von der Rinde der Corneliuskirsche, gewundene Knoten um den Spannnagel der Deichsel geschlungen war, trieb er den Spannnagel, wahrscheinlich mit dem Griff seines Schwertes, heraus, so daß sich der Knoten alsdann leicht abstreifen ließ.

Von Phrygien aus drang nun Alexander an der Spitze seines vereinten Heeres durch Paphlagonien gegen Kilikien vor, durchbrach glücklich die dortigen Bergschluchten und stand plötzlich vor Tarsos, noch ehe der daraus flüchtende persische Feldherr den Plan, die Stadt zu zerstören, ausführen konnte. Sie wurde von Alexander eingenommen und dadurch aus der ihr drohenden Gefahr gerettet.

Hier in Tarsos wurde die Siegesbahn des jungen Königs durch eine gefährliche Krankheit unterbrochen, welche er sich entweder durch die bisherigen Anstrengungen oder noch wahrscheinlicher durch ein unvorsichtiges Bad in dem sehr kalten Gebirgsflusse Kydnos, von welchem die Stadt durchströmt wird, zugezogen hatte. Die Aerzte waren muth- und rathlos, bis sich endlich einer derselben, Philippos aus Akarnanien, entschloß, ein zwar nicht ungefährliches, aber auch entscheidendes Mittel anzuwenden.

Ein schöner Zug von der edeln Denkungsweise Alexander's ist uns bei dieser Gelegenheit aufbewahrt geblieben. Der König lag auf seinem Bette, von beständiger Unruhe und Schlaflosigkeit gequält. Der Arzt Philippos hatte erklärt, daß der Trank, welchen er ihm geben wolle, zwar gefährlich werden könne, aber im andern Falle auch eine schnelle Genesung zur Folge haben werde. Alexander hatte sich entschlossen, den Trank zu nehmen, und erwartete nun sehnlichst die Zurückkunft des Arztes mit seinem Heilmittel. Da trat ein Eilbote zu ihm herein, von Parmenion aus dem Lager mit einem Briefe gesendet. Der Brief enthielt folgende Worte: „Traue dem Arzt Philippos nicht. Dareios hat ihn bestochen, nicht nur mit vielem Gelde, sondern auch durch das Versprechen, ihm eine seiner Töchter zur Ehe zu geben."

Obgleich Alexander durch den Verrath des Lynkestes bereits wußte, daß Persien wol fähig sei, ihn auch mit den Waffen des Meuchelmordes zu bekämpfen, so hielt sein edler Sinn es doch für unmöglich, daß sein Arzt sich zu einem solchen Bubenstück hergebe. Er legte daher den Brief ruhig unter sein Kopfkissen und erwartete das Eintreten des Philippos. Dieser erschien endlich mit dem versprochenen Trank. Alexander ergriff die Schale, indem er dem Arzte dagegen den Brief einhändigte; und während dieser nun las, trank er die Schale leer, ohne die geringste Besorgniß zu verrathen. Philippos, empört über eine so schändliche Verläumdung, betheuerte seine Treue; doch Alexander entgegnete, er habe ja bereits durch das Leeren der Schale bewiesen, wie sehr er überzeugt sei, sein Vertrauen keinem Verräther geschenkt zu haben.

Alexander genas. Kaum fühlte er sich wieder kräftig genug, seinen Bukephalos zu besteigen, so sah man ihn auch schon an der Spitze seines Heeres, mit welchem er von Tarsos aufbrach, um in Syrien einzudringen.

Unterdeß hatte Dareios alle Kräfte seines Reiches aufgeboten, um dem siegreichen Vordringen Alexander's Schranken zu setzen. Ein Heer von 600,000 Mann, darunter 30,000 schwerbewaffnete griechische Söldner und eine gleiche Anzahl wohlgeübter Reiter, war nach der Meinung des persischen Königs hinreichend, um den makedonischen Helden in seine heimatlichen Wälder wieder zurückzutreiben. Vielleicht hätte sich auch Alexander's Kriegsglück an diesen Massen gebrochen, wenn Dareios nicht so unklug gewesen wäre, seine vortheilhafte Stellung in den syrischen Ebenen aufzugeben und nach den gebirgigen Gegenden Kilikiens sich zu wenden. Alexander war über diese Unklugheit seines Feindes, von welcher er erst Kunde erhielt, als er in den syrischen Ebenen vergebens nach dem persischen Heere spähte, nicht wenig erstaunt. Der Unmuth, zum Angriff desselben wieder nach Kilikien umkehren zu müssen, wurde ihm aber durch die Ueberzeugung gemildert, daß er in jenen Gegenden mit seinem kleinen Heere die Vortheile des Terrains für sich haben werde. So führte er denn in der Nacht seine Truppen auf demselben Wege zurück, auf welchem er nach Syrien gekommen war.

Bei Issos stand er dem Feinde endlich gegenüber, und es kam (333 v. Chr.) zu einer entscheidenden Schlacht. Was Dareios nicht vorbedacht hatte, was aber dem kriegsgeübteren Alexander nicht entgangen war, das zeigte sich jetzt zum größten Nachtheile des Perserkönigs. Dareios konnte nämlich seine Massen in dem gebirgigen Terrain nicht entfalten, und was den Persern schon bei Thermopylä und bei Salamis zum Verderben gereicht, das beschleunigte auch ihre Niederlage bei Issos. Alexander befehligte den rechten Flügel seines Heeres, welcher dem von Dareios angeführten linken der Perser gegenüber stand.

Ein nicht sehr großer Fluß, der Pinaros, trennte die beiden Heere. Alexander überschritt den Fluß, um außer seinen übrigen Vortheilen auch den des Angriffs zu gewinnen. Das Gefecht wurde hitzig und blutig. In dem Augenblicke, als endlich der linke Flügel der Perser durchbrochen war, ergriff Dareios, von Alexander persönlich bedrängt, die Flucht, welche ihm nach einem heißen Kampfe und Zurücklassung seines ganzen Feldgeräthes gelang.

Alexander hatte nämlich während des Kampfes überall nach Dareios gespäht, um ihn womöglich persönlich in seine Gewalt zu bekommen. Endlich erblickte er ihn auf seinem Wagen und stürmte mit der Schnelle des Blitzes und dem Eifer eines Jägers, der ein lang gesuchtes Wild entdeckt, auf ihn los. Doch der Bruder des Dareios warf sich ihm mit einer Reiterschar entgegen. Ein hitziges Gefecht begann; Alexander selbst wurde am Schenkel verwundet, und um den Wagen des Dareios thürmte sich ein Wall von Leichen. Endlich wurden die Pferde an dem Wagen scheu; Dareios selbst mußte die Zügel ergreifen; allein es gelang ihm nicht, den Wagen aus dem Gewirr des Gefechts zu bringen. Um der Gefangenschaft zu entgehen, mußte er denselben mit großer Gefahr verlassen und einen andern besteigen. Aber auch diesen mußte er nebst seinem Bogen und Mantel im Stich lassen, um zu Pferde zu entfliehen.

Noch wüthete der Kampf auf dem persischen rechten Flügel, wo die Reiterei, und im Mitteltreffen, wo die griechischen Söldner kämpften. Als das Heer aber die Entweichung seines Königs erfuhr, da hielt es alle weiteren Anstrengungen für nutzlos und löste sich in eine wilde Flucht, auf welcher es von Parmenion verfolgt wurde, bis derselbe endlich in dem erstürmten Damaskus Halt machte. — Die Schlacht bei Issos hatte den Makedoniern nicht nur neuen Ruhm gebracht und die natürlichen Folgen eines bedeutenden Sieges gesichert, sondern sie auch in den Besitz einer unermeßlichen Beute gesetzt. Alexander war auch diesmal gerecht genug, den größten Theil der erbeuteten Schätze Denen zu überlassen, die ihm den Sieg und mit demselben die Beute erkämpft hatten.

Außer 100,000 Mann an Todten und Verwundeten, welche die Perser auf dem Kampfplatze zurücklassen mußten, während der Verlust der Makedonier auf noch nicht 1000 angegeben wird, war auch das ganze Hofkriegslager des Dareios mit einer Summe von 1000 Talenten in die Hände der Sieger gefallen. In dem Zelte des Perserkönigs fanden sich noch eine Menge Schätze, die man in der Eile hatte zurücklassen müssen. Alexander nahm das Zelt selbst für sich in Anspruch und rief, als er es nach der Schlacht betreten, freudig aus: „Nun wollen wir uns in dem Bade des Königs reinigen und erfrischen". Nachdem dies geschehen war, nahm er das für Dareios bestimmte glänzende Mahl ein und brachte die Nacht in dem Schlafgemache desselben zu. Sehr vergnügt über all die vorgefundenen ungewohnten Bequemlichkeiten rief er scherzend aus: „Das heißt einmal recht wie ein Fürst leben!" Aber sein Vergnügen wurde plötzlich von wehklagenden Weiberstimmen unterbrochen, die sich in einem Nebenzelte hören ließen. Auf sein Befragen erklärte man ihm, es befände sich in jenem Gemache die Familie des Dareios: seine Mutter Sisygambis, seine Gattin und deren Tochter und Sohn. Ein Verschnittener, der ihnen diene, habe ihnen erzählt, daß er den Mantel des Perserkönigs in den Händen eines Makedoniers gesehen, woraus die Weiber geschlossen, daß Dareios todt sei; daher ihr Wehklagen. Alexander sandte sogleich zu den Frauen, um sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß Dareios nicht nur lebe, sondern auch glücklich entflohen sei.

Am andern Morgen begab er sich in Begleitung seines Busenfreundes Hephästion in das Zelt der Frauen, um ihnen einen tröstenden Besuch zu machen. Die Königin, welche nicht wußte, welcher von den beiden Männern der Makedonierkönig sei, ging, von Hephästion's stolzerer Haltung geleitet, auf diesen zu und warf sich vor ihm auf die Knie. Als dieser nun eine abwehrende Bewegung machte, und die Königin wegen ihres Irrthums beschämt aufblickte, sagte Alexander: „Nicht doch, es hat kein Versehen stattgefunden, denn auch dieser ist ein Alexander."

Der kleine sechsjährige Sohn des Dareios gefiel dem Könige so außerordentlich, daß er ihn zu sich rief und einige Fragen an ihn richtete. Der Knabe zeigte nicht die mindeste Furcht und benahm sich so dreist, daß Alexander zu seinem Freunde sagte: „Das edle Gesicht dieses Knaben und sein Wesen verkünden einen hohen Geist.“



Die Frauen des Dareios vor Alexander. Nach Lebrun.

Indem der König versprach, daß er für Sohn und Tochter wie ihr eigener Vater sorgen wolle, gab er den Frauen auch noch die Versicherung, sie stets mit allen ihrem Range schuldigen Rücksichten zu behandeln. Und er hat sein Wort gehalten.

Nachdem Alexander für die Bedürfnisse seines Heeres, für Beerdigung der Todten und die Pflege der Verwundeten Sorge getragen, beschloß er seinen Zug durch Syrien fortzusetzen, um bis zum Herzen des Persischen Reiches zu gelangen und dessen Untergang verkünden zu können.

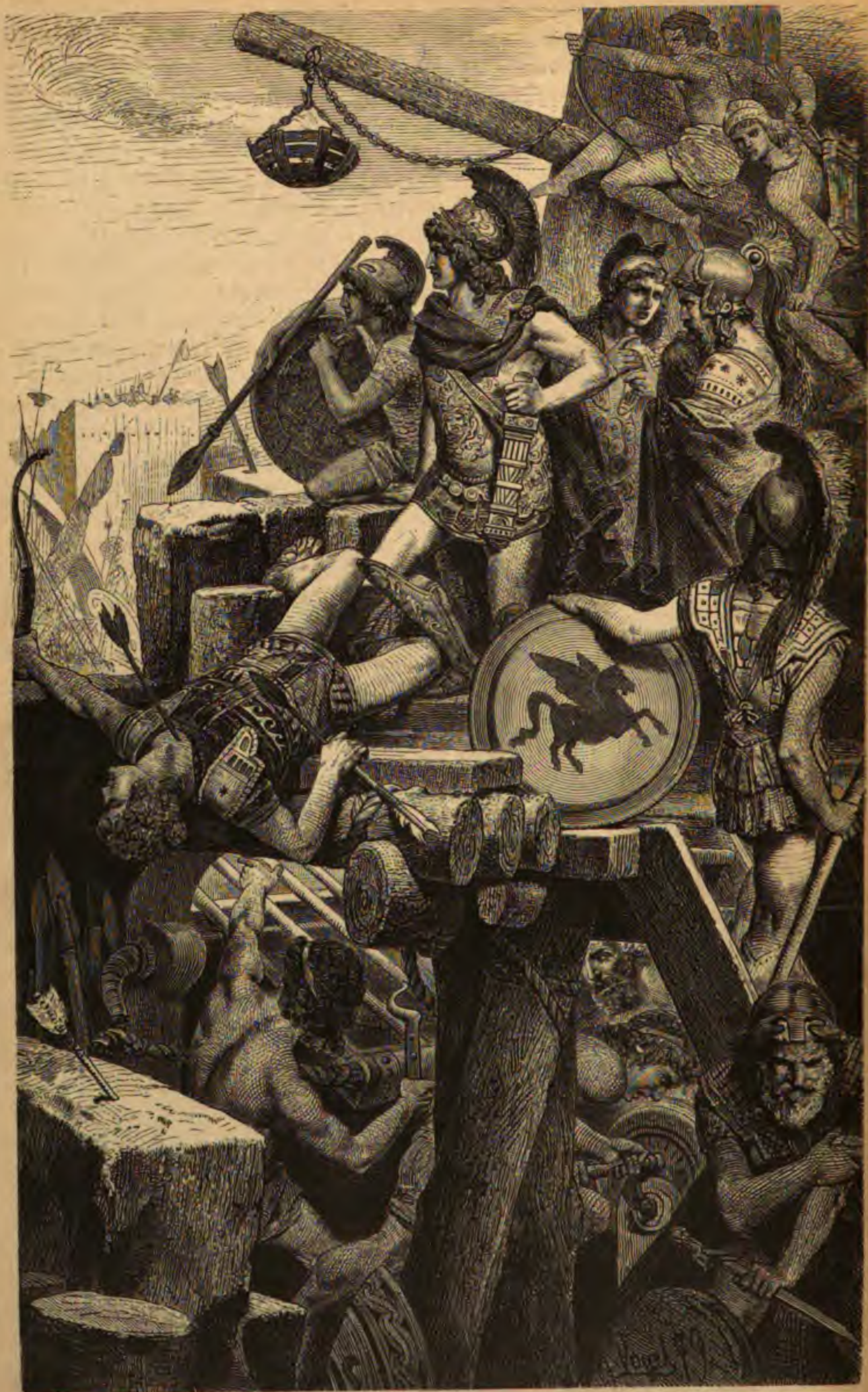
Dareios, welcher nach Babylonien geflohen, war besorgt wegen seiner Familie (Mutter, Gattin, Tochter und Sohn), die bei Issos in die Gefangenschaft Alexander's

gerathen war. Deshalb schrieb er diesem einen Brief, worin er ihm nach vielen Vorwürfen über den ohne alle Veranlassung begonnenen Krieg seine Freundschaft anbot und zuletzt um Auslieferung der persischen Königsfamilie bat. Verletzt durch die Vorwürfe, welche ein Besiegter ihm, dem Sieger, zu machen wagte, ließ Alexander die Stimme seines Edelmuths schweigen und folgte nur den Eingebungen des Stolzes. In seiner Antwort an Dareios erklärte Alexander: Der Makedonierkönig sei nicht allein Philippos' Sohn, als welcher er die Beleidigungen zu rächen habe, die Persien ihm dadurch zugefügt, daß es oft seine Feinde unterstützt, sondern er sei auch Oberfeldherr der Griechen und habe als solcher die alte Fehde zwischen Persien und Griechenland auszufechten. Dadurch sei der Krieg hinlänglich gerechtfertigt. Uebrigens habe Dareios den Alexander hinfort als den König von Asien und seinen Gebieter zu betrachten, der ihm aufgebe, persönlich zu erscheinen, um seine Familie zu holen.

Bevor sich Alexander nach dem Innern des Persischen Reiches wandte, traf er schon in Damaskus Vorbereitungen, sich vor allen Dingen der syrischen Küstenländer zu bemächtigen. Sein Feldherrnblick erkannte es als das Zweckmäßigste, sich zuerst der Seeküsten und der Inseln, namentlich Kypros, zu versichern, theils um die persische Seemacht aufzulösen, welche die Peloponnesier noch immer zu Hoffnungen für das Gelingen ihrer Befreiungspläne berechtigte, theils um den Seeweg nach Makedonien in seine Gewalt zu bringen. Deshalb brach Alexander von Damaskus aus zunächst nach Phönikien auf, um sich dieses wichtigen Küstenlandes zu bemächtigen. Die kleineren Staaten desselben, welche sich mehr für ihren Handel als für die persische Regierung interessirten, und welchen es natürlich sehr gleichgiltig war, ob ihr Gebieter Alexander oder Dareios hieß, ergaben sich ohne Widerstand. Sidon öffnete willig seine Thore.

Der König von Sidon, ein eifriger Freund des Dareios, hatte sich nach der Besetzung der Stadt geflüchtet. Der Thron stand also leer, und Alexander erlaubte seinem Freunde Hephästion, denselben zu vergeben, an wen er wolle. Die Wahl desselben fiel auf zwei Brüder, bei denen er seine Wohnung genommen, und die er wegen ihrer Höflichkeit und Freundlichkeit lieb gewonnen. Allein die Erwählten schlugen die Krone aus, indem sie erklärten, daß die Landesgesetze nur denen die Thronbesteigung gestatteten, welche von der königlichen Familie abstammten. Lächelnd über diese thörichte Befangenheit, verlangte Hephästion die Angabe eines solchen Abkömmlinges, und die beiden Brüder nannten ihm einen armen Mann, welcher in der Vorstadt von dem Ertrage eines kleinen Küchengartens lebte. Der Gärtner wurde nun aufgesucht, mit dem königlichen Schmucke bekleidet und vor Alexander geführt. Dieser betrachtete ihn lange und sagte alsdann zu seiner Umgebung, welche diese sonderbare Königswahl mißbilligte: „Seine Person macht seiner Geburt durchaus keine Schande, und ich möchte wol wissen, wie er seine Armuth ertragen hat". Der neue König, welcher diese Worte hörte, antwortete: „Wollten die Götter, ich verstünde es, mein Glück eben so zu tragen, wie ich meine Armuth getragen habe. Diese Hände haben mich ernährt, und da ich nicht mehr brauchte, als ich besaß, so hat mir auch nichts gefehlt". Diese Antwort gefiel Alexander so ungemein, daß er den erwählten König nicht allein in seiner Würde bestätigte, sondern ihm auch noch ein Stück Land dazu verlieh.

Die mächtigste der phönikischen Städte, Tyros, weigerte sich, dem makedonischen Heere die Thore zu öffnen, nicht sowol aus Anhänglichkeit an Persien, als aus Freiheitsgefühl, da es nicht hoffen konnte, unter dem Scepter des kräftigen Alexander seine Unabhängigkeit in demselben Maße zu behaupten, wie es bisher unter der blos formellen Oberhoheit des schwachen Dareios möglich gewesen war. Alexander, welcher als Zögling des Aristoteles und als Anhänger von dessen Philosophie in allen den verschiedenen Religionen nichts als leeres Formenwesen sehen konnte, hatte bei seinen Kriegszügen die Politik befolgt, der Religionsübung der verschiedenen Völker nichts in den Weg zu legen, gemäß täglicher Erfahrung das leichteste Mittel, sich die Herzen der blinden Massen zu gewinnen.



Illustrirte Weltgeschichte. II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Alexander der Grosse vor Tyros.

Auch vor Tyros versuchte er diese kluge Politik, indem er den Eintritt in die Stadt unter dem Vorwande begehrte, dem Melkart opfern zu wollen. Doch die Tyrier durchschauten die List; sie setzten ihre Stadt in Vertheidigungszustand, und nachdem sich die Bewohner der Altstadt nach der Inselstadt begeben, wurden sämmtliche Weiber und Kinder nach Karthago geschafft. So blieb denn für Alexander durchaus nichts weiter übrig, als Tyros förmlich zu belagern.

Während dieser Belagerung empfing der König einen zweiten Brief von Dareios, worin dieser den Sieger abermals um Auslieferung seiner gefangenen Familie und zugleich um Gewährung eines Friedens ersuchte. Für seine Familie bot Dareios ein Lösegeld, welches Einige auf 1000, Andere auf 3000, die Nachrichten des glaubwürdigsten Geschichtschreibers sogar auf 10,000 Talente Silber angeben. Für die Gewährung des Friedens wollte er Asien bis zum Euphrat abtreten. Als Alexander den Brief las, befand sich der alte Parmenion bei ihm. Dieser sagte, nachdem er die Anerbietungen des Dareios gehört: „Ich thäte es, wenn ich Alexander wäre". „Ich auch, wenn ich Parmenion wäre", gab dieser zur Antwort. Der Sinn dieser feinen Antwort liegt am Tage: Wäre Alexander so alt gewesen, wie Parmenion, so hätte er sich mit den errungenen Lorbern begnügen mögen, um darauf ausruhen zu können.

Alle Kriegskunst Alexander's scheiterte an den festen Mauern von Tyros und dem hartnäckigen Muthe seiner Vertheidiger. Sieben Monate lang mußte das makedonische Heer die Mühseligkeiten einer Belagerung ertragen, und die Erbitterung der makedonischen Krieger gegen die Tyrier erreichte den höchsten Gipfel, als diese einige makedonische Gefangene zum Hohn für die Belagerer über die Mauer gehängt, vor den Augen ihrer Landsleute getödtet und ins Meer geworfen hatten. Jetzt erst erkannte Alexander, daß er die Stadt von der Seeseite angreifen müsse, wenn er sie jemals in seinen Besitz bringen wollte. Sogleich wurden die Schiffe der übrigen phönikischen Staaten aufgeboten und vor Tyros geführt. Dieser Uebermacht zu widerstehen war unmöglich; von der Land- und Seeseite zugleich bestürmt, konnte sich Tyros nicht länger halten; es wurde mit Sturm genommen und mußte seine Hartnäckigkeit theuer bezahlen; denn 8000 Tyrier wurden getödtet und 30,000 als Sklaven verkauft. Die karthagischen Priester, welche — wie dies alljährlich geschah — nach Tyros gekommen waren, um dem Melkart, dem tyrischen Herakles, zu opfern, wurden zugelassen und verschont und eben so alle Bewohner, welche sich in den Tempel dieses Gottes geflüchtet hatten, denn Alexander wußte, was er durch diese Schonung gewann. Um die Vortheile dieser seiner toleranten Politik in Religionsfragen noch zu vergrößern, brachte er selbst der tyrischen Nationalgottheit ein feierliches Opfer, versäumte aber auch nicht, für den Wiederaufbau und die Wiederbevölkerung der verödeten Stadt Sorge zu tragen.

Von Tyros richtete Alexander seinen Zug nach Aegypten, wo schnelle Unterwerfung um so eher vorauszusehen war, da dies Land die persische Oberhoheit schon oft abzuwerfen versucht hatte. Zunächst galt es jedoch, die Juden zu züchtigen; sie hatten dem makedonischen Heere während der Belagerung von Tyros trotz aller Aufforderungen Alexander's keine Lebensmittel geliefert, indem sie sich auf die Pflicht der Treue beriefen, welche sie als persische Unterthanen dem Dareios schuldeten. Offenbar waren sie dabei im Rechte; desto mehr wurden sie aber jetzt vom Schrecken ergriffen, als Alexander heranzog, um sie für ihre Weigerung zu züchtigen. Weit entfernt, ihre Anhänglichkeit für Persien mit dem Schwerte in der Hand zu bekräftigen, zogen sie vielmehr demüthig in weißen Kleidern, den Hohenpriester an ihrer Spitze, dem Sieger entgegen, als er sich Jerusalem näherte. Es galt den heidnischen Helden zu versöhnen. Alexander dachte auch schon nicht mehr daran, das feige Volk zu demüthigen. Vielmehr verschmähte er auch hier seine alte Politik nicht und fiel beim Herannahen des Zuges zum Erstaunen des ganzen Volkes vor dem Hohenpriester in Anbetung nieder.

Auf dem Wege nach der Landenge von Suez sah Alexander sich plötzlich aufgehalten durch den Widerstand der syrischen Stadt Gaza, welche von einem Verschnittenen, Namens Batis, mit arabischen Soldtruppen so wacker vertheidigt wurde, daß Alexander erst nach zwei Monaten, und nachdem er zuvor die Mauern durch Unterminiren gestürzt hatte, im Stande war, die Stadt zu stürmen. Desto leichter gelang nun die Eroberung Aegyptens, wo der persische Satrap Megazes durch die den Persern feindselige Stimmung der Aegypter verhindert wurde, kräftige Vertheidigungsanstalten zu treffen. Dazu war Alexander's Politik sehr geeignet, die religiös fanatischen Aegypter und besonders die mächtige Priesterkaste für ihn einzunehmen; denn kaum war er in das offene Land eingerückt, so eilte er nach Memphis, um den ägyptischen Göttern und ganz besonders dem Apis durch prächtige Opfer seine Verehrung zu bezeigen. Die Perser unter Artaxerxes Ochos hatten die Götter Aegyptens verhöhnt, den Apis getödtet und die Heiligthümer geschändet, also sich auf das Tiefste verhaßt gemacht, trotzdem daß der milde Dareios nicht unbeliebt war. Alexander's kluges Verfahren trug ihm daher goldene Früchte und gewann ihm mehr, als er durch die Waffen seiner Makedonier jemals hätte gewinnen können. Die Liebe, welche er sich bei den Eingebornen erworben hatte, erhöhte er noch durch prachtvolle öffentliche Spiele, wobei er sich der Mitwirkung der berühmtesten griechischen Künstler bediente.

So kam denn die wichtigste Provinz des Persischen Reiches ohne Blutvergießen in die Gewalt Alexander's. Um sie sich für immer zu erhalten, ließ er alle Einrichtungen des Landes bestehen und besetzte die öffentlichen Aemter nur mit Eingebornen. Die festen Plätze dagegen versah er mit Besatzungen aus den Truppen seines Heeres und gab ihnen Befehlshaber, auf die er sich unbedingt verlassen konnte. Endlich, um sich in dem schönen Lande ein bleibendes Denkmal zu setzen, gründete er eine neue Stadt, welche er nach seinem Namen Alexandria nannte und die infolge ihrer vortheilhaften Lage bald die bedeutendste Handelsstadt des Orients wurde.

Da der Eroberer sein Schwert einige Zeit ruhen lassen durfte, machte er von Aegypten aus eine friedliche Reise nach Ammonium in der Libyschen Wüste, um das berühmte Orakel des Jupiter Ammon zu besuchen. Ueber den Zweck dieses Besuches sind vielerlei sehr widersprechende Nachrichten oder Deutungen vorhanden. Man hat gesagt, Alexander habe den Zug aus Stolz und Eitelkeit unternommen, um sich — was denn auch geschehen sei — von den dortigen Priestern für einen Halbgott erklären zu lassen, und dadurch den Völkern der Welt aus Priestermund bestätigen zu lassen, er sei von den Göttern zum Weltherrscher auserlesen. Andere erklären sich dafür, daß er das Orakel über sein Schicksal habe befragen wollen, die ihm gewordene Antwort aber geheim gehalten habe. Das Letztere ist das Wahrscheinlichste, wenn auch Alexander dem ersteren Gerüchte, das ihn zu einem Sohn des ammonischen Zeus, also einem Halbgotte, machte, nicht geradezu widersprach, weil ihn dasselbe bei der Unterwerfung der Welt, die sich sein Ehrgeiz als Ziel gesteckt, fast noch mehr unterstützte, als die Waffen seiner Makedonier.

Freilich erzählte man aber auch, daß Alexander jenes Gerücht, wenn es von seiner Umgebung benutzt wurde, um ihm zu schmeicheln, zurückgewiesen, indem er als Verwundeter einmal zu seinen Freunden die Worte gesprochen habe: „Dies wenigstens, ihr Freunde, ist Blut, und nicht

Ichor, wie er den Wunden der seligen Götter entfließet.

Endlich 331 v. Chr. brach Alexander auf, um den letzten Schlag gegen das Persische Reich zu führen. Seine Macht hatte sich durch die bisherigen Eroberungen und namentlich durch die in Phönikien gewonnene Flotte bedeutend vermehrt. Nachdem er also alle seine Truppen bei Tyros versammelt hatte, drang er unaufgehalten gegen den Euphrat vor, wurde dort an der Ueberschreitung dieses Flusses nicht gehindert, und rückte so gegen den Tigris, an dessen jenseitigem Ufer Dareios mit einem großen Heere stand, um ihm das

Eindringen nach Persien streitig zu machen. Da der Tigris damals gerade sehr reißend war, so fand es Alexander nicht gerathen, diesen Strom im Angesichte eines großen feindlichen Heeres zu überschreiten. Deshalb wandte er sich nordwärts und zog mit großer Eile durch Mesopotamien, um hier den Uebergang über den Fluß zu bewerkstelligen. Es gelang vollkommen und die Makedonier rückten nun dem Heere des Dareios entgegen.

Als Alexander jenseit des Euphrat stand, erfolgte der Tod der Stateira, der Gattin des Dareios; Alexander ließ sie mit festlichem Pomp beerdigen, um auch nach ihrem Tode die Ehrfurcht zu beweisen, mit welcher er die Gefangene stets behandelt hatte. Dareios wurde von diesen Beweisen des Edelmuths so gerührt, daß er zu dem Lichtgotte betete: wenn der Untergang seines Reiches beschlossen sei, möge kein Anderer als der edle Alexander den Thron des Kyros besteigen.

Schlacht bei Gaugamela. Im Jahre 331 v. Chr. kam es zur Schlacht, in welcher namentlich durch Alexander's Feldherrntalent sein nur 50,000 Mann starkes Heer über eine Kriegsmacht Sieger wurde, welche sich auf 800,000 Mann belaufen haben soll.

Die dem Dorfe Gaugamela zunächst gelegene Stadt hieß Arbela, daher die Schlacht auch oft nach dem letztern Orte benannt wird. Am Tage vor der Schlacht rieth Parmenion dem Könige zu einem nächtlichen Ueberfalle, weil sein Heer gegen das persische gar zu klein sei, um den stark gerüsteten Feind am Tage mit Erfolg angreifen zu können. Alexander verwarf den Vorschlag und sagte: „Es gebührt dem Alexander nicht, sich einen Sieg zu stehlen". Indessen schienen die Perser einen solchen Ueberfall erwartet zu haben, denn sie blieben die ganze Nacht unter Waffen, wodurch sie schon bedeutend geschwächt wurden, während die Makedonier sich durch eine ungestörte Nachtruhe stärken konnten. Alexander selbst schlief am Morgen der Schlacht so fest, daß Parmenion ihn wecken mußte. „Herr", rief er dabei aus, „du schläfst ja, als ob wir schon gesiegt hätten". „Nun", entgegnete Alexander, „haben wir denn nicht schon gesiegt, indem wir den Feind endlich vor uns haben, und nicht mehr genöthigt sind, durch Wüsten zu ziehen, um ihn aufzusuchen?"

Hierauf ordnete Alexander die Schlacht und traf für alle Fälle die besten Vorkehrungen. Eine Hauptwaffe der Perser bestand in ihren Sichelwagen, die bei ihrem Eindringen in den Feind große Verwirrung anrichten konnten. Um diese Waffe unschädlich zu machen, hatte Alexander seinen Soldaten befohlen, beim Heranfahren derselben mit ihren Speeren gegen ihre Schilde zu schlagen, um die Pferde dadurch scheu zu machen. Im Fall dies Mittel ohne Erfolg bliebe, sollten sie die Glieder öffnen und die Wagen ungehindert hindurch lassen. Allein jenes Mittel bewährte sich vollkommen: die Pferde wurden scheu und viele kehrten sogar um, so daß die Wagen große Verwirrung und Verwüstung im persischen Heere anrichteten.

Seine Schlachthaufen hatte Alexander in zwei Treffen aufgestellt. Das zweite Treffen diente theils als Reserve, theils als Rückhalt, im Fall der Feind das kleine Heer umgehen und ihm in den Rücken kommen sollte. Deshalb war es so aufgestellt worden, daß es sich jeden Augenblick umkehren und den von hinten Angreifenden die Speere entgegen halten konnte.

Aber trotz aller dieser Vorkehrungen konnten die Makedonier Anfangs keinen Vortheil erringen. Ja eine feindliche Reiterschar brach sogar in das makedonische Lager ein, befreite eine Menge der dort befindlichen Gefangenen, wodurch sie ihre Macht verstärkte, und zog alsdann mit Beute beladen wieder ab, als die Reserve heranrückte. Während dieser Gefahr für das Lager hatte Parmenion zu Alexander gesandt mit der Bitte, dem Lager zu Hülfe zu kommen. Dieser aber, unwillig, in seinem Angriff gestört zu werden, rief aus: „Parmenion ist wol nicht recht gescheit! Siege ich, so bekomme ich das Feldgeräth des Feindes und das unsrige dazu; gebe ich aber meine jetzt errungenen Vortheile auf, so werden wir bald nur um unser Leben zu kämpfen haben".

Wirklich hatte Alexander auf seinem rechten Flügel gegen den feindlichen linken bedeutende Vortheile errungen. Doch mußte er dieselben aufgeben, als er die Nachricht

erhielt, daß Parmenion's linker Flügel, vom Feinde gedrängt, in die äußerste Gefahr gerieth. Er kam daher diesem Flügel schnell zu Hülfe. Wie bei Issos, so spähte er auch hier nach Dareios, überzeugt, daß dessen Tod, wie dort sein Entweichen, für die Perser das Signal zur Flucht sein würde. Als er den Perserkönig entdeckte, sprengte er mit dem Kern seiner Reiterei gegen ihn heran. Dareios schleuderte ihm seine Speere entgegen, während Alexander seinen Wurfspieß auf des Königs Wagen warf. Zwar hatte er nur den Wagenlenker getroffen, aber dennoch erhob sich im persischen Heere ein wildes Geschrei, der König sei gefallen. Die Verwirrung stieg und löste sich endlich in wilde Flucht auf, in welche Dareios hinein gerissen wurde. Staubwolken umhüllten den fliehenden König und brachten ihn seinem Feinde aus dem Gesicht. Die Schlacht war für Alexander gewonnen.

Je größer das feindliche Heer gewesen, desto entschiedener wurde seine Niederlage und desto vollständiger war der Sieg, den Niemand besser zu nützen verstand als Alexander. Die leichte Einnahme der drei wichtigsten Städte des Persischen Reiches, Babylon, Susa und Persepolis, waren die Frucht des Sieges bei Gaugamela.

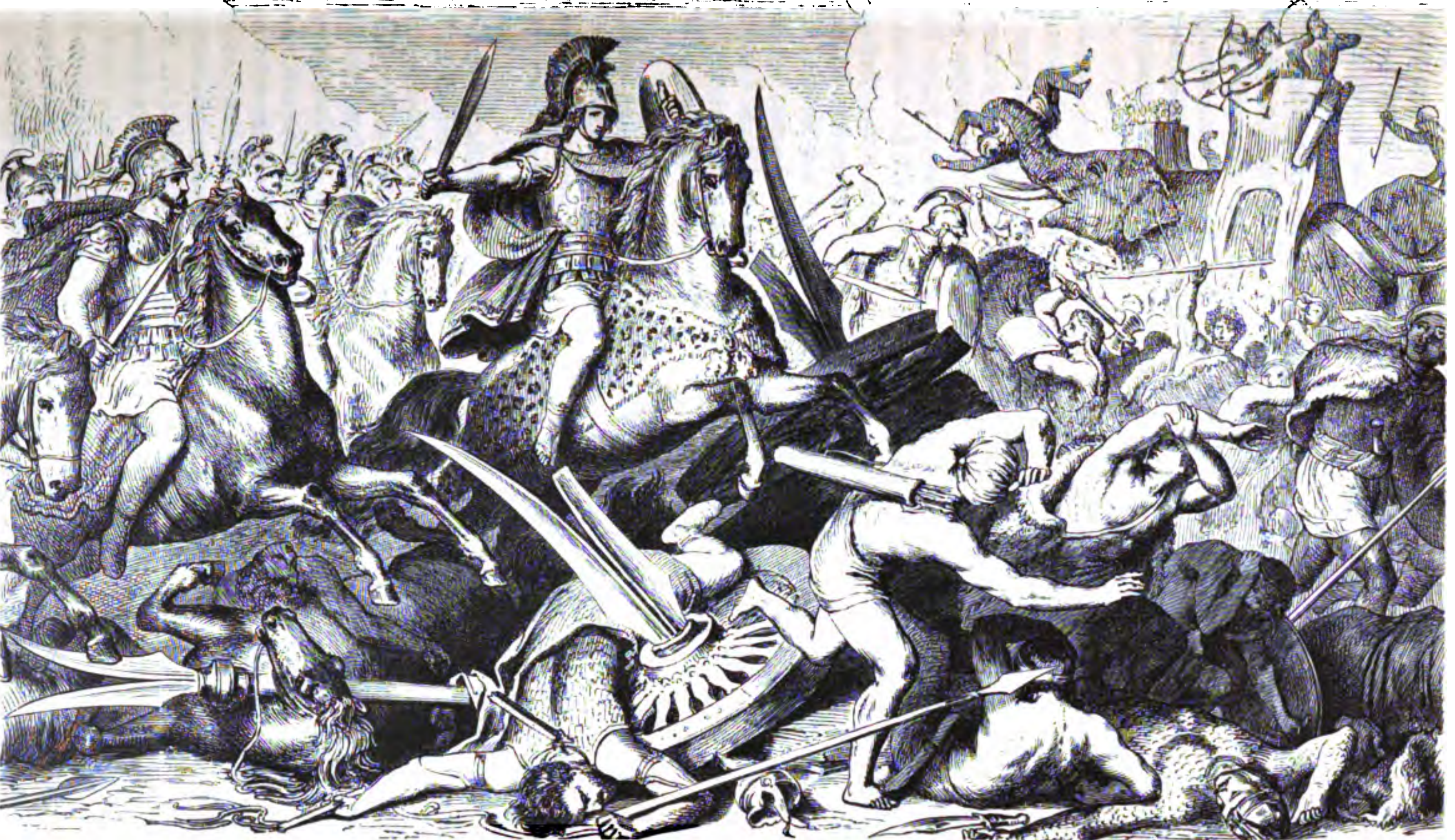
In Babylon opferte Alexander dem Baal, wie er in Tyros dem Melkart und in Aegypten dem Apis geopfert hatte und versprach, den durch die Perser zerstörten Tempel wieder aufbauen zu lassen. Er ließ sich über die astronomischen Beobachtungen der chaldäischen Priester Berichte anfertigen und sandte den besten derselben seinem Lehrer Aristoteles. In Susa fand Alexander allein an baarem Gelde 40,000 Talente und eine Menge Trophäen, welche Xerxes aus Griechenland mitgenommen hatte. Die Statuen der beiden Patrioten Harmodios und Aristogeiton sandte er den Athenern zurück. In Persepolis fiel ihm der Rest der persischen Schätze in die Hände, und trotz seiner beispiellosen Freigebigkeit gegen seine Soldaten und seine Freunde blieben ihm noch 120,000 Talente übrig.

Gegenüber so vielen Zügen einer edelmüthigen, menschenfreundlichen Gesinnung erscheint die Barbarei Alexander's, mit welcher er den prachtvollen Königspalast in Persepolis, das Nationalheiligthum der Perser, der Zerstörung preisgegeben haben soll, unbegreiflich. Man erzählt, daß ihn eine athenische Hetäre, Namens Thaïs, zu dieser Handlung während eines üppigen Gelages angereizt habe, um die grausame Verstümmelung athenischer Gefangener in Persepolis an den Persern zu rächen. Der alte Parmenion hätte die eindringlichsten Vorstellungen gegen die Zerstörung des Palastes erhoben; aber desto hartnäckiger habe Alexander darauf bestanden, und eines der schönsten Baudenkmäler des Alterthums sei auf seinen Befehl in Trümmer gesunken. Allerdings zeigen die noch vorhandenen Ruinen nicht, wie die von Ninive, Spuren einer Zerstörung durch Feuer, und nur einige Schriftsteller berichten von jener That der Rache, während andere davon schweigen.

Während Alexander tief im Innern des Persischen Reiches seine Herrschaft begründete, glaubten mehrere griechische Städte, von Sparta aufgereizt, den Zeitpunkt gekommen, um noch einen Versuch zur Abschüttelung der makedonischen Herrschaft zu machen.

Sparta erließ an sämmtliche griechische Staaten einen Aufruf zur Schilderhebung gegen Makedonien. Athen weigerte sich zwar, dem Aufstande beizutreten; dagegen aber waren die meisten Städte des Peloponnes geneigt, sich um Sparta zu scharen, dessen König Agis II. sich bald an der Spitze von 22,000 Mann befand und Griechenlands Unabhängigkeit erklärte. Doch Antipater, welcher als Statthalter in Makedonien nicht unthätig war, eilte auf die Nachricht des Aufstandes sogleich nach dem Peloponnes und lieferte den Spartanern (330 v. Chr.) bei der Stadt Megalopolis ein Treffen, in welchem dieselben völlig geschlagen wurden und ihr König Agis das Leben verlor. So war dieser Aufstand mit einem Schlage niedergeworfen.

Alexander hatte sich den Aufstand der Spartaner wenig kümmern lassen. Die Nachricht von dessen Unterdrückung theilte er seinen Anführern spottend in dieser Weise mit: „Während wir hier den Dareios besiegten, hat Antipater in Arkadien den Mäusekrieg glücklich beendet.“



Schlacht von Gaugamela. Zeichnung von H. Leutemann.

Alexander gönnte sich in Persepolis nur eine kurze Rast; denn noch nannte sich Dareios, der nach der Schlacht bei Gaugamela in die medische Hauptstadt Ekbatana geflohen war, König von Persien. Ja Alexander erfuhr, daß sein Feind sich Unterstützung von den Skythen verschafft habe und gesonnen sei, noch eine Schlacht für die Erhaltung seiner Krone zu wagen. Daher brach er nach Ekbatana auf, hörte aber bei der ungehinderten Einnahme der Stadt, daß Dareios bereits weiter nach Norden geflohen sei und nur 6000 Fußgänger und 3000 Reiter beisammen habe. Alexander wollte den Flüchtigen um jeden Preis einholen. Deshalb wählte er sich aus seinem Heere nur die Makedonier und diejenigen griechischen Truppen aus, welche ihm freiwillig folgen wollten, sandte die übrigen reich beschenkt zurück, ließ den größten Theil des Trosses und alle Schätze unter der Aufsicht seines Freundes Harpalos in Ekbatana zurück, und eilte dann, ohne sich Rast zu gönnen, dem Dareios nach Baktrien nach.

Auf dem Wege dahin wurde er durch die Kunde überrascht, daß der Satrap von Baktrien, Bessos, sich gegen den Perserkönig empört, denselben gefangen genommen und beschlossen habe, sich mit seinen Mitverschworenen in das Reich zu theilen, wenn Alexander sie nicht daran hindere. Dieser richtete jetzt seinen ganzen Zorn auf den Empörer. Nachdem er sich die leichtesten seiner Truppen ausgewählt, setzte er in Eilmärschen dem Bessos nach. Auf diesen Eilmärschen durch öde und wüste Gegenden litt das kleine Heer Alexander's oft gänzlichen Mangel an Wasser; aber es murrte nicht, da es seinen Anführer denselben quälenden Durst geduldig ertragen sah. Einst hatten einige Soldaten etwas Wasser gefunden und als sie bemerkten, daß Alexander von brennendem Durste gefoltert wurde, ihm davon in einem Helm angeboten. Er aber lehnte das Geschenk ab, indem er sagte: „Wenn ich allein trinken wollte, so würden ja jene Tapfern den Muth verlieren“. Die Soldaten waren von dieser Aufmerksamkeit ihres Königs so gerührt, daß sie ausriefen: er solle sie führen, wohin er wolle, sie würden ihm folgen. So machte dieser seltene Despot alle seine Untergebenen durch Menschenfreundlichkeit zu willenlosen Werkzeugen seiner Wünsche.

Bessos, welcher, den gefangenen Dareios auf einem Wagen mit sich führend, vor ihm floh, sah, daß seine Verfolger ihm schon auf den Fersen waren, und dachte nur noch an seine eigene Rettung. Er ließ den Dareios zurück, nachdem einige seiner Genossen dem unglücklichen Könige mehrere tödliche Wunden beigebracht hatten, an denen er verschied, noch ehe ihn Alexander erreicht hatte.

Der tödlich verwundete Dareios lag sterbend und von jeder Hülfe verlassen auf seinem Wagen, als die ersten Reiter Alexander's denselben erreichten. Der unglückliche König bat sie um einen Trunk Wasser. Ein Makedonier, Namens Polystratos, reichte es ihm. Da sprach Dareios mit der letzten Kraft seines schwindenden Lebens: „Freund, es ist das größte meiner Leiden, daß ich dir deine Wohlthat nicht einmal vergelten kann. Aber Alexander wird es an meiner Stelle thun, und ihn werden die Götter für die Großmuth belohnen, welche er gegen meine Familie bewiesen hat. Ich reiche ihm hier durch dich meine rechte Hand“.

Alexander wurde tief bewegt bei dem Anblicke des so traurig verendeten einstigen Gebieters einer halben Welt, und Gedanken an ein ähnliches Schicksal, das ihm selbst bevorstehen könne, rührten ihn zu Thränen. Der Tod hatte ihn ausgesöhnt, und er breitete seinen Mantel über den todten Perserkönig. Sodann gab er Befehl, der Mutter des Dareios die Leiche zuzuschicken, um sie in dem Begräbnisse der persischen Könige beisetzen zu lassen.

Durch den Tod des Dareios war für Alexander auch das letzte Hinderniß hinweggeräumt, sich als König des Persischen Reiches zu betrachten. Aber seinem unersättlichen Ehrgeize genügte dieser Titel nicht; er wollte Beherrscher von ganz Asien sein.

Bessos war nach Baktrien geflohen und hatte sich den Titel „König von Asien“ und den Namen Artaxerxes beigelegt. Er glaubte sich in dem schwer zugänglichen Lande und

umgeben von tapferen Völkern, welche entschlossen waren, ihre Unabhängigkeit gegen den fremden Eroberer zu behaupten, ziemlich sicher. Alexander war aber nicht der Mann, der sich durch Schwierigkeiten zurückschrecken ließ. Er unterwarf die südlich vom Kaspischen Meere wohnenden Marder und Kadusier und ganz Hyrkanien, in dessen Hauptstadt Zeudrakarta er sich und seinen tapferen Soldaten einige Ruhe gönnte. Dann eroberte er Parthien und Aria unter sehr großen Schwierigkeiten, wie sie aus dem wilden Gebirgscharakter der Länder entstanden, die er auf seinem Wege nach Baktrien zu durchziehen hatte. Er überwinterte am Fuße des schneebedeckten, hohen und rauhen Hindukuschgebirges (dem indischen Kaukasus oder Paropamisos), welches ihn von Baktrien trennte und welches er im Frühjahr 329 v. Chr. zu überschreiten gedachte.



Alexanderschlacht. Nach dem in der Causa del Fauno zu Pompeji ausgegrabenen Mosaikbilde, gegenwärtig im Bourbonischen Museum zu Neapel aufgestellt.

Während Alexander hier Kriegsruhm erwarb, bereiteten sich unter seinem Heere Dinge vor, welche darauf ausgingen, seiner Heldenlaufbahn ein Ende zu machen. Die Makedonier waren mit den nie endenden Kriegszügen schon längere Zeit unzufrieden; denn sie sehnten sich danach, die im Kriege gewonnenen Güter in Ruhe zu genießen, um so mehr, da sie sich an die üppige asiatische Lebensweise gewöhnt hatten. Nur die sklavischen Sitten der Perser wurden von ihnen verachtet; sie blieben die herrisch gesinnten Makedonier, und erhielten dadurch einen Grund mehr zur Unzufriedenheit mit Alexander, welcher aus Klugheit für persische Sitten und persisches Wesen eine entschiedene Vorliebe zur Schau trug, die sich selbst auf seine Tracht erstreckte.

Alexander nahm an der üppigen Lebensweise seiner Kampfgenossen nur wenig Theil; ja er sprach sich oft tadelnd darüber aus, allein ohne Erfolg, da die Makedonier in ihrem Könige nur ihr Oberhaupt, nicht aber den Herrn ihres Denkens und Handelns sahen. Er selbst suchte seine Erholung in den Freuden der Jagd, die aber nur dann Reize für ihn hatte, wenn sie mit Gefahren verbunden war. Daher jagte er am liebsten gefährliche Raubthiere, und nichts gewährte ihm einen größern Genuß als die Erlegung eines Löwen im Zweikampf.

Einst begleitete ihn einer seiner Feldherren, Namens Lysimachos, auf die Jagd. Dieser Mann hatte sich in Syrien durch Erlegung eines Löwen Ruhm erworben, und mochte deshalb von Alexander wol beneidet worden sein. Als Letzterer daher von einem großen, starken Löwen angefallen wurde und Lysimachos seinen Speer erhob, schob er denselben heftig zur Seite und sprach: „Ich brauche deine Hülfe nicht; ich verstehe es selbst, Löwen zu bekämpfen". Wirklich streckte er das majestätische Thier zu Boden.

Gewöhnlich trug Alexander einen weißen medischen Mantel und eine persische Mütze, zum großen Mißvergnügen der Makedonier, die in ihrem Nationalstolz jedes Abweichen von nationalen Eigenthümlichkeiten verabscheuten. Nur wenige intimere Freunde des Königs, unter ihnen Hephästion, begriffen die höhere Weltanschauung Alexander's, während die meisten der anderen makedonischen Großen, unter ihnen vorzüglich Krateros, sich offen gegen eine Handlungsweise aussprachen, in welcher nach ihrer beschränkten Ansicht eine Verachtung des Vaterlandes und der Nationalität lag. Daher pflegte denn auch Alexander zu sagen: „Hephästion liebt den Alexander, aber Krateros den König".

Den stärksten Grund zur Unzufriedenheit mit ihrem Könige fanden die Makedonier darin, daß Alexander sie nicht zu unbeschränkten Herren über die besiegten Völker machte, sondern es weislich vorzog, dieselben im Besitz ihrer staatlichen Einrichtungen und ihrer Statthalter zu lassen. Seine Absicht dabei war, die besiegten Völker vergessen zu machen, daß er ein Eroberer war, und sie in ihm ihren rechtmäßigen König sahen. Deshalb fügte er sich orientalischen Gebräuchen und ließ sich von den Unterthanen anbeten, wie sie es bei den persischen Großkönigen gewöhnt waren.

Während er so auf jede Weise seine Herrschaft über die neu errungenen Länder zu befestigen suchte, hatte der Zwiespalt, der sich zwischen ihm und den Makedoniern erhoben, einige Ereignisse zur Folge. welche ein ziemlich zweideutiges Licht auf Alexander's Charakter geworfen haben. Der erste traurige Vorfall in dieser Hinsicht war die Hinrichtung eines Sohnes Parmenion's, Namens Philotas, welcher von einem Anschlage auf das Leben des Königs Kunde erhalten und die Anzeige davon unterlassen hatte. Der Mordplan wurde entdeckt und zugleich des Philotas Mitwissenschaft. Nach dem gesetzlichen Gebrauch klagte ihn Alexander vor dem Heere an, und dieses sprach über Philotas das Todesurtheil aus, welches denn auch vollstreckt wurde, nachdem dem Verurtheilten — wie man erzählt — durch Folterqualen wichtige Geständnisse über eine Verschwörung abgepreßt worden waren.

Aus denselben ging hervor oder wurde gefolgert, daß auch sein Vater, der alte Parmenion, Mitwisser oder Theilnehmer an der Verschwörung gegen das Leben Alexander's sei. Parmenion stand mit bedeutenden Streitkräften in Medien und bewachte in Ekbatana die dort hingebrachten 180,000 Talente. Er war längst mit Alexander unzufrieden gewesen, und dieser fürchtete vielleicht nicht ohne Grund, daß er, durch die Hinrichtung seines Sohnes noch mehr erbittert, mit seinen Truppen abfallen möchte. Alexander hielt es daher für nöthig, ihn aus dem Wege zu räumen, was denn auch geschah.

Diese Vorfälle waren natürlich nicht geeignet, die Makedonier mit ihrem Könige auszusöhnen; und wenn sich Alexander auch die Miene gab, als kümmere er sich wenig um die Meinung seines Volkes, so mag doch wol die gegenseitige Mißstimmung auf den Charakter und Gemüthszustand des Königs die nachtheiligste Wirkung gehabt haben; denn die Makedonier, gewöhnt in ihrem Könige nur den ersten Soldaten zu sehen, mit dem

Jeder ein freies Wort reden durfte, waren kein Volk, dessen Meinung ihrem Beherrscher gleichgiltig sein konnte, und so mag wol jener Zwiespalt eine solche Veränderung in dem Charakter Alexanders bewirkt haben, daß man die meisten seiner tadelnswerthen Handlungen, welche in diese Zeit fallen, als Ausfluß einer krankhaften Gemüthsstimmung betrachten muß. Dazu gehören die Ermordung seines Lebensretters Klitos, und die Verurtheilung des griechischen Philosophen Kallisthenes.

Alexander hatte sich, ganz abweichend von seiner früheren Gewohnheit, dem Trunke ergeben, und zwar so sehr, daß er nach mancher durchschwelgten Nacht den ganzen folgenden Tag schlief. Bei einem seiner Trinkgelage geschah es, daß seine griechischen und besonders die persischen Schmeichler ihn weit über Herakles und Bakchos erhoben, und dadurch das Mißfallen der freier gesinnten Makedonier hervorriefen. Der Wein erhitzte die Gemüther noch mehr, und je sklavischer sich die Perser gegen Alexander zeigten, desto mehr wurden die Makedonier gereizt. Endlich sangen die Ersteren Spottlieder über die makedonischen Heerführer, welche kurz zuvor gegen die Skythen unglücklich gewesen waren. Klitos vertheidigte die Angegriffenen. Als aber nun Alexander die Partei der Angreifer nahm und dem Klitos entgegnete, er rede wol nur deshalb so liebreich von der Zaghaftigkeit, um sich selbst zu entschuldigen, da richtete sich der ganze Zorn des von dem Undank des Königs und vom Weine erhitzten Klitos gegen den König, indem er ausrief: „Diese meine Zaghaftigkeit hat doch dir, obgleich du von den Göttern abstammen willst, das Leben gerettet! Durch unser Blut bist du so hoch gestiegen, daß du nun deinen Vater Philippos verachtest, und dich den Sohn des Jupiter Ammon nennen läßt“. Ueber diese Vorwürfe wurde Alexander wüthend, und es kam zu einem heftigen Wortwechsel, der endlich damit endete, daß man den Klitos zur Thür hinaus führte. Der Uebermuth des Rausches aber führte ihn aufs Neue in den Saal; und als er dann den König noch heftiger als früher gereizt hatte, indem er einige Verse aus der Andromache des Euripides sang, welche den Gedanken enthielten, daß es verkehrt sei, allen Ruhm eines Sieges dem Feldherrn zuzusprechen, da kam die Wuth Alexander's zum Ausbruch. Er entriß einem der makedonischen Trabanten den Speer und stieß den Klitos nieder.

Bei dem Anblick des Blutes, das der Brust seines Lebensretters entfloß, verschwand Alexander's Rausch und Grimm. Das Gräßliche seiner übereilten That stand ihm klar vor der Seele. Verzweiflung bemächtigte sich seiner, und er hätte den vom Blute seines Freundes gefärbten Speer gegen seine eigene Brust gelenkt, wenn die Umstehenden ihn nicht an dem Selbstmorde verhindert hätten. Mit Mühe brachte man den König in sein Gemach, wo er sich den Ausbrüchen der leidenschaftlichsten Betrübniß überließ. Er rief schmerzlich den Namen des gemordeten Freundes, klagte sich der schwärzesten Undankbarkeit an und verschmähte drei Tage lang Essen und Trinken. Aber keine Reue, so aufrichtig sie auch gewesen sein mag, konnte ihm die Gewissensruhe wiedergeben.

Das Schicksal des Philosophen Kallisthenes, eines Neffen und Schülers des Aristoteles, hatte Aehnlichkeit mit dem Geschick Parmenion's. Auch er fiel als ein Opfer der Rache Alexander's, dessen Haß er sich durch seinen Freimuth zugezogen hatte. Bei einem Gastmahle traten nämlich einst die Schmeichler des Königs mit der Idee hervor, dem Alexander zu huldigen, wie es bei den persischen Königen Brauch gewesen, weil Alexander mehr gethan habe, als Kastor, Pollux, Herakles &c. und also auch mindestens ebenso verehrt werden müsse wie diese Halbgötter. Die anwesenden Perser, an knechtische Huldigungen gewöhnt, waren auch sogleich bereit, den Gedanken auszuführen, und der eitle Alexander ließ es geschehen, daß man sich anbetend vor ihm niederwarf und ihm die Hand küßte. Gegen ein solches Beginnen erhob sich nun Kallisthenes mit einer vortrefflichen Rede, in welcher er das die Menschennatur Herabwürdigende jener Verehrungsweise mit den grellsten Farben malte. Aber man hörte nicht auf ihn, und die Huldigung hatte ihren ungestörten Fortgang. Als endlich die Reihe an Kallisthenes kam, that er, wozu er sich gezwungen sah, aber mit

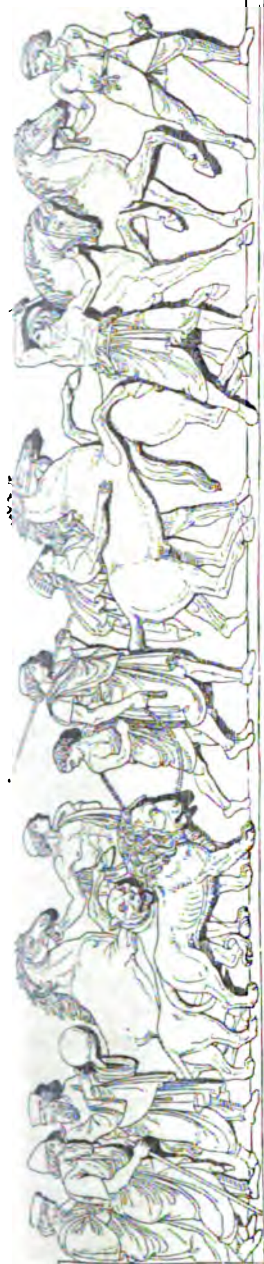
den sichtbarsten Zeichen der Verachtung. Alexander, in ein Gespräch mit Hephästion vertieft, achtete nicht darauf; aber die Schmeichler machten ihn auf das Benehmen des Philosophen aufmerksam, und nun stieß er denselben unwillig von sich hinweg. Ueber eine solche Behandlung empört, verließ Kallisthenes den Saal, indem er die Worte rief: „Nun gut, so bin ich um einen Kuß ärmer!“ Dies erwarb ihm zwar den Beifall der Makedonier, zog ihm aber den Haß Alexanders zu. Und dieser Haß fand bald Gelegenheit, sich zu äußern; denn Alexander warf den Verdacht auf ihn, daß er an einer Verschwörung, welche von einem gemißhandelten Edelknaben des Königs angestiftet war, Theil genommen hätte. Er ließ ihn also in Ketten legen, aus denen ihn nur der Tod (328 v. Chr.) erlöst hat.

Im Frühjahr 329 v. Chr. überstieg Alexander mit seinem Heer den indischen Kaukasus (Hindukuschgebirge). Auf diesem vierzehntägigen Marsche litt das Heer solche Noth, daß die Soldaten sich von Wurzeln nähren mußten und in traurigster Verfassung in Baktrien anlangten. Nach einiger Ruhe bei der Stadt Dropsaka (Adropsa) marschirte Alexander gegen Baktra, von wo der bestürzte Bessos entfloh. Aber falsche Freunde, die sich retten wollten, lieferten Bessos aus. Dieser wurde völlig entkleidet, in ein Halseisen gezwängt, vorgeführt. Alexander ließ ihn am Wege aufstellen, so daß das ganze Heer vor dem Empörer und Königsmörder vorbei marschiren mußte. Hierauf wurde derselbe gegeißelt und nach Baktra geschickt, wo er durch einen Gerichtshof einheimischer Großen als Hochverräther zum Tode am Kreuz verurtheilt wurde.

Mit großer Mühe unterwarf Alexander die am Jaxartes (Sir Darja) wohnenden tapferen Bergvölker, dehnte indeß seine Eroberungen über diesen Fluß nicht aus, der damals als die Grenze Asiens betrachtet wurde.

Eine Empörung, geleitet von Spitamenes, einem der Gefährten des Bessos, rief ihn vom Jaxartes ab. Die sogdianischen Großen machten mit ihm gemeinschaftliche Sache, und Alexander wie sein Heer geriethen in große Gefahr, da auch die wilden Skythen auf ihn einstürmten. Im Kampfe mit ihnen wurde Alexander verwundet und erkrankte auch vom Genuß faulen Wassers. Ein Glück, daß die den tapfern Fremdling bewundernden Skythen ihm Frieden und Freundschaft anboten. Er nahm dies an und marschirte nun gegen die Sogdianer. Auf eine ganz unzugänglich scheinende Felsenburg hatten sich viele Große mit ihren Familien und Schätzen geflüchtet. Dreihundert kühne Soldaten erstiegen jedoch das Felsennest, welches sich ergab. Unter den Gefangenen befand sich die Tochter des Fürsten Oxyartes, Namens R o x a n e, die für die schönste Frau des Morgenlandes galt. Alexander nahm sie zur Gemahlin.

Spitamenes, der an der Spitze der Massageten die Makedonier überfiel, wurde von den Skythen, oder wie es auch heißt, von seiner schönen, schlecht behandelten Frau umgebracht. Bald waren nun auch Baktrien und Sogdiana gänzlich besiegt, und alles Land bis zum Jaxartes war in Alexander's Hand. Ueberall gründete er nach seinem Namen benannte Städte, welche er mit kriegsmüden Soldaten bevölkerte, und legte Befestigungen an, wodurch die Grenzen des Reiches gegen die Einfälle der nomadischen Barbaren gesichert wurden. Alexander's kluge Politik machte die von ihm unterworfenen Landesfürsten zu treu ergebenen Freunden. Das wichtigste Resultat des zweijährigen Aufenthaltes des großen Königs in Baktrien und Sogdiana war aber das Verpflanzen griechischer Kultur in diese Länder. Der Jaxartes galt, wie bemerkt, für die Nordgrenze Asiens. Nun richteten sich Alexander's Blicke nach Süden, nach dem reichen Indien, dem von märchenhaftem Zauber umwobenen Wunderlande. Abgesandte von Fürsten indischer Grenzländer kamen nach Baktra, verhießen ihm ihre Unterstützung und luden ihn zur Unterwerfung Indiens ein. Das Abenteuerliche des Unternehmens und die Sage von den Reichthümern und sonstigen Wundern Indiens regte die Makedonier auf. Ihre Unzufriedenheit verschwand; denn sobald es in den Krieg ging, war Alexander nicht mehr der orientalische Despot, sondern der vergötterte Soldatenkönig und Held.







1. 2. 3. 4. 5. 6.

Der Alexanderzug. Nach den Basreliefs von Thorwaldsen. (Tafel 1.)

[illegible] und Himmelszeichendeuter aus Babylon; Einer derselben deutet auf Alexander's Glücksstern am Himmelsglobus. — [illegible]bändiger, welche edle Rosse, Festgeschenke für Alexander, führen; Knaben mit Löwe und Tiger. — 3. & 4. Weitere [illegible] mit arabischen und medischen, für den Sieger bestimmten Rossen. — 5. Trompeten-, Horn-, Flötenbläser und [illegible]spieler. — 6. Makedonische Ritter und Edle; voran der Unterfeldherr Philotas, Sohn des Oberfeldherrn Parmenion; dann der Befehlshaber Amyntas nebst anderen Großen der siegreichen makedonischen Armee.

Der Alexanderzug. Nach den Basreliefs von Thorwaldsen. (Tafel II.)



7. Makedonische Anführer und Krieger in verschiedenartiger Bewaffnung, darunter thessalische Reiter. — 8. Bogenschützen, Lanzenträger und anderes Fußvolk. — 9. Der Ueberlieferer Babylons, Mazäos, mit seinen fünf Söhnen, die den Sieger Alexander mit Jubelrufen begrüßen. — Die Friedensgöttin mit Füllhorn, dem Welteroberer den Palmenzweig des Friedens entgegenstreckend, um ihm Milde gegen die Besiegten einzuflößen. — 10. Alexander auf dem Triumphwagen, welchem die Siegesgöttin (Nike) als Rosselenkerin dient. — 11. Phrygischer Speerwerfer, hellenischer Bogenschütze und darauf ein Rosselenker mit Bukephalos, dem berühmten Rosse des Siegers. — 12. Der Feldherr Hephästion, Alexander's Liebling, hinter ihm Parmenion, der greise Held.

Nachdem er die beiden Feldherren Hephästion und Perdikkas vorausgeschickt hatte, um den am Indus herrschenden Fürsten von Taxila zur Unterwerfung zu zwingen und Brücken über den Indus zu schlagen, brach er im Jahre 327 v. Chr. aus Baktrien selbst nach Indien auf. Er fand den Fürsten von Taxila als seinen Freund vor, und überschritt die auf seinen Befehl über den Fluß geschlagene Brücke ohne allen Widerstand, worauf er seinem Heere eine dreißigtägige Ruhe gönnte, um sich zum Uebergang über den Hydaspes vorzubereiten, da der jenseits das Pendschab beherrschende König Poros, ein Feind des Fürsten von Taxila, die feindseligsten Gesinnungen gegen die Makedonier zeigte. Es galt also, den Uebergang über den Hydaspes zu erkämpfen, was um so schwieriger sein mußte, da der Fluß breit und tief war und die Inder sich durch Tapferkeit und Vaterlandsliebe vor den Persern vortheilhaft auszeichneten, während sie auch in ihren Elefanten eine sehr gefährliche Waffe besaßen. Endlich wußte Alexander den Poros zu täuschen und an einer unbewachten Stelle des Stromes einen sehr künstlichen Uebergang zu bewerkstelligen. Nun begann der Kampf, dessen Ausgang darin bestand, daß das indische Heer geschlagen und Poros selbst gefangen genommen wurde. An 20,000 Inder, 3000 Pferde und mehr als 100 Elefanten lagen todt auf dem Schlachtfelde. Auch zwei Söhne des Poros waren gefallen. Der Sieg war vollständig. Der gefangene Herrscher imponirte König Alexander durch sein würdevolles Benehmen. Als derselbe von seinem Elefanten herabstieg, um sich seinem Sieger vorzustellen, bewunderte Alexander die ehrfurchtgebietende Gestalt und stolze Haltung des schönen, sieben Fuß großen indischen Fürsten so sehr, daß er fragen ließ, wie er behandelt sein wolle.

Poros antwortete: „Wie ein König". Diese stolze Antwort erwarb ihm die Gunst Alexander's in einem so hohen Grade, daß er ihn nicht nur im Besitz seines Landes und seiner Würde ließ, sondern auch seine Macht durch Schenkung mehrerer eroberter Länder vermehrte. Auf dem Schlachtfelde ließ Alexander eine neue Stadt gründen, welche er Nikäa (Siegesstadt) nannte. Eine andere, die an seinem Lagerplatze jenseit des Hydaspes erbaut wurde, erhielt den Namen Bukephala, zum Andenken an Alexander's altes berühmtes Streitroß Bukephalos, das hier in einem Alter von 30 Jahren gestorben war, nachdem es seinen Herrn in so vielen Schlachten getragen.

Seinen Zug weiter fortsetzend und nach und nach 37 volkreiche Städte unterwerfend, drang Alexander siegreich über die Flüsse Akesines, Hydraotes und stand endlich, nachdem er die bedeutende Stadt Sangala erobert hatte, am Hyphasis. Die Nachrichten, welche die jenseitigen Völker als sehr kriegerisch und sehr kultivirt schilderten, erregten in ihm das heftigste Verlangen, sie zu unterwerfen. Allein hier an den Ufern des Hyphasis wurden dem unersättlichen Eroberer Schranken gesetzt durch — den Willen seines Heeres. Dies, der nie endenden Züge müde, erklärte durch den Mund des Känos, des Anführers der Leibwache, fest und bestimmt, daß es seinem Könige nicht weiter folgen werde; und welche Mittel der Ueberredung Alexander auch anwandte, um es zur Nachgiebigkeit zu bewegen, sie scheiterten an dem festen Entschlusse des Heeres, das hier den Beweis führte, wie auch der größte Feldherr, der mächtigste König, dem Willen der Masse nachgeben muß, ohne welchen er nichts ist als ein einzelner, schwacher, ohnmächtiger Mensch.

Drei Tage lang blieb Alexander schmollend in seinem Zelt; allein so betrübt die Soldaten auch über ihres Königs Kummer waren, sie blieben unbeugsam, und der große Alexander mußte sich fügen. Um aber wenigstens den Schein zu retten, ließ er Opfer bringen und das Omen ungünstig ausfallen, als stände er aus eigenem Entschluß von seinem Vorhaben ab. Die Makedonier ließen sich nicht täuschen, bejubelten seine Sinnesänderung und priesen den König, weil er sich von Niemand als von ihnen habe besiegen lassen.

Alexander trat seinen Rückzug an, nachdem er an dem Ufer des Hyphasis zum ewigen Gedächtniß seines Zuges und als Grenzmarke desselben zwölf thurmhohe Altäre hatte errichten lassen. Derselbe Weg, welcher ihn dorthin geführt, führte ihn auch zurück;

der Hydraotes wurde überschritten, und bald stand Alexander wieder an dem Ufer des Akesines, wo der zurückgebliebene Hephästion inzwischen eine Stadt gegründet hatte. Hier faßte Alexander den Entschluß, einen Seeweg nach Persien zu erforschen, indem er auf dem Akesines in den Indus und auf diesem in das Indische Meer gelangen wollte. Deshalb ließ er eine Flotte erbauen, welche aus 80 Triremen und 2000 kleineren Fahrzeugen bestand, bemannte dieselbe mit Phönikiern, Kypriern, Kariern und Aegyptern, ernannte den Steuermann des für ihn bestimmten Fahrzeuges, den seekundigen Nearchos, zum Befehlshaber, und segelte mit der Flotte den Akesines hinunter, während das unter Hephästion und Krateros getheilte Landheer an beiden Ufern dieses Stromes hinabzog. An dem Zusammenfluß des Akesines und Hydaspes machte Alexander Halt, um das zwei Tagemärsche zurückgebliebene Landheer zu erwarten. Als dies endlich ankam, drang er weiter gegen die Küste vor, während die Flotte ihren Weg nach dem Indus fortsetzte. War der Rückzug Alexander's bisher ungehindert geblieben, so traf dieser doch jetzt auf heftigen Widerstand, besonders von Seiten der Maller, eines unabhängigen, tapfern indischen Volksstammes. Endlich aber gelang es ihm, die Maller in mehreren Treffen zu schlagen und die meisten ihrer Städte zu erobern.

Die Einnahme der Hauptstadt bezahlte Alexander mit einer Wunde, die sein Leben in Gefahr brachte. Die Bewohner hatten sich in die Burg geflüchtet, und es galt nun, dieselbe mit Sturm zu nehmen. Ungeduldig darüber, daß seine Soldaten mit den Anstalten dazu zögerten, warf Alexander selbst eine Leiter an die Mauer und stieg hinauf, nur von dreien seiner Krieger gefolgt.

Kaum war er oben, so brach die Leiter entzwei. Als er nun sah, daß er auf der Mauer den Pfeilen der Inder ausgesetzt war, ohne sich dagegen wehren zu können, sprang er in die Burg hinab, lehnte sich hier an die Mauer und begann, unterstützt von seinen tapferen Begleitern, welche seinem Beispiele gefolgt waren, den gefahrvollsten Kampf gegen die heranstürzenden Inder. Einige der Feinde hatte er bereits mit eigener Hand erlegt; aber auch einer seiner Tapfern war schon gefallen und die beiden Anderen bluteten aus mehreren Wunden. Noch focht er selbst mit ungeschwächter Kraft und hielt die Feinde von sich fern. Doch endlich traf ihn ein Pfeil in die Brust. Alexander beachtete die Wunde nicht, so lange das Blut noch warm war, allmählich aber verließen ihn seine Kräfte, und eben sank er zusammen, als seine Soldaten die Mauer erstiegen und ihm zu Hülfe kamen. Von dem Anblicke ihres niedergesunkenen Königs zur Wuth entflammt, stürzten Einige herbei, ihn zu decken, während die Anderen unter den Feinden ein gräßliches Blutbad anrichteten, bei welchem jede menschliche Regung erstarb und selbst Weiber und Kinder nicht verschont blieben.

Inzwischen hatte man Alexander auf seinem Schilde fortgetragen, um für den Verband seiner Wunde zu sorgen. Man erzählt, daß Perdikkas auf Verlangen des Königs dieselbe mit seinem Schwerte erweitert und sodann den Pfeil herausgezogen habe. Der Blutverlust machte ihn ohnmächtig, und im Heere verbreitete sich das Gerücht seines Todes. Natürlich wurde es dadurch mit der größten Muth- und Rathlosigkeit erfüllt, sodaß Alexander nichts sehnlicher wünschte, als das verderbliche Gerücht durch sein Erscheinen niederzuschlagen.

Kaum fühlte er daher die ersten Zeichen der Genesung, als er sich auf ein offenes Fahrzeug legen und dahin führen ließ, wo er von den Truppen gesehen werden konnte. Allein diese hielten die regungslos daliegende Gestalt für Alexander's Leiche. Um sie aus diesem Irrthume zu befreien, streckte er ihnen die Hand entgegen, ja bestieg endlich, so matt er auch war, ein Pferd, um im Angesicht des Heeres in sein Zelt zu reiten. Natürlich begleitete ihn der stürmische Ausbruch des Jubels über seine Errettung. Jedermann suchte sich an ihn heran zu drängen, um seine Hand zu küssen, oder wenigstens ein Stück seines Kleides zu berühren.

Nachdem Alexander seine Flotte verstärkt hatte, segelte diese in den Indus hinein, während er selbst die dortigen Fürsten unterwarf, denen er aber größtentheils ihr Land ließ, sodaß sie den Makedonierkönig blos als ihren Oberherrn anzuerkennen hatten. Aber einer jener Fürsten, Namens Musikanos, erhob sich gegen Alexander auf Anstiften der Brahmanen, als dieser weiter gezogen war. Doch der König kehrte wieder um, und Musikanos nebst vielen der Brahmanen büßten ihr ehrenhaftes Streben nach Unabhängigkeit mit dem Kreuzestode.

Bei dieser Gelegenheit lernte Alexander die indischen Weisen näher kennen. Sie wurden von den Griechen wegen ihrer dürftigen Bekleidung Gymnosophisten (nackte Weise) genannt und waren für Alexander eine so interessante Erscheinung, daß er sich mit mehreren derselben in eine Unterredung einließ, wobei er ihnen die schwierigsten philosophischen Fragen vorlegte und nicht wenig über die schnellen und klugen Antworten erstaunte.



Alexander in Lebensgefahr. Zeichnung von Hermann Vogel.

Ja, einer dieser Weisen, der Brahmane Sphines, von den Griechen aber wegen seiner gewöhnlichen Anrede mit Καλέ (kalé, Lieber) Kalanos genannt, wurde sogar überredet, dem Heere Alexander's zu folgen. — So erreichten denn die Makedonier endlich das Land Patala (Niederung), welches mit seiner gleichnamigen Hauptstadt zwischen den beiden Armen des Indus lag. Alexander nahm das Land ein, ließ aber dessen Fürsten im Besitz seiner Herrschaft. Nachdem er nun hier einen starken Hafen angelegt, schickte er von Patala aus verschiedene Heere ins Innere und untersuchte die beiden Indusmündungen, indem er auf jeder derselben erforschte, welcher Weg für die Flotte der geeignetste zur Ausfahrt sei.

Die Fahrten in das Meer waren nicht ohne Gefahr. Die größte derselben war freilich nur eine eingebildete. Es blieben nämlich die Schiffe plötzlich auf dem Trocknen sitzen, indem alles Wasser, das sie zuvor umgeben hatte, verschwunden war. Allgemein

war der Schreck über diese für die seeunkundigen Makedonier wunderbare Erscheinung, welche von Ebbe und Flut, wie sie sich am Ozean zeigen, noch nichts wußten.

Als Alexander zum ersten Male das Indische Meer vor sich sah, opferte er dem Poseidon eine Anzahl Stiere, indem er sie nebst den goldenen Bechern, aus denen er Trankopfer gespendet hatte, ins Meer warf. — Durch den gefundenen Wasserweg meinte er die eroberten indischen Länder von Persien aus beherrschen zu können, denn daß der Persische Meerbusen mit dem Indischen Meere, und also auch der Tigris mit dem Indus zusammenhing, wußte Alexander.

Die Untersuchungen des Königs hatten den gehofften Erfolg; und so rüstete sich denn Alexander zur Rückkehr, für die er folgende Anordnungen traf: Der größte Theil des Heeres sollte unter Krateros seinen Weg durch Arachosien und Drangiana nach Karamanien nehmen. Dorthin wollte Alexander mit dem andern Theile des Heeres längs der Küste durch die Sandwüsten Gedrosiens gelangen. Diesen so außerordentlich beschwerlichen Weg erwählte der König, um der Küste nahe zu sein und mit der unter Nearchos' Leitung das Ufer entlang fahrenden Flotte in Verbindung bleiben zu können.

Die Sage hatte dem Könige von der Beschwerlichkeit dieses Weges genug erzählt, um ihn noch mehr zu reizen, diese Beschwerlichkeit zu überwinden. So hieß es, Semiramis habe die Wüste auch durchzogen, sei aber nur mit zwanzig von ihren Begleitern entkommen. Noch schlimmer sei es Kyros ergangen, der von seinem Heere nur sieben Mann durch die Wüste gebracht habe.

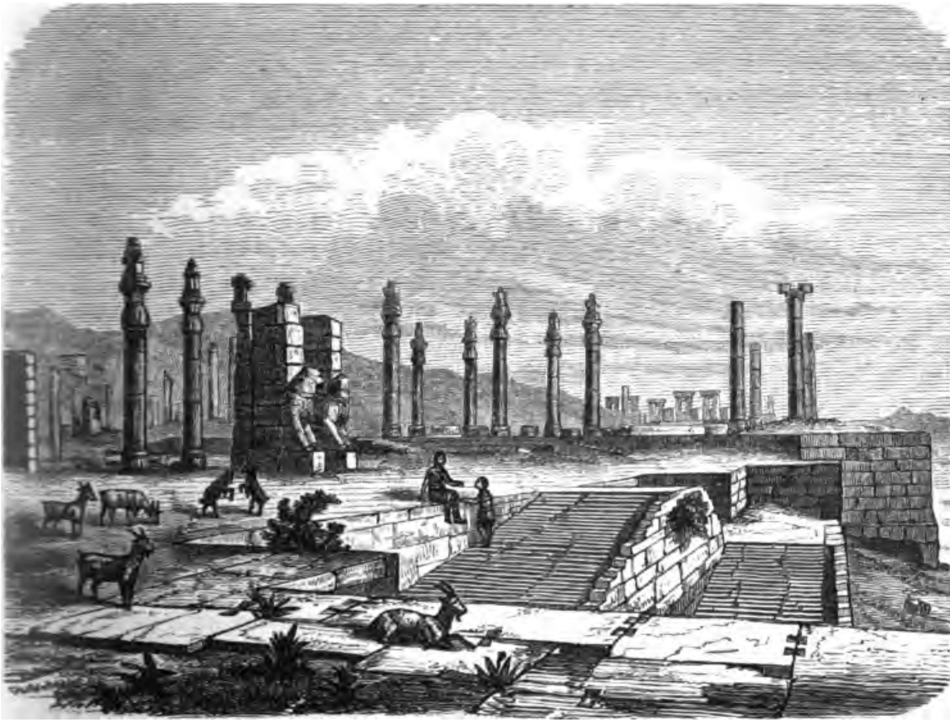
Der Zug Alexander's (325 v. Chr.) durch die Gedrosische Wüste übertraf an Mühseligkeit Alles, was die Makedonier bis dahin erduldet hatten; denn ein unermeßliches Sandmeer dehnte sich vor ihren Blicken aus, und nur selten trafen sie auf Stellen, wo sie dem furchtbaren Wassermangel nur einigermaßen abhelfen konnten. Ueberfluß an Sand und Mangel an Wasser: das waren die beiden Hauptfeinde, welche Alexander auf seinem Zuge durch die Wüste zu bekämpfen hatte. Der Sand war brennend heiß und so tief, daß er den Soldaten bis über die Knöchel ging. Die Wagen waren endlich nicht mehr fortzubringen, und so mußte man dieselben im Stich lassen, auf ihnen die Kranken, für deren Transport man keine Mittel mehr hatte. Die Lastthiere stürzten unter ihrer Bürde zusammen, oder wurden geschlachtet, um mit ihrem Fleische die Hungrigen zu sättigen. Das Heer vor den brennenden Strahlen der Sonnenhitze zu schützen, wurde der Zug häufig nur während der Nacht fortgesetzt. Dennoch war die Ermüdung Einzelner oft so groß, daß sie während des Marsches vor Schlaf umfielen und alsdann jämmerlich verschmachten mußten, da es ihnen nach dem Erwachen unmöglich war, dem Heere nachzufolgen, weil die Spur desselben in dem leichten Sande verweht wurde. Wasser fand sich nur an einzelnen Stellen vor, und oft mußte das Heer Märsche von 10 bis 12 Meilen machen, um zu denselben zu gelangen. Zwar führten die Wegweiser den Zug so, daß die Ruheplätze da genommen werden konnten, wo man Wasser antraf; allein der lange Durst trieb alsdann zu übermäßigem Genuß, der nicht selten den Tod zur Folge hatte. Daher ließ Alexander das Heer gewöhnlich eine halbe Stunde von den Wasserorten entfernt legen und das Wasser herbeischaffen.

Aber wie groß auch die Mühseligkeiten waren, welche die Soldaten zu erdulden hatten, sie ertrugen sie willig, da Alexander sie theilte, und beharrlich jede Bequemlichkeit verschmähte, die sich seine Krieger nicht bereiten konnten; ja, er ging selbst häufig zu Fuß, um auch hierin nichts vor den Soldaten voraus zu haben.

Einst marschirte er auch so an der Spitze seines Heeres, nicht minder vom Durst geplagt als die ihm nachfolgenden Krieger. Da brachten ihm einige Soldaten einen Helm voll Wasser, das sie aufgefunden hatten. Alexander wollte erst seinen lechzenden Gaumen kühlen, als er auf die vom Durst gepeinigten Gesichter des Heeres blickte, und das Wasser — in den Sand goß, weil es nur seine Qual allein hätte lindern können. Aber dies

vergossene Wasser hatte Wunder gewirkt; denn die Soldaten fühlten sich durch diese Handlung ihres Königs so sehr erfrischt und mit neuem Muth erfüllt, als wenn jeder von ihnen das vergossene Wasser getrunken hätte.

Endlich nach einem Marsche von sechzig Tagen traf das Heer um beinahe zwei Drittel vermindert und in beklagenswerthem Zustande in Pura, der Hauptstadt von Gedrosien ein, wo es sich von den ausgestandenen Leiden erholte und als dann neu belebt den Zug nach Karamanien fortsetzte, wo sich Krateros nach einem weit glücklicheren Marsche mit ihm vereinigte. Auch Nearchos, welcher seine Flotte an der karamanischen Küste hatte landen lassen, fand sich hier ein, legte Rechenschaft von seiner Fahrt ab und empfing dagegen die großartigsten Belohnungen. Sodann erhielt er den Auftrag, mit der Flotte längs der Küste des Persischen Busens bis zur Mündung des Tigris zu segeln. Hephästion erhielt den Befehl, mit dem größten Theile des Heeres am Meeresufer entlang nach Persepolis zu ziehen, während Alexander selbst mit den leichteren Truppen den geraden Weg dahin nahm.



Totalüberblick über die Ruinen von Persepolis.

Auf diesem Zuge nach Persepolis erkrankte der Brahmane Kalanos. Sogleich erklärte er, daß er entschlossen sei zu sterben. Vergebens waren die Vorstellungen Alexander's, von diesem Vorhaben abzustehen. Kalanos blieb fest bei seinem Entschlusse, sich lebendig zu verbrennen, und man mußte nachgeben. Ein mit Teppichen verzierter Scheiterhaufen wurde aufgeschichtet, und der Kranke in feierlichem Zuge dorthin getragen. Nachdem man ihn auf den Holzstoß gelegt und er die Verzierungen desselben unter die Umstehenden vertheilt hatte, sang er mit großer Seelenruhe indische Hymnen, während die Flammen über seinem Körper zusammenschlugen. Der feierliche Akt wurde von dem Schmettern der Trompeten und Kriegsgeschrei begleitet, wie es von Alexander, welcher der Feier nicht beiwohnen wollte, zu Ehren des Brahmanen angeordnet worden war.

Die Kunde von der Rückkehr des Königs (325 v. Chr.) hatte unter den Statthaltern der einzelnen Provinzen Furcht und Schrecken verbreitet. Denn überzeugt, daß Alexander

auf seinem Zuge durch die Wüste umkommen müsse, hatten sich die meisten als unabhängige Despoten betrachtet und die Geißel der Gewaltthätigkeit über die untergebenen Länder geschwungen. Sie hatten persische Tempel geplündert, Geld erpreßt, Weiber geschändet und Männer nach Gutdünken hinrichten lassen. Sobald Alexander Kenntniß von diesen Freveln erhielt, ließ er ein so strenges Strafgericht über die Frevler ergehen, daß keiner derselben mit dem Leben davon kam.

Den von den Statthaltern verübten Freveln war Alexander besonders dadurch auf die Spur gekommen, daß er in Pasargadä, einer Stadt an der Grenze von Persis gegen Karamanien, das kostbare Grabmal des Kyros zerstört und geplündert fand. Die Inschrift an diesem reichen Grabmale lautete: „Mensch, ich bin Kyros, der Sohn des Kambyses, des Perserreiches Gründer und Asiens Beherrscher. Darum mißgönne mir dieses Denkmal nicht." Alexander erfuhr, daß der persische Statthalter der Schänder dieses Denkmals gewesen war, und ließ denselben hinrichten, darauf das Grabmal wieder herstellen. Als die Unterthanen erfuhren, welche Gerechtigkeit Alexander gegen die räuberischen Statthalter übe, wagten sie es mit ihren bisher zurückgehaltenen Beschwerden hervorzutreten, so daß bald eine beträchtliche Zahl von Statthaltern angeklagt, verurtheilt und hingerichtet war.

Von Persepolis zog Alexander nach Susa, wo er mancherlei Anordnungen traf, die darauf hinzielten, Persien und Makedonien für immer zu verschmelzen. Zuerst heirathete er, neben seiner ersten Gattin Roxane und einigen anderen ihm gleichfalls früher angetrauten Weibern, noch die älteste Tochter des verstorbenen Dareios, Namens Stateira, während sein Freund Hephästion die jüngere Schwester derselben, Drypetis, zum Weibe nahm. Dem Beispiele ihres Königs folgten noch achtzig der vornehmsten Makedonier, indem sie sich mit den angesehensten persischen Frauen vermählten. Alle diese Vermählungen wurden durch ein gemeinschaftliches, nach persischer Sitte eingerichtetes Hochzeitsfest gefeiert, bei welchem Alexander bemüht war, Alles zu entfernen, was die Gleichheit unter den Neuvermählten stören konnte. Er wollte nicht mehr scheinen als sie. Als es bekannt wurde, daß der König jeden Makedonier, der sich eine persische Frau nahm, ansehnlich belohnte, da ließen sich über 10,000 seiner Krieger bestimmen, Perserinnen zu heirathen.

Damit war nun freilich zu einer Verschmelzung der beiden Nationen der wichtigste Schritt geschehen; allein für Alexander war dies noch nicht genug. Der Eroberer der Welt, der die großartige Idee hatte, die Länder der Erde zu einem einzigen Vaterlande zu machen, mußte danach streben, das makedonische und persische Nationalgefühl vollständig zu ersticken, denn das Nationalgefühl gleicht darin dem babylonischen Thurmbau, daß es die Menschenbrüder auch wie jener auseinander hält, um sie zu Feindseligkeiten gegen einander zu treiben. Um jeden Unterschied zwischen Makedoniern und Persern zu vernichten, hatte er schon früher die Schar jener 30,000 Jünglinge, von Alexander Nachkommen (Söhne des Königs) genannt, errichtet. Sie bestand aus Knaben, die er aus allen Provinzen des Persischen Reiches kommen ließ, um aus ihnen dereinst seine Phalanx ergänzen zu können und so das persische Kriegswesen mit dem makedonischen zu verschmelzen.

Zu demselben Zwecke wurden jetzt die vornehmsten Krieger aus Baktrien, Sogdiana, Ariana, Parthien und Persis der makedonischen Edelschar zu Pferde einverleibt. Kurz, alle Anordnungen, welche Alexander traf, deuteten darauf hin, daß es in seinen Augen keinen Unterschied mehr gäbe zwischen den Siegern und den Besiegten, zwischen Makedoniern und Persern.

Aber gerade das war den in ihrem Nationalitätsstolz befangenen Makedoniern ein entsetzlicher Vaterlandsverrath, den die Freigebigkeit, mit welcher Alexander seine Krieger belohnte, nimmermehr sühnen konnte. — Nichts aber glich der Großmuth, mit welcher er seine Krieger belohnte. Außer ihrem reichlichen Solde erhielten Diejenigen, welche sich in den Kriegszügen auf irgend eine Weise ausgezeichnet hatten, noch reiche Geschenke; ja Alexander versprach sogar, die Schulden seiner sämmtlichen Soldaten, nachdem er davon gehört hatte, zu bezahlen, sobald man ihm dieselben angeben würde.

Anfangs glaubten die mißtrauischen Soldaten, das Anerbieten des Königs sei nur eine Falle, um Diejenigen kennen zu lernen, welche am ausschweifendsten gelebt; und so meldeten sich denn nur wenige, um von jenem Anerbieten Gebrauch zu machen. Alexander, der dies erfuhr, erklärte deshalb, daß jede Hinterlist eines Königs unwürdig sei, und um ihnen zu beweisen, wie grundlos ihre Furcht gewesen, ließ er im Lager Tische mit Geld aufstellen, von welchem jeder Soldat, ohne seinen Namen zu nennen, so viel empfing, wie er nach den vorzuzeigenden Schuldscheinen gebrauchte, um seine Gläubiger zu befriedigen. Die Summe, welche Alexander an seine Soldaten vertheilte, soll sich auf 20,000 Talente belaufen haben.

Alexander achtete Anfangs wenig auf die steigende Unzufriedenheit seiner starrköpfigen Makedonier, bis dieselbe zum offenen Ausbruch kam. Der König, mit großen Handelsplänen beschäftigt, war nach der am Tigris gelegenen Stadt Opis gegangen. Mit der Abneigung der Makedonier gegen weitere Züge bekannt, wollte er hier alle Diejenigen, welche wegen ihres Alters oder ihrer Wunden zum Kriege untauglich waren, in die Heimat entlassen; allein diese früher so sehr gewünschte Verabschiedung erschien ihnen jetzt als eine Verachtung der makedonischen Waffen; es entstand ein allgemeines Murren, und endlich verlangte das ganze Heer seine Entlassung. Die Erbitterung desselben war so hoch gestiegen, daß Einige geradezu ausriefen: „Man braucht uns nicht mehr; denn der König, sein Vater Ammon und die neuen Perser können ja nun allein Krieg führen!"

Alexander, der es müde war, sich von seinem Heere hofmeistern zu lassen, gerieth über diesen Trotz in den heftigsten Zorn. Er verleugnete diesmal die gewohnte Nachsicht, bezeichnete seinen Leibwächtern die einzelnen Rädelsführer und ließ dieselben, dreizehn an der Zahl, zum Tode abführen. Sodann sprang er, vom Zorn übermannt, auf einen Stuhl, und hielt den vor Schrecken verstummten Truppen eine Rede etwa folgenden Inhalts:

Makedonier! Nicht um euch von eurem Aufbruch in die Heimat abzuhalten, ergreife ich das Wort, denn meinetwegen könnt ihr gehen, wohin ihr wollt, sondern blos um euch zu zeigen, was ihr früher gewesen, und was ihr jetzt seid, durch meinen Vater Philipp und durch mich.

Philipp fand euch als eine nomadische Horde, die, in Felle gekleidet, auf den Bergen wenige Schafe hütete, und selbst diese nicht einmal gegen Illyrier und Triballer vertheidigen konnte. Er kleidete euch in Kriegsmäntel statt der Felle; er führte euch von den Bergen in die Ebenen hinab, indem er euch die Mittel gab, euren barbarischen Nachbarn zu widerstehen, nicht sowol durch die Festigkeit eurer Plätze, als vielmehr durch die Tapferkeit eures eigenen Armes. Er machte euch zu Bewohnern von Städten und verlieh euch heilsame Gesetze und Einrichtungen. So wurdet ihr endlich die Herren Derjenigen, deren Knechte ihr zuvor gewesen. Den größten Theil von Thrakien schlug er zu Makedonien, und, der gelegensten Plätze am Meere sich bemächtigend, öffnete er dem Lande bequeme Wege und stellte die Bearbeitung der Bergwerke sicher. Er machte euch zu Beherrschern der Thessalier, die euch früher Todesangst eingejagt hatten, und die Phokier demüthigend, bahnte er euch statt des schmalen und unbequemen Passes eine breite und ebene Straße in das Herz von Hellas. Die Athener und Thebaner, die stets gegen Makedonien auf der Lauer lagen, brachte er so tief herunter, daß wir, statt den Athenern zinsbar und den Thebanern unterthan zu sein, von ihnen jetzt um Schutz angefleht werden. In den Peloponnes eingedrungen stellte er auch dort die Ordnung wieder her und erwarb durch die Ernennung zum Oberfeldherrn der Griechen eine Würde, durch die er nicht sowol seine eigene Person, als vielmehr die makedonische Nation verherrlichte.

Dies sind meines Vaters Verdienste um euch. Sie sind groß, an und für sich betrachtet; aber klein im Verhältniß zu dem, was ich selbst für euch gethan. Als ich den Thron bestieg, hatte der Schatz nichts aufzuweisen als eine Schuldenlast von 500 Talenten, die ich noch genöthigt war, um 800 zu vermehren. So brach ich auf aus einem Lande, das euch kaum nähren konnte, und eröffnete euch trotz der persischen Seemacht den Weg

über den Hellespont. Sieger im Treffen gegen die persischen Statthalter, unterwarf ich eurer Herrschaft Aetolien, beide Phrygien, Lydien und Milet; ich überlieferte euch die Schätze Aegyptens, das ich ohne Schwertstreich errang; ich überlieferte euch Phönikien, Palästina, Syrien, Mesopotamien, Babylon, Susa, Persepolis und Baktra. Lydiens Reichthum, Persiens Schätze, Indiens Güter und die Herrschaft des Meeres sind euer. Ihr seid die Statthalter, ihr die Heerführer, ihr die Feldhauptleute; denn mir selbst — sagt, was ist mir von allen diesen Kämpfen übrig geblieben, als dieser Purpur und dieses Diadem? Ich besitze nichts und außer dem, was euch gehört und dem, was zu eurem Besten aufbewahrt ist, wird mir Niemand Schätze nachweisen können. Und was sollte ich auch damit, ich, der ich mit euch gleichen Schlaf und gleiche Speise genieße, wiewol ich nicht einmal so gut zu speisen pflege, wie die Lebemänner unter euch? Nur so viel weiß ich gewiß, daß ich für euch wache, damit ihr ruhig schlafen könnt.

Aber vielleicht habt ihr Alles dies durch Mühe und Beschwerden errungen, während ich selbst frei war von Mühe und Last? O sagt mir doch, wer von euch hat mehr für mich gethan, als ich für ihn? Ihr sprecht von euren Wunden; gut, ich will euch die meinigen zeigen, und ihr werdet sehen, daß kein Theil meines Vorderkörpers unverwundet geblieben, und daß es keine Waffe giebt, wovon ich nicht die Spuren an mir trage. Für euch nur und euren Ruhm führte ich euch siegreich durch alle Länder und Meere, über alle Flüsse, alle Berge und alle Ebenen. Dieselbe Hochzeit habe ich mit euch gefeiert und die Kinder Vieler von euch werden verwandt sein mit meinen Kindern. Ich habe eure Schulden bezahlt, ohne nachzuforschen, warum sie gemacht wurden. Ich habe an die Meisten von euch goldene Kränze vertheilt, unsterbliche Denkmäler nicht blos eurer Tapferkeit, sondern auch meiner bereitwilligen Anerkennung derselben. Und wer gefallen ist aus euern Reihen, der ist mit Ehren gefallen, und mit Ehren noch im Tode von mir überhäuft, denn seine Bestattung war glänzend, ein ehernes Bild von ihm steht als ein Denkmal in seiner Heimat und seine Familie ist frei von allen Lasten und Abgaben, weil unter meiner Anführung kein Einziger fliehend fiel.

Und jetzt war ich gesonnen, die Kampfunfähigen von euch in die Heimat zu entlassen als Gegenstände des Neides für die Zurückgebliebenen. Ihr aber trotzt und wollt Alle gehen. Nun wol, so gehet Alle! Und wenn ihr heimkommt, so erzählet, daß ihr euren König Alexander, den Besieger Asiens, der euren Fuß bis über den Indus gelenkt und in Gegenden, wohin selbst Bakchos nicht gedrungen; erzählt, daß ihr diesen euren König verlassen und ohne Bedenken dem Schutze der besiegten Asiaten übergeben habt. Solche Kunde wird euch unstreitig bei den Menschen zum Ruhme und bei den Göttern zum Verdienste gereichen. Geht!

Als Alexander seine Rede geendet hatte, war er von dem Rednerstuhle herabgesprungen und hatte sich in seinen Palast begeben, ohne daß ihn einer der bestürzten und zugleich gerührten Makedonier zurückgehalten hätte. Diese wußten nicht, was sie thun sollten. Zwei Tage lang ließ sich Alexander nicht sehen; und als er endlich ein Lebenszeichen von sich gab, sahen die Makedonier mit Schrecken, daß der König ihre Anwesenheit gar nicht beachtete, sondern that, als ob sie bereits abgezogen wären. Er ließ die vornehmen Perser kommen, vertheilte unter sie die bisher von den Makedoniern bekleideten Befehlshaberstellen, gab dem persischen Heere die bei den Makedoniern übliche Eintheilung, selbst mit Beibehaltung der Abtheilungsnamen, und erwählte nach persischer Sitte aus dem Heere eine Anzahl Männer, welche Verwandte des Königs hießen und die Erlaubniß hatten, denselben zu küssen.

Alle diese Vorgänge erfüllten die Makedonier mit Reue; sie konnten es nicht ertragen, daß er, der sie immer so geliebt hatte, allein unter Fremden bleiben wollte. Haufenweise stürmten sie vor Alexanders Palast und flehten um Vergebung. Als der König endlich hervortrat, wurde er von den Beweisen ihrer Liebe bis zu Thränen gerührt. Da trat

Kallines, ein alter würdiger Krieger und Befehlshaber in der berittenen Edelschar, an ihn heran und sprach: „Eins nur betrübt die Makedonier, daß du nämlich Perser zu deinen Verwandten machst und dich von ihnen küssen läßt, welche Ehre nie einem Makedonier zu Theil wurde.“ „Nun“, fiel Alexander ein, „ich mache euch Alle zu meinen Verwandten und werde euch von nun an stets so nennen.“ Und um sein Wort sogleich zu lösen, küßte er selbst den Kallines, worauf er zur Feier des Versöhnungsfestes nicht allein große Opfer darbrachte, sondern auch ein Gastmahl veranstaltete, an welchem gegen 9000 Personen, theils Perser, theils Makedonier, Theil nahmen. Alexander saß dabei in der Mitte der Makedonier, mit denen er aus einem Becher trank, indem er unter anderen den Trinkspruch ausbrachte: „Einigkeit und des Reiches Gemeinschaft den Makedoniern und Persern!“ Die Veteranen, deren Zahl sich auf 10,000 belief, zogen mit höchsten Ehren verabschiedet nach Makedonien, nachdem jeder von ihnen, außer dem vollen Solde bis zur Ankunft in der Heimat, noch ein Talent zum Geschenk erhalten hatte. Alle Kinder, welche die Veteranen mit asiatischen Weibern erzeugt hatten, mußten auf Alexander's Anordnung zurückbleiben, damit zu Hause kein Unfrieden in den Familien gesäet würde. Dagegen hatte Alexander den Vätern versprechen müssen, für eine makedonische Erziehung ihrer Kinder Sorge zu tragen. Krateros wurde der Führer der Veteranen, indem er dabei den Auftrag bekam, den Antipater in Makedonien abzulösen. Letzterer sollte zugleich die in der Heimat neu ausgehobene Mannschaft dem Könige zuführen, da dieser derselben für seine weiteren Pläne bedurfte.

Schon einmal hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß die Verwaltung Makedoniens und somit auch die Bewachung Griechenlands bei Antipater in den besten Händen war; er bethätigte dies abermals kurz vor seiner Ablösung durch Krateros, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Unter Denjenigen, welche in der Hoffnung auf Alexander's Tod nach Willkür geschaltet, ward der uns schon bekannte Harpalos in Ekbatana am meisten beschuldigt. Wenn man ihn auch keiner eigentlichen Gewaltthaten anklagen konnte, so hatte er doch ein so ausschweifendes Leben geführt, daß ein großer Theil der seiner Hut anvertrauten Schätze verloren gegangen war. Das Strafgericht Alexander's fürchtend, floh Harpalos mit einer Summe von 50,000 Talenten nach Athen. Doch Antipater verlangte die Auslieferung des Missethäters mit solchem Nachdruck, daß Harpalos trotz des Eifers, mit welchem Demosthenes die Auslieferung widerrieth, ins Gefängniß geworfen wurde, aus dem er jedoch wieder entkam. Nachdem er nach Kreta geflohen war, wurde er dort seines Reichthums wegen von einem habsüchtigen Menschen, Namens Thimbro, erschlagen.

In diese Angelegenheit war in peinlichster Weise Demosthenes verwickelt worden. Man beschuldigte ihn nebst mehreren Anderen, er habe sich von Harpalos zu einer feindseligen Stimmung gegen Antipater durch Geld bestechen lassen; und obgleich keine Beweise dafür beigebracht werden konnten, so ließ sich doch das Gericht der Heliasten durch den Einfluß des Antipater bestimmen, den Demosthenes zu einer bedeutenden Geldbuße zu verurtheilen. Der große Redner war aber viel zu arm, um die Strafsumme erlegen zu können, und so wurde er denn ins Gefängniß gesetzt, aus dem er sich durch die Flucht befreite.

Antipater hatte sich auch bei der Sache des Harpalos als ein so treuer Wächter Griechenlands gezeigt, daß ihn Alexander gewiß nicht abberufen haben würde, wenn er nicht dazu genöthigt worden wäre durch die persönlichen Zwistigkeiten, welche sich zwischen seinem Feldherrn und seiner Mutter Olympias entsponnen hatten. Andere behaupten dagegen, was jedoch nicht erwiesen, die Abberufung Antipater's sei ein Werk von Alexander's mißtrauischer Politik gewesen. Thatsache ist es, daß die gegenseitigen Beschwerden des Antipater und der Olympias den König oft in eine verzweiflungsvolle Stimmung versetzten. So rief er einst beim Lesen eines Briefes, worin sich Antipater über des Königs Mutter von Neuem beschwerte, wehmüthig aus: „Antipater weiß nicht, daß

eine Thräne meiner Mutter tausende von seinen Briefen auslöscht!“ Bei einer ähnlichen Gelegenheit soll er im Unmuthe ausgerufen haben: „Für ihre neun Monate verlangt meine Mutter einen zu schweren Hauszins.“ Das sollte bedeuten: für das Verdienst, ihn geboren zu haben, beanspruche seine Mutter Rücksichten, die seine Kindespflichten übersteigen und mit seinen Herrscherpflichten im Widerspruch stehen.

Es läßt sich zwar über die oben erwähnten Pläne, zu deren Ausführung Alexander den Antipater bedurfte, nichts Sicheres angeben; man vermuthete, daß dieselben auf nichts Geringeres, als die Umschiffung und Eroberung Afrika's gerichtet waren; wahrscheinlich ist auch ein Unterjochungszug gegen die Skythen, da dies Volk das einzige war, das dem Könige bis jetzt widerstanden hatte, geplant gewesen. Er wollte den Weltverkehr, die Ausbreitung des Handels fördern, dem Westen die Genüsse des Ostens und dem Osten die Künste des Westens zuführen, um beide Welten dadurch zu verschmelzen, und so vielleicht endlich die ganze Erde zu einem einzigen großen Reiche zu machen. Diese Idee war sicherlich eines Alexander's würdig, und die Nachwelt hat nur zu beklagen, daß der Tod den Schöpfer dieses Riesenplans vernichtete, noch ehe die Schöpfung sich aus dem Chaos entfaltet hatte.

Alexander befand sich in Babylon, nachdem er mit seinem Feldherrn Ptolemäos Lagos noch einen kurzen und glücklichen Kriegszug gegen einen aufrührerischen Volksstamm, die Kossäer oder Kissier, unternommen hatte. Während er nun in Babylon den Euphrat genau untersuchen ließ und alle Anstalten traf zum Bau einer großen Flotte, zu deren Errichtung er Seeleute und Schiffbauer von allen unter seiner Herrschaft stehenden seefahrenden Nationen berief, ordnete er Untersuchungen an über die Lage und die Verbindungen des Kaspischen Meeres und beschäftigte sich zugleich mit einem großen Unternehmen gegen Arabien, dessen Eroberung in den Augen Alexander's für seine Handelspläne als unumgänglich nothwendig erschien.

Ehe die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen begonnen hatten, traf den Alexander ein schwerer Schicksalsschlag, er verlor seinen treuesten Freund Hephästion durch den Tod. Wie sehr Alexander diesen Mann vor allen anderen Freunden geliebt hatte, davon legte er bei dem Tode seines Lieblings die sprechendsten Beweise ab. Sein Schmerz über den Verlust des Freundes war unermeßlich, und der König fühlte sich, inmitten seines weiten Reiches und umgeben von den größten Männern seiner Zeit, vereinsamt und gleichsam verwaist. Drei Tage lang verschmähte er alle Nahrung und wies jede Tröstung zurück, die ihm dargeboten wurde. Die Leiche Hephästion's wurde mit einer Pracht bestattet, die schon aus dem Umstande zu ermessen ist, daß blos auf den Scheiterhaufen allein, der die Gebeine in Asche verwandeln sollte, die Summe von 10,000 Talenten verwendet wurde. Mit diesen Ehrenbezeigungen noch nicht zufrieden, sandte Alexander zum Orakel des Jupiter Ammon die Frage, ob er seinen verstorbenen Freund als einen Heroen göttlich verehren dürfe; und das Orakel ertheilte die Erlaubniß dazu.

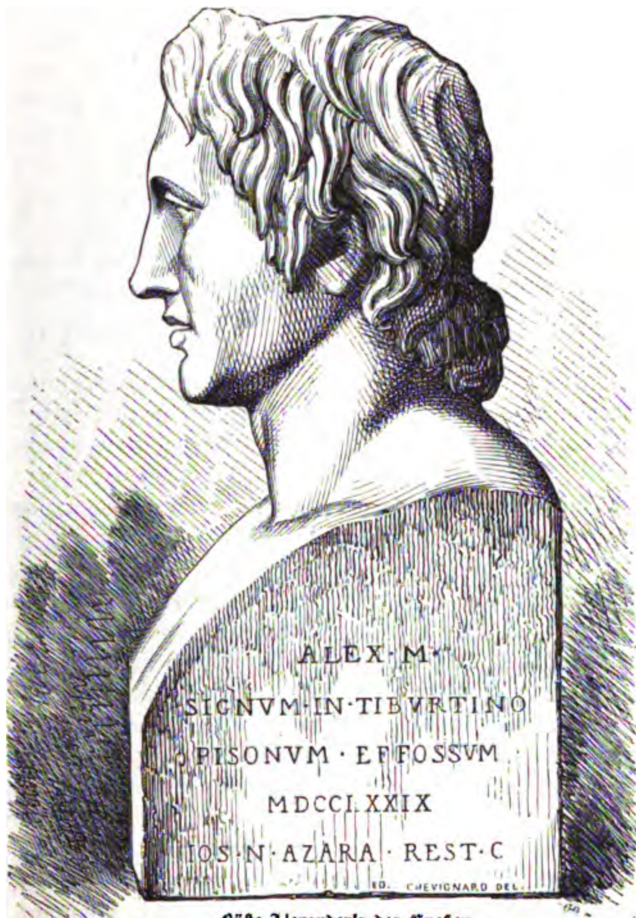
Alexander überlebte den ihm vorangegangenen Freund nicht lange. Nach einer kurzen und heftigen Krankheit endete der Tod das thatenreichste Leben, welches die Geschichte des Alterthums kennt. Der große Alexander starb am 11. Juni im Jahre 323 v. Chr., und mit ihm erlosch die Seele des großen Makedonischen Reiches.

Ueber die Ursache der Krankheit, welche Alexander den Großen in einem Alter von 32 Jahren und 8 Monaten, also in der Blüte der Manneskraft dahinraffte, herrschen seit alter Zeit verschiedene Angaben und Meinungen. Am grundlosesten ist wol die Behauptung, Alexander sei auf Veranlassung des Antipater vergiftet worden; denn nichts hat später ein solches Gerücht bestätigt. Wahrscheinlicher ist die Angabe, daß Alexander's Unmäßigkeit im Essen und Trinken seine Krankheit veranlaßt habe, da er unmittelbar nach einem schwelgerischen Gelage von derselben befallen worden war. Am glaubwürdigsten aber ist die Annahme, daß Alexander durch die fast übernatürlichen Anstrengungen und Mühseligkeiten seines Lebens seine niemals geschonte Gesundheit untergraben, der Schmerz

über Hephästion's Verlust den Keim der Krankheit gereift habe, und diese endlich nach einem besonders schwelgerischen Gelage zum Ausbruch gekommen sei. Die Natur des Uebels wird als eine Art Fieber bezeichnet, das jedenfalls sehr heftig war, denn der Tod trat schon nach wenigen Tagen ein.

Doch Alexander's reger Geist ruhte selbst während der Krankheit nicht. Auf seinem Lager führte er die Geschäfte in der gewohnten Weise. Er hörte die Vorträge seiner Feldherren an und ertheilte ihnen seine Befehle, die sogar auf eine Einschiffung des Heeres für ein größeres Unternehmen gerichtet waren, welches er nach überstandener Krankheit selbst leiten wollte.

Das Heer war durch die Nachricht von der Krankheit des Königs in die heftigste Bestürzung versetzt worden, und der Schmerz der Soldaten mehrte sich mit jeder Kunde von der Verschlimmerung des Uebels. Endlich, als alle Hoffnung auf die Genesung des Kranken geschwunden, bestanden die Krieger darauf, ihren geliebten König und Feldherrn vor seinem Tode noch einmal zu sehen. Man wollte dies verhindern; aber die Soldaten erzwangen sich den Eingang in den königlichen Palast. Sprachlos blickte er die stumm an seinem Bett einzeln vorüberziehenden Kampfgenossen an; doch mit seiner letzten Kraft noch richtete er sich auf, um Einigen zum ewigen Abschiede die Hand zu reichen.



Büste Alexander's des Großen.

Die historische Erscheinung des Mannes, dessen Thaten uns bisher beschäftigt haben, ist eine höchst großartige und hängt mit seiner Persönlichkeit so innig zusammen, daß wir genöthigt sind, noch einen prüfenden Blick auf den Charakter Alexander's des Großen zu werfen, um von demselben ein gedrängtes und doch möglichst vollständiges Bild zu bekommen.

In einer Charakteristik Alexander's stellen sich in Bezug auf seine moralische Persönlichkeit zwei Perioden dar, zwischen denen der Tod seines Feindes Dareios, oder bezeichnender, die vollendete Eroberung des Persischen Reiches die Grenzmarke bildet. Während der ersten Periode sehen wir in Alexander einen von edlem Ehrgeize, von Thatendurst und Ruhmsucht angespornten Jüngling, dessen höchster Lebenszweck es ist, sich den alten fabelhaften Heroen der griechischen Vorzeit wenigstens an die Seite zu stellen. Aber es sind nicht blos die Waffenthaten jener Helden, die er durch die seinigen verdunkeln will, nein,

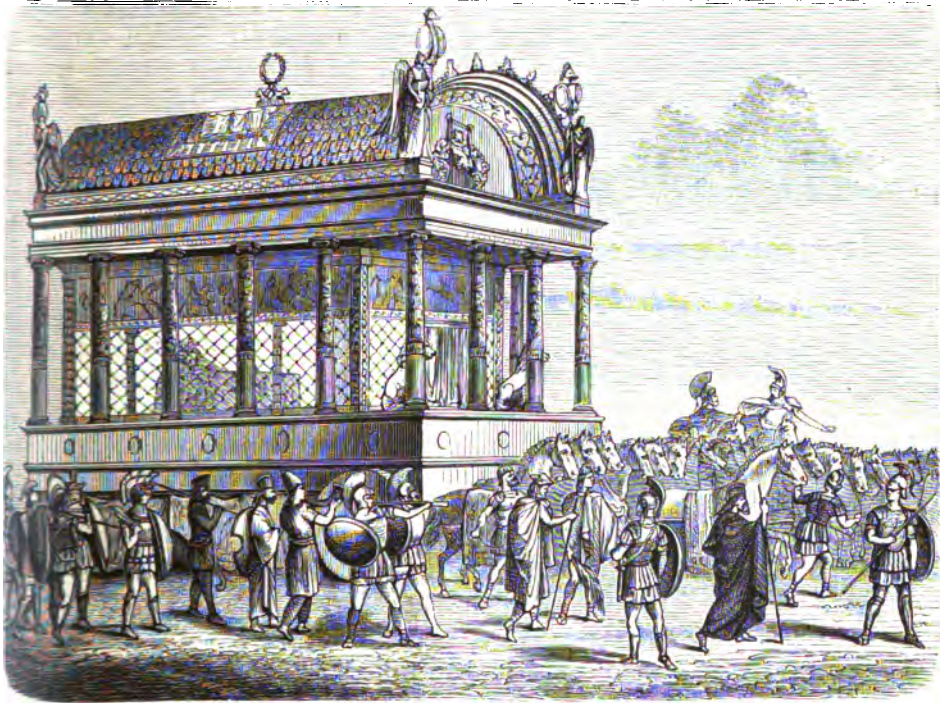
auch in edler Gesinnung, in Hochherzigkeit und im Streben für Menschenwohl will er sie übertreffen; und gleichwie der unbesiegliche Achill sein Heldenvorbild als Krieger ist, so sind außerdem Herakles und Bakchos, die Wohlthäter und Veredler des Menschengeschlechts, seine Ideale für Thaten des Friedens. Wenn wir nun noch annehmen, was wir von einem Schüler des Aristoteles und einem in griechischer Philosophie und Lebensweise auferzogenen Jünglinge voraussetzen müssen, daß Alexander nicht Eroberer war aus dem rohen, barbarischen Triebe der Vernichtung oder Unterjochung von feindlichen Völkern; wenn wir sehen, um wie viel lieber ihm die Unterwerfung der Völker war, die er durch seine Klugheit oder die Liebe, die er einzuflößen verstand, erreichte, als die, welche er durch Schlachten erzwang; wenn wir finden, daß er sich eigentlich nichts erkämpfen wollte, als einen Einfluß über alle jene Völker, und diesen Einfluß nur dazu benutzte, die durch Nationalhaß entfremdeten einander näher zu bringen; wenn wir aus allem diesen die Ueberzeugung schöpfen, daß Alexander's eroberndes Schwert nur der Hebel sein sollte zu einem weltbeglückenden Plane, der, falls er hätte zur Ausführung kommen können, der Menschheit eine unendlich bessere Entwicklung gegeben hätte, als sie nach seinem Tode thatsächlich folgte, so müssen wir bekennen, daß Alexander in diesem Abschnitte seines Lebens wirklich als ein großer Mann und fast makellos dasteht. Er war ein tapferer, kühner, kluger, ja weiser Fürst, ein Herrscher voll Kraft, voll Muth, voll Genie, ein Mensch reich an Großmuth, an Edelsinn, an Herzensgüte, ein Mann von hochgebildetem Geiste, von hochfliegenden Ideen, von freisinniger Denkungsart, von edlem Herzen — ein großer Menschenfreund.

Aber er hätte dabei nicht zugleich ein Mensch mit menschlichen Unvollkommenheiten sein müssen, um auf solcher Höhe stehen bleiben zu können. Indem ihn die schmeichelnde Umgebung über den Menschen erhob, machte sie ihn schwindelig, und er stürzte wieder hinab. In der zweiten Periode finden wir, daß der Gewaltige häufig seinen Leidenschaften unterliegt, und mit Trauer berichtet die Geschichte einzelne Ausbrüche der Herrschsucht, Rachgier, Ungerechtigkeit und Grausamkeit, die uns gerade an ihm so dunkel erscheinen, weil das übrige Leben dieses außerordentlichen Mannes in einem so hellen Lichte strahlt. Trotzdem daß man ihm in der letzten Periode seines Lebens Dünkel, Selbstsucht und Hochmuth vorwirft, ist doch auch noch diese letzte Zeit reich an großen und herrlichen Charakterzügen, die trotz Allem beweisen, daß die angeborne und in trefflicher Erziehung gepflegte edle Natur des großen Königs keineswegs durch die Schmeichler und die ihm erwiesene göttliche Verehrung gänzlich unterdrückt werden konnte. Noch bis zu seinen letzten Augenblicken war er mit Ausführung seiner großen Pläne beschäftigt, durch welche die damalige Welt neu belebt werden sollte. Sein früher Tod war ein großes Unglück für die Menschheit.

Theilung des Reiches.

Alexander d. Gr. hatte ein Reich hinterlassen, wie es bis dahin noch nicht erstanden war, denn die ganze kultivirte Welt jener Zeit gehorchte dem makedonischen Scepter; Makedonien, Thrakien, Griechenland, Kleinasien, Phönikien, Aegypten, Libyen, Syrien, Babylonien, Medien, Persien, Südasien und die Indusländer, das waren die großen Theile des Makedonischen Reiches, dessen Schicksal jetzt um so zweifelhafter sein mußte, da Alexander die Ländermasse blos angehäuft, nicht aber schon geordnet hatte; sie war noch kein Staat geworden, der sich selbst regieren konnte; und nun fehlte der despotische Arm und Geist, der eine solche Masse zu bewältigen wußte. Kaum ein Mann wie Alexander hätte dies gekonnt; sein Tod mußte also das Signal sein zu einer Zersplitterung seines Reiches; aber nicht deswegen, weil er keinen mündigen legitimen Sprößling hinterließ, sondern weil sich unter allen seinen Feldherren Niemand fand, der den Geist und das Streben Alexander's begriffen und sich dafür begeistert hatte; denn Hephästion war ja todt, der Einzige, der Alexander vielleicht hätte ersetzen können. Wo Alexander's Pläne vergessen waren, ja wo

man von der Existenz derselben vielleicht nicht eine Ahnung hatte, da mußten eigennützige Streitigkeiten um den Besitz der Länder sich entspinnen, und sie begannen sogleich nach Alexander's Tode und wurden mit solchem Eifer geführt, daß Niemand daran dachte, für die Beisetzung der Leiche zu sorgen. Endlich nach mehreren Tagen erinnerte man sich dieser Pflicht, und ein gewisser Arrhidäos erhielt den Auftrag, die Bestattung des Königs mit dem größten Pompe zu bewirken. Zwei Jahre brachte er mit den Anstalten dafür zu, weil er Sarg, Leichenwagen 2c. erst anfertigen ließ, und dieselben zu wahren Kunstwerken machen lassen wollte. Sie wurden es auch; der Sarg war ganz von Gold und bis zur Hälfte mit den kostbarsten Spezereien gefüllt, und der Leichenwagen ein Prachtwerk, mit Gold, Edelsteinen, Teppichen und Gemälden aufs Reichste verziert.



Der Trauerwagen mit der Leiche des großen Königs.

Zum bessern Verständniß der nachfolgenden ziemlich verwickelten Geschichte, welche zunächst die Kämpfe der Diadochen (Nachfolger Alexanders) umfaßt, ist es nothwendig, hier die Namen aller Derer vorzuführen, welche entweder wegen ihrer Verwandtschaft mit Alexander oder weil sie die Macht in Händen hatten, auf die Angelegenheiten der Regierung Einfluß üben konnten. Da war zunächst Roxane, Alexander's Gattin, die wenige Monate nach dem Hinscheiden des großen Königs einem Erben und legitimen Nachfolger desselben das Leben gab und diesen Neugeborenen Alexander nannte; sodann Olympias, Mutter des verstorbenen Königs, ferner Kleopatra, deren Tochter und Alexander's Schwester, welche mit dem Bruder ihrer Mutter, dem König von Epiros, vermählt gewesen, jetzt aber Wittwe war; Kynane, eine Tochter Philipp's II. von einer Illyrierin, also Alexander's Halbschwester, Wittwe von Amyntas III., dem eigentlich legitimen Könige von Makedonien; Eurydike, Kynane's Tochter; Thessalonike, Tochter Philipp's II. von einer Thessalierin, also Alexander's Halbschwester; Arrhidäos, Sohn Philipp's II. von einer Tänzerin, also Halbbruder Alexander's. Ein Sohn Alexander's, Namens

Herakles, den ihm Memnon's Wittwe Barsine geboren hatte, war noch unmündig. Von den Feldherren nennen wir: Perdikkas, an der Spitze der Edelschar zu Pferde stehend, ein Mann von großem Einfluß; Meleager, Anführer der Phalanx; Eumenes, Alexander's Geheimschreiber, später Feldherr und ein Anhänger des Perdikkas; Ptolemäos, der Sohn einer Beischläferin Philipp's II., die derselbe an einen gewissen Lagos verheirathet hatte, daher der von ihr geborne Sohn gewöhnlich den Namen Ptolemäos Lagos führt; ferner Krateros, Antipater, Antigonos, Lysimachos, Leonnatos, Seleukos, Python und Polysperchon.

Alexander der Große hatte schwerlich ein so frühes Ende erwartet und vermuthlich gar keine Bestimmung über die Thronfolge und überhaupt kein Testament hinterlassen. Was hierüber erzählt wird, ist wahrscheinlich erfunden, und wenn wir folgende Punkte aus dem angeblichen Testamente des großen Königs anführen, so geschieht es nur, weil dieselben wol nicht mit Unrecht als eine Andeutung der Pläne betrachtet werden können, welche Alexander auszuführen beabsichtigte: 1) Erbauung einer Flotte von 1000 Ruderschiffen, um die karthagische Seemacht zu bekämpfen und sich des Handels und der Besitzungen von Karthago zu bemächtigen; 2) Herstellung einer großen Landstraße längs der ganzen Nordküste Afrika's bis zu den Säulen des Herakles; 3) Aufführung von sechs prachtvollen Tempeln; 4) Anlegung von Festungen, Zeughäusern, Häfen, Schiffslagern und Stapelplätzen an allen dazu geeigneten Orten des ganzen Reiches; 5) Erbauung verschiedener neuer Städte in Asien und Europa, von denen die asiatischen mit Europäern, die europäischen mit Asiaten bevölkert werden sollten, um durch Verschmelzung des europäischen und asiatischen Elements alle Nationalfeindschaft auszurotten.

In einem lichten Augenblicke, kurz vor seinem Tode, hatte Alexander seinen Siegelring abgezogen und ihn dem an seinem Lager stehenden Perdikkas gegeben. Dieser war geneigt, darauf Ansprüche auf die Nachfolge zu begründen; allein dieselben wurden von den anderen Feldherren nicht anerkannt. Perdikkas hielt es für das Klügste, sich mit ihnen zu verständigen, und unter seiner Leitung kam folgende Uebereinkunft zu Stande: Philipp Arrhidäos, der oben genannte Halbbruder Alexander's, wird König unter dem Namen Philippos III.; würde Roxane einen Sohn gebären (wie es wirklich nach einigen Monaten geschah), so solle dieser das Reich mit ihm unter dem Namen Alexandros IV. theilen. Da jedoch Philippos III. geistesschwach war, so sollten Perdikkas und Meleager die Regentschaft führen. Philippos Arrhidäos, der sich im Lager befand, war nicht von Natur schwachsinnig, sondern soll es infolge giftiger Tränke geworden sein, die ihm die ehrgeizige Olympias gegeben, weil sie in diesem Halbbruder Alexander's ein Haupthinderniß zur Ausführung ihrer Pläne gesehen habe.

Die Feldherren Alexander's wurden gemäß dieser Uebereinkunft zu Statthaltern der verschiedenen Provinzen des weiten Reiches ernannt. Unter diesen Statthaltern werden für die nächste Geschichte besonders wichtig: Ptolemäos Lagos in Aegypten, Krateros in Makedonien, Antipater in Griechenland, Lysimachos in Thrakien, Antigonos in Vorderasien (Phrygien, Lykien und Pamphylien), Eumenes in Kleinasien (Kappadokien und Paphlagonien).

Doch die Ruhe, welche durch diese Uebereinkunft begründet werden sollte, dauerte nur kurze Zeit. Zuerst trat das Streben des Perdikkas, die unumschränkte Herrschaft an sich zu reißen, deutlicher als bisher hervor, indem er es zu bewirken wußte, sich durch eine Heirath mit der Kleopatra dem königlichen Hause zu verschwägern. Meleager stand diesen Absichten im Wege, indem er zugleich die Macht des Perdikkas dadurch zu schwächen suchte, daß er den geistesschwachen Philippos III. mit der klugen, gewandten und ehrgeizigen Eurydike zu vermählen suchte, die deshalb mit ihrer Mutter Kynane nach Babylon berufen wurde. Doch Perdikkas bot Alles auf, eine solche Verbindung zu hintertreiben; er ließ die Kynane, welche die beabsichtigte Heirath ihrer Tochter mit größtem Eifer betrieb, aus

dem Wege räumen; und auch Meleager fiel als Opfer der Ränke des Perdikkas, so daß dieser nun alleiniger Regent des Reiches war. Dennoch sah er sich durch den Willen der Phalanx gezwungen, die so gefürchtete Heirath Philippos' III. mit der Eurydike zuzugeben.

Während diese Ereignisse am makedonischen Hofe in Babylon stattfanden, machten die Griechen einen Versuch, sich der makedonischen Herrschaft zu entziehen; denn obschon ihre Freiheit bisher unterdrückt war, so hatten sie den Sinn für Unabhängigkeit doch noch nicht verloren, und als sich mit dem Tode Alexander's eine günstig scheinende Gelegenheit darbot, das Joch abzuwerfen, benutzten sie dieselbe, aber ihr Mangel an Einheit hinderte den Erfolg. So waren es fast nur Aetolien und Attika, welche den Kampf um die alte Freiheit eröffneten.

Demosthenes, der unermüdliche Patriot, war es wieder, welcher die Athener zum Befreiungsversuche anfeuerte. Nach seiner Flucht aus dem Vaterlande hatte er auf der Insel Aegina gelebt und oft mit Sehnsucht hinüber geschaut nach der geliebten vaterländischen Küste, des Augenblickes harrend, der ihm wieder erlauben würde, sie zu betreten. Der Tod Alexander's endete sein Exil; denn die Athener, in denen der Gedanke der Freiheit nicht Wurzel fassen konnte, sobald er von ihren Rednern nicht gepflegt wurde, hatten bei der ersten Stimme, die sich für die Unabhängigkeit erhob, nichts Eiligeres zu thun, als den Demosthenes zurückzurufen. Er wurde mit lautem Jubel empfangen, und seine glühenden Worte begeisterten die Athener zum Kampf für die alte Selbständigkeit.

Eine Flotte und ein Heer von 30,000 Mann wurden aufgebracht und letzteres unter die Anführung eines tapfern Mannes, Namens Leosthenes, gestellt, der auch den herbeieilenden Antipater bei den Thermopylen glücklich schlug, so daß sich dieser in die feste thessalische Stadt Lamia werfen mußte, wo ihn Leosthenes einschloß und belagerte. Von dieser Belagerung, bei welcher Leosthenes das Leben verlor, führt der kurze Kampf der Griechen gegen die Makedonier den Namen des Lamischen Krieges (323—322 v. Chr.). Um den eingeschlossenen Antipater zu entsetzen, eilte Leonnatos mit einem Heere herbei, verlor aber gegen Antiphilos, den Nachfolger des Leosthenes im Oberbefehl über die Griechen, Schlacht und Leben; und erst als Krateros von Makedonien her der belagerten Stadt zu Hülfe kam, wurde das griechische Heer bei Krannon geschlagen und Lamia entsetzt, so daß Antipater die über ihre Niederlage bestürzten Griechen völlig besiegen konnte. Die Folgen davon waren besonders für Athen höchst traurig; denn es verlor seine bisherige demokratische Verfassung, da alle diejenigen Bürger, deren Vermögen unter einem von Antipater bestimmten Maße war, von der Staatsregierung ausgeschlossen wurden. Außerdem mußte Athen eine makedonische Besatzung annehmen und die Anstifter des Aufstandes wurden zum Tode verurtheilt. Unter diesen befand sich auch Demosthenes. Zwar gelang es ihm abermals, aus Athen zu fliehen; allein er wurde von nachgesandten makedonischen Reitern eingeholt, und sah sich zu der Wahl genöthigt, entweder sich der Gnade Antipater's zu überliefern, oder den Tod des freien Mannes zu sterben. Er erwählte das Letztere, indem er aus seiner Schreibfeder ein darin schon längst bereit gehaltenes Gift sog.

Von weit größeren Folgen als dieser Lamische Krieg war ein Doppelkampf der makedonischen Statthalter gegen einander (322—321 v. Chr.). Derselbe wurde durch das Streben des Perdikkas nach der Oberherrschaft veranlaßt und führte in seinem Ausgange dessen Fall und sonach eine neue Ordnung der Dinge mit sich. Perdikkas hatte sich zwar seines Mitregenten Meleager entledigt; allein in Antigonos, dem Statthalter von Kleinasien, stand ihm ein weit gefährlicherer Mitbewerber um die Alleinherrschaft auf. Um denselben aus dem Wege zu räumen, klagte ihn Perdikkas bei den Makedoniern verleumderisch an. Doch Antigonos wartete den Ausgang dieser Intrigue nicht ab, sondern zog es vor, seine Statthalterschaft zu verlassen und nach Makedonien zu fliehen, wo er den Krateros und Antipater anreizte, gegen Perdikkas zu Felde zu ziehen. Beide waren dazu auch bereit, insbesondere Antipater, welcher den Regenten persönlich haßte. Perdikkas hatte nämlich

eine Schwester Antipater's, Namens Nikäa, zur Frau genommen, dieselbe aber wieder verstoßen, als er sich mit Kleopatra vermählte. Auch der ägyptische Statthalter Ptolemäos Lagos wurde von Antigonos und Antipater für ihr Unternehmen gewonnen.

Von allen Statthaltern hatte Ptolemäos Lagos, ein Mann von vortrefflichem Charakter, das glücklichste Los gezogen. Seine Abgeschlossenheit in Aegypten, die er noch durch die Eroberung von Kyrenä vergrößerte, ersparte ihm die Einmischung in die verwickelten Angelegenheiten des Reiches; durch seine Herzensgüte erwarb er sich sehr bald die Liebe des ägyptischen Volkes, und so durfte er sich schon zeitig als den unumschränkten Herrscher Aegyptens betrachten, wenn er dem Namen nach auch nur makedonischer Statthalter war.

Aber nicht nur von den Aegyptern, sondern auch von den übrigen Völkern wurde Ptolemäos geschätzt und geachtet, und die Makedonier liebten ihn noch besonders wegen seines Verhaltens bei der Bestattung der Leiche Alexander's d. Gr. Als nämlich die Vorbereitungen zu dieser Bestattung i. J. 321 v. Chr. beendet waren, hatte Arrhidäos die Leiche auf dem kostbaren mit sechs Maulthieren bespannten Wagen im feierlichen Zuge nach Aegypten geführt, um sie alsdann im Tempel des Jupiter Ammon beisetzen zu lassen. Ptolemäos war der königlichen Leiche bis Syrien entgegen gezogen, hatte sich aber zur größten Freude der Makedonier, die an der Vergöttlichung Alexander's stets Aergerniß genommen, entschieden gegen die Beisetzung im Tempel des Jupiter Ammon erklärt, und die Leiche vor der Hand in Memphis untergebracht, bis der zu ihrer feierlichen Bestattung in Alexandria von ihm erbaute Tempel vollendet war.

Perdikkas erschrak zwar über das gegen ihn gerichtete Bündniß der drei mächtigsten Statthalter; allein er verlor den Muth nicht, besonders da er den klugen und talentvollen Eumenes auf seiner Seite hatte. Diesem ertheilte er den Auftrag, den von Makedonien heran dringenden Feinden den Uebergang über den Hellespont zu verwehren, während er selbst, in Begleitung der beiden Titularkönige, gegen Ptolemäos nach Aegypten vorrückte. Eumenes war in seinem Unternehmen glücklich. Zwar konnte er die Feinde nicht hindern, den Hellespont zu überschreiten; allein in der Schlacht, welche sich darauf entspann, und in welcher Krateros das Leben einbüßte (321 v. Chr.), errang er einen vollständigen Sieg über Antigonos und Antipater, welche wieder nach Europa zurückkehren mußten. Ein ganz anderes Schicksal aber hatte Perdikkas inzwischen gehabt. Durch seinen Hochmuth und seine Willkür beim Heere verhaßt, mußte er sehen, wie sich von demselben ein Theil nach dem andern lossagte, um zu dem menschenfreundlichen und freigebigen Ptolemäos überzugehen. So hatte Perdikkas schon den größten Theil seiner Truppen verloren, noch ehe es zu einer Schlacht gekommen war, und endlich brach unter den Zurückgebliebenen gar eine Empörung gegen ihn aus, infolge deren er von dem Reiteroberst Seleukos in seinem Zelte ermordet wurde (321 v. Chr.).

Der Fall dieses Mannes veränderte den Zustand der Dinge insoweit, als jetzt Antipater die Vormundschaft über die beiden Könige (Philippos III. und den noch nicht zweijährigen Alexander IV.) und die Regentschaft des Reiches übernahm, während zugleich die Statthalterschaften eine Veränderung erfuhren. Antipater verlegte die Residenz von Babylonien nach Makedonien, indem er zugleich die Herrschaft über die europäischen Länder behielt, mit Ausnahme Thrakiens, das dem Lysimachos verblieb. Ptolemäos blieb im Besitz von Aegypten, mit welchem noch Phönikien, Palästina und Syrien vereinigt wurden. Antigonos erhielt ganz Kleinasien, Seleukos Babylonien, Python Medien; und über Eumenes, den Bundesgenossen des Perdikkas, ward das Todesurtheil ausgesprochen, mit dessen Vollstreckung — da sich Eumenes noch an der Spitze eines Heeres befand — Antigonos beauftragt wurde.

Der Krieg, welcher auf diese Weise zwischen Antigonos und Eumenes entstand (320—315 v. Chr.), sollte sich aber bald um größere Dinge handeln, als um den Kopf des Letzteren. Antipater starb nämlich schon im Jahre 319 v. Chr., nachdem er, von der königlichen Familie gezwungen, mit Uebergehung seines Sohnes Kassander, den Polysperchon

zum Nachfolger in seinem Amte ernannt hatte. Kassander, der zwar auf die Nachfolge in der Statthalterschaft seines Vaters nicht ein entferntes Recht hatte, war nichtsdestoweniger über diese Zurücksetzung so empört, daß er zu Antigonos nach Asien eilte, um mit dessen Hülfe durch Gewalt der Nachfolger im Amte seines Vaters zu werden. Da Antigonos bei der jetzigen Lage der Dinge mit seinen eigenen Plänen offen hervortreten konnte, so vereinigten sich die Beiden zu einem förmlichen Kampfe gegen Polysperchon und die königliche Familie.

Der Regent sah sich dadurch so gedrängt, daß er sich mit Eumenes verband und diesen zum Statthalter von Asien ernannte. Es gelang Eumenes, die 3000 Mann starke berittene Königsgarde für sich zu gewinnen, die von ihren silbernen Schilden den Namen Argyraspiden führten, und deren Mannschaft auf das Alter und den vielfach erprobten Muth ihres Corps sehr stolz war.



Auf dem Zuge nach Aegypten.

Sie überlieferten an Eumenes die ihrer Obhut anvertrauten Schätze, die er zur Anwerbung königlicher Truppen verwandte. Eumenes entsprach dem ihm gewordenen Vertrauen vollkommen. Die Geneigtheit seines Heeres wußte er sich durch Klugheit und Milde zu gewinnen. Während Kassander in Griechenland gegen Polysperchon thätig war, sah sich Antigonos von Eumenes bald so sehr in die Enge getrieben, daß er sich nach dem mittleren Asien wenden mußte, wo er an Seleukos und Python bereitwillige Verbündete fand. Trotzdem blieb Eumenes siegreich und fiel nur durch den Verrath seiner Kerntruppen dem Antigonos in die Hände, der ihn sofort hinrichten ließ (315 v. Chr.) und seine Soldaten dem eigenen Heere einverleibte.

Es waren die oben erwähnten Argyraspiden, welche durch diesen Verrath ihren Ruhm befleckten. Sie hatten nämlich in einer Schlacht gegen Antigonos ihr Gepäck, ihre Weiber und Kinder eingebüßt, und ließen diesem heimlich den Antrag machen, ihm für die Herausgabe

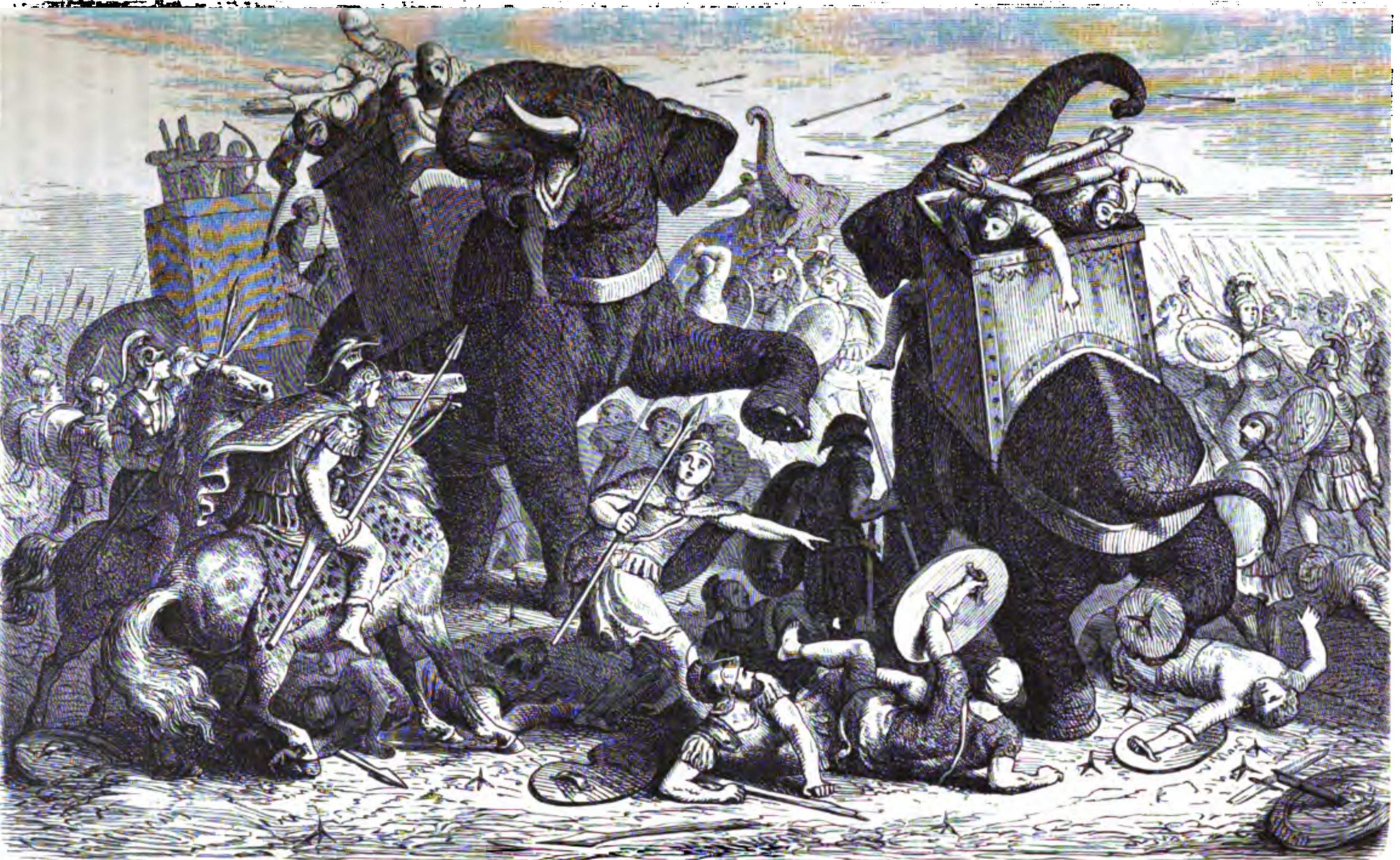
derselben Eumenes auszuliefern. Antigonos ging auf den Vorschlag ein, und so wurde der verrätherische Plan ausgeführt. Trotz aller Vortrefflichkeit konnte es Eumenes nie ganz gelingen, das Zutrauen und die Liebe der Makedonier zu gewinnen, denn er war ein Grieche und außerdem — ein „Schreiber“. Die Feldherren und Statthalter beneideten und haßten ihn, eben seiner Vortrefflichkeit wegen.

Inzwischen war Kassander in Europa in Allem glücklich gewesen. Mit Hülfe Griechenlands, dessen Freiheit er — wenn auch nur zum Schein — verkündete, war es ihm gelungen, in Makedonien einzudringen, wo der erschreckte Polysperchon nichts Eiligeres zu thun hatte, als Olympias aus Epeiros herbeizurufen, damit sie ihn gegen den gefährlichen Feind, für den sogar Philippos III. und seine Gattin Eurydike Partei zu nehmen schienen, mit ihren Intriguen unterstütze. Olympias kam, und der König und seine Gattin, die ihre Anwesenheit nicht dulden wollten, fielen als die ersten Opfer ihrer Ränke, so daß jetzt nur Alexander IV. allein noch König hieß. Philippos III. Arrhidäos wurde im Gefängnisse, in das ihn Olympias hatte werfen lassen, auf deren Befehl mit Pfeilen todtgeschossen. Eurydike, die gleichfalls gefangen genommen worden war, sollte sich die Todesart wählen. Olympias übersandte ihr einen Dolch, einen Strick und einen Giftbecher. Das unglückliche Weib erhenkte sich an ihrem eigenen Gürtel, und sprach sterbend den Wunsch aus, Olympias möge einst ein ähnliches Geschick erfahren. Kassander erschien als Rächer des ermordeten Königpaares. Olympias rettete sich in die Stadt Pydna, wo sie sich eine Zeit lang vertheidigte in der Hoffnung, von Polysperchon entsetzt zu werden. Doch dieser war seinem Gegner so wenig gewachsen, daß es ihm ging wie einst dem Perdikkas gegen Ptolemäos; er verlor an Kassander sein Heer und mußte sich nach Aetolien retten. Daher sah sich Olympias endlich genöthigt, sich dem Kassander zu ergeben, der sie als Mörderin des königlichen Geschlechts anklagte und hinrichten ließ (315 v. Chr.).

Kassander hatte jetzt das Ziel erreicht, nach welchem sein Ehrgeiz strebte. Makedonien und die Herrschaft über den unmündigen König waren in seinen Händen. Um derselben für die Dauer sicher zu sein, bemächtigte er sich der Person Alexander's IV. und seiner Mutter Roxane, die er beide als Gefangene um sich behielt, und verband sich mit dem königlichen Stamme durch eine Heirath, indem er, wie von Einigen mitgetheilt wird, sogar mit roher Gewalt, Alexander's des Großen Halbschwester Thessalonike zu seiner Gattin machte.

Hätten sich die Statthalter jetzt mit ihrer Macht begnügt, so wäre die Ruhe vielleicht für die Dauer hergestellt worden. Allein Antigonos trachtete danach, die übrigen asiatischen Statthalter unter seine Botmäßigkeit zu bringen, besonders Python und Seleukos, trotzdem Beide ihn gegen Eumenes so kräftig unterstützt hatten. Den Python lockte er unter Vorspiegelungen von Freundschaft zu sich und ließ ihn alsdann umbringen; Seleukos entging einem gleichen Schicksale nur durch die Flucht. Auf diese Weise wurde Antigonos Herr von dem größten Theile Asiens.

Seleukos war nach Aegypten zu Ptolemäos geflohen, den er auf die Gefahr aufmerksam machte, welche allen Statthaltern von dem jetzt so mächtigen Antigonos drohte. Auch Kassander und Lysimachos erkannten diese Gefahr als dringend, und so kam zwischen den vier Statthaltern ein Bund zum Kriege gegen Antigonos (314—311 v. Chr.) zu Stande. Der Kampf wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Antigonos setzte seine größte Hoffnung auf die kriegerischen Fähigkeiten seines Sohnes Demetrios, eines klugen, tapfern und kühnen Jünglings voll von Schwärmerei für griechisches Heldenthum. Allein der Jugendmuth machte den herrlichen jungen Helden unbesonnen, und so geschah es, daß der erfahrene und besonnene Ptolemäos bei Gaza (312 v. Chr.) einen vollständigen Sieg über ihn davontrug, infolge dessen sein Verbündeter Seleukos seine Statthalterschaft Babylonien wieder in Besitz nehmen konnte, wo er seine Herrschaft schon in den nächsten Jahren bis zum Indus ausdehnte.



Schlacht bei Gaza. Zeichnung von H. Leutemann.

Trotz des erlittenen Verlustes war Antigonos noch immer ein mächtiger Feind; und als es ihm gelungen war, dem Ptolemäos ganz Syrien zu entreißen, fand er die Verbündeten geneigt, einen Frieden mit ihm abzuschließen, der 311 v. Chr. zu Stande kam. In demselben wurde festgesetzt, daß Kassander die Regentschaft des Reiches bis zur Volljährigkeit Alexander's IV. und Makedonien als Statthalterschaft behalten solle, daß Lysimachos in Thrakien, Ptolemäos in Aegypten, Antigonos im ganzen vorderen Asien, Seleukos in dem übrigen Theile desselben als Statthalter bestätigt und die Freiheit der griechischen Staaten geachtet werden sollte.

Kassander war indeß weit entfernt, sich mit der Würde eines bloßen Reichsverwesers zu begnügen. Er wollte König sein, aber er konnte nicht eher auf Erfüllung seines ehrgeizigen Wunsches rechnen, als bis Alexander IV. und Roxane aus dem Wege geräumt waren. So ließ er denn Beide umbringen (311 v. Chr.), worauf nunmehr die königliche Familie Alexander's des Großen vollständig ausgerottet war.

Doch damit war auch das Signal zu neuen Kämpfen zwischen den Statthaltern gegeben, die sich jetzt sämmtlich als unabhängige Herrscher ihrer Länder betrachteten und den Titel König annahmen. Besonders thätig zeigte sich der bejahrte Antigonos, die Macht seiner Nebenbuhler zu schwächen. Dies mußte namentlich in Griechenland geschehen, wo, dem letzten Friedensschlusse zum Trotz, keiner der Statthalter seine Truppen aus den besetzten Städten gezogen hatte. Antigonos erklärte sich für berufen, den Frieden zu vollstrecken und Griechenland zu befreien. Da es ihm aber hauptsächlich darum zu thun war, seinem ihm mit kindlicher Treue ergebenen Sohne Demetrios dort eine Macht zu gründen, so sandte er denselben mit einer Flotte zunächst nach Athen, um ihn dort seine Laufbahn als Befreier Griechenlands beginnen zu lassen.

Er trat sie mit Glück an. Athen öffnete jubelnd seine Thore; Demetrios stellte die alte demokratische Verfassung wieder her und wurde von den Athenern mit Ehrenbezeigungen fast erstickt. Um sich in den übrigen Städten einen gleichen Dank zu verdienen, an welchem sich sein Ehrgeiz berauschen konnte, verkündete er überall, wo sich makedonische oder ägyptische Besatzung vorfand, die Wiederherstellung der Freiheit. Schon hatte er auf diese Weise Megara von den makedonischen Truppen erlöst und war eben im Begriff, die Aegypter aus Sikyon und Korinth zu vertreiben, als er von seinem Vater nach Kypros gerufen wurde, um die ägyptische Macht von dieser wichtigen Insel zu verdrängen. Demetrios gehorchte dem Rufe und entwickelte bei der Belagerung der dortigen Städte durch neue von ihm erfundene Maschinen eine solche Kunst, daß er sich den Beinamen des Städtebezwingers (Poliorketes) erwarb. Nachdem er den Ptolemäos, welcher mit einer Flotte zur Rettung der Insel herbeigeeilt war, geschlagen hatte (307 v. Chr.), vollendete er die Eroberung von Kypros, und kehrte nach einigen nutzlosen Versuchen, auch Rhodos den Aegyptern zu entreißen, wieder nach Griechenland zurück, um sein sogenanntes Befreiungswerk fortzusetzen.

Das Glück war auch hier sein Begleiter; Kassander's Macht in Griechenland näherte sich ihrem Ende. Letzterer sah sich endlich genöthigt, die übrigen Statthalterkönige zu einem Bunde gegen die Uebermacht des Antigonos und seines Sohnes Demetrios Poliorketes aufzurufen. So kam denn 302 v. Chr. zwischen Kassander, Lysimachos, Ptolemäos und Seleukos ein Bündniß gegen Antigonos zu Stande. Dieser sah sich gezwungen, seinen Sohn aus Griechenland abzurufen, um den großen Kampf, der sich in Asien vorbereitete, auskämpfen zu helfen. Allein auch vereinigt waren Vater und Sohn den Kräften ihrer Feinde nicht gewachsen. Die Schlacht bei Ipsos in Phrygien (301 v. Chr.) ging für sie nicht allein völlig verloren, sondern Antigonos selbst büßte dabei auch das Leben ein, und Demetrios Poliorketes konnte sich von dem ganzen Heere seines Vaters nur 9000 Mann erhalten, mit denen er sich nach der Meeresküste rettete.



Perseus auf dem Marsche durch die thessalischen Schluchten. Zeichnung von H. Leutemann.

Makedonien.

Nach dem Tode des alten Antigonos befand sich das Weltreich Alexander's in den Händen der vier Sieger Kassander, Ptolemäos Lagos, Seleukos und Lysimachos. Sie theilten sich (300 v. Chr.) in dasselbe dergestalt, daß Kassander Makedonien, Ptolemäos Aegypten nebst Kölesyrien, Phönikien und Palästina, Seleukos das übrige Syrien nebst allen Ländern bis zum Indus, Lysimachos Thrakien und Kleinasien erhielt, und zwar jeder sein Land als selbständiges Königreich, während Griechenland unter makedonischem Einflusse dem Namen nach frei blieb.

So treten uns für die Folgezeit als besonders abzuhandelnde Reiche entgegen: Makedonien, Syrien, Aegypten, Griechenland.

Außer diesen vier größeren Staaten finden wir noch einige kleinere, wie Pergamos, Galatien, Pontos, Parthien, Baktrien, Judäa, Bithynien, Armenien, Kappadokien, Paphlagonien, welche sich um jene Zeit von der Hauptmasse theils losgerissen hatten, theils noch später losrissen und für längere oder kürzere Zeit eigene Reiche bildeten. Ihre Geschichte verschmilzt aber da, wo sie eine welthistorische Wichtigkeit erlangt, mit der der größeren Reiche, und so mag es genügen, sie hier erwähnt zu haben.

Von den größeren Staaten des Alexandrinischen Reiches war Makedonien der Ausdehnung nach der kleinste, denn es umfaßte nur das Stammland der Monarchie Alexander's; aber der Einfluß, welchen dasselbe als solches auf die übrigen Reiche, und ganz besonders auf Griechenland ausübte, verleiht ihm eine hervorragende Bedeutung.

Kassander (300—297 v. Chr.) blieb nur drei Jahre im Genuß des mit so vielen Gewaltthaten errungenen Throns; denn er starb 297 v. Chr. und hinterließ in Philipp, Antipater und Alexander drei Söhne, von denen der Erstere den Thron bestieg, allein schon nach wenigen Monaten starb, und durch seinen Tod für das Reich den Bürgerkrieg hervorrief, da Antipater und Alexander sich um die Thronfolge stritten. Zwar war das Geburtsrecht für Antipater; allein Alexander, der Liebling seiner Mutter Thessalonike und des Heeres, wurde von der Ersteren angereizt, seinem Bruder die Krone streitig zu machen. Antipater rächte sich dafür, indem er seine Mutter, wie man sagt, mit eigenen Händen ermordete. Alexander, jetzt gleichfalls für sein Leben besorgt, rief König Pyrrhos von Epeiros und Demetrios Poliorketes zu Hülfe, welcher letztere sich durch glückliche Züge n Griechenland wieder zu einem angesehenen Manne aufgeschwungen hatte.

Pyrrhos hatte schon früh den Wankelmuth des Geschickes erfahren müssen. Er war der Sohn des Königs Aeakides von Epeiros, Bruders und Nachfolgers von Alexander, Olympias' Bruder. Als diese in Pydna eingeschlossen war, wollte ihr Aeakides zu Hülfe kommen; allein das Heer empörte sich gegen ihn und er mußte fliehen. Sein Sohn Pyrrhos, damals ein kleines hülfloses Kind, wurde mit genauer Noth zum illyrischen Könige Glaukias gebracht, der sich seiner annahm, ihn mit seinen eigenen Kindern erzog und ihm sogar, als er zwölf Jahre alt war, den Thron von Epeiros wieder eroberte. Allein fünf Jahre darauf wurde er von demselben vertrieben, flüchtete sich zu Demetrios Poliorketes, der seine Schwester Deidamia zur Frau hatte, und bildete sich unter dessen Leitung zu einem tüchtigen Feldherrn aus. Er nahm an der Schlacht bei Ipsos Theil, nach welcher er einige Zeit in Griechenland blieb, bis die Epeiroten ihn wieder auf den Thron beriefen.

Pyrrhos, ein Mann von regem Geiste und Thatendurst, brachte fast sein ganzes Leben mit Kriegsabenteuern zu und würde unter den Eroberern des Alterthums eine der ersten Stellen eingenommen haben, wenn seine äußere Macht dem inneren Drange gleich gewesen wäre. Aber Epeiros war für ihn zu klein, und es fehlte ihm an Glück, seine Macht zu vergrößern. So kennt ihn die Geschichte nur als kühnen Kriegsabenteurer.

Von den beiden Fürsten, welche Alexander zu Hülfe gerufen hatte, erschien Pyrrhos zuerst auf dem Platze und brachte zwischen den feindlichen Brüdern einen Vergleich zu Stande, nachdem er von Beiden durch ansehnliche Spenden an Land und Geld bestochen worden war. Antipater und Alexander theilten sich in das Reich. Jetzt erschien auch Demetrios. Alexander, der seine Vermittelung nicht mehr nöthig hatte, ging mit dem Plane um, sich den gefährlichen Gast vom Halse zu schaffen. Allein Demetrios entdeckte das Vorhaben und ließ den Alexander umbringen. Hierauf griff er den Antipater an, schlug denselben in die Flucht, und machte sich zum Könige von Makedonien.

Demetrios I. Poliorketes (294—287 v. Chr.) war leicht auf den Thron gelangt; doch schwieriger wurde es ihm, sich auf demselben zu erhalten. Zwar hatte er von dem vertriebenen Antipater wenig zu fürchten, denn dieser konnte seinen Schwiegervater, den Lysimachos von Thrakien, zu dem er geflohen war, nicht bereden, ihn zu unterstützen, weil derselbe seiner Truppen für seine eigenen Kriege bedurfte; allein in dem Könige Pyrrhos fand Demetrios einen desto gefährlicheren Feind, denn dieser, den schon längst nach dem Besitz von Makedonien gelüstete, fiel plötzlich mit einem zahlreichen Heere in Makedonien ein, und nur mit Mühe gelang es dem Demetrios, ihn zurückzuschlagen.

Uebermüthig gemacht durch das Glück, welches ihn bisher fast durchgehends begünstigt hatte, faßte Demetrios den Vorsatz, das frühere Reich seines Vaters Antigonos in Asien zu erobern; er versäumte aber in seinem Stolze die ungünstige Stimmung zu beachten, welche Volk und Heer infolge seiner tyrannischen Regierung gegen ihn an den Tag legten.

Demetrios hatte sich die Lebensweise der persischen Despoten zum Muster genommen. In seiner Kleidung übertrieben eitel, verletzte er den einfachen Sinn der Makedonier; durch sein ausschweifendes Leben sank er in ihrer Achtung, und durch seinen tyrannischen

Stolz, mit dem er seine Unterthanen als verächtliche Werkzeuge seines Willens behandelte, zog er sich ihren Haß zu. Auch gegen auswärtige Völker nahm er oft ein verletzendes, herrisches Wesen an. So ließ er einst athenische Gesandte zwei Jahre lang warten, ehe er ihnen Gehör bewilligte. Als ihm ein andermal von Sparta aus ein Gesandter zugeschickt wurde, fuhr er diesen mit den zornigen Worten an: „Was? nur einen Gesandten schicken mir die Spartaner?!" worauf dieser lakonisch erwiederte: „Ja, Einen an Einen!"

Im festen Vertrauen auf sein bisheriges Glück betrieb Demetrios Rüstungen, großartig genug, um die Nachbarfürsten besorgt zu machen. Die gemeinschaftliche Gefahr vereinigte die Könige Lysimachos, Seleukos, Ptolemäos Lagos und Pyrrhos zu einem Bündnisse (287 v. Chr.), welchem Demetrios nicht gewachsen war. Hierzu kam, daß seine mißvergnügten Truppen endlich offen zu dem leutseligen Pyrrhos übergingen. So sah sich denn Demetrios geschlagen, ehe es zur Schlacht gekommen; er mußte sein Heil in der Flucht suchen.

Nach manchen vergeblichen Versuchen, die verlorene Macht in Asien wieder zu gewinnen, mußte sich Demetrios der Gnade des Seleukos, seines Schwiegervaters, übergeben. Dieser wies ihm einen Aufenthalt zu Apamea in Syrien an, wo Demetrios sich ganz seinem Triebe zu einem weichlichen, üppigen Leben überließ, sich dem Spiel und Trunk ergab und endlich sein in letzter Zeit so unrühmliches Leben beschloß (283 v. Chr.).


Demetrios Poliorketes.

Lysimachos theilte Anfangs mit Pyrrhos die Herrschaft über Makedonien, trieb denselben aber bald in sein Königreich Epeiros zurück, so daß Makedonien nun für mehrere Jahre (286—281 v. Chr.) mit Lysimachos' übrigen Ländern Thrakien und Kleinasien vereinigt blieb. Ein Krieg, welcher sich (281 v. Chr.) zwischen Seleukos und Lysimachos entspann, änderte diesen Zustand.

Die Ursache des Krieges lag in einem Familienzwiste. Lysimachos besaß einen Sohn, Agathokles, und hatte sich zum zweiten Male mit Arsinoë, einer Tochter des Ptolemäos Lagos, verheirathet. Ptolemäos hatte ebenfalls einen Sohn, Ptolemäos Keraunos, und war in zweiter Ehe mit Berenike vermählt. Berenike wußte den Ptolemäos zu bestimmen, daß er seinen ältesten Sohn Ptolemäos Keraunos verstieß. Dieser floh zu seinem Schwager Lysimachos, fand aber dort dieselben traurigen Verhältnisse wie am ägyptischen Hofe; denn seine Schwester Arsinoë, des Lysimachos Gattin, haßte und verfolgte ihren Stiefsohn Agathokles eben so wie ihre Mutter ihn. Er verband sich mit Agathokles; allein Beide sahen sich endlich genöthigt zu fliehen. Sie gingen zu Seleukos nach Syrien, und dieser nahm sich ihrer um so lieber an, als er dadurch einen Vorwand bekam, den Lysimachos, nach dessen Ländern ihn gelüstete, zu bekämpfen. So entstand der oben erwähnte Krieg.

Seleukos eroberte ganz Kleinasien und schlug es zu Syrien. Lysimachos, welcher mit einem Heere herbeieilte, verlor in der Schlacht am Hellespont das Leben, so daß Thrakien und Makedonien dem Sieger preisgegeben waren. Dieser rückte auch wirklich gegen beide Länder vor, wurde aber auf dem Wege dahin von Ptolemäos Keraunos, meuchlings ermordet. Der Mörder setzte sich auf den Thron Makedoniens, mit welchem Thrakien vereinigt wurde, während Kleinasien dem Syrischen Reiche verblieb.

Ptolemäos Keraunos genoß die Früchte seines Meuchelmords nicht lange; denn er sah sein Land bald nach dem Antritte der Regierung von einem Schwarme Gallier unter Anführung eines gewissen Belgios überfallen und verlor in dem Kampfe das Leben.

Die siegreichen Gallier breiteten sich nun über ganz Makedonien aus, und da die Söhne des gefallenen Königs nicht im Stande waren, das Land gegen die Feinde zu schützen, so warf sich ein kühner makedonischer Edler, Namens Sosthenes, zum Feldherrn auf; diesem glückte es (279 v. Chr.), die Gallier zu vertreiben, nachdem er ihren

Anführer Belgios erschlagen hatte. Den Königstitel verschmähend, regierte Sosthenes hierauf in der Würde eines Feldherrn das Reich mit kräftiger Hand, bis er bei einem neuen Einfalle der Gallier im Kampfe gegen dieselben blieb (278 v. Chr.), und sich der Sohn des Demetrios Poliorketes, Antigonos Gonatas, auf den Thron schwang.

Antigonos I. Gonatas (278—243 v. Chr.) befestigte seine Herrschaft vorzüglich dadurch, daß er den Galliern eine entscheidende Niederlage beibrachte und sie gänzlich aus Makedonien vertrieb. Allein nicht lange blieb er im ruhigen Besitz seiner Regierung; denn der abenteuernde Pyrrhos kam i. J. 274 v. Chr. von seinem später zu erzählenden Kriegszuge gegen Rom zurück und wollte die dort erlittenen Verluste durch Eroberungen in Makedonien ersetzen. Er war glücklich in seinem Unternehmen, denn seinem herzengewinnenden Wesen gelang es, die makedonischen Truppen zu sich herüberzuziehen, so daß sich Antigonos noch vor der Schlacht von seinem Heere verlassen und zur Flucht genöthigt sah, worauf Pyrrhos Makedonien in Besitz nahm. Antigonos, der nach Griechenland geflohen war, um mit Hülfe seines dortigen Einflusses Versuche zur Wiedererlangung seiner Krone zu machen, würde vielleicht sein Ziel nicht erreicht haben, wenn Pyrrhos nicht unklug genug gewesen wäre, sich in einen Krieg mit den Spartanern, die sich mit Antigonos verbanden, einzulassen, in welchem er (272 v. Chr.) das Leben verlor.

Pyrrhos hatte sich zum Kriege gegen Sparta durch einen Streit verleiten lassen, welcher dort um den Thron geführt wurde, und bei welchem Pyrrhos sich reiche Ausbeute versprach. Obgleich ihm ein Angriff auf Sparta mißlang, unternahm er doch einen Zug gegen Argos, den Bundesgenossen der Spartaner. Vor Argos angekommen, erfuhr er, daß der von ihm des Thrones beraubte Antigonos in der Nähe der Stadt lagere, und er ließ diesem den Vorschlag machen, ihre Angelegenheiten vor beiden Heeren durch einen Zweikampf auszufechten. Doch Antigonos ließ ihm zurück sagen, daß ihm zum Kriegführen nicht nur Waffen nöthig seien, sondern auch Zeit, und daß es, wenn Pyrrhos des Lebens müde sei, Wege zum Tode genug gäbe, die ihm offen ständen. So sah sich denn Pyrrhos gezwungen, auch gegen die Truppen des Antigonos kämpfend in die Stadt zu dringen.

Es war eine finstere Nacht, als Pyrrhos in Argos einrückte. Seine Truppen geriethen in den engen Gassen sehr bald in Verwirrung, und die Feinde richteten unter denselben eine solche Verheerung an, daß er beschloß, sich zurückzuziehen. Allein die ihm nachgerückten Elefanten versperrten ihm selbst den Rückweg zum Thore, und einer derselben rannte wüthend durch die Reihen und brachte die Verwirrung auf den höchsten Gipfel. In dem Gedränge wurde Pyrrhos von einem Argiver verwundet. Als er sich gegen den Angreifer wendete, sah dessen Mutter, welche auf dem Dache des Hauses dem Kampfe zuschaute, die Gefahr ihres Sohnes und warf einen Stein auf den Kopf des Königs, der zu Boden sank und dann von einem Soldaten des Antigonos getödtet wurde.

Ein Sohn des Antigonos eilte mit dem abgeschlagenen Kopfe des Pyrrhos zu seinem Vater und warf diesem frohlockend das Haupt seines Feindes zu Füßen. Doch Antigonos, edler als sein Sohn, bedeckte mit seinem Mantel den Kopf und gab Befehl, daß der Leichnam des tapfern Pyrrhos aufgesucht und darauf mit den gebührenden königlichen Ehrenbezeigungen verbrannt werde.

Nach dem Tode seines Feindes war es dem Antigonos leicht, die Krone Makedoniens wiederzugewinnen. Er trug sie bis an seinen Tod in Ruhe und Frieden, sorgte für des Landes Ordnung und Wohlfahrt und bemühte sich, den makedonischen Einfluß auf Griechenland so viel wie möglich wieder herzustellen, was ihm aber nur zum Theil gelang.

Demetrios II. (243—230 v. Chr.) folgte seinem Vater in der Regierung. Von seinem Muthe und Geiste erwartete man große Dinge. Aber er täuschte die Erwartungen der Welt nach dem Antritte seiner Regierung, indem er sich einem bequemen Leben überließ. Außer einigen glücklichen, indeß unwichtigen Kriegszügen gegen Aetolien, Achaia und Epeiros weiß die Geschichte von ihm nichts zu erzählen.

Bei seinem Tode hinterließ er einen Sohn Philipp. Da derselbe aber erst drei Jahre alt war, so übernahm dessen Oheim Antigonos Doson die Vormundschaft und Regentschaft, machte sich aber einige Jahre darauf selbst zum König, indem er die Wittwe des Demetrios II. heirathete.



Tod des Pyrrhos. Zeichnung von H. v. Berlepsch.

Antigonos II. Doson (229—221 v. Chr.) war ein Mann, wie Makedonien ihn brauchte. Was er that, um dessen Einfluß in Griechenland völlig wieder herzustellen, werden wir in der Geschichte jenes Landes sehen. Hier haben wir nur zu erwähnen, daß er den Illyrern, die in Makedonien eingefallen waren, eine entscheidende Niederlage beibrachte. Aber die dabei gemachten Anstrengungen verursachten seinen Tod; er starb an einem Blutsturz (221 v. Chr.).

Philipp IV. (221—179 v. Chr.), der Mündel des Vorigen und Sohn Demetrios' II., folgte nach dem Tode des Antigonos Doson diesem auf dem Throne und war

bemüht, in die kriegerischen Fußstapfen desselben zu treten. Dagegen ist sein Privatlebe mit manchen Abscheulichkeiten befleckt. So ließ Philipp zwei seiner Räthe, blos weil e sie im Verdacht hatte, treulos gegen ihn gehandelt zu haben, hinrichten, den Einen vo ihnen sogar ohne die üblichen Rechtsgebräuche. Einen dritten seiner vertrauten Räthe lie er durch Gift umbringen, und dessen Sohn, nachdem er das Weib desselben geschändet durch entnervende Tränke schwächen, so daß er endlich an Geist und Körper zerrütte ins Grab sank. Der Haß, welchen er sich dadurch im Heere und im Volke zuzog, ma wol die Hauptursache gewesen sein, warum die Unternehmungen Philipp's ungeachte seines bedeutenden kriegerischen Talents größtentheils erfolglos blieben.

Am unglücklichsten für den König fiel der Krieg aus, welchen die Römer gegen ih unternahmen, weil er sich mit deren Feinde, dem karthagischen Feldherrn Hannibal, i ein Bündniß eingelassen hatte. Wir werden diesen Krieg in der römischen Geschichte aus führlich kennen lernen. Hier müssen wir bemerken, daß Philipp infolge desselben in ei abhängiges Verhältniß zu Rom gerieth, das endlich den Untergang Makedoniens herbei führte. Philipp hatte seinen ehelichen Sohn Demetrios nach Rom als Geisel schicken müssen, und dieser war als ein Verehrer der Römer zurückgekommen. Deshalb haßte ihn Philipp, während er seinen von einer Beischläferin erzeugten Sohn Perseus wegen dessen feindseliger Gesinnung gegen die Römer bevorzugte. Dies gab zu Familienzwisten Veranlassung, indem Familie und Hof sich in zwei Parteien schieden, an deren Spitze Demetrios und Perseus standen, der Erstere ein Prinz von vortrefflichem Herzen, der Letztere ein junger Mann von heimtückischem, arglistigem Wesen, der es endlich dahin brachte, daß Philipp den Demetrios heimlich ermorden ließ.

Perseus hatte denselben eines Einverständnisses mit den Römern beschuldigt und behauptet, daß Demetrios sich erboten habe, den König umzubringen. Um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, sandte Philipp zwei makedonische Edelleute nach Rom mit dem Auftrage, die frühere Umgebung des Demetrios auszuforschen. Die beiden Abgesandten, welche des Königs Neigung zu Perseus kannten, hielten es mit diesem und ließen sich von ihm über ihr Verhalten unterrichten. Perseus ließ einen Brief fälschen, in welchem der römische Konsul T. Quintius Flaminius den Philipp um Milde gegen seinen Sohn bittet, um so mehr, da alle Hoffnung des Demetrios auf die Römer vergeblich sei und er ihm selbst von jenem schändlichen Vorhaben gegen seinen Vater abgerathen habe. Diesen Brief übergaben die Gesandten bei ihrer Rückkehr von Rom dem Philipp, und Letzterer glaubte dadurch die vollste Ueberzeugung von der Schuld seines Sohnes erlangt zu haben. Allein Philipp entdeckte bald nach dem Tode seines Sohnes dessen Unschuld und die ganze Intrigue des Perseus, worauf dieser die Flucht ergreifen mußte. Doch verließ er Makedonien nicht, sondern hielt sich blos an den Grenzen des Landes auf, um seines Vaters Tod abzuwarten und sich alsdann des Thrones zu bemächtigen. Das Schicksal war ihm günstig, denn Philipp wurde bald darauf von den Gewissensbissen, die er über den an seinem Sohne verübten Mord empfand, ins Grab geworfen, und Perseus setzte sich mit Gewalt auf den verlassenen Thron.

Perseus (179—168 v. Chr.), ein Mensch, der viele Laster, aber auch das Talent besaß, sie mit dem Scheine der Tugend zu bemänteln, wußte sich durch die letztere Eigenschaft nicht nur das Volk, sondern auch auswärtige Mächte zu Freunden zu machen.

Die Gunst des Volkes brauchte er, um sich auf dem errungenen Throne zu befestigen, und die Freundschaft anderer Mächte, um sich mit ihrer Hülfe von Rom unabhängig zu machen. Den Römern blieb die Absicht seiner Bestrebungen nicht verborgen, und die Folge davon war ein Krieg, den wir in der römischen Geschichte ausführlicher erzählen wollen. Durch denselben wurde die makedonische Macht gebrochen, Perseus von den Römern gefangen, Makedonien selbst von Rom abhängig und 146 v. Chr. eine römische Provinz.



Ruinen von Antiochia.

Syrien.

Das Syrische Reich war von allen aus dem Weltreich Alexander's d. Gr. hervorgegangenen Staatsgebieten der Ausdehnung nach das größte; denn es umfaßte nach dem Siege seines Stifters Seleukos über Lysimachos alle asiatischen Länder vom Hellespont bis an den Indus, mit Ausnahme von Kölesyrien, Phönikien und Palästina; es hatte also ungefähr denselben Umfang, wie das Persische Reich unter Kyros.

Seleukos I. Nikator (300—280 v. Chr.), Stifter und erster König dieses Reiches, hatte sich den Beinamen Nikator (Sieger) selbst beigelegt wegen der Siege, die er in Medien, Persien, Baktrien, Hyrkanien 2c. errungen, und durch welche er sein Reich zu jener Ausdehnung gebracht hatte. Zum Hauptlande desselben machte er Syrien, welches dem ganzen Reiche den Namen gab, und in welchem er sich eine Residenzstadt erbaute, die er seinem Vater Antiochos zu Ehren Antiochia nannte. Sie hob sich bald so sehr, daß sie Jahrhunderte lang wegen ihrer Größe, ihres Reichthums und ihrer Kultur als die erste aller asiatischen Städte angesehen wurde.

Was von den Kriegsunternehmungen des Seleukos bemerkenswerth ist, haben wir schon in der Geschichte Makedoniens kennen gelernt: das Bündniß des Königs mit Lysimachos, Ptolemäos und Pyrrhos gegen Demetrios Poliorketes (287 v. Chr.) und seinen Krieg gegen Lysimachos (281 v. Chr.), in welchem er Kleinasien erwarb, aber dann (280 v. Chr.) durch Ptolemäos Keraunos sein Leben verlor.

Wichtiger als seine Kriegsthaten sind die Verdienste, welche sich Seleukos um das von ihm beherrschte Land erwarb. Sein Plan ging vorzüglich auf eine Verwirklichung der Idee Alexander's d. Gr. Er wollte orientalisches Wesen mit makedonisch-griechischer

Kultur verschmelzen, und darum suchte er die zahlreichen neuen Städte, die er anlegte, so viel wie möglich mit griechischen Einwanderern zu bevölkern. Wenn ihm die Ausführung dieses Planes nur zum Theil gelang, so lag die Schuld einzig und allein an dem großen Umfange des Syrischen Reiches, wodurch die Mittel, die Seleukos anzuwenden hatte, zersplittert wurden. Dagegen war es ihm gelungen, dem Reiche eine weit geordnetere Verfassung zu geben, als es während der Kriegsstürme zur Zeit Alexander's d. Gr. und in der darauf folgenden Periode der Anarchie haben konnte; und vielleicht ist es nur dieser festern Organisation zuzuschreiben, daß die Nachkommen des Seleukos, die Seleukiden, so viele Jahre in dem Besitz des Syrischen Reiches blieben.

Antiochos I. Soter (280—262 v. Chr.) folgte seinem Vater auf dem syrischen Throne. Er war vermählt mit Stratonike, und die Geschichte dieser Ehe ist deshalb interessant, weil sie uns einen Einblick in die Sitten und Denkungsweise jener Zeit gewährt und zugleich auch in den Charakter des Seleukos. Stratonike war nämlich des Letzteren Weib gewesen, also die Stiefmutter des Antiochos, dabei noch sehr jung und von entzückender Schönheit, so daß sich Antiochos mit leidenschaftlicher Schwärmerei in sie verliebte. Bei der kindlichen Liebe, die er zugleich für seinen Vater hegte, konnte er den Gedanken, seine Stiefmutter zu verführen, niemals fassen, und beschloß sich von seiner Liebesqual durch den Tod zu heilen. Er wollte verhungern und verfiel darüber in eine Krankheit, deren Ursache Niemand anders entdeckte als der Arzt. Letzterer theilte seine Entdeckung dem Vater mit, und Seleukos, um seinen geliebten Sohn zu retten, schied sich von seinem jungen Weibe und vermählte sie mit Antiochos. Dieser führte einen unglücklichen Krieg gegen Bithynien, ein Reich, welches von Alexander d. G. auf seinen Eroberungszügen nicht berührt worden war und sich daher als unabhängig betrachtete, um so mehr, da die späteren Herrscher Kleinasiens es theils nicht beachteten, theils nicht bezwingen konnten. Hier war es, wo jetzt zwischen zwei Brüdern, Nikomedes und Zipötes, ein heftiger Streit um die Krone stattfand, der erst beendigt wurde, als Nikomedes einen Schwarm Gallier zu Hülfe rief, die nicht allein die Truppen des Zipötes besiegten, sondern auch dem syrischen Heere das Vordringen verleideten. Zum Lohne dafür schenkte Nikomedes, der sich jetzt zum Könige von Bithynien machte, den Galliern denjenigen Theil Kleinasiens, welcher nach ihnen Gallogräcia oder Galatien genannt wurde.

Von diesem neuen Wohnsitze aus unternahmen die Gallier häufig räuberische Einfälle in die benachbarten Gebiete, was Antiochos endlich veranlaßte, sie in ihre Grenzen zurückzuweisen. Da es ihm gelang, die Gallier so nachdrücklich zu schlagen, daß die Nachbarländer von den Einfällen derselben befreit wurden, so gab man ihm den Beinamen Soter (Erlöser). Weniger glücklich war Antiochos in einem kurz vor seinem Tode unternommenen Kriege gegen Eumenes I., den Fürsten von Pergamos, einem Reiche, das sich nach dem Falle des Lysimachos von dem übrigen Kleinasien losgerissen hatte und unter kräftigen Herrschern seine Unabhängigkeit zu behaupten wußte. Antiochos wurde von Eumenes in einer Schlacht nahe bei Sardes besiegt, und mußte es geschehen lassen, daß das Pergamenische Reich sich auf Kosten des Syrischen erweiterte.

Antiochos II. Theos (262—247 v. Chr.), Sohn des Antiochos I., und der Stratonike, welcher seinem Vater folgte, verdankte seinen Beinamen Theos (Gott) der Dankbarkeit der Bewohner Milets, die ihm denselben beilegten, weil er bald nach seinem Regierungsantritte die Stadt von einem blutgierigen und grausamen Tyrannen befreit hatte. Seine weitere Regierung entsprach aber keineswegs seinem Beinamen, denn er war weder ein weiser noch ein kräftiger Herrscher, und unter ihm erfuhr das Syrische Reich eine so beträchtliche Verringerung, daß man von Antiochos II. an den Verfall desselben datiren kann.

Dazu trug vor allem Andern ein Krieg bei, in welchen er wegen Familienzwistigkeiten mit Ptolemäos Philadelphos von Aegypten verwickelt wurde. Während er mit diesem Kriege im Westen des Reichs beschäftigt war, erhoben sich im Osten desselben

die Parther und Baktrier, um sich von der syrischen Herrschaft zu befreien. In Parthien war unter der Führung eines angesehenen Häuptlings, Namens Arsakes, eine skytische Wanderhorde eingefallen. Diese vermischte sich mit den Eingeborenen und bekriegte mit Erfolg die Syrer. Arsakes erlangte fürstliche Gewalt, und es entstand unter seinen Nachfolgern, den Arsakiden, ein unabhängiges Partherreich, welches alle Länder zwischen dem Kaspischen Meere und dem Indus unterwarf und so mächtig wurde, daß selbst die Römer es nicht besiegen konnten. Die Parther waren und blieben indeß ein rohes Reitervolk, welches in dem ihnen gehörigen weiten Gebiete die von Alexander dorthin verpflanzte griechische Kultur vertilgte.

Weniger mächtig, aber wichtiger in kulturhistorischer Beziehung war Baktrien, welches wir in der assyrischen und persischen Geschichte bereits mehrfach erwähnten. Der Statthalter dieses Landes, Diodotos (Theodotos), sagte sich von Syrien los und wurde als Diodotos I. Stifter eines unabhängigen Baktrischen Reiches, welches sich weit nach Südosten ausdehnte und schon unter den nächsten Nachfolgern des Diodotos an tausend Städte zählte.

Der Aufstand dieser bedeutenden Provinzen nöthigte Antiochos II., mit Aegypten Frieden zu schließen, und dieser wurde ihm unter der Bedingung gewährt, daß er sein Weib Laodike mit ihren Kindern verstoßen, dafür aber des Ptolemäos Philadelphos Tochter Berenike heirathen und deren Nachkommen die Thronfolge sichern solle. Es geschah so. Als jedoch Antiochos II. einige Jahre darauf den Tod seines Schwiegervaters erfuhr, verstieß er Berenike und rief seine geliebte Laodike wieder zu sich. Diese kam zwar mit Freuden, fürchtete aber den Wankelmuth des Antiochos, sodaß sie ihn, als er ihrem Sohne Seleukos die Krone gesichert hatte, vergiften ließ, worauf der Letztere den Thron bestieg.

Seleukos II. Kallinikos (247—227 v. Chr.) richtete auf den Rath seiner Mutter seine erste Sorge darauf, sich von Berenike und deren Sohn zu befreien, weil dieser ihm den Thron streitig machen konnte. Berenike ergriff zwar mit ihrem Sohne die Flucht und schloß sich in der Stadt Daphne ein; allein Seleukos ließ sie hier belagern, die Stadt einnehmen und sie nebst ihrem Sohne und ihrem ganzen ägyptischen Anhang umbringen, noch ehe ihr Bruder Ptolemäos Euergetes, der nach seines Vaters Tode den ägyptischen Thron bestiegen hatte, zu ihrer Hülfe herbeieilen konnte.

Letzterer überzog nun die Länder des Seleukos mit einem Rachekriege, der dem syrischen Könige um so gefährlicher wurde, als sich zu gleicher Zeit sein Bruder Antiochos, der zweite Sohn der Laodike, empörte und einen Theil des Landes für sich in Anspruch nahm. Von zwei Feinden bedrängt, konnte Seleukos es nicht hindern, daß die Aegypter ganz Syrien bis an den Tigris überschwemmten, bis Ptolemäos Euergetes endlich durch einen Aufstand in Aegypten zur Rückkehr genöthigt wurde, nachdem er unermeßliche Beute an Geld und Schätzen errungen hatte. Kaum sah Seleukos seinen Feind in seinem Siegeslaufe gehemmt, so schloß er mit seinem Bruder Antiochos, der wegen seiner Raubsucht den Beinamen Hierax (Habicht) erhielt, einen Vergleich und infolge dessen ein Bündniß gegen Aegypten. Doch Ptolemäos Euergetes hatte nicht Lust, es mit den vereinigten Brüdern aufzunehmen; daher kam zwischen ihm und Seleukos ein Waffenstillstand auf zehn Jahre zu Stande, durch welchen Seleukos wieder in den Besitz des Syrischen Reiches gelangte, mit Ausnahme des vordern Syriens, das bei Aegypten verblieb.

Antiochos Hierax war keineswegs gesonnen leer auszugehen. Als sein Bruder im Jahre 241 v. Chr. von den Galatiern in einer großen Schlacht bei Ankyra geschlagen wurde, verband er sich mit dem König von Pontos und nahm für sich Kleinasien in Besitz, welches Seleukos ihm lassen mußte (239 v. Chr.). Die Feindseligkeiten der Brüder erreichten aber erst ihr Ende, als Antiochos fliehen mußte und auf der Flucht ermordet wurde.

So war denn Seleukos II., den man spottweise Kallinikos (der Sieggekrönte) nannte, wieder alleiniger Herr des Syrischen Reiches, welches indessen durch die Ausdehnung kleiner Nachbarstaaten bedeutend an Umfang verloren hatte. Dahin gehören

Kappadokien, Paphlagonien und Pontos, sämmtlich Staaten, die aus denselben Ursachen ihre Unabhängigkeit bewahrt hatten, aus welchen Bithynien die seinige erhalten. Vor allen anderen aber war es das dem Syrischen Reiche gefährlich gewordene Parthien, dessen Wiederunterwerfung sich Seleukos II. jetzt vorzüglich angelegen sein ließ. Allein auch hier verfolgte ihn das Unglück, denn er verlor (231 v. Chr.) in einer Schlacht gegen Arsakes Heer und Freiheit und starb vier Jahre später in der parthischen Gefangenschaft. Von diesem Siege über Seleukos II. datirten die Parther ihre Freiheit, die sie alljährlich mit vielen Festlichkeiten feierten.

Seleukos III. Keraunos (Donnerkeil) (227—224 v. Chr.), Sohn des Vorigen, entsprach seinem Beinamen noch weniger als sein Vater dem seinigen. Attalos I., von Pergamos, bemächtigte sich des größten Theils von Kleinasien, und als Seleukos III. ihm entgegen rücken wollte, starb er infolge einer Verschwörung durch Gift.

Antiochos III. (224—187 v. Chr.), der Bruder des Vorigen, wurde der Große genannt, weil er größer als seine schwachen Vorgänger und erbärmlichen Nachfolger war und noch einige Zeit den gänzlichen Zerfall des Reiches aufhielt. Der Hauptplan des Antiochos war auf die Wiedereroberung des Theils von Syrien gerichtet, der sich von früher her noch im Besitze Aegyptens befand. Aber ehe er an die Ausführung dieses Planes gehen konnte, hatte er zuvor die Ruhe in einigen anderen Theilen des Reiches herzustellen; denn außer den Statthaltern Artaxias und Zabriades von Groß- und Kleinarmenien, die sich zu unumschränkten Herren und ihre Satrapien zu eigenen Reichen erhoben, hatten sich auch die beiden Statthalter von Medien und Persien, Molo und Alexander, für unabhängig erklärt; und ebenso betrachtete sich des Königs Oheim Achäos, welcher als Statthalter von Kleinasien dem Attalos I. die unter der vorigen Regierung von demselben gemachten Eroberungen wieder entrissen hatte, als unumschränkten Herrscher Kleinasiens. Nachdem Molo und Alexander mehrere gegen sie abgesandte Heere geschlagen hatten, zog Antiochos in Person gegen sie und besiegte die Empörer in einer entscheidenden Schlacht. Molo und Alexander nahmen sich das Leben und Medien und Persien unterwarfen sich.

Obwol des Königs abtrünniger Oheim dessen Abwesenheit benutzt hatte, sich zum Könige von ganz Asien ausrufen zu lassen, hielt es doch Antiochos für zweckmäßiger, zur Verstärkung seiner Macht erst Kölesyrien, Phönikien und Palästina wieder zu erobern, was ihm jetzt nicht schwierig schien, da der König von Aegypten, Ptolemäos Philopator, ein in Wollust sich berauschender Regent, einen kräftigen Widerstand nicht erwarten ließ. Doch hierin betrog sich Antiochos, denn als er sich durch die leichte Eroberung Syriens und Palästina's in der Lage glaubte, Aegypten selbst anzugreifen, stellte sich ihm Ptolemäos Philopator kühn entgegen und schlug ihn in der Schlacht bei Raphia (217 v. Chr.) so völlig, daß Antiochos, alle bisherigen Eroberungen aufgebend, so schnell wie möglich nach Antiochia floh.

Hätte Ptolemäos Philopator seinen Sieg verfolgt und sich mit Achäos verbunden, so wäre Antiochos verloren gewesen; allein der ägyptische König war des Krieges müde und bewilligte ihm den Frieden, durch welchen das vordere Syrien wieder an Aegypten fiel. Nun zog Antiochos gegen seinen Oheim Achäos, zwang ihn durch siegreiches Vorrücken, sich nach Sardes zurückzuziehen, bei dessen Eroberung er durch Verrath in die Hände seines Neffen fiel, der ihn enthaupten ließ.

Weniger glücklich war Antiochos in seinem Versuch, Parthien und Baktrien zur Unterwerfung zu zwingen, und er hielt es für vortheilhafter, seinen Lieblingsplan, die Eroberung der syrisch-ägyptischen Länder, wieder aufzunehmen, da der Nachfolger des verstorbenen Siegers von Raphia, Ptolemäos Epiphanes, noch ein Knabe war.

Wirklich nahm er auch das vordere Syrien sammt Phönikien und Palästina ohne große Hindernisse in Besitz, gerieth aber dadurch in eine feindselige Stellung zu den Römern, die sich des ägyptischen Königs annahmen und das weitere Vordringen des Antiochos

gebieterisch verhinderten. Dieser suchte sich in Thrakien zu entschädigen, indem er Ansprüche machte auf die von Seleukos Nikator dort eroberten Länder; hierdurch wurde er aber in einen wirklichen Krieg mit den Römern verwickelt, der damit endete, daß er ganz Kleinasien verlor und sich zur Zahlung eines beträchtlichen Kriegstributes verpflichten mußte.

Antiochos starb 187 v. Chr. Ueber seinen Tod lauten die Nachrichten verschieden. Nach Einigen soll der König, um seine Kriegskontribution an Rom aufbringen zu können, eine Reise in die östlichen Provinzen unternommen, dort einen Tempel des Bal geplündert haben und dafür von dem über diese Entweihung des Nationalheiligthums erbitterten Volke erschlagen worden sein. Anderen Nachrichten zufolge hatte er einst bei einem Gastmahle einen der Gäste geschlagen, der ihn dafür an der Tafel niederstieß.



Siegesfest der Parther. Zeichnung von Hermann Vogel.

Nach seinem Tode verfiel das Reich immer mehr, da die nachfolgenden Seleukiden nicht Kraft genug hatten, den ausbrechenden inneren Zwistigkeiten zu begegnen. Wir nennen unter ihnen nur noch Antiochos IV. Epiphanes (176—164 v. Chr.), weil unter diesem ausschweifenden, tyrannischen und halb närrischen Fürsten, dessen Beinamen Epiphanes (der Edle) man mit Recht in Epimanes (der Unsinnige) umänderte, selbst die so unterwürfigen Juden sich gegen die Seleukiden erhoben und vom Syrischen Reiche lossagten.

Antiochos IV. sah sich nämlich gezwungen, auf außerordentliche Weise Geld einzutreiben, um sich seiner Tributverbindlichkeit gegen die Römer entledigen zu können. Er fand, daß ihm dabei die todt daliegenden Schätze der jüdischen Tempel die besten Hülfsquellen bieten konnten, und bemächtigte sich derselben. Als er erfuhr, daß die Juden heimlich bei den Römern Hülfe suchten, eroberte Antiochos Jerusalem, ließ dann etwa 50,000 Juden umbringen und ebenso viele als Sklaven verkaufen. Er entheiligte den Tempel, indem er ein Schwein in demselben schlachten ließ; Tempel und Stadt wurden geplündert.

Zwei Jahre später beschloß er, die Juden gänzlich auszurotten, ließ Jerusalem verbrennen, die Männer umbringen und Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen. Der Tempel wurde dem Jupiter geweiht und Jeder ermordet, der sich weigerte, diesen Gott anzubeten. Die jüdischen Priester riefen endlich zur Empörung auf (167 v. Chr.). Namentlich war es der Priester Matthatias (Matitjahu) aus dem Geschlecht der Chasmonäer, der den Aufstand leitete, und zwar mit solchem Glücke, daß sich nach seinem Tode, als sein Sohn Judas (Jehuda) 161 v. Chr. seine Stelle einnahm, die Juden als unabhängig betrachten konnten, da Judas die Syrer in mehreren Treffen entschieden besiegte.

Auf seinen Fahnen standen folgende Anfangsbuchstaben eines hebräischen Verses: M k b i (2. B. Mos., Kap. 15, V. 11: Wer unter den Göttern ist Gott Dir gleich), woher sich der Beiname des Judas Makkabäus herschreibt. Als dieser nach vielen Siegen in einer Schlacht gefallen war, wurde sein Bruder Jonathan souveränes Oberhaupt des jüdischen Staates und zugleich Hoherpriester. Durch Verrath fiel er den Syrern in die Hände und wurde hingerichtet. An seine Stelle trat sein Bruder Simeon, dessen Gesandte von den Römern mit Auszeichnungen empfangen wurden. Er machte einen Vergleich mit dem neuen Herrscher Syriens und wurde als unabhängiger, erblicher Fürst von Juda anerkannt.

Unter der Regierung der hohenpriesterlichen Fürsten aus dem Geschlecht der Makkabäer kam Judäa zu einiger Blüte, bis einer derselben, Namens Aristobul (107 v. Chr.), den königlichen Titel annahm und damit eine Tyrannenherrschaft begann, die, verbunden mit den Zwistigkeiten religiöser Sekten, den Staat so in Verfall brachte, daß er eine leichte Beute für die Römer wurde.

Unter den sich bildenden jüdischen Sekten waren es vorzüglich die Peruschim oder Pharisäer (Eiferer) und die Zadukim oder Sadduzäer (Gemäßigte), welche sich lange Zeit hindurch befeindeten. Die Pharisäer hatten die ursprünglichen einfachen Vorschriften der Religionsbücher durch willkürliche Auslegungen infolge vorgeblicher mündlicher Ueberlieferungen erweitert und mit einer Menge äußerer kleinlicher Vorschriften so sehr überladen, daß der Gottesdienst dadurch zu einem Schwall leerer Ceremonien herabsank, auf deren Befolgung die Pharisäer den größten Werth legten. Die natürliche Folge davon war, daß Heuchelei und Scheinfrömmigkeit überhand nahmen.

Die Sadduzäer dagegen, welche Alles verwarfen, was nicht in dem geschriebenen Gesetz des Religionsstifters enthalten war, und dabei zugleich Unsterblichkeit der Seele und also auch eine künftige Vergeltung leugneten, fanden nur unter den vornehmeren Klassen Eingang, da das Volk, welches bei seinen vielfachen irdischen Leiden nur auf eine künftige Vergeltung hingewiesen war, in der sadduzäischen Lehre keinen Trost finden konnte.

Eine von den beiden Sekten ganz verschiedene war die der Aszeim, Essäer oder Essener (Aerzte), eine Art Mönchsorden, welcher, abgeschieden von dem Volk, ehelos in Gütergemeinschaft lebte. Sie ergänzten sich durch Aufnahme von Mitgliedern nach strenger Prüfung und „durch die Kinder irrender Brüder"; sie hielten die Ueberlieferung für heilig. Die höchste und strengste Klasse der Essener waren die Therapeuten. Obwol die Essener sich anscheinend vom politischen Leben fern hielten, so fehlte es doch nicht an Anzeichen, daß sie im Geheimen einen nicht unbedeutenden Einfluß hatten.

Auch Syrien konnte den Römern nicht entgehen, denn es zerfiel unter den erbärmlichen Nachfolgern des Antiochos Epiphanes mehr und mehr, und Thronstreitigkeiten, Mordthaten und Bürgerkriege richteten solche Verheerungen in dem Reiche an, daß die Syrer sich endlich von den schwachen Seleukiden lossagten und den König von Großarmenien, Tigranes II. (94 v. Chr.), zu ihrem Herrscher wählten. Diesem gelang es zwar, Ruhe und Ordnung in Syrien wieder einzuführen und dadurch dem Reiche noch einen Schein von Kraft zu geben, aber nach dem Tode des Tigranes begann der Wirrwarr von Neuem, und so war es den siegreichen Römern ein Leichtes, das zusammengeschrumpfte Reich (64 v. Chr.) zu einer römischen Provinz zu machen.



Ptolemäos I. Lagos genehmigt den Bau des Museums zu Alexandria.

Aegypten.

Wie Aegypten unter allen Theilen des Makedonischen Reiches Alexander's sich zuerst als ein selbständiger Staat abschloß, so erhielt es sich auch von allen am längsten in Ordnung und Wohlstand. Hauptursache dieser Erscheinung war wol vor allen Dingen die abgeschlossene Lage des Landes; allein auch die Vortrefflichkeit seiner drei ersten Fürsten trug wesentlich dazu bei, dasselbe beinahe zu dem alten Glanze zu erheben. Was dagegen in jenen früheren Zeiträumen Aegypten so interessant machte, die Eigenthümlichkeit seiner Verfassung, seiner Sitten und seines Volkscharakters, das finden wir jetzt größtentheils in Verfall, nachdem das makedonisch-griechische Element vorherrschend geworden.

Ptolemäos I. Lagos (300—284) wurde der Stifter einer Regentenfamilie, der nach ihm benannten Ptolemäer (oder auch Lagiden), welche ununterbrochen, bis zur Eroberung des Landes durch die Römer, im Besitze des ägyptischen Thrones blieb Ptolemäos Lagos war der weiseste, klügste und kräftigste der Herrscher, welche aus dem Kreise der Feldherren des großen Alexander hervorgingen.

Der Umfang des Aegyptischen Reiches, den es bei Theilung des großen Makedonischen erhielt, wurde bereits früher angegeben. Ptolemäos Lagos suchte diesen Umfang noch zu erweitern, besonders durch solche Länder, die für den ägyptischen Handel vortheilhaft lagen. Dahin gehörten Kypros, einige Städte an der Südküste von Kleinasien und Kyrene. Das letztere Land erwarb er theils durch die Gewalt der Waffen, theils im Wege gütlicher Uebereinkunft; die ersteren erhielt er durch das Bündniß mit Seleukos, Lysimachos und Pyrrhos (287 v. Chr.) gegen Demetrios Poliorketes, welcher besiegt wurde.

Nachdem Ptolemäos seinem Reiche auf solche Weise äußere Festigkeit gegeben hatte, richtete er sein Augenmerk auf die innere Wohlfahrt desselben, zu deren Aufblühen ihm die

Beförderung des Handels und der Wissenschaft nothwendig erschien. Zu seiner Residenz machte er Alexandria, das durch ihn zu der Größe und dem Glanze gelangte, wodurch es Jahrhunderte hindurch so ausgezeichnet blieb, daß man es nächst Rom für die erste Stadt der Welt betrachtete. In Alexandria war es, wo die alte ägyptische Nationalität gänzlich verschwand, denn die Bewohner dieser Stadt bildeten ein Gemisch von Aegyptern, Makedoniern, Griechen und Juden. Die Zahl der Einwohner belief sich etwa auf 800,000, darunter 300,000 Freie. Die Stadt war mit den größten und prachtvollsten Bauwerken verziert, so daß sie mit Recht die Stadt der Städte oder auch die Königin des Morgenlandes genannt werden durfte.

Von dem, was Ptolemäos Lagos für Alexandria that, erwähnen wir namentlich die Anlegung eines großen Leuchtthurmes auf der Hafeninsel Pharos, der wegen seines prachtvollen Baues zu den sieben Weltwundern zählte, und die Gründung des Museums mit der großen Bibliothek. Der Leuchtthurm war ein sehr hohes viereckiges Gebäude von weißem Marmor, auf dessen Spitze man beständig ein großes Feuer unterhielt. Dieser Thurm wurde gewöhnlich Pharosthurm genannt, wonach man späterhin jeden Leuchtthurm einen Pharus nannte. Noch wichtiger war das Museum mit der Bibliothek. Ptolemäos hatte in Alexandrien eine Gesellschaft von Gelehrten gestiftet und eine Sammlung von Büchern angelegt, deren Zahl später bis auf 700,000 stieg, eine um so erstaunlichere Menge, als jedes einzelne Werk Handschrift war, da man eine andere Vervielfältigung der Bücher nicht kannte. Im Museum, dem großen Gebäude, welches für die gelehrte Gesellschaft erbaut worden war und zugleich die Bibliothek in sich barg, waren eine Anzahl Abschreiber angestellt. Alle Bücher nun, welche nach Aegypten eingeführt wurden, schickten die königlichen Beamten dem Museum ein. Dort wurden sie von den Abschreibern kopirt; man behielt die Originale für die Bibliothek zurück und sandte die Abschriften Denjenigen zu, für welche die Originale bestimmt gewesen waren. Wenn man den außerordentlichen Nutzen erwägt, den eine Bibliothek damals für Wissenschaft und Gemeinwohl haben mußte, so wird man jenes eigenmächtige Verfahren begreifen. Ptolemäos Lagos nahm den schönen Ruhm mit ins Grab, seine Herrscherpflichten treu erfüllt zu haben; die Rhodier gaben ihm den Beinamen Soter (Retter).

Er verdient es, allen absoluten Herrschern als Muster eines Regenten aufgestellt zu werden. Seine Unterthanen hatten zu jeder Stunde freien Zutritt zu ihm und konnten auf Abhülfe bei einer gerechten Beschwerde jederzeit rechnen. Die größte Leutseligkeit zeichnete den König vor seiner Umgebung aus; denn er ging mit den niedrigsten seiner Unterthanen wie mit seinen Hofleuten um, damit er von den Ersteren die ungeschminkte Wahrheit hören konnte, die ihm von den Letzteren so häufig verborgen wurde. Trotz der großen Menge von Schätzen, über die Ptolemäos gebieten konnte, lebte er doch so sparsam, daß er sich bei großen Gastmählern, die er zu geben hatte, von seinen Freunden häufig Tafelgeschirr borgen mußte. Aber diese Sparsamkeit entsprang nicht aus Geiz, sondern aus dem Bestreben, seine Mittel für den Nutzen Anderer zu verwenden; denn als ihm einer seiner Freunde einst vorstellte, daß ein König besser eingerichtet sein müsse, gab ihm Ptolemäos zur Antwort: „Ein König bereichert Andere, nicht sich selbst!"

Da sein ältester Sohn Ptolemäos Keraunos, der uns bekannte Mörder des Seleukos, aus dem väterlichen Hause geflohen war, so folgte ihm

Ptolemäos II. Philadelphos (283—246 v. Chr.) in der Regierung Aegyptens, die er auch ganz nach den Grundsätzen seines Vaters leitete. Er führte dessen Pläne aus und that viel zur Belebung des ägyptischen Handels. Ein eifriger Freund der Künste und Wissenschaften suchte er zugleich seinen Ruhm auch durch Anlegung neuer Städte zu verewigen. Außer vielen neuerbauten Städten (z. B. Arsinoë, Philadelphia in Lykien) verschönerte Ptolemäos Philadelphos auch ältere Ortschaften. Dahin gehört z. B. die kananitische Stadt Ptolemaïs, ursprünglich Ake (Akko, Akkon), später Akre genannt.

Alexandrien wurde während der Regierung des Ptolemäos Philadelphos ein Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern aller Art, die der König durch die größte Freigebigkeit zu fesseln wußte. Auch führte er einen glücklichen Krieg gegen Antiochos II. von Syrien und drang tief in Aethiopien vor. Weniger günstig endete ein Streit, in welchen er mit seinem Halbbruder Magas, dem Schwiegersohn Antiochos' I., gerieth. Letzterer, bisher Statthalter von Kyrene, erklärte sich für unabhängig, und Ptolemäos II. mußte ihn endlich im Friedensschlusse als König von Kyrene anerkennen (247 v. Chr.).

Ptolemäos III. Euergetes (246—221 v. Chr.), des Vorigen Sohn, trat ebenfalls in die Fußstapfen seiner beiden Vorgänger. Die Veranlassung und den Fortgang des Krieges gegen Seleukos II. von Syrien haben wir schon in der Geschichte Syriens kennen gelernt.

Vor dem Kriegszuge des Ptolemäos nach Syrien that seine Gattin, die durch ihre Reize und namentlich durch die Schönheit ihres Haares berühmte Berenike, das Gelübde, den Göttern dieses Haar zu opfern, wenn sie es gewährten, daß Ptolemäos aus dem Kriege wohlbehalten zurückkehre. Berenike erfüllte ihr Gelübde, und Ptolemäos ließ das abgeschnittene Haar seiner Gattin in einem Tempel zu Alexandrien aufbewahren, woraus es indeß auf eine unerklärliche Weise verschwand. Man sagt, die Priester hätten in der Aufbewahrung des Haars in einem Tempel eine Entweihung desselben gesehen und das Haar heimlich entfernt. Theils um den Zorn des Königs über diese Entwendung zu besänftigen, theils aus Schmeichelei, erklärte ein am Hofe des Ptolemäos lebender Mathematiker und Astronom, Konon von Samos, daß das Haar der Königin an den Himmel entführt worden sei, indem er sieben bis dahin unbekannte Sterne nahe am Schwanz des Löwen nachwies, welche das Haar der Königin vorstellen sollten. Daher rührt der Name des Sternbildes: Haar der Berenike. — Ptolemäos III. hatte es sich angelegen sein lassen, auf seinem Siegeszuge durch das Syrische Reich alle ägyptischen Götterbilder, welche von den Persern aus Aegypten entfernt und in Persien als Trophäen aufgerichtet worden waren, wieder nach Aegypten zurückzuführen und in ihren alten Tempeln aufstellen zu lassen; und diese Handlungsweise soll ihm bei den Aegyptern den Beinamen Euergetes (Wohlthäter) erworben haben. Unter ihm fiel Kyrene wieder an Aegypten.



Ptolemäos I. Lagos.

Ptolemäos IV. Philopator (221—204 v. Chr.), der Sohn des Vorigen, eröffnet eine Reihe von schwachen, tyrannischen und weibischen Fürsten, so daß man von seinem Regierungsantritte an den Verfall des Reiches datiren kann. Wenn dieser Verfall nur allmählich vor sich ging, so daß erst nach zwei Jahrhunderten Aegypten aus der Reihe selbständiger Staaten verschwand, so lag der Grund davon in dem Wohlstand und der Macht, die das Reich unter den drei ersten Ptolemäern erworben hatte, und deren Folgen so nachhaltig wirkten. Ptolemäos Philopator (der Vaterliebende), wie man sagt, höhnend so genannt, weil man ihn im Verdacht hatte, seinen Vater heimlich ermordet zu haben, war ein schwelgerischer und blutgieriger Fürst, der fast alle seine Verwandten durch Mord aus dem Wege räumen ließ. Sein üppiges Leben schien Antiochos III. v. Syrien zu der Hoffnung zu berechtigen, daß es ihm leicht gelingen könne, das vordere Syrien zu erobern; allein er wurde, wie berichtet, von Ptolemäos bei Raphia (217 v. Chr.) so geschlagen, daß er den Gedanken an die Wiedereroberung jener Länder vor der Hand aufgeben mußte. Besser gelang ihm dieselbe, als

Ptolemäos V. Epiphanes (204—181 v. Chr.), ein fünfjähriger Knabe, den Thron seines Vaters erbte; Kölesyrien, Phönikien und Palästina gingen an Syrien verloren. Dies veranlaßte die Aegypter, den Schutz der Römer anzuflehen, und seit jener Zeit wird der Einfluß dieses frisch aufstrebenden Volkes in Aegypten immer fühlbarer.

Ptolemäos VI. Philometor (181—145 v. Chr.), der Sohn des Vorigen, gerieth mit seinem Bruder Ptolemäos Physkon (Schmeerbauch) in Streit um die Thronfolge, der durch die Vermittelung der Römer damit endete, daß Philometor dem Physkon einen Theil an der Regierung zugestand. Ohne diese Theilung der Macht würde sich Aegypten vielleicht wieder erhoben haben, denn Ptolemäos Philometor (der Mutterliebende) war ein vortrefflicher Mann.

Ptolemäos VII. Physkon (145—117 v. Chr.), der nach dem Tode seines Bruders das ganze Reich beherrschte, zeigte sich seines Beinamens würdig, denn seine Schwelgerei überstieg alle Grenzen. Indessen hielt er sich selbst für den Wohlthäter Aegyptens und nahm den Beinamen Euergetes an, den aber seine Unterthanen in Kakergetes (Uebelthäter) umwandelten. Mit diesem Beinamen ist denn auch seine Regierung am richtigsten bezeichnet, denn sie war in Wahrheit eine fortlaufende Kette von Mordthaten, die keine andere Ursache hatten, als die Lust des Königs am Blutvergießen.

Kaum glaublich sind die Schandthaten, welche von ihm erzählt werden, denn nicht nur seine ganze Familie fiel dem Blutdurste des Tyrannen zum Opfer, sondern auch ein großer Theil seiner Unterthanen. Ohne die geringste Veranlassung, aus bloßer Laune, ließ er Hunderte von Menschen abschlachten; den fremden Söldnern gestattete er jede nur mögliche Frevelthat, so daß kein Tag ohne Blutvergießen verging. Aus bloßer Lust am Unheil ließ er einst ein Gymnasium anzünden, so daß viele der darin versammelten Jünglinge von den Flammen verzehrt wurden; die wenigen aber, welche sich aus dem brennenden Gebäude retten konnten, wurden von bereitstehenden Soldaten niedergehauen. Als der Tyrann einst seine Gattin im Verdachte hatte, gegen ihn Partei ergriffen zu haben, ließ er einen mit ihr erzeugten Knaben tödten, in Stücke hauen, und in einer Kiste die Glieder des Kindes der Mutter zu ihrem Geburtstage überreichen. Kurz der menschliche Geist ist kaum im Stande, größere Frevel zu ersinnen, als Ptolemäos Physkon verübte.

Die Folge einer solchen tyrannischen Regierung war, daß eine große Anzahl der Bewohner Alexandriens auswanderte, und daß sich endlich die Stadt erhob, um den blutdürstigen Herrscher zu vertreiben. Es gelang auch; allein dem übrigen Aegypten fehlte die Freiheitsliebe der Hauptstadt, weil es den Druck nicht so sehr empfunden, und so konnte sich Ptolemäos der aufständischen Stadt und des Thrones bald wieder bemächtigen.

Ptolemäos Physkon hatte seinem natürlichen Sohn Apion das Königreich Kyrene übermacht, während in Aegypten zwei eheliche Söhne sich abwechselnd des Thrones bemächtigten; Ptolemäos VIII. Lathyros und Ptolemäos IX. Alexandros. Von ihnen sowie von den nachfolgenden Regenten des immer schwächer werdenden Aegyptischen Reiches genügt es, die Namen zu nennen: Ptolemäos X. Alexandros, Ptolemäos XI. Alexandros Nothos und Ptolemäos XII. Auletes (der Flötenbläser). Der Letztere hinterließ das Reich bei seinem Tode (51 v. Chr.) einem Sohne, Ptolemäos XIII. Dionysos, und einer Tochter, der nachmals so berühmten Kleopatra. Beide sollten nach dem Willen des Vaters gemeinschaftlich regieren, und zwar — da sie minderjährig waren — unter Roms Vormundschaft. Daher kommt es, daß sich von dieser Zeit an die Geschichte Aegyptens mit der römischen aufs Engste verknüpft, und so bemerken wir hier nur noch, daß Ptolemäos Dionysos in einer Schlacht gegen die Römer blieb (46 v. Chr.), daß sein jüngerer Bruder Ptolemäos XIV. Puer (das Kind) ihm auf dem Throne folgen sollte, von der Kleopatra aber vergiftet wurde, und daß letztere dadurch alleinige Königin von Aegypten blieb, bis nach ihrem Tode (30 v. Chr.) das Land zu einer römischen Provinz gemacht wurde.





Landschaft in Achaia.

Griechenland.

Die griechischen Staaten gehörten dem Makedonischen Reiche nur insofern an, als sie seit **Philipp II.** und seit Alexander dem Großen ihre Unabhängigkeit verloren hatten und unter makedonischem Einflusse standen. War ihnen auch bei der Theilung des Reiches ihre Unabhängigkeit und Freiheit zugesichert worden, so waren die verschiedenen Herrscher des zersplitterten Reiches doch weit entfernt, diese Zusicherung zur Wahrheit werden zu lassen; vielmehr hielten die makedonischen, syrischen und ägyptischen Könige eine große Anzahl griechischer Städte mit ihren Truppen besetzt, und namentlich war es Makedonien, dessen Macht hier am ausgebreitetsten blieb. Daß die Griechen dieses Joch mit Unmuth trugen, war natürlich, und wir werden gleich sehen, welche Mittel sie ergriffen, um es abzuwerfen. Dabei muß noch bemerkt werden, daß die griechischen Staaten infolge der bisherigen Abhängigkeit ihre alten Verfassungen größtentheils geändert, und daß in den meisten die demokratischen Formen dann der Tyrannis Platz gemacht hatten, ein Umstand, welcher dem fremdländischen Einfluß Vorschub leisten mußte.

Die Geschichte Griechenlands knüpft sich bis zur Unterwerfung der Nation durch die Römer an die beiden unter dem Namen des Aetolischen und des Achäischen Bundes bekannten Eidgenossenschaften und an Sparta; aber leider hat sie blos von Feindseligkeiten zwischen diesen drei letzten Stützen der griechischen Nation zu berichten.

Der Aetolische Bund war schon zu Alexander's d. Gr. Zeiten von den Landgemeinden Aetoliens gestiftet und hatte zum Zweck, die Freiheit der Bundesglieder durch vereinte Macht gegen makedonischen Einfluß zu sichern. Lange Zeit hindurch blieb der Bund ohne größere Bedeutung, da er sich auf die ätolischen Städte beschränkte und die

Aetolier überdies als rohe, räuberische Volksstämme von den übrigen Griechen wenig geachtet wurden. Dazu kam noch der unglückliche Ausgang des Lamischen Krieges (322 v. Chr.), der die Ohnmacht des Bundes zeigte und den makedonischen Einfluß mehr beförderte als schwächte. Erst später, als die Regung der Freiheit in Griechenland wieder allgemeiner wurde, traten nach und nach andere griechische Staaten dem Aetolischen Bunde bei: das südliche Thessalien, Akarnanien, Lokris, Phokis, Böotien; und seit dieser Zeit gewann der Bund an Bedeutung.

Der **Achäische Bund**, welcher noch wichtiger für die gemeinsame Sache des griechischen Vaterlandes geworden, war ein Verein, der unter den Städten Achaia's zwar schon seit den ältesten Zeiten des Landes bestanden hatte, aber in der Periode der Hegemonien Sparta's und Athen's unbeachtet geblieben und so endlich ganz in Verfall gerathen war. Jetzt, wo die Theilung des Makedonischen Reiches Hoffnung gab, sich dem Einflusse desselben entziehen zu können, richteten die freiheitbegeisterten Achäer ihre Augen auf die traditionelle Verbrüderung, und so traten denn im Jahre 280 v. Chr. die vier achäischen Städte Dyme, Paträ, Tritäa und Pharä zusammen, um den alten Bund zu erneuern, und bald erklärten auch die übrigen achäischen Städte ihren Beitritt. Sollte der Bund aber auf die Angelegenheiten des gesammten Griechenlands einwirken, so bedurfte er einer noch größeren Ausdehnung; auch die übrigen Staaten des Peloponnes mußten ihm beitreten.

Aratos gab hierzu wesentlich die Veranlassung. Dieser freimüthige Mann hatte seine Vaterstadt Sikyon von der Tyrannis befreit (251 v. Chr.) und bewog sie, sich dem Achäischen Bunde anzuschließen. Aratos, um 272 v. Chr. in Sikyon geboren, hatte schon in früher Jugend seinen Vater durch den Tyrannen Abantidas verloren, der aus persönlicher Feindschaft denselben hatte ermorden lassen, und war nur mit Mühe einem gleichen Geschicke entgangen. Des Jünglings Freiheitssinn war durch jene Schicksale zum heftigsten Tyrannenhaß gesteigert worden, und kaum hatte des Abantidas Nachfolger, Nikokles, seine Herrschaft angetreten, als Aratos dessen Sturz und die Befreiung seiner Vaterstadt beschloß. An der Spitze einiger Sklaven und Abenteurer machte er sich aus seinem Exile auf, überstieg in der Nacht die Mauern der Stadt und nahm die Söldner des Tyrannen gefangen. Bei der Kunde von der Ankunft des Befreiers erhielten die Bürger Muth, sie kamen in Scharen herbei und steckten das Haus des Tyrannen in Brand, der sich kaum durch einen unterirdischen Gang retten konnte. So wurde Sikyon fast ohne Blutvergießen von der Tyrannis befreit. Der Bund gewann durch den Beitritt dieser Stadt nicht nur einen Zuwachs an Umfang, sondern auch in Aratos einen Mann, der sein ganzes Leben darauf verwendete, den Bund zu vergrößern und Griechenland von der Fremdherrschaft zu befreien. Zum Anführer (Strategos) des Bundes erwählt, gelang es ihm, die Burg von Korinth, diesen Schlüssel zum Peloponnes, in dessen Besitz sich Antigonos I. Gonatas von Makedonien mit List gebracht hatte, von der makedonischen Besatzung (243 v. Chr.) zu befreien und die Korinther zu bewegen, dem Achäischen Bunde beizutreten. Aratos hatte mehrere Soldaten der makedonischen Besatzung zu bestechen gewußt, daß sie ihm eine niedrige Stelle in der Mauer der Stadt verriethen und ihm bei der Erstürmung der Burg behülflich waren. So überstieg er denn in einer mondhellen Nacht mit 400 auserlesenen Kriegern ungehindert die Stadtmauer und stand schon am Fuße der Burg, ehe die Makedonier den Ueberfall merkten. Schnell erklomm Aratos mit hundert Genossen den Wall, während die übrigen die herbeieilenden Makedonier zurückschlugen und ihm alsdann auf die Burg nach und zu Hülfe kamen. Der anbrechende Tag fand den kühnen Helden bereits im Besitz von Akrokorinth, und die übrig gebliebenen Makedonier räumten ohne weiteren Kampf den Platz. Ebenso brachte er es dahin, daß Megara von Makedonien abfiel und sich dem Bunde anschloß; und in gleicher Weise, theils durch List, theils durch die Gewalt der Waffen die Tyrannen der einzelnen Städte besiegend, führte er nach und nach Megalopolis, Argos und Athen dem Achäischen Bunde zu. Auch den

Tyrannen von Megalopolis, wie verschiedene andere, hatte Aratos auf friedlichem Wege vermocht, seine Herrschaft niederzulegen und dadurch der Stadt den Beitritt zum Bunde möglich zu machen; denn nur freie Städte konnten der achäischen Eidgenossenschaft angehören.

Bei Argos bedurfte es langer Unterhandlungen, ehe es für den Bund gewonnen werden sollte; denn sein Tyrann, Aristippos, war unter keinen Umständen zu bewegen, der Herrschaft zu entsagen. Und doch hatte er von dieser Herrschaft kein größeres Glück, als der Geizhals von seinen Schätzen. Die Angst vor dem Verlust derselben, die stete Todesfurcht, in der er schwebte, raubten ihm Ruhe und Zufriedenheit. Man erzählt von ihm Dinge, die an Dionys den Aeltern erinnern. So verkroch er sich jeden Abend, nachdem er alle seine Diener aus dem Hause gejagt, in ein kleines Zimmer des obersten Stockwerks. Hier rückte er sein Bett auf die Fallthür, den einzigen Zugang, welchen das Gemach hatte, und durch welchen man nur mittels einer Leiter gelangen konnte.

Aratos griff gegen Aristipp endlich zur Gewalt, und der Tyrann wurde vertrieben. Nach ihm bemächtigte sich Aristomachos der Tyrannis, wurde aber schließlich von Aratos bestimmt, die Herrschaft niederzulegen, worauf Argos dem Bunde beitrat.

Der erste Versuch des Aratos, die makedonische Herrschaft in Athen zu stürzen, fiel unglücklich aus. Die Athener, aus Furcht vor Makedonien, gingen in ihrer Feigheit und Würdelosigkeit so weit, daß sie ihre Freude darüber öffentlich an den Tag legten, ja selbst bei einem Gerücht von dem Tode des Aratos eine Volksfeier veranstalteten.

Doch Aratos ließ sich hierdurch keineswegs von weiteren Versuchen, die Athener für den Bund zu gewinnen, abschrecken; denn Attika war als Vormauer gegen Makedonien äußerst wichtig. Endlich sah er seine Bemühungen mit einem günstigen Erfolge belohnt. Athen trat, wenn auch erst später als die übrigen Staaten, dem Achäischen Bunde bei. Nun erlangte dieser Bund, der die Einigung aller Peloponnesier unter achäischer Führung erstrebte, eine Macht, welche der der früheren Hegemonien fast gleich kam. Als höherer Zweck dieser Vereinigung galt die Idee einheitlicher Bildung und einheitlichen Religionskultus; auch die Einführung eines gleichen Handelsrechtes, gleicher Münze, gleichen Maßes und Gewichtes kam zur Geltung. — Die Vereinigung wäre noch heilbringender für Griechenland geworden, wenn Sparta sich dazu verstanden hätte, den Bund durch seinen Beitritt zu verstärken; allein hierzu war um so weniger Hoffnung vorhanden, als die Spartaner von ihrer alten Verfassung abgewichen waren und den patriotischen Sinn verloren hatten. Was bisher in Sparta eine Seltenheit gewesen, Streit um den Thron, das wurde jetzt eine gewöhnliche Erscheinung, und wir haben schon früher gesehen, wie Pyrrhos von Epeiros sich eine solche Thronstreitigkeit zu Nutze machen wollte, um sich in Lakedämonien eine Herrschaft zu gründen. Die Nichtachtung der alten Lykurgischen Verfassung wurde immer unheilbringender für den Staat, denn die Gleichheit hatte völlig aufgehört, der Grundbesitz war in die Hände weniger Bürger gekommen, und es bestand eine förmliche Oligarchie, welche in Verbindung mit der üppigen, schwelgerischen Lebensweise, der sich die Reichen überließen, den Sinn für Freiheit und Vaterland erstickte.

Aber noch lebte in einigen Männern der Sinn für die alte Größe und den Ruhm Sparta's; und die Mittel dazu, das wußte Jeder, lagen nur in einer Wiederherstellung der Lykurgischen Verfassung. König Agis V. zeichnete sich vor allen Anderen durch thätigen Eifer aus. Er zuerst machte den Vorschlag, das Gesetz Lykurg's in seiner ganzen Strenge wieder herzustellen; aber während er bei der spartanischen Jugend mit seinem Plane den größten Beifall fand, erregte er bei den älteren, an die bisherige Bequemlichkeit gewöhnten Bürgern Mißmuth und Unzufriedenheit. Sein Mitkönig, der üppige, schwelgerische Leonidas II., stand an der Spitze seiner Gegner, und obwol es dem Agis gelang, die Absetzung des Leonidas zu bewirken, so war doch sein neuerwählter Mitkönig Kleombrotos der Reform kaum weniger abhold, und Alles, was Agis durchsetzen konnte, beschränkte sich auf eine Vernichtung sämmtlicher Schuldverschreibungen.

Unter diesen Umständen hielt es Agis für nöthig, durch auswärtige Siege seinen Einfluß in Sparta zu vermehren. Eine Zwistigkeit, welche zwischen dem Aetolischen und Achäischen Bunde aus Eifersucht entstanden war, gab ihm dazu die erwünschte Veranlassung. Die Aetolier, neidisch auf die Ausbreitung des Achäischen Bundes, hatten sich nämlich mit Antigonos I. Gonatas von Makedonien in verdächtige Unterhandlungen eingelassen Es kam zum Kriege mit den Aetoliern (241 v. Chr.), und Agis leistete dem Aratos kräftigen Beistand. Der Krieg fiel zum Vortheile der Achäer aus, Agis kehrte sieggekrönt heim, und wollte nun sogleich sein Reformwerk dadurch fortsetzen, daß er zur Vertheilung der Ländereien schritt. Allein er fand in Sparta Alles verändert. Die Feinde der Reform hatten Leonidas II. wieder zurück berufen, und dieser war so mächtig geworden, daß Agis (240 v. Chr.) und der von ihm gewonnene Kleombrotos als Opfer seiner Rache fielen.

Agis und Kleombrotos mußten sich in einen Tempel flüchten; aber auch hier waren sie nicht sicher vor der Verfolgung des Leonidas. Nachdem dieser dem Kleombrotos als dem unschädlichsten von Beiden das Leben geschenkt hatte unter der Bedingung, Sparta zu meiden, lockte er den Agis mit List aus dem Asyl, bemächtigte sich seiner Person, ließ ihn sodann durch einen ihm gänzlich ergebenen Gerichtshof zum Tode verurtheilen und hierauf mit dem Strange hinrichten, nachdem seine Rachlust ihm zuvor noch den teuflischen Gedanken eingegeben hatte, die Mutter und Großmutter des Gefangenen, die ihn noch einmal zu sehen gekommen waren, vor seinen Augen über der Schwelle seines Kerkers aufzuhängen. Während hier die Vaterlandsliebe unterlag, feierte sie gegen Makedonien herrliche Triumphe; denn die Aetolier waren mit **Demetrios** II. von Makedonien in Zwist gerathen und hatten sich, die alte Eifersucht vergessend, mit den Achäern gegen den gemeinsamen Vaterlandsfeind vereint. Dadurch wurde dessen Einfluß für einige Zeit gänzlich vernichtet und würde es auch geblieben sein, wenn Griechenland nicht aufs Neue der Schauplatz innerer Kriege geworden wäre. Wie einst die heiligen Kriege den Makedoniern die Thore von Hellas geöffnet hatten, so wiederholte sich dies jetzt durch einen neu entstehenden Krieg.

Der **Kleomenische Krieg** (228—222 v. Chr.) wird so genannt nach Kleomenes III. von Sparta, welcher nach dem Tode seines Vaters Leonidas II. (236 v. Chr.) den spartanischen Thron bestiegen hatte, mit dem bei dem Sohne solchen Vaters überraschenden Vorsatze: die von dem unglücklichen Könige Agis beabsichtigte Reform durchzuführen. Allein bald hatte er erkannt, daß ihm dazu ein Ansehn nöthig war, welches einem spartanischen Könige nur aus dem Lorbeerkranze des Siegers erwuchs. Er suchte daher nach einer Gelegenheit zum Kriege, und sie zeigte sich ihm ganz in der Nähe.

Der Achäische Bund, bemüht, das blühende Arkadien in seinen Verein zu ziehen, beunruhigte dieses Land; und da Sparta ohnehin mit Eifersucht auf die wachsende Macht der Achäer blickte, so erklärte sich Kleomenes zum Schutzherrn der Arkadier und stand bald mit einem Heere dem Aratos im offenen Felde gegenüber. Letzterer, dem Schlauheit, List und Ueberfälle mehr Erfolg zu versprechen schienen als eine offene Feldschlacht, zog sich zurück, obwol er seinem Feinde in jeder Beziehung überlegen war.

Dieser Erfolg gab Kleomenes Muth, seinen Plan in Sparta zur Ausführung zu bringen. Ehe man sich dessen versah, eilte er mit seinen Soldaten in die Stadt, überfiel die Ephoren, tödtete sie, verjagte die einflußreichsten Gegner und berief die Ekklesia, um vor ihr seine Handlungsweise zu rechtfertigen und die Wiederherstellung der lykurgischen Verfassung zu erklären. Die geplante Umwandlung trat (226 v. Chr.) ins Leben, und mit ihr kehrten spartanische Tüchtigkeit und Tapferkeit zeitweilig zurück.

Wie sehr es dem Kleomenes mit der Herstellung der Verfassung Ernst war, und wie wenig er sein Werk aus Eigennutz betrieb, das erhellt aus der Art, wie er den Spartanern bei der Einführung der Reform mit seinem Beispiele voranging. Er vertauschte die Prachtgewänder der bisherigen Könige mit dem einfachen lakedämonischen Mantel, verbannte

jeden Gaumengenuß von seiner Tafel und stellte die Zweikönigsherrschaft wieder her, indem er selbst, obschon er bisher wie sein Vater alleiniger König gewesen, doch seinen Bruder Eukleidas zum Mitkönig ernennen ließ.

Sparta stand auf dem Punkte, die Hegemonie wieder an sich zu reißen. Dagegen erhob sich jedoch der Achäische Bund, und der Kleomenische Krieg entbrannte aufs Neue. Aber er fiel zum Nachtheile der Achäer aus, welche um Frieden bitten mußten. Kleomenes wollte diesen nur unter der Bedingung bewilligen, daß er zum Strategen des Bundes erwählt werde und letzterer Sparta's Hegemonie anerkenne. Schon war man bereit, sich in die demüthigenden Bedingungen zu fügen, nicht bedenkend, daß der Bund dadurch sein Todesurtheil unterschrieb, da beging Aratos, theils aus Liebe zur Sache des Vaterlandes, theils aus Eifersucht gegen Kleomenes, eine Handlung, welche Griechenland zum zweiten Male dem makedonischen Joche unterwarf; er rief den König Antigonos II. Doson von Makedonien zur Hülfe herbei und überlieferte ihm die Vorfeste des Peloponnes, die Burg von Korinth (224 v. Chr.).



Philopömen.

Antigonos rückte mit einem bedeutenden Heere in den Peloponnes ein, wo die Spartaner bereits eine ansehnliche Menge Städte gewonnen hatten. Während eines dreijährigen Krieges war der Vortheil bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bis endlich Argos, von Aratos aufgewiegelt, im Rücken des Kleomenes sich gegen die Spartaner erhob. Hierdurch wurden letztere genöthigt, sich nach Lakedämonien zurückzuziehen. Antigonos drängte ihnen nach, eroberte alle Städte des Peloponnes, die auf seinem Wege lagen, und schlug endlich die Spartaner bei Sellasia (222 v. Chr.) so entscheidend, daß Sparta's Kriegsmacht in Trümmer fiel, Kleomenes selbst die Flucht ergriff und der makedonische König seinen Einzug in Sparta hielt, dessen Thore sich jetzt, zum ersten Male seit der Rückkehr der Herakliden, einem fremden Sieger öffneten. Sparta's Macht war für immer gebrochen.

Kleomenes war nach Aegypten geflohen, wo er bei dem trefflichen Ptolemäos III. Euergetes eine gastfreundliche Aufnahme fand. Allein dessen Nachfolger Ptolemäos IV. Philopator gab den Einflüsterungen seiner Hofleute, die den Einfluß des klugen Kleomenes fürchteten, nach und ließ es geschehen, daß dieser das Opfer einer verleumderischen Anklage wurde, infolge deren er verhaftet ward. Kleomenes entkam zwar mit Hülfe einiger Gefährten dem Gefängnisse und suchte sich für die ihm angethane Mißhandlung dadurch zu rächen, daß er mit seinen Genossen die Straßen Alexandriens durchzog und das Volk zur Empörung aufrief. Allein da sein Aufruf unbeachtet blieb, so endeten er und seine Gefährten wie echte Spartaner: sie gaben sich selbst den Tod (220 v. Chr.).

Makedoniens Herrschaft in Griechenland stand jetzt fester als je, und mit Betrübniß sah Aratos die Folgen seines übereilten Schrittes. Dazu kam, daß der Nachfolger des Antigonos Doson, Philipp III., in seinem Verhältnisse zum Achäischen Bunde immer despotischer auftrat und diesen mehr als Unterthan denn als Bundesgenossen behandelte. Und doch konnte der Bund es nicht wagen, sich offen gegen Makedonien zu erklären, ja Aratos mußte dessen Hülfe zum zweiten Male in Anspruch nehmen, um die Aetolier zu bekriegen, welche in den Peloponnes eingefallen und die Halbinsel mit Räubereien heimsuchten.

So begann zwischen dem Achäischen und Aetolischen Bunde ein zerstörender Kampf: Der **Bundeskrieg** (218—205 v. Chr.), welcher gegen die Aetolier vorzüglich von Philipp III. nach den Rathschlägen des Aratos geführt wurde. Dieser war die Seele aller makedonischen, entschieden erfolgreichen Unternehmungen. Aber je größer Philipp's Macht wurde, desto mehr suchte ihr Aratos entgegenzutreten, sobald sie sich gegen das gemeinsame Vaterland und die Sache der griechischen Freiheit richten wollte; und dadurch machte er sich dem Philipp so unbequem, daß dieser zuletzt den Entschluß faßte, sich des unbequemen Mahners zu entledigen.

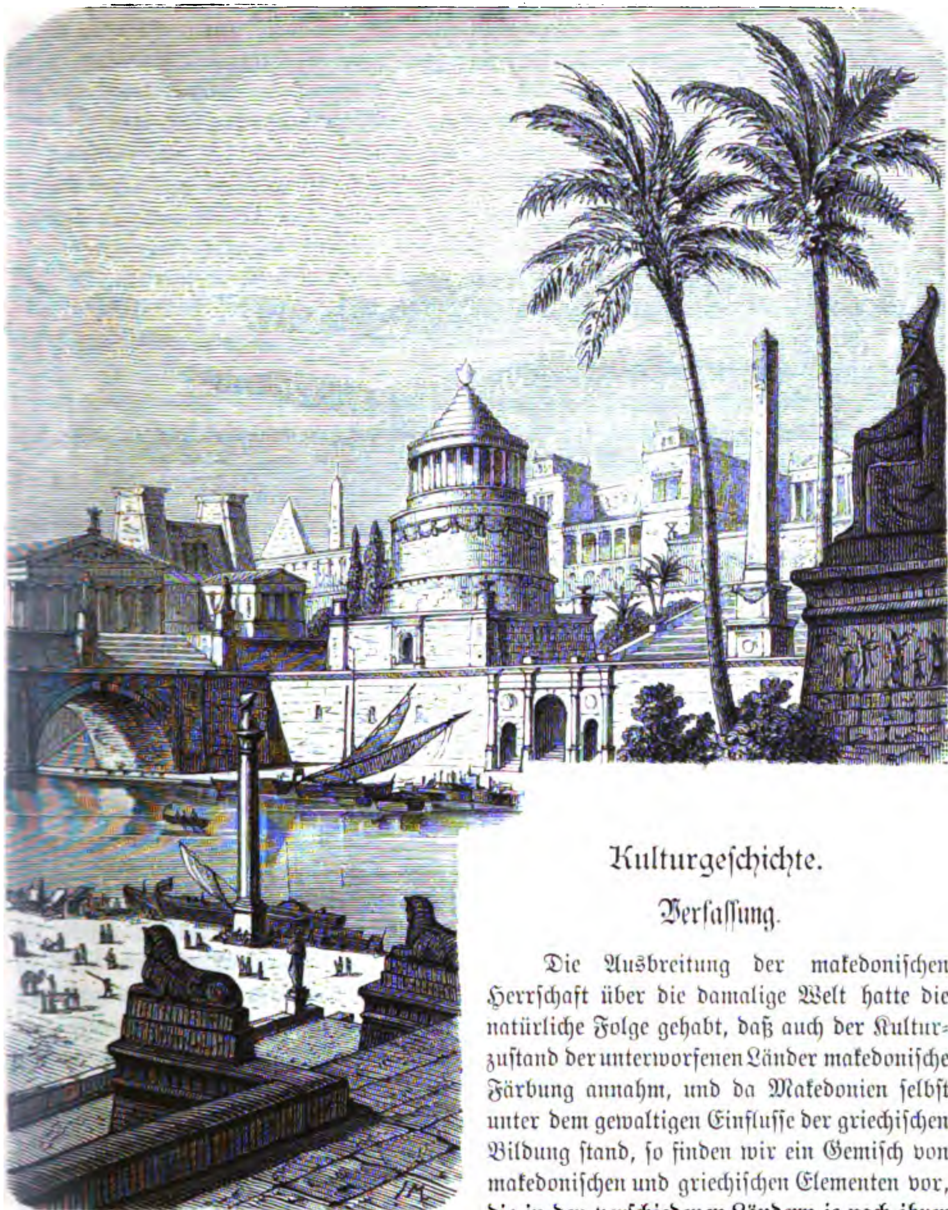
Während Philipp III. dem Aratos noch immer Zeichen von Freundschaft gab, hatte er einem seiner Diener, Namens Taurion, den Auftrag ertheilt, denselben heimlich aus dem Wege zu räumen. Taurion bewarb sich daher eifrig um die Gunst des Aratos, lud ihn häufig zu Tische und brachte ihm in den Speisen ein langsam wirkendes Gift bei, welches dem Aratos eine auszehrende Krankheit zuzog. Lange blieb dieser über die Ursache derselben im Dunkeln; endlich aber muß er die Wahrheit geahnt haben, denn als er einst in Gegenwart eines Freundes Blut auswarf, sagte er dabei: „Siehe, mein Theurer, die Wirkung der Freundschaft mit Königen!“

Des Aratos Leiche wurde von den Sikyoniern in Anspruch genommen, die ihm zum Danke für die Freiheit, welche sie ihm verdankten, ein kostbares Grabmal erbauen ließen und zu seinem Andenken jährliche Feste feierten.

Philopömen. An seine Stelle als Strateg des Achäischen Bundes trat Philopömen, der Epaminondas dieser Zeit und der letzte große Grieche, den die Geschichte kennt. Er setzte den Krieg gegen den Aetolischen Bund mit vielem Glück fort, so daß letzterer sich endlich, obgleich er von den Römern aufs Kräftigste unterstützt wurde, zu einem Frieden gezwungen sah, der seine Macht bedeutend untergrub und seinen Untergang vorbereitete.

Von dieser Zeit an sind die griechischen Angelegenheiten mit der Geschichte Roms aufs Engste verknüpft. Daher erwähnen wir hier nur noch, daß der Aetolische Bund schon 188 v. Chr., also noch vor der Unterwerfung Makedoniens, von den Römern besiegt wurde. Letztere machten 146 v. Chr. mit der Unterwerfung des Achäischen Bundes der Selbständigkeit Griechenlands für immer ein Ende, und das einst so mächtige Reich, der Schauplatz der glorreichsten Thaten des Alterthums, wurde unter dem Namen Achaia eine römische Provinz. Aber wenn auch damit die politische Herrschaft Griechenlands für immer vernichtet worden war, seine geistige Macht, die Herrschaft seiner Kunst und Wissenschaft, breitete sich nichtsdestoweniger über die Erde aus, machte sich selbst die Sieger unterthänig und regierte die Welt bis in die fernsten Zeiten; denn noch heute herrscht das alte Griechenland durch die unsterblichen Werke seines Geistes!





Kulturgeschichte.

Verfassung.

Die Ausbreitung der makedonischen Herrschaft über die damalige Welt hatte die natürliche Folge gehabt, daß auch der Kulturzustand der unterworfenen Länder makedonische Färbung annahm, und da Makedonien selbst unter dem gewaltigen Einflusse der griechischen Bildung stand, so finden wir ein Gemisch von makedonischen und griechischen Elementen vor, die in den verschiedenen Ländern je nach ihrer Empfänglichkeit für Kultur theils mehr, theils weniger hervortraten. Am ausgebreitetsten zeigte sich die makedonische Verfassung, und darum werfen wir auf sie den ersten Blick.

Wenn wir von Makedonien manchmal als von einer Despotie sprachen, so geschah dies, weil wir nirgends finden, daß der Monarch durch ein ausdrückliches Gesetz beschränkt war. Gleichwol bestand eine Art Beschränkung, gegründet auf das Herkommen und entsprechend unseren heutigen konstitutionellen Monarchien. Zeichnete sich ein König durch Klugheit und Tapferkeit besonders aus, so war sein Einfluß auf die Staatsangelegenheiten natürlich größer als sonst, ja es kam selbst der Fall vor, daß man einen schwachen König geradezu absetzte und einen andern aus dem königlichen Geschlechte an seine Stelle erwählte, wie dies letztere namentlich mit Philippos II. geschah, welcher König wurde anstatt seines jungen Neffen Amyntas, des Perdikkas III. Sohn.

Die makedonischen Könige genossen nicht etwa eine besondere Ehrfurcht oder Heiligkeit, von welcher wir heutzutage noch viele Herrscher umgeben finden. Man sah in dem Könige nie mehr als einen die Regierung leitenden Menschen. Von einem die Krone umwebenden Heiligenscheine hatte man keine Vorstellung; daher blieb den Königen der hochmüthige Stolz und dem Volke die hündische Demuth fern. Aeußerlich unterschieden sich die Könige von ihren Untergebenen höchstens durch eine kostbarere Rüstung. Erst nachdem Alexander d. Gr. persische Sitten liebgewonnen hatte, führte er bei besonderen Gelegenheiten ein Prachtkleid und das Diadema (königliche Stirnbinde) ein, worin ihm seine Nachfolger nachahmten, indem sie das Diadema vergrößerten und verschönerten. Das Volk hatte zum Könige freien Zutritt, und von einem besonderen Ceremoniell war dabei keine Rede. Die Soldaten standen mit ihm auf dem vertrautesten Fuße und redeten mit dem Könige nicht anders als mit ihren Hauptleuten.

Der König stellte gleichwol das Oberhaupt des Staates vor. Ihm zur Seite als Theilnehmer der Regierung stand eine Art Adel, aus welchem er die Fähigsten unter dem Titel „königliche Freunde und Rathgeber“ zur Staatsverwaltung und Anführung des Heeres, die Verdienstvollsten zu königlichen „Leibwächtern“ erwählte.

Die Ernennung zum königlichen Leibwächter galt als größte Ehrenbezeigung, welche einem Makedonier zu Theil werden konnte; überhaupt war die Zahl dieser Auserlesenen niemals groß, denn nur die hervorragendsten Verdienste gaben Anspruch auf solche Auszeichnung. Alexander d. Gr. hatte nur neun Leibwächter: Leonnatos, Hephästion, Lysimachos, Ariston, Perdikkas, Ptolemäos Lagos, Python, Peukestes, Oxathres (Bruder des Dareios Kodomannos).

Das eigentliche Volk, welches keineswegs in irgend einer Art Leibeigenschaft, sondern in freiem Besitze seiner Landgüter lebte, hatte auf die Regierung insofern Einfluß, als der König von der Stimmung desselben abhängig blieb. Denn geschah es, daß er in der Regierung gegen Gesetz und Herkommen verfuhr, so betrachtete das Volk den stillschweigenden Vertrag mit ihm als gebrochen und sich keineswegs als Aufrührer, wenn es die Waffen gegen ihn erhob.

Diese aristokratische Verfassung Makedoniens wurde durch Philippos II. dahin abgeändert, daß sie eine militärische Grundlage erhielt. Das Heer nahm die Stelle der Aristokratie ein. Makedonien wurde ein Militärstaat, und daher erklären sich denn die mancherlei Ereignisse, bei welchen wir den König von dem Willen des Heeres abhängig gesehen haben. Auf der andern Seite hatte die Soldatenherrschaft, welche niemals ohne eine gewisse Roheit bleiben kann, auf die Fortschritte der Bildung einen nachtheiligen Einfluß, und das eigentliche Volk, der Kern eines jeden Kulturstaates, wurde zu willenloser Unbedeutsamkeit herabgedrückt.

Die Gesetze des Landes scheinen auf bloßem Herkommen begründet gewesen zu sein und einer festen Gestaltung entbehrt zu haben, derart, daß sie von dem Könige nach Gutdünken erweitert werden konnten. Der große Nachtheil, welcher hieraus entspringen mußte, wurde dadurch gemildert, daß die Könige der Volksmeinung wegen sich darauf angewiesen sahen, in ihren Verordnungen die Gesetze der Billigkeit vorherrschen zu lassen.

Sehr häufig übten die Könige die Rechtspflege in eigener Person aus, indem sie den Richterstuhl einnahmen, die Parteien anhörten und das Urtheil sprachen. Dies hinderte indeß die freigesinnten Makedonier nicht, ihre Rechte kräftig zu vertreten, und wie wenig Rücksicht sie dabei auf die Königswürde nahmen, geht aus folgender Erzählung hervor:

Philippos II. saß einst mit den sichtbarsten Zeichen des Rausches auf dem Richterstuhle, vor welchem ein armes Weib zur Entscheidung einer Streitsache stand. Als Philippos ein unbilliges Urtheil fällte, rief das Weib: „Ich appellire!“ — „An wen?“ fragte der König. — „An den nüchternen Philippos!“ war die Antwort des Weibes, die der König — ganz in der Ordnung fand.

Dazu kam, daß alle Angelegenheiten, bei denen es sich um das Leben eines Unterthans handelte, dem Urtheile des Königs entzogen und dem der waffentragenden Männer, also des Heeres, anheim gegeben waren, wo nun zwar eine soldatische Ansicht, aber doch immer die einer Gesammtheit, nicht eines Einzelnen, den Ausschlag gab.

Das Heer war bei todeswürdigen Verbrechen Urtheilsverfasser und Urtheilsvollstrecker zugleich. Hatte es auf eine bei ihm angebrachte Klage die Todesstrafe gegen den Angeklagten erkannt, so wurde dieser vom Heere selbst zu Tode gesteinigt; nur selten bediente man sich anderer Hinrichtungsarten.

Die Verfassung der griechischen Staaten blieb im Wesentlichen die frühere, so weit sie nicht durch die in einigen Städten eingeführte Tyrannis umgestürzt worden war. Die auswärtigen Herrscher begnügten sich zur Erhaltung ihres Einflusses damit, in den griechischen Städten, welche sie im Besitz hatten, ihre Truppen zu unterhalten, die aber ohne Einwirkung auf die Staatsangelegenheiten blieben und nur als Wache zu betrachten waren.

Diejenigen Staaten, welche, um sich von fremdem Einflusse frei zu erhalten, Mitglieder des Aetolischen oder Achäischen Bundes geworden waren, blieben Republiken und standen zum Bunde fast in demselben Verhältnisse, in welchem die heutigen souveränen Fürsten Deutschlands zum Deutschen Reiche stehen, d. h. sie waren — was die allgemeinen Bundesangelegenheiten betraf — den Beschlüssen der Bundesversammlung unterworfen. Diese Versammlung, welche Gesetze erließ, erledigte Bundesämter besetzte, über die Aufnahme neuer Bundesglieder abstimmte und über Krieg und Frieden beschloß, bestand aus den Abgeordneten sämmtlicher Bundesstaaten und wurde von den Aetoliern jährlich einmal, von den Achäern aber zweimal im Jahre zusammenberufen.

Das leitende Oberhaupt des Bundes, welches jährlich neu gewählt werden mußte, hieß der Strategos. Er war der Vollstrecker der Bundesbeschlüsse und Anführer des Bundesheeres. Unter ihm und an Macht ihm zunächst stand der Hipparchos (Befehlshaber der Reiterei oder Ritterschaft). Von den übrigen Bundesbeamten nahm eine hervorragende Stelle der Grammateus (d. i. Staatsschreiber oder Unterstaatssekretär) ein, welcher neben der Rechtspflege den Verkehr mit anderen Staaten zu führen und Urkunden auszufertigen hatte. Für die Verwaltung der Bundesangelegenheiten und die Besorgung der leitenden Geschäfte wurde aus den Abgeordneten noch ein besonderer Ausschußrath erwählt, dessen Mitglieder beim Aetolischen Bunde Apokleten und beim Achäischen Demiurgen hießen.

Von den Gesetzen des Achäischen Bundes haben sich einige erhalten, die uns das Wesen dieser eigenthümlichen Staatenverbrüderung in ein helleres Licht setzen. Dahin gehörten folgende stets in Kraft bleibenden Bestimmungen: Kein Bundesstaat durfte ohne Genehmigung des Bundes sich mit auswärtigen Staaten in Unterhandlungen einlassen; kein Mitglied der Bundesversammlung durfte unter irgend einem Vorwande von auswärtigen Fürsten Geschenke annehmen; kein Staat durfte ohne Einwilligung sämmtlicher Bundesglieder in den Verband aufgenommen werden.

Kriegswesen.

Unter allen Zweigen der makedonischen Staatsverwaltung war — wie das bei einem Militärstaate nicht anders sein konnte — dem Kriegswesen die größte Sorgfalt gewidmet worden. Den rohen Zustand desselben in den ältesten Zeiten schildert Alexander d. Gr. in seiner Rede an die Makedonier. Schon durch Philippos II. erhielt es eine feste Gestaltung, so daß er als der Schöpfer des makedonischen Kriegswesens zu betrachten ist. Die genaue Kenntniß der griechischen Wehrverfassung, besonders der Einrichtungen, welche Pelopidas, Epaminondas und Iphikrates geschaffen hatten, war ihm dabei von ganz wesentlichem Nutzen gewesen.

Iphikrates, dessen wir schon früher gedachten, hatte sich lediglich durch seinen Eifer und sein Talent zu dem Rufe emporgeschwungen, der ihn neben einem Epaminondas auszeichnet. Er war der Sohn eines Schusters zu Athen, ursprünglich also nicht viel mehr geachtet als ein Sklave. Als Soldat zeichnete er sich aber so aus, daß er nach und nach bis zur Würde eines Feldherrn emporstieg.

Um das Kriegswesen machte er sich besonders durch die Einführung einer neuen Waffengattung, der Peltasten, verdient, welche in der Art der Bewaffnung und Verwendung die Mitte hielten zwischen den Hopliten und Psilen. Daher zeigten sie sich besonders dann sehr wirksam, wenn es galt, den Feind in schnellen Märschen zu erreichen und sofort anzugreifen.

Den Kern des makedonischen Heeres bildete die Phalanx, deren Einrichtung wir bereits kennen lernten. Sie bestand durchgängig aus Schwerbewaffneten, welche eingeborene Makedonier sein mußten. Außer der Phalanx und den zu ihr gehörenden Peltasten und Reiterscharen, worunter die Edelschar zu Pferde den ersten Rang einnahm, gab es noch mehrere besondere Corps, welche theils schwer-, theils leichtbewaffnet waren. Dahin gehörte die Edelschar zu Fuß und das uns auch schon bekannte Corps der Argyraspiden, welche silberne Schilde führten.

Die Edelschar zu Pferde, deren Mitglieder „Freunde und Genossen des Königs" hießen und dem Adel angehören mußten, war ganz schwer gerüstet und scheint nie stärker als 1200 Mann gewesen zu sein. Sie zerfiel in mehrere Abtheilungen (Ilen), deren Zahl den Abtheilungen der Phalanx entsprach.

Die Edelschar zu Fuß, aus 3000 Mann bestehend und ebenfalls nur aus dem vornehmeren Adel rekrutirt, bildete die königliche Leibwache, und ihre Glieder hießen ebenfalls „Freunde und Genossen des Königs". Von den großen Schilden aber, mit welchen dies Corps bewaffnet war, führte es auch häufig den Namen der Hypaspisten.

Die Truppen der unterworfenen Länder, welche als Bundesgenossen im makedonischen Heere dienten, behielten ihre nationale Wehrverfassung bei; die Kunst des Feldherrn war es, jede dieser Truppengattungen zu dem Zwecke zu verwenden, wozu sie am tauglichsten erschien. Unter diesen Bundesgenossen zeichneten sich die als vorzügliche Reiter berühmten Thessalier vor allen übrigen aus. Die reicheren Thessalier dienten als schwere, die ärmeren als leichte Reiterei. Die ersten Spuren einer Taktik finden wir zwar schon unter Philipp, allein erst sein großer Sohn erhob das Kriegführen zu einer Kunst, zu einer Wissenschaft. Der Marsch, das Lager und die Aufstellung des Heeres hatten ihre bestimmte Vorschrift; aber in der Schlacht entschied die Kunst des Feldherrn und die Weisheit seiner Anordnungen.

Auf dem Marsche hatten die leichte Reiterei und das leichte Fußvolk den Vortrab. Hierauf folgte die Phalanx, und dieser der Troß, welcher bei den Makedoniern unbedeutender und also weniger hinderlich war als bei den Persern, weil sie nicht wie diese ihre Weiber mit in den Krieg nahmen und überhaupt geringere Bedürfnisse hatten.

Das Lager bestand aus kleinen von Thierfellen gemachten Zelten, von denen je zwei Mann eines inne hatten. Das Zelt des Königs stand in der Mitte und war größer als die übrigen. Leichte Verschanzungen deckten das Lager gegen plötzliche Ueberfälle.

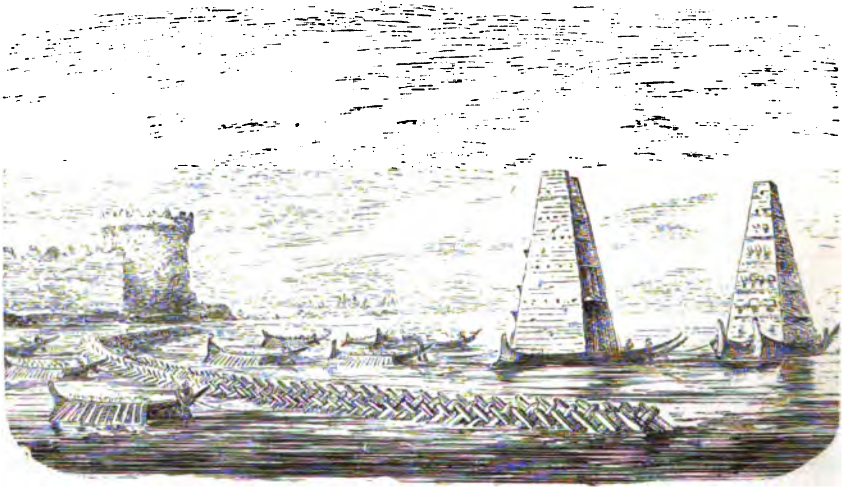
In der Schlachtordnung bildete die Phalanx die Mitte, ihre beiden Flügel wurden durch die Reiterei und das leichter bewaffnete Fußvolk gedeckt. Die Gestalt der Phalanx blieb nicht stets dieselbe; denn wenn es darauf ankam, die feindliche Stellung zu durchbrechen, so wurde sie keilförmig aufgestellt und machte so ihren Angriff. Hatte sie auf diese Weise den feindlichen Heerhaufen so zu sagen durchbohrt, dann begann die Thätigkeit der Reiterei und des leichten Fußvolkes, denen auch das Verfolgen des Feindes zustand, während die Phalanx auf dem Schlachtfelde zurückblieb. Vor der Schlacht hielt der Heerführer gewöhnlich eine aufmunternde Anrede an die Truppen, die sodann unter dem Schmettern der Trompeten und dem Schlachtruf „Alala!" zum Angriff rückten.



Anwendung der Phalanx im Kriege gegen die Thraker. Nach H. Leutemann.

Alexander d. Gr. gewann seine Schlachten meistens durch seine Schlachtenpläne. Der königliche Held, der mit so verschiedenartigen Truppen die verschiedenartigsten Feinde zu bekämpfen hatte, fand seinen Vortheil, bei der geschickten Benutzung des Terrains, in der Art, die nichtmakedonischen Truppen aufzustellen und zu verwenden, in der Einführung künstlicher Bewegungen und in der genauen Kenntniß der Terrainverhältnisse des Kriegsschauplatzes. Für die letztere hatte er ein wissenschaftliches Corps errichtet, dessen Aufgabe es war, die geographischen und topographischen Verhältnisse zu erforschen und durch Vermessungen und Aufnahme von Plänen dem Feldherrn ein genaues Bild des Kriegsschauplatzes zu verschaffen. Diesem Corps verdankte man so gute Karten von Indien und dem ostpersischen Reiche, daß sie lange Zeit hindurch die besten Quellen für die Geographie jener Gegenden blieben.

Die dem Kriegswesen durch Alexander d. Gr. zu Theil gewordene Ausbildung war so bedeutend gewesen, daß sie keine große Steigerung zuließ. Nur eine neue Waffengattung kam nach ihm für einige Zeit in Gebrauch.



Burüstungen für einen Hafenangriff unter Demetrios.

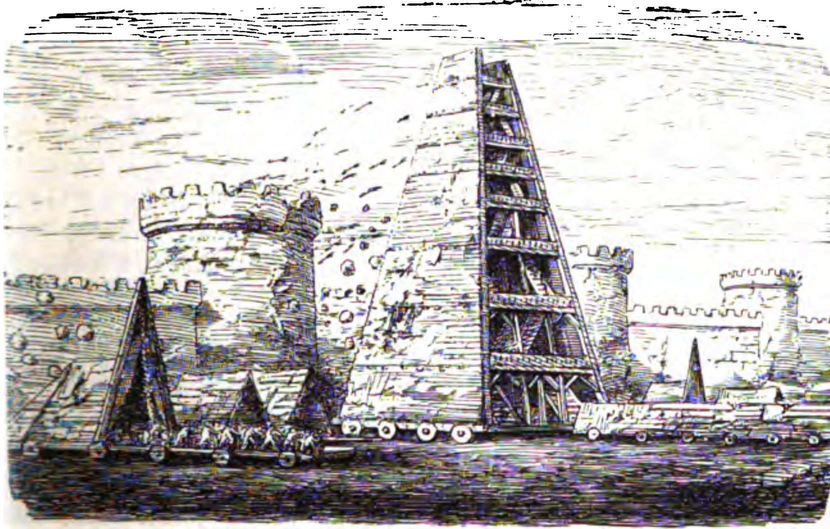
Es waren dies die Elefanten, durch Antipater nach Europa gebracht, wo sie mehr zum Schrecken der Feinde als zur Besiegung derselben dienten, denn ihre Wirksamkeit, die allerdings nicht unbedeutend war, wurde wesentlich dadurch vermindert, daß die großen Thiere bei manchen Bewegungen dem eigenen Heere außerordentlich hinderlich waren.

Auf dem Rücken des zur Schlacht bestimmten Elefanten wurde eine Art Loge befestigt, in welcher fünf bis sechs Krieger Platz hatten, die von dort aus ihre Pfeile und Wurfspieße in den Feind schleuderten, während der Elefant von dem auf seinem Halse sitzenden Führer den feindlichen Reihen entgegengetrieben wurde. Aber der Elefant war nicht blos Träger der Krieger, er war auch Mitkämpfer, indem er theils seinen kräftigen Rüssel zum Niederwerfen der Feinde verwandte, theils durch die Wucht seines Körpers sich eine Bahn in ihre Reihen brach. So würden die Elefanten eine gefährliche Waffe abgegeben haben, wenn man nicht sehr bald ein Mittel entdeckt hätte, sie kampfunfähig zu machen. Man schlug nämlich lange Nägel in Breter und legte diese mit den nach oben gekehrten Nagelspitzen den Elefanten in den Weg. Die Breter wurden leicht mit Erde bedeckt und bildeten so eine Art Fußangeln, durch welche die Elefanten gelähmt und auf diese Weise unbrauchbar wurden.

Die **Belagerungskunst** bildete von jeher einen sehr wichtigen Theil des Kriegswesens. Man hatte ihr in früheren Zeiten weniger Sorgfalt gewidmet, weil die damit

verbundenen Schwierigkeiten bei der großen Festigkeit vieler Städte unbesiegbar geschienen. Nur die Athener hatten sich in der Kunst, feste Plätze zu belagern und zu erobern, einen gewissen Ruf erworben; aber selten war ihre Kunst mehr gewesen, als eine geschickte Absperrung oder kluge Ueberrumpelung, welche die belagerten Städte zur Uebergabe gezwungen hatte. Von den Mitteln, eine Stadtmauer zu zerstören und so den Eingang zu erstürmen, kannte man vor Alexander d. Gr. nur sehr wenige und unvollkommene. Dieser Mann, der so viele Städte zu erobern und so wenig Zeit dazu hatte, sah ein, daß es zur Erstürmung fester Plätze solcher Werkzeuge bedurfte, welche durch ihre Gewalt die Mauern zu zertrümmern im Stande waren; und er machte die Versuche dazu mit glücklichem Erfolg.

Das beste Bild von diesen Versuchen sowie von der Art und Weise, wie zur Zeit Alexander's d. Gr. der Belagerungskrieg geführt wurde, erhalten wir durch einen Hinblick auf die Belagerung der Stadt Tyros.



Die Helepolis des Demetrios.

Man baute damals Maschinen aller Art, um schwere Steine, Balken und Pfeile aus großer Entfernung auf die Belagerten zu schleudern; auch errichtete man hohe Thürme dicht an den Mauern der Stadt und versah sie mit Fallbrücken, über welche die Makedonier auf die Stadtmauer zu dringen versuchten. Sogar von der Seeseite aus wurde die Stadt mit Wurfmaschinen bestürmt, die man auf Schiffen errichtet hatte, und durch die man die Mauern zu zertrümmern sich bemühte.

Aber die Belagerten waren ebenso erfinderisch in ihren Vertheidigungsmitteln. Sie warfen glühende Pfeile und Steine gegen die Belagerungsmaschinen; sie befestigten scharfe Klingen an Stangen und schleuderten diese gegen die Maschinen, um deren Tauwerk zu zerschneiden. Gegen die herandringenden Feinde selbst wandten sie Schlingen und Netze an, um sie zu erdrosseln; Haken, um ihnen die Schilde zu entreißen; feinen, glühend gemachten Sand, um sie zu versengen; kurz man machte Anstrengungen, von denen wir in heutiger Zeit kaum noch eine Vorstellung haben.

Die größte Ausbildung erfuhr in jener Zeit die Belagerungskunst durch Demetrios Poliorketes, der möglichst viele Menschenkräfte für die Maschinen zu verwenden suchte, und in Erfindung und Benutzung der letzteren unerreichbar war. Er muß für den eigentlichen Schöpfer der Belagerungsmaschinen gelten, denn diese erreichten durch ihn eine sehr große Vollkommenheit.

Unter den vielen von Demetrios Poliorketes erfundenen und angewandten Belagerungsmaschinen nahm die sogen. Helepolis den ersten Rang ein, die alle bekannten Bestürmungsmittel in sich vereinigte. Diese Maschine war ein auf vier Rädern von $4^1/_2$ Meter Höhe ruhender, also beweglicher viereckiger Thurm, dessen Breite $23^1/_2$ Meter und dessen Höhe 47 Meter betrug. Er war in neun Stockwerke abgetheilt, die durch Treppen verbunden waren. In dem untersten Stockwerke befanden sich die großen Wurfmaschinen, welche Steine von 150 Pfund Schwere im Bogen schleuderten. In den mittleren Stockwerken standen andere Wurfmaschinen, welche die Geschosse in horizontaler Richtung warfen, in den obersten die zum Werfen kleinerer Steine bestimmten Maschinen. Zum Bewegen dieses Kolosses, dem durch vielfache Vorrichtungen jede beliebige Richtung gegeben werden konnte, waren 3400 Mann erforderlich, die theils innerhalb, theils hinter der Maschine aufgestellt wurden. Um die Helepolis gegen Feuersgefahr, welche durch die feindlichen glühenden Pfeile entstehen konnte, zu sichern, war sie an drei Seiten mit Eisenblech oder auch mit nassen Fellen überzogen.

Die Sturmböcke oder Widder waren sehr starke Balken, zum Zertrümmern der Mauern bestimmt, und an dem vordern Ende mit einem metallenen Knopf, gewöhnlich in Form eines Widderkopfes, versehen. Sie wurden durch eine Maschinerie in Bewegung gesetzt und so gegen die Mauer gestoßen. Um die Arbeiter vor den Geschossen der Belagerten zu sichern, waren die Sturmböcke mit starken metallenen Dächern versehen.

Auch eine Art schwimmender Batterien kam zur Anwendung, indem auf den Vordertheilen der Schiffe stark bedachte Belagerungsthürme erbaut wurden, deren Wurfwerkzeuge ihre Geschosse in allen möglichen Richtungen und oft in eine Entfernung von einer Viertelstunde schleuderten.

Unter den Wurfmaschinen selbst war die Belostasis die wirksamste und gefährlichste. Sie entsprach unseren Kartätschenbatterien, denn es wurden aus ihr eine Masse großer Pfeile zu gleicher Zeit geschleudert.

Die Vervollkommnung des Seewesens beschränkte sich hauptsächlich auf die Vermehrung der Ruderbänke auf den Schiffen. Wenn in den früheren Zeiten ein Dreiruderer schon eine Bewunderung erregende Erscheinung war, so wurde jetzt die Zahl der Ruderbänke auf fünf, ja auf sieben erhöht. Obwol die Erfahrung gelehrt hatte, daß diese Vermehrung eher hinderlich als förderlich war, so wurde es doch bei den Herrschern eine Ehren- oder vielmehr eine Eitelkeitssache, in ihren Flotten einige Schiffe zu haben, die sich durch die Anzahl ihrer Ruderbänke auszeichneten, und so finden wir denn, daß Demetrios Poliorketes als König von Makedonien Schiffe mit 15 Ruderbänken übereinander erbauen ließ. Noch weiter trieben die Ptolemäer diesen nutzlosen Aufwand: Ptolemäos Philadelphos hatte Schiffe von 32, und Ptolemäos Philopator sogar eines von 40 Ruderbänken.

In Griechenland hatte das Kriegswesen seinen früheren würdigen Charakter völlig verloren; denn überall, außer bei dem Achäischen und Aetolischen Bunde, war an die Stelle der alten Nationalbewaffnung das Miethstruppen- und Söldnerwesen getreten. Die Staaten betrachteten den Krieg zur Vertheidigung des Vaterlandes nicht mehr als eine Ehrenpflicht, sondern als eine Last und nahmen umherstreifende Truppen mit ihren Hauptleuten in Sold, denen sie alsdann die Vertheidigung des Vaterlandes überließen, und die — wenn es für sie nichts zu thun gab — die Länder als Räuberhorden brandschatzten. Welche vernichtende Folgen dies für die Freiheit und Wohlfahrt eines Landes hat, lehrt uns die Geschichte aller Zeiten.

Sitten.

Wenn wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit den Sitten der makedonischen Periode zuwenden, so finden wir als vorherrschendes Element überall griechisches Wesen, das sich über alle Länder der damaligen Welt verbreitete wie in neuerer Zeit das französische über Europa.

Aber diese Verbreitung knüpfte sich einzig und allein an den Siegeszug des großen Eroberers, dessen Leben und Thaten die wichtigste Hälfte dieser Periode ausfüllen, Alexander's d. Gr. Durch ihn wurde das griechische Wesen über die Welt ausgebreitet, wie wir dies sogleich sehen werden, nachdem wir zuvor noch einen Blick auf den Sittenzustand der älteren Makedonier gerichtet haben. Bei diesen war zwar schon in den Zeiten vor Philipp II. das griechische Element vorherrschend geworden, wie denn nicht nur die Sprache, sondern auch die Religion der Makedonier von den Griechen entnommen war. Allein der sittliche Zustand des Volkes schien sich nach dem Muster der roheren Thessalier gebildet zu haben.

Die Thessalier gehörten zwar im weitern Sinne des Wortes, ebenso wie die Epeiroten, zu den griechischen Völkern, allein theils die Beschaffenheit des Landes, theils der Charakter der Bewohner waren Ursache, daß die wilderen und roheren Thessalier von den übrigen griechischen und namentlich ionischen Stämmen so sehr abweichen, daß man sie in Hinsicht der Kultur von Griechenland trennen muß. Auch die Verfassung des Landes rechtfertigt eine solche Trennung. Frei war in Thessalien nur der sehr zahlreiche Adel; denn nur die Edelleute waren im Besitze von Grund und Boden, während die Bauern zu ihnen im Verhältnisse der Leibeigenschaft standen.

Die Thessalier blieben im Grunde stets ein wenig kultivirtes, aber tüchtiges und kernhaftes Reitervolk, das im Kriege wegen der Schnelligkeit und vortrefflichen Dressur seiner Pferde unschätzbar war, das aber außer der Kunst des Krieges nur noch für die materiellen Genüsse des Lebens Sinn hatte. Schwelgereien aller Art wurden mit einem Glanz und Aufwand betrieben, von denen wir kaum einen Begriff haben, und unmäßiges Trinken galt bei den Thessaliern als hohe Männertugend. Ihre Gelage wurden mit allen möglichen sinnlichen Genüssen ausgeschmückt, unter denen Tänzerinnen die Hauptrolle spielten. Letztere erschienen dabei völlig entkleidet, führten in diesem Zustande üppige Tänze auf und lagerten sich endlich neben die zechenden Gäste. Aber trotz solcher Ausschweifungen, durch welche thessalische Schwelgerei zum Sprüchworte wurde, waren die Thessalier eine tüchtige Nation, deren Werth von Niemand mehr gewürdigt wurde, als von Philipp II. und Alexander dem Großen. Der Erstere behandelte sie mit aller möglichen Schlauheit und Rücksicht. So suchte er auf der einen Seite eine Vereinigung der mächtigen Edelleute durch diplomatische Künste zu verhindern, aber auf der andern Seite begegnete er Allen mit einer Güte, die ihm die Herzen gewinnen mußte.

Alexander behandelte sie mit ganz besonderer Hochachtung. Die thessalische Edelschar wurde von ihm auf jede Weise ausgezeichnet und erhielt stets den glänzendsten Theil der Kriegsbeute, mit dem er sie häufig nach Hause entließ, um die jungen Edelleute unter seine Schar zu locken.

Die Gelage der Makedonier zeugten von thessalischer Schwelgerei, und namentlich war das unmäßige Trinken auch bei ihnen eine Ehrensache, ja man betrachtete es als die glänzendste Eigenschaft eines Mannes von Bedeutung. Ein Staatsmann mußte auch ein tüchtiger Trinker sein, und den König, welcher sich bei dem Weinkruge nicht auszeichnete, würde man als einen Schwächling verachtet haben. Daher kam es denn auch, daß Philipp II. sich eine gewisse Kunstfertigkeit im Trinken aneignete, und daß auch Alexander d. Gr. in dieser Beziehung mehr that, als ihm seine Neigung gebot.

Diese Schwelgerei erstreckte sich indeß nur auf das Essen und Trinken. Im Uebrigen ging es bei den makedonischen Gelagen mit großer Mäßigung zu. Die Makedonier lagen nicht bei Tische, sondern saßen, was schon auf eine gewisse Sittsamkeit deutet. Junge Männer durften sich erst niederlassen, wenn sie auf der Jagd irgend eine männliche That

ausgeführt, z. B. einen Keuler mit einem Saufpieße erlegt hatten. Weiber hatten in der ersten Zeit gar keinen Zutritt zu den Gelagen der Männer, und erst später wich man allmählich von dieser Sitte ab. Ueber Alles, was bei solchen Gelagen gesprochen wurde, mußte ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet werden, und man hielt diesen empfehlenswerthen Gebrauch stets als eine heilige Regel aufrecht.

Die Ehen der Makedonier wurden nur mit freien Weibern geschlossen; doch legten sie sich ihre weiblichen Gefangenen häufig als Beischläferinnen zu. Bei den Hochzeitsfesten hatten die Makedonier eine eigenthümliche Gewohnheit. Ein Stück Brot wurde mit dem Schwerte getheilt, und die eine Hälfte der Braut, die andere dem Bräutigam übergeben. Die Bedeutung dieses Symbols ist uns unbekannt; vermuthlich aber wollte man damit andeuten, daß die Eheleute Arbeit und Genuß miteinander theilen sollten. Alexander d. Gr. suchte den Schimpf, der auf einer wirklichen Ehe mit einer Gefangenen ruhte, durch sein eigenes Beispiel aufzuheben, was ihm auch größtentheils gelang, wie denn überhaupt erst durch ihn viele Vorurtheile und barbarische Gebräuche ihren Untergang fanden und griechische Kultur in Makedonien heimisch wurde.

Dies führt uns auf eine Betrachtung des damaligen griechischen Sittenzustandes. Bekennen muß man, mit der Freiheit ging auch in Griechenland das Hohe und Schöne des sittlichen Wesens verloren, bei welchem wir in dem vorigen Zeitraume mit so viel Theilnahme verweilten. Mit dem republikanischen Sinne war auch der edle Trieb, welcher zur Verherrlichung des Vaterlandes gedient hatte, untergegangen. Der Luxus nahm überhand und mit ihm die Eigensucht. Das Jagen nach selbstischem Genuß und nach dem Mittel dazu, dem Reichthum, erstickte die edleren Triebe, und die Sittenlosigkeit brach in allerlei widerwärtigen Formen herein.

Wo sonst alles Streben darauf ausging, den Staat zu verherrlichen, da wandte sich jetzt jeder Trieb den Genüssen des Privatlebens zu. Wie war dies auch anders möglich? Konnte doch Niemand mehr Sinn haben für ein Wesen, das zur Beute einer fremden Macht geworden war. Nur ein freies Volk kann Liebe für das Vaterland fühlen; ein unfreies hat nur Anhänglichkeit an den Erdfleck, auf dem es wohnt, weil es sich daran gewöhnte. Keiner that mehr etwas für die Allgemeinheit, Jeder dachte nur an sich. Einer suchte es dem Andern an Ueppigkeit zuvorzuthun, und die schändlichsten Mittel wurden nicht gescheut, um den Egoismus zu befriedigen. Feilheit hielt man für keine Schande mehr, und die Bestechlichkeit verlor ihre Schmach so sehr, daß selbst das Gesetz träge wurde, die Bestochenen zu bestrafen. Die Schmeichelei war nicht sobald als ein Mittel bekannt, von den Königen Geld zu erlangen, als sie auch schon ungescheut ihre hündischen Künste betrieb; und dieselbe Nation, vor welcher ein Xerxes gezittert hatte, lag jetzt zu den Füßen eines Alexander's, um sich Geschenke oder Belohnungen für nichtswürdige Gefälligkeiten zu erbetteln. Ein Tarentiner, Namens Theodoros, brachte einst eine ganze Ladung schöner Knaben nach Syrien, die der unnatürlichen Wollust geopfert werden sollten. Kaum hatte sie der Statthalter an der syrischen Küste, Philoxenos, ein Grieche, in Augenschein genommen, als er Alexander d. Gr. sagen ließ, daß sich bei jener Sendung zwei ausgezeichnet schöne Knaben befänden, und bei ihm anfragte, ob er dieselben für ihn kaufen dürfe. Alexander aber ließ den gefälligen Kuppler zurück fragen, welche Schändlichkeiten er von ihm erfahren habe, daß er es wage, ihm eine solche Zumuthung zu machen.

Daß bei der allgemeinen Sucht nach Geldgewinn Niemand mehr zu leiden hatte als das Volk, versteht sich von selbst, denn dies allein erwarb ja, was die Reichen vergeudeten; und die Erpressungen, welche sich die (meist griechischen) Statthalter erlaubten, stiegen ins Unglaubliche. Kondales, Statthalter in Lykien, wird uns dabei vor allen anderen als raubgierig genannt; und in welcher Art er bei seinen Erpressungen zu Werke ging, das wird uns aus folgenden Zügen klar werden. Wenn ihm Jemand bei seiner Reise durchs Land — der Sitte gemäß — ein Kalb als Geschenk brachte, so gab er es zurück mit der Bitte,

es aufzuziehen. War nun eine geraume Zeit verflossen, so ließ er von dem Geber das Stück Vieh fordern nebst einer Summe für die bisherige Benutzung. Als er bemerkte, daß die Lykier gern langes Haar trugen, gab er vor, er habe vom Könige den Befehl erhalten, falsches Haar zum Gebrauch für die Priester einzusenden, und müsse daher alle seine Unterthanen scheren lassen. Wenn sie aber für jeden Kopf eine bestimmte Summe zahlen wollten, so würde er sich dafür falsches Haar aus Griechenland kommen lassen. Natürlich gaben die Lykier, um ihren Haarschmuck zu retten, das verlangte Geld, welches Kondales für sich behielt. Noch offenkundiger und schamloser trieb der ägyptische Statthalter Kleomenes seine Erpressungen. Er kaufte häufig alles Getreide, was sich im Lande vorfand, zu niedrigen Preisen auf, und zwang dadurch die Unterthanen, es ihm für den dreifachen Preis wieder abzukaufen.

Auch Wissenschaft und Kunst verloren ihre erhabene Bestimmung und wurden Erwerbszweige, und dies um so mehr, da Gelehrte und Künstler nicht nur häufig an den Hof gezogen, sondern von den Fürsten auch stets sehr freigebig bezahlt wurden. Als Beispiel dafür diene die Thatsache, daß Pyrrhon, ein Philosoph aus Elis, als er das erste Mal mit Alexander d. Gr. zusammen traf, 10,000 Goldstücke von demselben zum Geschenk erhielt.

Schwelgerei und Ausschweifungen waren früher bei den Griechen seltene Erscheinungen; jetzt wurden sie gewöhnlich, aber nicht in jener Roheit wie bei den Thessaliern, sondern mit den feineren Genüssen der Sinne ausgeschmückt. Die Griechen waren raffinirte Schwelger. Ganz besonders zeigte sich dies in den sizilischen Städten. Dort war Ueppigkeit und Wollust für das Leben so unerläßlich wie in Thessalien der Wein. Platon eiferte gegen dieses Unwesen, doch das Zürnen des Philosophen war vergebens, denn das üppige Leben erschien zu angenehm.

Selbst Sparta, der einst so eherne, nüchterne Soldatenstaat, wo man die schwarze Suppe aß und auf Schilfrohr schlief, war der Genußsucht anheimgefallen. Mit dem lykurgischen Gleichheitsgesetz war die spartanische Einfachheit verschwunden.

Was von dem früheren Zustande in Griechenland noch zurückblieb, die Bildung des Geistes und die Liebe zu geistigen Genüssen, war trotzdem immer noch hinreichend, um auf die übrigen Länder, in welche die griechische Bildung ihren Einzug hielt, segensreich zu wirken.

Unter dem Verfall der Sitten und trotz desselben hatte sich in Griechenland noch immer die Liebe zur Wissenschaft und Kunst erhalten, und in diesem Gebiete war es auch, wo den Griechen das Weltscepter blieb. Musik, Malerei, Bildhauerkunst, Tanzkunst, Dramatik, Baukunst u. dgl. wurden auf der einen Seite mit Aufmunterungen aller Art belohnt, weil sie die Zahl der Lebensgenüsse vermehrten, auf der andern Seite mit rastlosem Eifer betrieben und ausgeübt, weil sie — Geld einbrachten.

Am besten von allen wurden die Schauspieler bezahlt, und manche von ihnen erhielten nach und nach am Hofe einen Einfluß, der dem der griechischen Demagogen bei dem Volke fast gleich kam. In dieser Beziehung nennen wir die athenischen Schauspieler Aristodemos, Neoptolemos und Satyros, welche an Philipp's II., und Athenodoros und Thessalas, die an Alexander's d. Gr. Hofe auch in politischer Beziehung einen sehr großen Einfluß erlangten.

Der Hauptsitz der Bildung war und blieb Athen. Hatte diese Stadt auch nach und nach ihre politische Macht völlig verloren, so galt sie doch noch immer als Mittelpunkt der griechischen Welt, deren geistige Herrschaft sich allmählich bis über den Indus erstreckte. Fürchtete auch Niemand mehr die Waffen der Athener, so unterwarf man sich doch ihrer geistigen Macht, ihrem Urtheile, ihrem Geschmack. Athen war für das Alterthum, was Paris für unsere Zeit wurde, die Herrscherin der Mode in der weitesten Bedeutung des Wortes. Was nicht aus Athen kam, was dort nicht seine Bildung erlangt hatte, wurde

nicht geachtet; Gelehrte, Künstler, Schauspieler, Tänzerinnen, Hetären, Lustknaben konnten im Auslande nur dann Glück machen, wenn sie aus Athen kamen. In diesem Falle aber wurden sie mit Gunstbezeugungen und Gold überschüttet, und namentlich erhielten die athenischen Hetären ungeheure Summen.

Athen war hauptsächlich durch Alexander zu dieser Art von Bedeutung gekommen, denn wenn er auch das asiatische Element mit dem griechischen verschmelzen wollte, so mußte er doch in geistiger Hinsicht dem Griechenthume den Vorrang lassen, während er das äußere Leben der orientalischen Sitte anzupassen suchte. Daher zog Alexander nach der Besiegung Asiens mit großen Opfern griechische Gelehrte und Künstler in solcher Menge dorthin, daß wir uns nicht wundern dürfen, seit jener Zeit griechische Kunst und Wissenschaft über das ganze Makedonische Reich verbreitet zu finden. Als Hephästion starb, versammelte Alexander d. Gr. in Asien nicht weniger als 3000 griechische Künstler, welche zu Ehren des Verstorbenen gymnastische und musikalische Wettkämpfe aufführen sollten. Auf der andern Seite richtete Alexander d. Gr. sein äußeres Leben ganz auf persischem Fuß ein, behielt jedoch diejenigen Gebräuche bei, welche bei seiner und der Makedonier freieren Gesinnung keine Umänderung in persische vertrugen. Auch wurden viele die Menschenwürde beleidigende persische Sitten von Alexander abgeschafft.

So war es z. B. persischer Gebrauch, daß die Gegend, in welcher der König sich aufhielt, ihm täglich für ihn und sein ungeheures Gefolge die Lebensmittel liefern mußte. Dies machte die Anwesenheit des Königs zu einer wahren Landplage, denn an seinem Geburtstage kostete die Mahlzeit, an welcher 15,000 Menschen Theil nahmen, gegen 400 Talente. Alexander d. Gr. hob diesen Gebrauch einer unerhörten Erpressung auf. Er bezahlte seine Tafel selbst und verwendete dafür selten mehr als zwei bis drei Talente täglich, wobei sich seine Tischgenossenschaft auf 60 bis 70 Personen belief.

Während die Gäste der persischen Despoten wie Hunde behandelt wurden, indem sie, auf der Erde liegend, vom Könige die Speisen zugeworfen erhielten, zum Trinken einzeln herangerufen, und nicht eher entlassen wurden als bis sie völlig berauscht waren, führte Alexander d. Gr. ein würdigeres Ceremoniell ein. Seine Tafelgenossen saßen mit ihm zu Tische, aßen und tranken nach ihrem Belieben, hatten im Gespräche mit ihm jede anständige Freiheit und konnten sich selbst der ausgelassensten Lustigkeit hingeben, an welcher der König gern Theil nahm. Daß dies freilich auch manchmal zu Exzessen führte, beweist die Geschichte von der Ermordung des Klitos.

Was Alexander von den Sitten des persischen Hofes vorzüglich beibehielt, war die Pracht in der äußern Erscheinung und im Glanz des Hofstaats. Er hielt dies für nöthig, um der Masse des Volkes zu imponiren, das sich bereitwillig selbst vor der Thorheit im Purpurmantel eher beugt, als vor der höchsten geistigen Größe im Leinwandkittel. Um von dem Glanze, mit welchem Alexander sich umgab, einen Begriff zu geben, wollen wir das Audienzzelt beschreiben, in welchem der König während der letzten Zeit seines Lebens Freunde und Fremde feierlich empfing. Dieses Zelt war so groß, daß es 100 Divans faßte. Es ruhte auf acht vergoldeten Säulen, und der über das Innere gebreitete Baldachin war von golddurchwirktem Stoffe. Dem aufs Prachtvollste gekleideten Könige zur Seite standen 500 persische Trabanten, sämmtlich in quittenfarbigen und purpurnen Gewändern von Seide. Dann folgten 1000 Bogenschützen, von denen eine Abtheilung gelbe, die andere scharlachrothe und die dritte hellblaue Kleidung trug. Vor diesen standen 500 Makedonier mit silbernen Schilden (Argyraspiden). In der Mitte des Zeltes befand sich ein erhöhter goldener Sessel, welchen Alexander einnahm. Außerhalb des Zeltes rings um dasselbe standen alle abgerichteten Elefanten, 1000 Makedonier und 10,000 Perser in ihrer Nationaltracht.

Auch die Aufrechterhaltung des Titelwesens hielt Alexander für nothwendig. Die in seinem Namen ausgefertigten Briefe und Verordnungen enthielten unter seinen Titeln und Würden auch die Bezeichnung „Sohn Jupiter Ammon's“.



Hofhaltung aus der nachalexandrinischen Zeit. Zeichnung von H. Leutemann.

Das von Alexander d. Gr. über die ganze damalige Welt verbreitete Griechenthum bewährte die ihm eingeräumte Herrschaft auch noch nach dem Zerfall des Makedonischen Reiches. Schauspieler, Philosophen und Hetären aus Athen behaupteten den alten Vorzug. Daß sie denselben trefflich zu nützen verstanden und ihn als eine einträgliche Erwerbsquelle gebrauchten, versteht sich wol von selbst, und so sehen wir denn Athener in der Eigenschaft von Gelehrten, Dichtern, Hofmeistern u. dgl. in allen Häusern von Bedeutung, wo sie sich als Schmeichler und Schmarotzer bald in Gunst zu setzen und unentbehrlich zu machen wußten.

Wenn wir oben von dem Sittenverfalle der Griechen im Allgemeinen sprachen, so müssen wir hier von der Verderbniß der Athener besonders reden, theils weil wir Athen als den Vorort der geistigen und gesellschaftlichen Welt betrachtet haben, theils weil dort die Zuchtlosigkeit eine Tiefe erreichte, vor der uns um so mehr schaudert, als wir gerade diese Stadt noch vor zwei Jahrhunderten auf dem Gipfelpunkte politischer Größe und moralischer Würde erblickt haben.

Der Sittenverfall Athens zeigt sich besonders in zwei hervorragenden Gestalten: in der sinnlichen Ausschweifung und in dem knechtischen Sinne der Athener. Um uns von beiden ein lebendiges Bild zu machen, dazu wollen wir das Leben und Treiben der Stadt betrachten, als Demetrios Poliorketes in derselben anwesend war.

Sobald dieser Herrscher Athen befreit hatte, waren ihm schon widerliche Ehrenbezeigungen zu Theil geworden, deren sich das Volk in früheren Zeiten geschämt haben würde. Aber sie wurden noch übertroffen von denjenigen, mit welchen man ihn überhäufte, als er nach der mißlungenen Unternehmung gegen Rhodos nach Griechenland zurückkehrte (304 v. Chr.). Man empfing ihn, der mit allem asiatischen Pomp und Luxus seinen Einzug in die Stadt hielt, mit einem Gesange, wie man ihn sonst an die höchsten Gottheiten richtete. Eine gleiche Verehrung erfuhren die vielen Hetären, die sich seiner Gunst rühmten. Während man dem Demetrios zahllose Bildsäulen setzte, erbaute man seinen Buhlerinnen Tempel; denn bereits galten in Athen die Hetären für die einflußreichsten, wichtigsten und verehrungswürdigsten Personen. Der Umgang mit ihnen war zu einer Ehrensache geworden und das sinnliche Vergnügen fast zu einem öffentlichen. Die Scham hatte gänzlich aufgehört; aber es war nicht die Lossagung von der Scham, welche in der Natürlichkeit der Dinge ihren Grund hat, sondern diejenige, welche aus überreizter Ueppigkeit entspringt. So darf es uns denn nicht wundern, wenn die Athener dem Demetrios mit seinen Weibern eine Wohnung im Parthenon (dem Jungfrauentempel der Pallas Athene) anwiesen und wenn es sich ereignen konnte, daß dieser Tempel sehr bald der Schauplatz aller Arten von Ausschweifungen wurde.

Unter solchen Ausschweifungen waren auch die unnatürlichsten schon allgemein geworden. Die griechische Liebe feierte in Athen ihre größten Orgien; und während dort kaum ein Weib daran denken konnte, Jungfräulichkeit oder Treue zu bewahren, so war kein schöner Knabe sicher vor den Verfolgungen der Wollüstlinge. Auch Demetrios fröhnte dem hier angedeuteten widernatürlichen Triebe. Damokles, ein schöner Jüngling, konnte den Verfolgungen des vergötterten Königs nur durch Selbstmord entgehen; und einen andern, Namens Kleainetos, erkaufte Demetrios für 50 Talente, die der Vater des Jünglings dem athenischen Volke schuldig war. Dieser letztere Fall ist um deswillen bemerkenswerth, weil er Veranlassung wurde, daß der Sklavensinn der Athener sich in seiner ganzen Erbärmlichkeit zeigte. Demetrios hatte an die Athener die schriftliche Bitte gerichtet, dem Kleainetos die schuldige Summe zu erlassen. Man wollte hierauf nicht eingehen, und da sich die Briefe des Demetrios in ähnlichen Fällen schon sehr gehäuft hatten, so gab man endlich ein Gesetz, daß kein Athener mehr einen Brief von Demetrios überbringen dürfe. Doch kaum erfuhr man, daß dieser über diese Verordnung erzürnt sei, so wurden die feigen Athener von einer solchen Furcht ergriffen, daß sie Alle Diejenigen, welche für jenes Gesetz gesprochen hatten, zum Tode verurtheilten und ein neues Gesetz

erließen, welches festsetzte, daß Alles, was König Demetrios befehle, bei den Göttern erlaubt und bei den Menschen gerecht sein solle. Demgemäß war denn auch der Empfang, den Demetrios in Athen fand, eine Kette der wahnwitzigsten Huldigungen. Einzelne hier und dort vertheilte Leute mußten ihn, wohin er kam, mit folgendem Gesange begrüßen: „Du allein bist ein wahrhaftiger Gott, die anderen schlafen oder sind auf Reisen gegangen oder sind auch gar nicht vorhanden. Du bist der Sohn, den Poseidon mit der Aphrodite gezeugt hat, du bist herrlich vor Allen durch Schönheit; du bist wahrhaftiger Volksfreund, weil du gegen Alle so gütig gesinnt bist. Zu dir flehen wir, dich beten wir an". Doch genug! Jedes Herz, dem das Wort Menschenwürde nicht Schall und Rauch ist, muß sich mit Ekel abwenden von diesem niedrigen Gebahren eines Volkes, in dessen Jahrbüchern die Schlacht von Salamis und der Name eines Perikles prangen.

Trotz solcher Verworfenheit blieb Athen der Mittelpunkt der Mode. Man würde indessen sehr irren, wenn man glauben wollte, daß durch die Gräcisirung der zum Makedonischen Reiche gehörigen Länder die ursprüngliche Nationalität derselben völlig vernichtet worden sei. Das griechische Wesen hatte sich nur den oberen Regionen der Gesellschaft mitgetheilt; in den unteren Kreisen des Volkes, in dem eigentlichen Kerne desselben, blieb die Nationalsitte mehr oder weniger unversehrt. So finden wir selbst im Herzen von Griechenland in den Aetoliern ein Volk, das sich durch Roheit und Brutalität einen weit und breit berüchtigten Namen erworben hatte und ihn aufrecht erhielt, in dem Reiche Kappadokien eine Völkerschaft, die in Hinsicht der Sitte von aller Gemeinschaft mit griechischem Wesen völlig frei blieb, in den Juden ein Volk, das mit religiösem Fanatismus an den Sitten seiner Voreltern festhielt, in den Parthern eine Völkerschaft, die mit der Ausbreitung ihres Reiches in dem östlichen Asien das Griechenthum völlig zurückdrängte.

Die Aetolier, deren Sitten sie als völlige Barbaren erscheinen lassen, waren roh und verdorben zugleich. Nur wenig gesitteter als eine Horde von Räubern, führte das übrigens sehr tapfere Volk ein genußsüchtiges, üppiges, dabei aber wildes Soldatenleben.

Kappadokien, welches einem kriegerischen Adel und einer erblichen Priesterschaft unterthänig war, erhielt wahrscheinlich aus diesem Grunde seine Eigenthümlichkeit fast am reinsten. Man fand dort mächtige Priester, reiche Priestersitze, räuberische Edelleute und ein blind gehorchendes, kriegslustiges Volk. Der König wohnte in der Nähe der Hauptstadt wie in einem Lager; und rings umher erhoben sich auf schwer zugänglichen Felsen die Raubnester des Adels.

Obgleich die Juden sich gern über die Grenzen ihrer Heimat in andere Länder, namentlich nach Syrien und Aegypten, ausbreiteten, wo sie denn auch wegen ihrer Betriebsamkeit geschätzt wurden, so hielten sie sich doch mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit von jeder näheren Berührung mit den von ihnen als Heiden verachteten Völkern fern. Diese Absonderungssucht ging sogar so weit, daß sie sich in den Ringschulen, wo man sich beim Ringen den Körper mit Oel einrieb, nur ihres eigenen mitgebrachten Oels bedienten.

Die Parther, ein Volk von skythischer Abstammung, waren ein muthiger, tapferer und kriegslustiger Volksstamm. Als ihre hervorragendsten kriegerischen Eigenschaften werden die Kunst des Reitens und des Bogenschießens genannt. Von ihren moralischen Tugenden rühmt man ihre große Worttreue. Bei Alledem aber waren die Parther ein knechtisches, ihren Herrschern mit Sklavensinn ergebenes Volk, völlig unzugänglich für Kultur und Bildung, und wenn auch mäßig im Essen, doch schwelgerisch im Trinken und ausschweifend in den Genüssen der Liebe. Eine zahlreiche Nachkommenschaft galt als große Ehre, daher denn Vielweiberei Sitte war, wobei auch Schwester und Mutter von dem Ehebett eines Mannes gesetzlich nicht ausgeschlossen wurden.

Die Syrer zeigten sich, bei der grenzenlosesten Verderbtheit ihres Fürstenhauses, der griechischen Weichlichkeit und Ueppigkeit völlig ergeben. So ehrenhaft die Regierung der ersten Seleukiden war, so schnell griff die Verderbniß am syrischen Hofe um sich, seit Antiochos II.

Theos den Thron bestiegen hatte. Das Leben dieses Königs war getheilt zwischen Rausch und Ausschlafen des Rausches. Die Regierung lag in den Händen von Buhlerinnen, die sich in der Verschwendung des Schatzes zu überbieten suchten, und zweier Brüder, die sich öffentlich der Schande rühmten, die Bettgenossen des Königs zu sein. Bald gab es keine Greuelthat mehr, deren man sich am syrischen Hofe noch scheute. Unzucht aller Art, Mord und Ränke waren an der Tagesordnung.

Die Syrer, deren Land so fruchtbar war, konnten für die Genüsse des Lebens viel Zeit erübrigen. Nach Vollendung der geringen Feldarbeiten versammelten sie sich zu Schwelgereien in den Wirthshäusern, wo sie den größten Theil des Tages beim Klange der Zither mit Schlemmen zubrachten.

Die Aegypter, deren Fürsten Alles anwandten, um die alte Nationalität durch Griechenthum zu verdrängen, konnten nur nach und nach das altägyptische Wesen wieder zur Geltung bringen.

Der Hauptummelplatz des Griechenthums in Aegypten war die Residenz der Ptolemäer, das reiche Alexandrien. Hier herrschte der übertriebenste Luxus, unterstützt von dem wahrhaft fabelhaften Reichthume der Könige. Um uns einen Begriff von diesem Reichthume zu machen, erwähnen wir, daß nach den Nachrichten alter Geschichtschreiber in der Schatzkammer der Ptolemäer nicht weniger als 740,000 Talente nur an baarem Gelde gelegen haben.

Unter den Gegenständen des Luxus nennen wir besonders die große Menagerie, welche von Ptolemäos Lagos bei Gelegenheit seiner Krönung in Alexandrien zusammengebracht und von seinen Nachfolgern noch vermehrt wurde. Man fand hier Tausende von Hunden aller Rassen, seltene äthiopische Vögel, Schafe und Stiere aller Gattungen, Löwen, weiße Bären, Leoparden, Panther, Luchse, Giraffen, Rhinocerosse u. dgl.

Die sinnlichen Vergnügungen standen zu Alexandrien in nicht geringerem Werthe als überall, wohin die Sitten der üppigen Griechen gedrungen waren; und die Hetären spielten auch hierbei eine Hauptrolle. Schmeichelei und Kriecherei fanden Lohn, also Aufmunterung, und das Wohlleben war auch dort die Aufgabe des Lebens.

Wir wissen, mit welcher fanatischen Hartnäckigkeit die Aegypter an ihrer Religionsverfassung hingen. Obgleich nun die Ptolemäer dieselbe im Aeußern unangetastet ließen, so hatte doch Ptolemäos Lagos den Versuch gemacht, dem Griechenthume den Eingang in Aegypten auf religiösem Wege zu erleichtern. Mit einer griechischen Gottheit, so urtheilte er, müßte auch die griechische Kultur in Aegypten heimisch werden, und darum hatte er den Gott Serapis in Alexandrien eingeführt. Dieser Serapis war ein griechischer Handelsgott, dessen Bild zu Sinope im Reiche Pontos stand. Durch vorgebliche Traumoffenbarungen und unterstützt von gewonnenen Priestern überwand Ptolemäos Lagos endlich die Schwierigkeiten, welche Anfangs das Volk der Einführung einer fremden Gottheit entgegensetzte; auf dieselbe Weise bewog er auch den König und das Volk von Pontos, den Gott auszuliefern; und so wurde denn derselbe zu Alexandrien in einem eigens dazu erbauten Tempel, nach ihm Serapeion genannt, aufgestellt.

Der Plan des Ptolemäos Lagos war damit gelungen. Die Aegypter fügten sich nach und nach, wenn auch mit Widerstreben, in griechische Religionsansichten und gewöhnten sich dadurch an griechische Sitte. Erst bei dem Schwinden des Einflusses der Ptolemäer tauchte bei den Aegyptern das Streben nach der alten Nationalität wieder auf, und dieselbe gewann allmählich Boden. Die Priester traten wieder an die Spitze des öffentlichen Lebens und mit ihnen der Geist nationaler Abgeschlossenheit.

Wissenschaft und Kunst.

Wenn wir schon mehrmals bemerkten, daß die griechische Kultur sich über alle Länder des großen Makedonischen Reiches ausgebreitet habe, so gilt dies ganz besonders von der Wissenschaft und Kunst, denn überall, wo wir diese Kulturzweige ausgebildet oder im Ausbilden begriffen finden, sind sie griechischen Ursprungs. Daher haben wir es denn hier ausschließlich mit der griechischen Wissenschaft und Kunst zu thun, welch letzterer allerdings seit den Eingriffen der Makedonier in die politische Freiheit der Griechen die Lebensluft entzogen war, derart, daß seit jener Zeit in keinem ihrer Fächer wahrhaft Großes mehr geleistet wurde. Der Trieb des Geistes, welcher jetzt einen neuen Wahlplatz suchen mußte, fand ihn in den angewandten oder zweckdienlichen Wissenschaften, welche zu ihrem Gedeihen der Freiheit weniger bedürfen als die Kunst, da ihr Streben nicht auf das Erschaffen neuer Gestaltungen, sondern nur auf das Aufsuchen, Ordnen und Benutzen des Vorhandenen gerichtet ist. Mathematik, Geographie, Sprachkunde, Naturforschung u. s. w. haben freien Entwicklungsraum selbst in unfreien Staaten; die Künste der Musen jedoch bedürfen der Freiheit, und wo diese fehlt, werden sie entarten und verkümmern, indem sie zu Dienerinnen des Bedürfnisses herabsinken. Darum finden wir denn auch in dem gegenwärtigen Zeitraume die griechische Kunst im Verdorren, während die makedonische Periode die Blütezeit der griechischen Wissenschaft ist.

Poesie. Der Sitz der Kunst blieb auch in dieser Zeit noch Athen, während die Wissenschaft in Alexandria ihren Thron einnahm, der ihr dort von Ptolemäos Lagos aufgeschlagen worden war. Doch sprechen wir zuerst von der Kunst, welche sich nach und nach dem gänzlichen Verfalle nähert. Vor Allem gilt dies von der Poesie, deren Meisterwerke sämmtlich der Zeit der Freiheit angehören. Sie hatte aufgehört, Zweck zu sein; sie war Mittel geworden und hatte ihre Weihe verloren. Sie herrschte nicht mehr, sondern hatte sich in den Dienst der Herrscher begeben; sie war zu einem Träger der Schmeichelei erniedrigt, und durch diese Erniedrigung ihrer Göttlichkeit beraubt worden. Daher war ihre Seele entflohen und nur ihr Körper geblieben; der Geist war geschwunden, nur die Formen standen noch da; die Poesie war zur Versemacherei herabgesunken.

Natürlich gilt dies Alles nur für die Beurtheilung im Allgemeinen; im Einzelnen wurde noch hier und da auch in jener Periode Vortreffliches hervorgebracht.

Die Blütezeit der dramatischen Dichtkunst war gänzlich vorüber, und namentlich gerieth die Tragödie völlig in Verfall. Etwas besser stand es um die Komödie; aber auch sie nahte sich schon dem letzten Stadium ihrer Lebensbahn.

Wir haben schon früher ausgeführt, wie man für die attische Komödie drei Perioden unterscheiden kann, und haben diese Perioden charakterisirt. Hier bemerken wir, daß dieselben in der Kunstgeschichte gewöhnlich als alte, mittlere und neuere Komödie bezeichnet werden, und daß die alte Komödie bald nach Aristophanes und die mittlere eine Zeit lang durch Antiphanes und Alexis fortgebildet wurde, dann aber kurz nach Alexander d. Gr. verfiel.

Antiphanes und Alexis sind vielleicht die fruchtbarsten Dichter des Alterthums; der Erstere soll 260, nach Anderen sogar 360, der Letztere 245 Stücke geschrieben haben.

Antiphanes stand bei Alexander d. Gr. in hoher Gunst, obgleich dieser an den Stücken der mittlern Komödie durchaus keinen Geschmack fand. Die Liebesintriguen, welche den Hauptinhalt dieser Dramen bildeten, erschienen ihm weit anstößiger, als die derben Scherze der alten Komödie. Als ihm Antiphanes einst ein Stück vorlas, und Alexander sein Mißfallen zu erkennen gab, sagte der Dichter: „Wer an dem Stücke Geschmack finden soll, o König, der muß oft bei einem Schmause gewesen sein, wo Jeder sein Liebchen mitbringt und seinen Beitrag schickt, und oft wegen Liebschaften Andere prügelt und selbst geprügelt wird“.

In der Gattung der neueren Komödie thaten sich besonders hervor Menander aus Athen und Philemon aus Kilikien. Beide lebten um 300 v. Chr..

Menander's Dramen sind reich an moralischen Sprüchen und solchen Monologen, die sich zum Deklamiren in den Schulen für Beredsamkeit eigneten. Er wurde von den Römern so sehr geschätzt, daß diese — wie ein alter Geschichtschreiber sagt — bei ihren geselligen Zusammenkünften eher den Wein, als einen Vorleser des Menander entbehrten.

Philemon, dessen Stücke zum Lesen empfohlen wurden, war ein Nebenbuhler des Menander um die Gunst des Volkes. Man stritt sich, wer von Beiden der größere Dichter sei, gab aber am Ende dem an Sentenzen reichen Menander den Vorzug.

Von allen diesen Dichtern ist uns kein einziges ganzes Werk übrig geblieben; was wir von ihnen besitzen, sind nur Titel von Stücken und einige Fragmente. Mit dem Verfall der Komödie ging auch allmählich der Sinn des Volkes für das Drama verloren: denn die neuere Komödie fand ihre Stoffe mehr in den Kreisen der Höfe und in den Zirkeln der vornehmen Welt, als in der Mitte des Volkslebens.

Dagegen scheint eine Art dramatischer Scenenbilder, welche man Mimen nannte, besonders in Sizilien volksthümlich gewesen zu sein. Die Mimen waren Zwiegespräche, meist Improvisationen heiterer Art, in welchen irgend ein einzelner Sittenzug, ein einzelnes Ereigniß, eine einzelne Lächerlichkeit, eine Leidenschaft oder eine besondere Menschenklasse geschildert wurde. Sie waren selten in Verse, gewöhnlich in eine rhythmische Prosa gekleidet, und enthielten weder Chöre, noch Intrigue, noch Handlung.

Der Dichter Sophron (400 v. Chr.) hatte sie schon früher in die Literatur eingeführt; sie waren zu einer Art kleiner Komödien geworden und fanden späterhin besondern Beifall. Weniger war dies der Fall mit einer Gattung von Dramen, die weder Tragödien noch Komödien waren, sondern den Charakter unserer heutigen Schauspiele trugen. Lykophron aus Euböa (um 260 v. Chr.), der Erfinder des Anagramms, gehört in diese Gattung, machte aber um so weniger Glück, als seine Dramen mit trockener Gelehrsamkeit mit mythischen und geographischen Namen so vollgepfropft waren, daß sie das Ansehen eines dramatisirten Lexikons hatten, und daß man Gelehrter sein mußte, um sie zu verstehen.

Von Lykophron hat sich ein Stück erhalten, welches den Titel „Kassandra" führt und die Sonderbarkeit der Dichtweise dieses Mannes bezeugt, zugleich aber auch den Beweis liefert, wie schwer vereinbar Gelehrsamkeit und Poesie sind. Denn jenes Stück ist ein völlig ungenießbares Gemisch von trockenem Wissen, poetischem Schwulst und umschreibender Ausdrucksweise. Das Ganze erscheint als ein gelehrtes, unauflösliches Räthsel, das dem Zwecke des Dramas durchaus widerspricht.

Etwas besser als um die dramatische Dichtkunst stand es um die lyrische Poesie. In diesem Zweige blühte sogar eine neue Gattung auf, die Idylle (das Hirtengedicht) oder bukolische Poesie, in welcher Theokrit (um 260 v. Chr.) aus Syrakus, der sich vielfach in Alexandrien aufhielt, für alle Zeiten als Muster gilt. Die bukolische Dichtung, welche ihre Form den Mimen entlehnte, schilderte das ländliche, einfache und friedliche Leben der Hirten. Sie machte in den üppigen Kreisen der damaligen Welt um so mehr Glück, als eine Beschreibung der einfachen Ländlichkeit für die überbildeten Weltmänner und die trocknen Gelehrten etwas Frisches und Anregendes haben mußte.

Auch die Elegie, eine Mittelgattung zwischen lyrischer und epischer Dichtung, welche früher eine sehr untergeordnete Rolle spielte, hob sich empor, indem sie jetzt vorzugsweise die Liebe in ihren Kreis zog, besonders seit der Dichter Philetas aus Kos, der Lehrer des Ptolemäos II., den Anstoß dazu gegeben hatte. Außer ihm sind hier noch zu nennen Kallimachos aus Kyrene, der als Gelehrter in Alexandrien der Bibliothek vorstand, und sein Schüler Apollonios von Rhodos, wegen seines langen dortigen Aufenthaltes so genannt, aus Alexandrien, der Einzige, welcher mit einigem Glück in Homer's Fußstapfen trat.

Im Uebrigen lag die epische Poesie völlig darnieder. Die epischen Dichter suchten sich damit zu helfen, daß sie den Homer ausbeuteten; und das Stückwerk, das dabei herauskam, war wenig geeignet, den Verfall der Poesie aufzuhalten.

Geschichtschreibung. Nicht Erfreulicheres als von der Poesie, läßt sich von der Kunst der Geschichtschreibung berichten, die an denselben Uebeln kränkelte wie jene. Von der glorreichen Vergangenheit gaben die damaligen Geschichtschreiber fabelhafte und abenteuerliche Schilderungen, und ihre Zeitgeschichte war überladen mit Schmeicheleien gegen die Großen, weil man durch die ungeschminkte Wahrheit sich deren Mißgunst zuzuziehen fürchten mußte, wenn nicht gar ernstliche Verfolgungen. Wir begnügen uns deshalb, hier die bemerkenswertheren Geschichtschreiber jener Periode nebst Angabe ihrer Werke zu nennen, und zwar in der Zeitfolge, wie sie lebten und schrieben

Ktesias von Knidos, bald nach Xenophon (um 390 v. Chr.) als Arzt am persischen Hofe lebend, wo er Gelegenheit hatte, die dortigen Archive zu benutzen, schrieb eine Geschichte von Indien und Persien. Wir haben uns über den Werth seiner Geschichtschreibung schon früher ausgesprochen. Theopompos aus Chios verfaßte eine Fortsetzung der Geschichte des Thukydides bis zur Schlacht bei Knidos; Ephoros aus Kyme schrieb eine allgemeine Geschichte von der Rückkehr der Herakliden bis auf seine Zeit (340 v. Chr.).

Um diese Zeit, kurz vor Alexander d. Gr., tauchte in Athen eine neue Art historischer Schriftsteller auf, welche mythisch-historische, geographische und chronologische Beschreibungen von Attika lieferten. Diese Beschreibungen, Atthiden genannt, stützten sich besonders auf Sagen, Inschriften und öffentliche Aktenstücke und zeichneten sich durch gut geordnete Darstellung, genaue Angaben und einen schmucklosen, verständlichen Stil aus.



Theophrastos.
Nach einer antiken Büste in der Villa Albani zu Rom.

Das Zeitalter Alexander's d. Gr. und die durch ihn hervorgerufenen Ereignisse gaben der Geschichtschreibung neuen und reichen Stoff; aber die Bearbeitung erhob sich zu keiner künstlerischen Vollendung. Die Namen der besseren Schriftsteller, welche theils Alexander's Leben, theils seine Zeit beschrieben haben, sind der uns schon bekannte Kallisthenes aus Olynthos, Anaximenes aus Lampsakos, der außer einer Lebensbeschreibung Alexander's des Großen noch eine Geschichte der Griechen bis zur Schlacht bei Mantineia verfaßte, Aristobulos und der ägyptische König Ptolemäos Lagos, deren Geschichte Alexander's am glaubwürdigsten ist; endlich Diodotos und der uns schon bekannte Eumenes, welche Alexander's Tagebücher über dessen Handlungen und Privatleben verfaßten.

Die übrigen Schriftsteller, welche sonstige Felder der Geschichte bearbeiteten, sind nur um weniges bedeutender, als die genannten. Marsyas aus Pella schrieb eine Geschichte aller makedonischen Könige bis zur Gründung von Alexandrien, Duris aus Samos eine reichhaltige Geschichte Makedoniens, Hekatäos aus Abdera eine Geschichte der Juden, Timäos aus Sizilien, der zuerst die Zeitrechnung nach Olympiaden anwandte, eine Geschichte über Italien und Sizilien, Aratos aus Sikyon, der Befreier seiner Vaterstadt und Strateg des Achäischen Bundes, schrieb eine Geschichte seiner Zeit; Phylarchos eine Geschichte vom Tode Alexander's d. Gr. bis zum Tode des Spartanerkönigs Kleomenes III. Wenn wir neben diesen griechischen Geschichtschreibern auch den chaldäischen Priester Berosos nennen, welcher eine Geschichte der Chaldäer, und den ägyptischen Priester Manethon, der eine Geschichte Aegyptens von den ältesten Zeiten bis zur Herrschaft des

Dareios Kodomannos schrieb, so geschieht dies, weil jene Schriftsteller ihre Werke in griechischer Sprache abfaßten, die damals ausschließlich die Sprache der Wissenschaft war.

Polybios (204—122 v. Chr.) ist der bedeutendste und angesehenste Geschichtschreiber dieser ganzen Periode, ein zweiter Herodot, mit dem er auch die Aehnlichkeit hatte, daß er sich durch viele Reisen für seinen Beruf als Geschichtschreiber vorbereitete.

Seine Vaterstadt Megalopolis war Mitglied des Achäischen Bundes. Er selbst spielte Anfangs als Schüler des berühmten Philopömen eine nicht unbedeutende politische Rolle. Nach vielen Reisen in Aegypten, Kleinasien, Afrika, Spanien, Gallien und den Alpengegenden, wo er überall historische und geographische Erkundigungen einzog und geschichtliche Materialien sammelte, wurde er in seiner Vaterstadt zu den wichtigsten Aemtern berufen und unter Anderem auch als Gesandter an Ptolemäos V. Epiphanes nach Alexandrien geschickt. Seine politische Wichtigkeit machte ihn den Römern verdächtig, und so war er denn unter den Geiseln, welche der Achäische Bund infolge des unglücklichen Friedens mit den Römern nach Rom schicken mußte. Hier, wo er siebzehn Jahre zurückgehalten wurde, erwarb er sich die Freundschaft großer Feldherren und Staatsmänner und erhielt durch sie Zutritt zu den römischen Staatsarchiven, die er zu seiner Geschichte benutzte. Er schrieb dieselbe gleich nach seiner Rückkehr ins Vaterland in 40 Büchern, von denen aber nur fünf vollständig erhalten, die übrigen nur in Fragmenten vorhanden sind.

Man betrachtet Polybios als den Vater der pragmatischen Geschichtschreibung, d. h. derjenigen, bei welcher die Ereignisse in ihren Ursachen und Wirkungen verfolgt werden. Die von Polybios verfaßte allgemeine Geschichte, vom zweiten Punischen Kriege bis zur Eroberung Makedoniens durch die Römer, ist ein Muster jener Gattung.

Das Werk des Polybios zeichnete sich aus durch eine einfache, prunklose Sprache, durch ein geistvolles und durchdringendes Urtheil über Staats- und Kriegsangelegenheiten, durch Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und Ernst der Forschung. Das Werk sollte den Staatsmännern und Feldherren aller Zeiten und Völker zur Unterweisung und Bildung dienen, also nicht nur eine Geschichte, sondern auch ein Lehrbuch der Staats- und Kriegskunst sein.

Philosophie. Auch in der Philosophie finden wir, wie früher, das ganze Gebiet in verschiedene, streng abgesonderte Systeme getheilt. Die früheren Philosophenschulen bestanden theils fort, theils wurden sie durch neuere verdrängt. Das letztere Schicksal hatte namentlich die akademische Schule. Wir haben schon bemerkt, daß Platon's Schüler sich nach dem Tode ihres Meisters trennten und sich anderen Schulen zugesellten. Dies war natürlich, da die platonische Philosophie mit ihren Idealen von Freiheit sich nur in einer republikanisch gesinnten Zeit behaupten konnte. Dennoch machte ein Schüler Platon's, Arkesilaos aus Aeolis (geb. um 318 v. Chr.), den Versuch, das platonische System in eine den Verhältnissen seiner Zeit mehr entsprechende Form zu bringen, und wurde so der Stifter der sogenannten mittleren Akademie, zur Unterscheidung von der alten Akademie Platon's. Das Streben, das Leben von seiner praktischen Seite aufzufassen, wurde bei den Akademikern immer vorherrschender und ging so allmählich in die fast ausschließlich den Bedürfnissen der Zeit huldigende neuere oder dritte Akademie über, als deren Gründer man Karneades aus Kyrene (um 200 v. Chr.) nennt, der es sich hauptsächlich angelegen sein ließ, durch Philosophie tüchtige Redner auszubilden.

Die peripatetische Schule, deren Stifter Aristoteles war, hielt sich wegen ihrer durchweg praktischen Richtung am längsten aufrecht, besonders unter des Aristoteles Nachfolger Theophrastos (um 300 v. Chr.), den dieser selbst zum Vorsteher der Schule erwählt hatte. Theophrast hieß ursprünglich Tyrtamos, erhielt aber wegen der Schönheit seiner Sprache von Aristoteles den Namen Theophrastos (d. h. der göttliche Sprecher). Er stand der peripatetischen Schule 35 Jahre lang vor und führte die Lehren seines Meisters weiter aus, indem er diesem namentlich in der Bekämpfung des ideologischen Philosophirens folgte. Die Leistungen der Peripatetiker im Gebiete der Philosophie waren sehr

bedeutend; denn ihre durch eisernen Fleiß geschaffenen Erzeugnisse hatten für die Wissenschaft einen wesentlichen und bleibenden Nutzen. Ihr Hauptgrundsatz war, daß das Leben nur einen realen Werth habe und das Ziel desselben also die Erwerbung und zweckmäßige Verwendung der für das Lebensglück dienlichen Güter sei.

Unter den Peripatetikern führen wir als die hervorragendsten Männer folgende drei auf: Aristoxenos von Tarent, ein Schüler des Aristoteles und auch als theoretischer Musiker ausgezeichnet. Er verglich die Seele mit der Harmonie der Musik, um deren wissenschaftliche Behandlung er sich nicht unbedeutende Verdienste erwarb. — Dikäarchos aus Messana, ebenfalls ein Schüler des Aristoteles, bestritt die Unsterblichkeit der Seele, die er als ein vergängliches Wesen betrachtete, während er dagegen das Menschengeschlecht für ewig hielt. Straton aus Lampsakos wich am meisten von dem System des Aristoteles ab, indem er namentlich dessen Begriffsbestimmungen und Beweise bestritt. Dabei machte er sich um die Naturforschung verdient, für die er eigene Grundsätze aufsuchte und feststellte.

Die späteren Anhänger der aristotelischen Philosophie schufen wenig Neues und Selbstständiges. Sie begnügten sich mit Erläuterungen aristotelischer und theophrastischer Werke.

Von den Philosophenschulen, welche erst in diesem Zeitraume entstanden, nennen wir zuerst die skeptische Schule, von Pyrrhon aus Elis gegründet. Sie ging hervor aus der von dem eleatischen Zenon eingeschlagenen Richtung, Alles in Zweifel zu ziehen, daher der Name Skeptiker (Zweifler), welcher den Mitgliedern dieser Schule beigelegt wurde. Ihr Grundsatz war, daß wir nichts wissen können und daß alle Erklärungen über das Wesen der Dinge Gebilde der Phantasie seien. Wir nennen unter ihnen nur Timon aus Philos; denn das Ansehen dieser Philosophie sank sehr bald, und kaum blieb von ihr der Name.


Epikur.

Die epikureische Schule, gegründet von Epikuros aus Samos (um 300 v. Chr.), war eine Veredelung der kyreneischen Philosophie, indem sie zwar die Glückseligkeit für die Aufgabe des Weisen hielt, allein diese nur durch die edelsten Mittel gelöst wissen wollte. Grundsätze der epikureischen Philosophie in ihrem praktischen Theile waren. Den Genuß an sich ziehen und den Schmerz entfernen, heißt weise sein. Die Summe des Glücks besteht in der Gesundheit der Körpers und der Seele. Nicht sinnliche Genüsse allein machen das Glück des Lebens aus, sondern es gehört dazu auch Ruhe des Gemüths, Freiheit von Leidenschaften, Mäßigkeit in den Genüssen und vor Allem ein reines Bewußtsein. In dem theoretischen Theile ihrer Philosophie bildeten die Epikureier das System der eleatischen Philosophen Leukippos und Demokritos aus. Die heitere und praktische Philosophie, obgleich sie nach und nach die sinnlichen Genüsse zur Hauptsache machte und Wollüstlinge erzeugte, erhielt sich fast von allen am längsten. Unter ihren Mitgliedern finden wir nennenswerth Hermachos aus Mitylene, Metrodoros aus Athen, und als den berühmtesten und gelehrtesten Philodemos aus Gadara (um 50 v. Chr.).

Die stoische Schule war etwas später als die epikureische gestiftet worden, und zwar von dem Kyniker Zenon aus Kypros (nicht zu verwechseln mit dem eleatischen Philosophen Zeno). Sie erhielt, wie die akademische Schule, ihren Namen von dem Orte, wo der Stifter seine Lehren vortrug, nämlich von einer Stoa in Athen. Wie die epikureische Philosophie als eine Verschönerung der kyreneischen erscheint, so war die stoische eine Veredlung und Läuterung der kynischen. Naturgemäßes Leben, strenge Tugendübung und Seelenruhe gegenüber den Wechselfällen des Lebens waren die Hauptpflichten der Stoiker; sie waren Weise in der reinsten Bedeutung des Wortes.

Die Hauptgrundsätze der Lehre Zenon's waren: Nichts ist gut, als die Tugend; nichts böse, als das Laster. Der Weise übt die erstere und verabscheut das letztere. Von

diesem erhabenen Standpunkte blickt er gleichmüthig herab auf Glück und Unglück, Freude und Leid, Vergnügen und Schmerz. Wie es nur eine Wahrheit giebt, und die geringste Abweichung davon schon nicht mehr Wahrheit ist, so giebt es auch nur eine Tugend, und im Kleinsten von ihr abweichen, heißt: keine Tugend haben.

Chrisippos aus Soli, Panätios von Rhodos und Posidonios aus Apamea sind unter den Stoikern die nennenswerthesten.

Von der Redekunst, dieser herrlichsten Gabe der Natur, die in dem freien Griechenland so große Triumphe gefeiert hatte, haben wir gegenwärtig nichts zu sagen, als daß sie mit der griechischen Freiheit und dem Tode des Demosthenes verloren gegangen war. Griechenlands größter Redner war auch sein letzter; denn wenn wir auch bei den vielen Freiheitsversuchen der Griechen hin und wieder eine rhetorische Erscheinung auftauchen sehen, wie z. B. Hyperides (um 320 v. Chr.) und Dinarchos (um 300 v. Chr.), Beide in Athen lebend, so waren die Bemühungen dieser Männer im Verhältniß zu den früheren Größen wenig mehr als Versuche, ohne nachhaltige Wirkung und ohne höhere Bedeutung.

Bildende Kunst. Auch diese der Schönheit in der Erscheinung huldigende Kunst, welche früher nur in dem ehrenhaften Dienste des Vaterlandes gestanden hatte, sank jetzt zur Sklavin der Herrscher und Privatpersonen herab, deren Launen sie nunmehr unterworfen blieb, während sie früher allein von der Begeisterung des Künstlers abhängig gewesen war. Die Folge davon war, daß die Kunst zwar an Zierlichkeit, Reiz und Pracht gewann, aber an Würde und poetischem Gehalt verlor.

Die Plastik trat in die Periode, die man in der Kunstgeschichte den verdorbenen Stil nennt. Bezeichnend ist für sie, daß sie sich nach Praxiteles fast ausschließlich auf Porträtstatuen beschränkte, der leichteste Weg, die Kunst höfisch zu machen. Zu gleicher Zeit aber that die Plastik auch einen Schritt aus dem Reiche der Ideale in die Natur, indem man aufhörte, Phantasiegebilde zu schaffen, und anfing, die schönen Gestalten der Natur, häufig koloßartig, nachzuformen. Unter den Plastikern dieses Zeitraums nennen wir als den vorzüglichsten Lysippos aus Sikyon (um 330 v. Chr.), ein Günstling Alexander's d. Gr., dessen Bruder Lysistratos, Chares auf Rhodos und Kleomenes aus Athen. Lysippos war der Gründer der naturgemäßen Bildnerei. Ihm gelang es, wie keinem Andern, die Persönlichkeit Alexander's d. Gr. in strengster Naturwahrheit durch Erz und Stein wiederzugeben, daher ihn dieser auch so sehr ehrte, daß er sich von keinem als von ihm abbilden lassen wollte. Lysistratos ist in der Kunstgeschichte dadurch wichtig, daß er die Erfindung machte, Bildnisse in Gips und Wachs abzuformen.

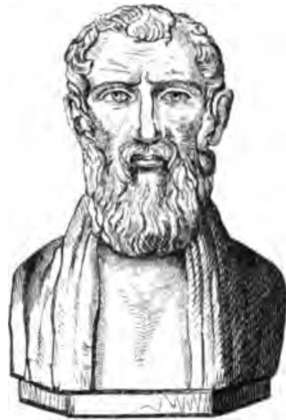
Chares, Schüler des Lysippos, war der Verfertiger des berühmten Sonnenkolosses auf der Insel Rhodos, die überhaupt an Kollossalstatuen sehr reich war. Es soll dort nicht weniger als hundert solcher übergroßen Kunstwerke gegeben haben. Der Sonnenkoloß, eines der sieben Weltwunder, war eine aus Erz gegossene menschliche Statue von 33 Meter Höhe; sie soll, wie man wenigstens früher aber wol mit Unrecht annahm, auf zwei gegenüber liegenden Felsen, die den Eingang in den Hafen bilden, gestanden haben, derart daß die Schiffe zwischen den Beinen des Kolosses hindurch segelten. Die Statue war inwendig hohl und mit Steinen gefüllt. Von ihrer Größe erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß der Daumen der Figur von einem Manne kaum umspannt werden konnte. Der Koloß scheint als ein Denkmal an die vergebliche Belagerung der Insel durch Demetrios Poliorketes aufgerichtet worden zu sein; wenigstens wurden die Kosten desselben aus dem Erlös der von Demetrios zurückgelassenen Belagerungsmaschinen bestritten.

Kleomenes ist der Meister der unter dem Namen der Mediceischen Venus so berühmten Statue der Liebesgöttin.

Die Malerei machte noch die meisten Fortschritte, da sie am meisten für den Privatgebrauch verwendet werden konnte. Diesem Zwecke entsprechend war auch der Charakter,

den sie annahm. Wir haben früher bemerkt, daß die Malerei in Apelles ihren Gipfelpunkt erreicht hatte.

Wie der Bildhauer Lysippos der Einzige war, von dem sich Alexander d. Gr. abbilden ließ, so war Apelles der Einzige, von dem sich der große König malen lassen wollte. Apelles, nicht ganz frei von Schmeichelei, suchte die Gunst des Königs zu vergelten, indem er denselben als Göttersohn mit dem Blitze in der Hand so furchtbar und großartig malte, daß man zu sagen pflegte: Alexander (Philipp's Sohn) sei unbesieglich, und Alexander (des Apelles Werk) unnachahmlich. — Nach Apelles verlor die Malerei das Ideale der Erfindung und wandte sich der genauen Nachbildung der Natur zu, so daß in dieser Zeit auch die Gattungen aufkamen, welche unter dem Namen der Genremalerei und der Mosaikmalerei bekannt sind. Das Schnellmalen wurde Mode, und die kleinen Bilder kamen in Aufnahme, woher es sich auch erklärt, daß wir in dieser Periode schon hin und wieder Weiber antreffen, welche sich der Malerei widmeten. Die bemerkenswerthesten Künstler waren Pyreikon und Sosos, Ersterer als Genre-, Letzterer als Mosaikmaler berühmt.


Zenon.

Die Formschneidekunst, welche sich bisher nur auf vertieft geschnittene Steine (Gemmen) beschränkt hatte, die zugleich als Siegel dienten, erweiterte sich durch das vom Luxus erzeugte Aufkommen erhaben geschnittener Steine (Kameen). Ueberhaupt wurden die Erzeugnisse der Formschneidekunst sehr gesucht und theuer bezahlt.

Als Wunder der Formschneidekunst erschienen die aus edlen Steinen geschnittenen Becher und Opferschalen. Ein berühmtes Werk dieser Art besaß der König Pyrrhos. Es war aus Achat geschnitten und zeigte die neun Musen und Apollon in erhabener Arbeit.

Auch die Baukunst verlor, wie die anderen Künste, im Dienst der Privatbauten ihre einfache Großartigkeit und litt an Ueberladung und maßloser Pracht. Unter den Baukünstlern jener Zeit nennen wir nur Deinokrates aus Makedonien (300 v. Chr.), den Erbauer Alexandriens und Wiederaufbauer des Artemistempels zu Ephesos.

Dem Deinokrates schreibt man auch folgende überspannte Idee zu: Er machte Alexander dem Großen den Vorschlag, den Berg Athos in eine sitzende Bildsäule des Königs umformen zu lassen. In der linken im Schoße ruhenden Hand sollte die Statue eine Stadt von 10,000 Einwohnern, in der rechten eine Schale halten, aus welcher sich ein Strom ins Meer ergießt. Alexander verwarf den Vorschlag, indem er zu dem Künstler sagte: „Laß den Athos, wie und wo er ist; es sei genug, daß er schon das Denkmal von eines Königs (des Xerxes) Hochmuth ist.“

Musik. Die Nachrichten, welche wir über die Fortbildung dieser Kunst in der Zeit Alexander's haben, sind sehr dürftig. Was in theoretischer Hinsicht für dieselbe gethan wurde, beschränkt sich auf die Untersuchungen und Feststellungen einiger Gelehrten, unter denen wir außer den schon früher angeführten nur noch den Epikureer Philodemos aus Gadara (um 50 v. Chr.) nennen. Was den praktischen Theil der Musik betrifft, so wissen wir von dessen Ausbildung nur so viel, daß namentlich die Ptolemäer die griechische Tonkunst mit der orientalischen zu verschmelzen suchten, wodurch die rauschende Musik in die Mode kam; daß ferner die Begleitung zum Gesange künstlicher wurde, auch die Instrumentalmusik als selbständig und von der Vokalmusik getrennt erscheint; daß endlich auch einige neue Instrumente erfunden wurden, wie z. B. die Wasserorgel.

Als Derjenige, welcher zuerst Flöte und Zither zu gemeinschaftlicher Begleitung verband, wird Lysander aus Sikyon genannt, während man andererseits Aristonikos aus

Argos als Denjenigen bezeichnet, welcher zuerst die Zither ohne Gesang gespielt haben soll. Als Erfinder der Wasserorgel gilt Ktesibios, ein Barbier aus Pamphilien. Er ging mit seiner Erfindung nach Alexandrien und machte dort außerordentliches Glück.

Grammatische Wissenschaft. Wir haben schon erwähnt, daß die Wissenschaft ihren Hauptsitz in Alexandrien aufgeschlagen hatte, und hier war es auch, wo diejenige Art derselben entstand, welche man mit dem Ausdruck „grammatische Wissenschaft" bezeichnete. Man verstand darunter aber nicht blos die Sprachkunde, sondern auch den theoretischen Theil des gesammten Wissens und Könnens, die eigentliche allgemeine Büchergelehrsamkeit.

Die grammatische Wissenschaft umfaßte alle Zweige des Wissens, in deren Besitz ein Mann sein mußte, um in der damaligen Zeit auf den Titel eines Gelehrten Anspruch machen zu können. Kenntniß der gangbaren Sprachen, Verständniß der alten Schriftsteller, Kritik, Philosophie, Kenntniß der Länder, ihrer Sitten und Religionen u. dgl. m.

Alexandrien war also der Hauptsitz des Gelehrtenthums, wie etwa das heutige Rom der Sitz des Katholizismus ist. Es bestand dort eine Art Akademie der Wissenschaften, das Museum, welches in allen gelehrten Dingen als höchste Instanz galt.

Das Museum, um dessen Erweiterung sich namentlich Ptolemäos Philadelphos große Verdienste erwarb, umfaßte Alles, was zu einem Gelehrteninstitut der damaligen Zeit nur irgend gehören konnte. Das Museumsgebäude, welches unmittelbar an den königlichen Palast stieß, war von beträchtlicher Ausdehnung und mit Säulenhallen und Luftgängen versehen, da man dort ganz nach griechischer Weise unterrichtete. Zum Studiren und für die eigentlichen Vorlesungen waren große Säle bestimmt. Den größten Raum aber nahm die Bibliothek ein, und die übrigen Gemächer dienten mehreren Gelehrten, die im Museumsgebäude ihre Wohnung hatten, zum Aufenthalt. Außerdem unterhielt die Anstalt eine Menge Arbeiter aller Art: Abschreiber, Korrektoren, Bibliothekarbeiter, namentlich für das Vergolden und die Metallverzierungen der Stäbe, auf welche die Bücher gerollt wurden. Die in solcher Weise aufgerollten Schriftwerke oder Bücher wurden dann in Futteralen aufbewahrt.

Das Museum hatte seine festen, aus gewissen Gütern bezogenen Einkünfte und stand unter der Leitung eines berühmten Gelehrten.

Ein Werk, durch dessen Abfassung sich das Museum über alle Künste und Wissenschaften ein Urtheil zusprach, war der sogenannte Alexandrinische Kanon, ein nach Fächern geordnetes Verzeichniß sämmtlicher Gelehrten und Künstler, welche das Museum für würdig hielt, den Titel Gelehrter oder Künstler zu führen. Darin zu stehen, galt als das Zeugniß, den Ruf eines Gelehrten oder Künstlers verdient zu haben.

Obgleich die Grammatiker als die Väter der wissenschaftlichen Pedanterie zu betrachten sind, wodurch der freie Aufschwung eines Volkes so oft gehemmt wird, so bleibt ihnen doch das große Verdienst, die genauesten Untersuchungen über die alten Schriftsteller angestellt, sie verständlich und den späteren Zeiten zugänglich gemacht zu haben.

Ein Theil der Grammatiker befaßte sich fast ausschließlich mit dem Sammeln vorhandener, aber zerstreuter Werke, und ohne ihre Bemühungen würden wir von vielen namhaften Schriften des Alterthums gar keine Kenntniß haben. Unter den Verdiensten der alexandrinischen Gelehrten haben wir auch eine Uebersetzung hervorzuheben. Die allgemeine Herrschaft der griechischen Sprache, welche sich selbst auf die Juden ausgedehnt hatte, machte besonders den in Alexandrien lebenden Israeliten eine Ausgabe des alten Testaments in griechischer Sprache wünschenswerth. Ptolemäos Philadelphos übertrug daher einer Gesellschaft von 70 jüdischen Grammatikern, gewöhnlich die siebzig Dolmetscher genannt, die Uebersetzung des alten Testaments ins Griechische, welche Uebersetzung nach der Anzahl der Uebersetzer später lateinisch „Septuaginta" genannt wurde.

Die Reihe der bekanntesten alexandrinischen Grammatiker eröffnet Zenodotos von Ephesos (um 280 v. Chr.). Nach ihm nennen wir nur noch Eratosthenes von Kyrene

(276—194 v. Chr.), der auch zugleich ein bedeutender Mathematiker und Geograph war, Aristophanes von Byzanz (um 240 v. Chr.); Athenäos aus Aegypten (um 210 v. Chr.), als Sammler berühmt; Aristarchos von Samothrake (um 160 v. Chr.), der berühmteste Grammatiker und Beurtheiler des Homer; endlich Dionysios Thrax, welcher die erste wissenschaftliche Sprachlehre verfaßte.

Praktische Wissenschaft. Die Mathematik mit den ihr verwandten Zweigen nimmt unter den praktischen Wissenschaften den ersten Rang ein; sie wurde als Wissenschaft zuerst begründet von Euklides in Alexandrien (um 280 v. Chr.).



Halle in der Alexandrinischen Bibliothek.

Er beschäftigte sich mit Geometrie, Arithmetik und Stereometrie und zeichnete sich durch Auffindung neuer Lehrsätze und die Schärfe seiner Beweise aus. Sie litten indeß trotz ihrer Schärfe an Weitläufigkeit, so daß sich Ptolemäos Soter über die Anstrengung beklagte, die sie ihm verursachten, worauf Euklides ihm aber zur Antwort gab: „Zur Geometrie giebt es für Könige keinen besonderen Weg".

Noch größeren Ruhm erwarb sich Archimedes von Syrakus (um 230 v. Chr.), welcher auch die mathematischen Wissenschaften praktisch verwerthete. Ein Schüler des Astronomen Konon, lebte er zwar in seiner Vaterstadt Syrakus, hatte aber seine Studien in Alexandrien gemacht und blieb mit den dortigen Gelehrten in Verbindung. Die Optik, Mechanik und Hydrodynamik (Lehre von der Kraft des Wassers) verdanken ihm schätzbare Entdeckungen. Unter den von ihm für die reine Mathematik gefundenen Lehrsätzen steht der

Satz vom Verhältniß der Kugel zum Cylinder oben an: Die Kugel ist das Zweidrittheil eines Cylinders, mit dem sie gleichen Durchmesser und gleiche Höhe hat. Archimedes selbst hielt diesen Satz für überaus wichtig, und man hat deshalb sein Grabmal mit einer Kugel und einem Cylinder von gleichem Durchmesser und gleicher Höhe geziert. Außer diesen beiden verdienstvollen Männern haben wir hier noch zu nennen: Apollonios von Perga, den großen Geometer, der sich besonders um die Lehre von den krummen Linien (den sogenannten Kegelschnitten) verdient machte; Aristarchos von Samos (um 260 v. Chr.), den Erfinder der Sonnenuhren; Hipparchos aus Nikäa in Bithynien (um 140 v. Chr.), den Erfinder der Trigonometrie und den größten Astronom der alten Welt; und Nikomachos aus Arabien (um 140 v. Chr.), welcher als Begründer der Arithmetik gilt. Aristarch lehrte schon im dritten Jahrhundert v. Chr. die Wahrheit, welche noch über ein Jahrtausend nach ihm bestritten wurde, daß sich nämlich die Erde um sich selbst und zugleich um die Sonne drehe.

Hipparchos hat das Verdienst der wichtigsten astronomischen Entdeckungen und Berechnungen. Er bestimmte die richtige Länge des Sonnenjahres, gab sichere Regeln für die Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse und lehrte die Anwendung der Längen- und Breitengrade für die Erdkugel, was eine genauere Kartenzeichnung ermöglichte.



Euklides.

Die Ausbildung der Mechanik kam besonders der Schiffahrt zugute. Man war übrigens in jener Kunst schon so weit vorgeschritten, daß einzelne Mechaniker Automaten herstellten. Ein solcher Automat erschien zu dem Krönungszuge des Ptolemäos Philadelphos. Er stellte die Amme des Bakchos vor, war drei Meter hoch und saß auf einem vierräderigen Wagen. Ohne daß Jemand Hand an die Figur legte, erhob sie sich von Zeit zu Zeit von ihrem Sitze, goß Milch aus einer goldenen Schale aus und setzte sich wieder nieder. — Aber erst durch Archimedes und durch Heron von Alexandrien, einen Nachfolger desselben, gewann die Mechanik ihre wissenschaftliche Grundlage. Ersterer insbesondere entdeckte die Kräfte, welche sich aus dem Verhältnisse des Hebels zu seinem Schwerpunkte ergeben, und nutzte diese Entdeckung besonders zu dem Zwecke aus, um Schiffe vom Stapel zu lassen. Als man sich über die Kraftäußerung seiner Hebel verwunderte, rief er aus: „Gebt mir einen Standpunkt außer der Erde, und ich hebe den Erdball aus seinen Angeln!“ Beim Baden kam er einst auf den Satz, daß ein in eine Flüssigkeit getauchter Körper so viel von seinem Gewicht verliert, wie die Masse der von ihm verdrängten Flüssigkeit wiegt. Als Archimedes diesen Satz entdeckt hatte, sprang er erfreut aus der Wanne mit dem Rufe: εὕρηκα (heureka, d. h. ich hab's gefunden!), ein Ausruf, welcher später sprüchwörtlich wurde. Von den mechanischen Instrumenten, deren Erfindung dem Archimedes zugeschrieben wird, sind hervorzuheben die nach ihm benannte Archimedische Schraube ohne Ende und die Archimedische Wasserschnecke, welche letztere indeß wol schon vor ihm bekannt gewesen und von ihm wahrscheinlich nur vervollkommnet worden ist.

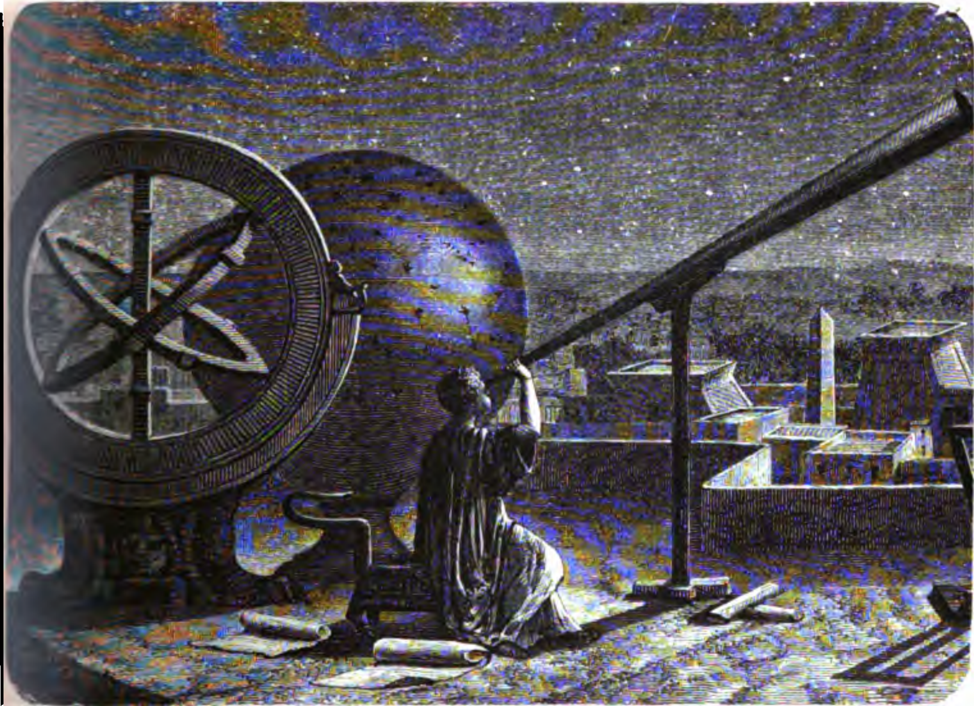
Heron, von dem wir über Mechanik das vollständigste theoretische Werk besitzen, das sich aus dem Alterthum erhalten hat, war zugleich Erfinder mehrerer Instrumente und Maschinen, von welchen einige nach seinem Namen benannt wurden. Dahin gehören eine Art Feuerlöschmaschine, der Heronsball und der Heronsbrunnen.

Die Heilkunde, für welche der große Hippokrates so viel gewirkt hatte, wie es ohne Kenntniß der Anatomie eben möglich war, machte jetzt um so größere Fortschritte,

als die Ptolemäer sich der Wissenschaft annahmen und das in Aegypten übliche Balsamiren der Leichname von den Medizinern dazu benutzen ließen, um die innere Organisation des menschlichen Körpers kennen zu lernen. Herophilos und Erasistratos, Beide um 280 v. Chr. in Alexandrien lebend, sind als die Begründer der Anatomie zu betrachten.

Von Herophilos und Erasistratos erzählt man, daß sie in ihrem wissenschaftlichen Eifer so weit gegangen seien, anatomische Untersuchungen auch an lebenden Menschen (Vivisektionen) anzustellen, die ihnen zu diesem Zwecke hätten ausgeliefert werden müssen; ja man fabelte selbst, daß auf solche Weise über sechshundert Menschen den grausamen Versuchen jener beiden Heilkünstler geopfert worden seien.

Einen neuen Fortschritt machte die Medizin durch Philinos aus Kos (um 250 v. Chr.), den Stifter der empirischen Heilmethode, welche, die Hypothesen der Theorie verwerfend, bei ihrem Heilverfahren von Beobachtungen und Erfahrungen ausgeht.



Hipparchos auf der Sternwarte von Alexandria.

Handel und Industrie.

Schon bei der Geschichte Alexander's d. Gr. haben wir darauf hingedeutet, wie bedeutungsvoll dessen Feldzüge und Pläne für den Handel der Alten Welt waren. Das wichtigste Werk in Bezug auf die Entwicklung des damaligen Welthandels war aber die Erbauung der Stadt Alexandria, die wir auch bereits als den Mittelpunkt der Wissenschaft jener Periode bezeichnet haben.

Alexander hatte die Lage für seine Stadt mit Berücksichtigung aller in Betracht zu ziehenden Umstände gewählt. Wie einsichtsvoll er und seine Rathgeber handelten, wurde durch das schnelle Wachsthum der Stadt und ihre während vieler Jahrhunderte fortdauernde Blüte bewiesen.

Die große Wichtigkeit dieser Stadt wird es um so mehr rechtfertigen, wenn wir bei ihrer Beschreibung länger verweilen, als dieselbe uns zugleich eine lebhaftere Vorstellung

von dem Leben und Treiben des Volkes in jener Zeit giebt und unseren Ausführungen in Bezug auf die Kulturgeschichte als Ergänzung dienen kann.

Ihre Lage, nahe dem Knotenpunkte von Asien, Afrika und dem Mittelmeer, machte sie zur Vermittlerin des Verkehrs dieser Welttheile mit Europa und zu einem Emporium des Welthandels. Außerdem war das Klima in Alexandria das angenehmste und gesündeste und zeichnete sich vor allen Städten Unterägyptens und anderen aus, welche an Seen lagen. Die meisten Plätze in letzterer Lage hatten im Sommer von den Ausdünstungen zu leiden, welche die umliegenden Sümpfe und Moräste aushauchten, wodurch Fieber und ansteckende Krankheiten erzeugt wurden. Alexandria hatte von solchen Uebelständen nicht zu leiden, denn es lag zu hoch, als daß es von den Ueberschwemmungen des Nils berührt wurde; allein diese füllten am Anfange des Sommers den See, und Wasser umspülte die Stadt. Dazu kam noch, daß Kanäle das Nilwasser überall hinführten und so der Stadt gesundes Trinkwasser gaben. Die über dem Meere von Norden her wehenden Passatwinde reinigten die Luft, so daß selbst im Sommer die Hitze nicht belästigend erschien. Der Plan zu der Stadt war von dem Bildhauer und Architekten Deinokrates entworfen und seine Ausführung von Alexander dem Statthalter von Aegypten, Kleomenes von Naukratis, anvertraut worden.

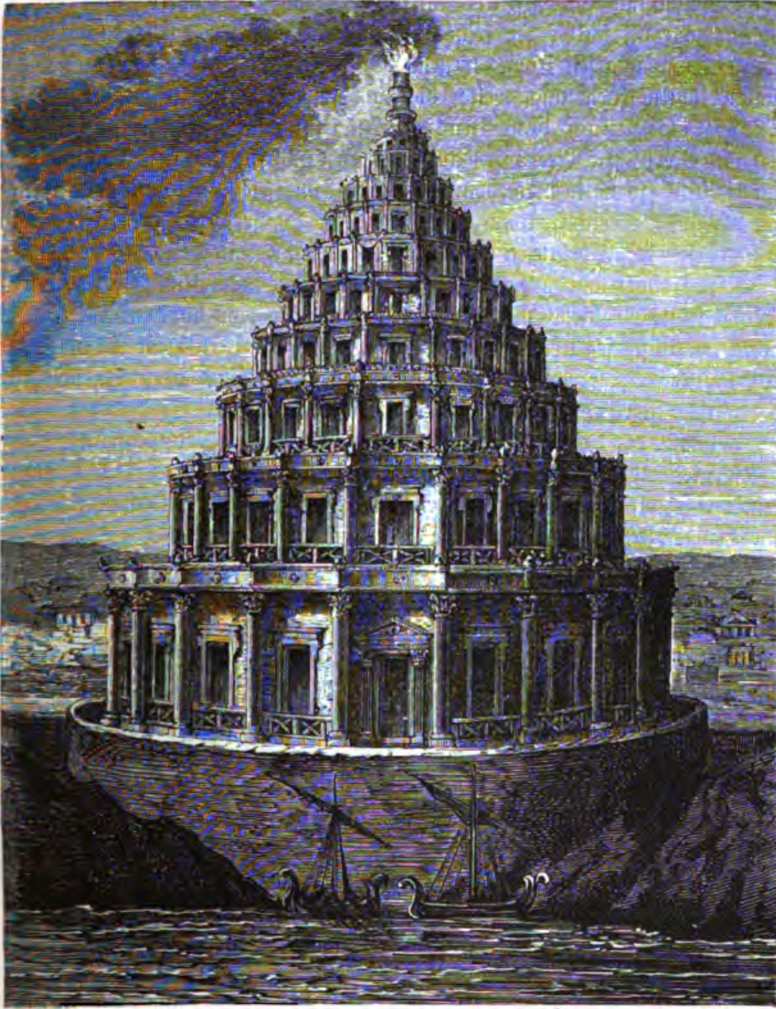
Die Stadt war am nördlichen Ufer des Sees Mareotis, auf einer gegen drei Viertelstunden breiten Landzunge (Lochias) erbaut, welche den See vom Meere trennte. In gleicher Richtung mit derselben und gegen sieben Stadien von ihr entfernt, erstreckte sich eine längliche, kleine Insel, Pharos, welche nach dem Meere zu in der Mitte tief eingebuchtet war. Diese Insel schloß die zwischen den zwei Landspitzen des festländischen Ufers, in deren Mitte Alexandria lag, befindliche Bucht und bildete mit ihren nach Osten und Westen laufenden Spitzen einen großen Hafen, der durch einen wunderbar fest gebauten Damm, von den sieben Stadien seiner Länge Heptastadion genannt, welcher die Landzunge mit der Insel Pharos verband, in zwei Hälften getheilt wurde. Die östliche Hälfte hieß der große Hafen, die westliche „der Hafen der glücklichen Heimkehr". Der enge Eingang zu dem östlichen war durch verborgene Klippen und Brandung ein gefährlicher; um den Schiffen als Richtpunkt zu dienen, hatte Ptolemäos Philadelphos durch den Baumeister Sostratos den riesigen Leuchtthurm auf der Ostspitze der Insel Pharos errichten lassen, der allen späteren Leuchtthürmen den Namen gab. Der durch seinen engen und gefährlichen Eingang sehr gesicherte Hafen war so tief, daß die größten Schiffe bis an den Kai fahren und dort anlegen konnten. Der Eingang zu dem westlichen Hafen war weiter. An ihn schlossen sich künstliche Docks. — Dem Pharos gegenüber, auf der Spitze der Landzunge Lochias, erhoben sich ein Königspalast und eine Reihe königlicher Gebäude, welche mit ihren Gärten den künstlich gegrabenen Königshafen umgaben, vor dessen Eingang auf einer kleinen, Antirhodos genannten Insel ebenfalls ein Königsschloß stand.

Der große westliche Hafen war durch einen schiffbaren Kanal mit dem See Mareotis verbunden, und über ihn, wie über die die Häfen verbindenden Durchstiche durch das Heptastadion führten Brücken, die so hoch lagen, daß Schiffe unter ihnen hindurchfahren konnten.

Rings um die beiden großen Häfen dehnte sich die Stadt fächerförmig oder „in Gestalt eines makedonischen Reitermantels" auf der Landzunge aus. Ihr ganzer Umfang mit Vorstädten betrug drei Meilen.

Die Stadt war sehr solide und zweckmäßiger gebaut als andere orientalische oder auch italienische und griechische Städte. Die Straßen waren so breit, daß Wagen darin fahren konnten, und die zwei sich rechtwinklig durchschneidenden Hauptstraßen waren hundert römische Fuß breit und an beiden Seiten mit Säulenhallen eingefaßt. Diejenige der beiden Straßen, welche die Stadt der Länge nach durchschnitt, war eine deutsche Meile lang, die andere nur eine halbe Stunde. Beinahe ein Dritttheil der ganzen Stadtfläche war von königlichen Palästen und öffentlichen Gebäuden mit ihren Gärten und freien Plätzen eingenommen. Zu diesen Gebäuden gehörte auch das schon erwähnte Museum.

Vor dem Westende der Stadt lag die Todtenstadt mit ihren Gärten, Balsamiranstalten u. s. w. Von ihr nach Osten gehend kam man zunächst in den ältesten Theil der Stadt, der Rhakotis hieß und aus dem sogenannten Flecke entstanden war, in welchem zur Zeit der Pharaonen eine die Küste gegen Landung von Fremden bewachende Truppenabtheilung garnisonirte. Ueber die breite Kanalbrücke gelangte man in ein Labyrinth von Tempeln, das Serapeum, und von dort weiter schreitend traf man überall auf eine Menge der großartigsten und herrlichsten Bauwerke, wie sie keine andere Stadt aufzuweisen hatte.



Der Leuchtthurm auf Pharos am Eingange des Hafens von Alexandrien.

Unter ihnen ragte besonders das Gymnasium hervor mit seinen 200 Meter langen Säulenhallen und seinen freien Plätzen, auf denen alle Staatsfestlichkeiten stattfanden. Der riesige Hippodrom, welcher die ganze Bevölkerung fassen konnte, lag vor dem Kanobischen Thor, in dessen Nähe sich das Stadtviertel befand, wo die zahlreichen Juden wohnten.

Das Völkergemisch in dieser großen Hafen- und Handelsstadt war so bunt als möglich. Neben den Griechen, die den gebildetsten Theil der Bevölkerung ausmachten, sah man Syrer, Araber, braune Inder und Neger aus dem Innern von Afrika; kurz Repräsentanten fast aller Völker der Erde, dorthin geführt durch den Handelsverkehr oder angelockt durch das üppige Leben, wodurch sich Alexandria besonders auszeichnete. Unheimliche Elemente dieser

Bevölkerung bildeten die eingebornen Aegypter, welche die Fremden stets mit scheelen Augen betrachteten, sowie die rohen und anmaßenden Soldtruppen der schwachen ägyptischen Könige. — Die Gegend rings um Alexandria wimmelte von Vergnügungsorten, in denen jeder Lust und Schwelgerei gefröhnt wurde, denn die unbändigste Genußsucht hatte sich nicht nur der höheren Klassen, sondern aller Schichten des Volkes bemächtigt.

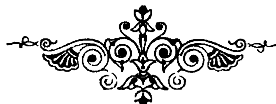
Das gelehrte Element hatte auch nicht verfehlt, seinen Einfluß auf das Volk sowol im Guten, wie im Schlimmen geltend zu machen. Während die Großen, selbst die Könige, als Dichter und Schriftsteller auftraten, gewann das Volk Geschmack an Schaustellungen und war bekannt wegen seines unruhigen Charakters, aber auch seiner witzigen Schlagfertigkeit und scharfen Zunge wegen.

Eine zweite Unternehmung, welche die Handelswelt dem rastlosen Alexander verdankte, war der Wasserweg nach dem inneren Indien. Hatte man auch schon früher vom Arabischen und Persischen Meerbusen aus die See befahren, um mit den indischen Völkern Handel zu treiben, so hatte man doch zu Wasser nur die indischen Küsten und Inseln, namentlich Ceylon, erreichen können. Durch den Wasserweg, welchen Alexander von Nearchos zum ersten Male befahren ließ, war der Seehandel mit dem inneren Indien eröffnet worden. Dieser Handel wurde vorzüglich von Chaldäern und Phönikiern betrieben, welche sich an der Ostküste Arabiens niedergelassen hatten und von dort aus nach Ceylon und der indischen Westküste segelten. Gegenstände ihres Handels waren besonders arabischer Weihrauch, indische Spezereien, namentlich Zimmt, Elfenbein, Ebenholz, Edelsteine, persische und indische Perlen.

Aber auch für den Landhandel hatte Alexander durch Anlegung großer und bequemer Straßen gesorgt, und unter seinen Nachfolgern waren es besonders die Ptolemäer und Seleukiden, welche die Ideen ihres großen Vorgängers zu verwirklichen strebten. Große und schöne Handelsstraßen verbanden die wichtigsten Stapelorte des ganzen Reiches.

Als die vorzüglichsten Handelsstraßen Asiens, welche meistens schon seit den ältesten Zeiten von den Karawanen benutzt wurden, nennen wir zunächst: die Straße von dem südlichen (Glücklichen) Arabien nach der im nördlichen (Steinigen) Arabien gelegenen Stadt Petra, am Arabischen Meerbusen entlang; ferner die Straße vom Glücklichen Arabien nach der am Persischen Meerbusen gelegenen Stadt Gerrha quer durch die südliche Arabische Wüste; sodann die Straße von Gerrha nach Tyrus (wahrscheinlich durch die große Arabische Wüste; die Straße von Sardes nach Susa durch Lydien, Phrygien, über den Halys, durch Kappadokien, die kilikischen Gebirge, über den Euphrat durch Mesopotamien; die Straße von Babylon nach Phönikien (über Palmyra); endlich die Straße von Babylon nach Indien, die wegen der Wüstenstriche nicht direkt nach Osten ging und daher ihre Richtung über Ekbatana, durch Parthien, über Alexandria in Aria durch Drangiana und Arachosien nahm.

Die Industrie jener Länder erlitt keine wesentlichen Veränderungen, wenn wir auch Kenntniß erhalten von manchen besonderen Kunstfertigkeiten, zu welchen sich dies oder jenes Volk aufschwang. Mit der Herrschaft der griechischen Kultur und des Luxus hatte die Industrie mehr Nahrung erhalten; ihre Erzeugnisse wurden schöner und kostbarer, häufig sogar künstlerisch. Man war nur auf die Thätigkeit der Menschenhände angewiesen. In dieser Beziehung zeichnete sich Aegypten vor allen anderen Ländern aus, und dies besonders durch die große Vollendung, zu welcher sich dort die Weberei erhob.





Die Römische Republik.

Mit der vollen Ausgestaltung der Republik beginnt Roms glanzvolles Zeitalter; von dem Eintritte der Volksherrschaft datirt seine Heldenperiode. Der vorliegende Abschnitt seiner Geschichte, von der Vollendung bis zum Untergange der Republik, ist das Zeitalter der römischen Tugenden und der römischen Großthaten; mittels beider schwang sich die Republik nicht nur zur Weltherrscherin auf, sondern gründete sich auch einen Namen, der seinen rühmlichen Klang behalten wird, so lange es eine Weltgeschichte giebt.

Von der Herstellung der Demokratie an beginnt Rom einen Waffenlauf, der ihm in einer ununterbrochenen Kette von Siegen die ganze damals bekannte Welt unterwirft, ja der die römischen Kriegszeichen selbst in solche Gegenden trägt, die außerhalb des Länderkreises liegen, welcher uns durch die bisherige Geschichte bekannt geworden ist.

Vertreibung der Gallier. Von allen Nachbarvölkern waren es vorzüglich die Gallier, welche den aufblühenden Ruhm der Römer, und deren staatliche Existenz zu vernichten trachteten. Durch den unglücklichen Ausgang des Unternehmens unter Brennus noch nicht belehrt, daß sie es mit einem an Muth und Kraft überlegenen Feinde zu thun hatten, hörten sie nicht auf, im obern Italien das römische Gebiet zu beunruhigen. Die wachsamen Römer rüsteten sich gegen die ihnen drohende Gefahr; allein sie waren kaum zum

Kriege bereit, als die Gallier drei Meilen von Rom am Ufer des Anio erschienen. Die Römer eilten ihnen entgegen und lagerten sich am andern Ufer des Flusses. Während sich die feindlichen Heere gegenüber standen, wurde die beide Ufer verbindende Brücke der Wahlplatz mehrerer Zweikämpfe. Der Ausgang eines derselben soll die Gallier mit solchem Schrecken erfüllt haben, daß sie sich vorläufig zurückzogen, ohne eine Schlacht zu wagen.

Man erzählt den Hergang dieses Kampfes in folgender Weise. Ein riesiger Gallier war auf die Brücke getreten und hatte dem römischen Heere mit herausforderndem Hohne zugerufen: „Laßt den tapfersten Mann aus euren Reihen hervortreten und mit mir kämpfen; der Ausgang soll entscheiden, welches Volk das tapferste ist!“ Die riesenhafte Gestalt des Ausforderers schreckte die Römer zurück, und lange wollte sich Niemand zur Aufnahme des ungleichen Kampfes finden. Zuletzt trat Titus Manlius hervor und erbot sich, die Ausforderung anzunehmen. Der Zweikampf begann im Angesichte der beiden Heere. Das lange Schwert des gallischen Riesen fiel gewichtig auf den kühnen Römer nieder; doch Helm und Schild widerstanden den Streichen. Endlich unterlief Manlius geschickt den Schild des Galliers und brachte ihm mit seinem kurzen Schwerte zwei Stiche in die Brust bei, welche den Riesen zu Boden warfen, worauf ihm Manlius den Kopf abhieb. Jede sonstige Beute verschmähend, nahm der Sieger dem erschlagenen Feinde nichts als eine goldene Kette, die er sich umhing. Von dieser Trophäe erhielt der tapfere Manlius zum Andenken seiner folgenreichen That den Beinamen Torquatus (von torques, d. h. Halskette, also der Bekettete).

Der Abzug der Gallier befreite Rom aber nur für den Augenblick von ihnen, denn als die meisten waffenfähigen Römer auf einem Kriegszuge abwesend waren, erschienen sie abermals vor den Thoren Roms. Die schleunige Ernennung eines Diktators und das Aufgebot aller kampffähigen Männer rettete jedoch die Stadt. Die Römer schlugen sich Angesichts ihrer Weiber und Kinder mit unglaublicher Tapferkeit; die Gallier zogen sich zurück, doch fielen sie in Latium ein. Die Latiner, um diesen sich so häufig wiederholenden Verheerungen ein Ende zu machen, suchten auf Grund des alten Latinischen Bundes Hülfe bei den Römern und fanden sie. Rom ernannte in C. Sulpicius Peticus einen Diktator, der seiner Aufgabe gewachsen war. Anfangs wollte er durch kluges Zögern die von Lebensmitteln entblößten Gallier zum Abzuge zwingen; als aber das Heer Mißtrauen in das Gelingen dieses Planes setzte und eine Schlacht forderte, griff er die Gallier an und schlug sie mit Hülfe einer listigen Täuschung (358 v. Chr.).

Sulpicius hatte befohlen, den beim Heere befindlichen Mauleseln das Geschirr von Streitpferden aufzulegen, und sie so in einem Walde aufzustellen. Als die Gallier nun bei dem wackern Vordringen der Römer zurückwichen und die Ebene zu erreichen suchten, welche ihnen noch zum Rückzuge offen stand, sahen sie auch diesen Weg versperrt, indem Sulpicius die Maulesel aus dem Walde hatte vorwärts treiben lassen, welche die Gallier aus der Ferne für eine starke Abtheilung Reiterei hielten. Sich von allen Seiten eingeschlossen wähnend, verloren sie den Muth und erlitten eine entschiedene Niederlage.

Nachdem die Römer in der darauf folgenden Zeit alle noch nicht unterworfenen Völker Mittelitaliens besiegt und theils unter ihre Herrschaft gebracht, theils zu ihren Bundesgenossen gemacht hatten, erschienen die Gallier endlich (349 v. Chr.) zum letzten Male im römischen Gebiet. Der Oberbefehl im Kriege gegen sie wurde dem L. Furius Camillus, einem Sohne des berühmten Marcus Furius Camillus, anvertraut. Dieser hatte sich mit seinem Heere in der Gegend von Terracina gelagert, nahe bei den wegen ihrer Unwegsamkeit und ihrer schädlichen Ausdünstungen berüchtigten Pontinischen Sümpfen. Das Heer der Gallier lagerte dem römischen gegenüber, allein beide Anführer scheuten es auf diesem ungünstigen Boden eine Schlacht zu wagen. Doch endlich trat ein Gallier, der sich sowol durch seine Größe als auch durch seine Rüstung auszeichnete, vor, schlug mit dem Speer auf seinen Schild und forderte einen Römer auf, sich mit ihm zu schlagen.

Ein junger Kriegstribun, **Marcus Valerius**, erbat sich von dem Konsul die Ehre des Kampfes. Im Augenblick als der Kampf begann, setzte sich ein Rabe auf des Römers Helm, und fuhr, sobald der Gallier angriff, diesem mit Flügeln und Schnabel ins Gesicht. Der dadurch verwirrte Gallier wurde getödtet; der Rabe schwang sich hoch in die Luft und entflog nach Osten. Als der Tribun dem Erschlagenen die Rüstung nehmen wollte, eilten die Gallier herzu und die Römer ebenfalls. Um die Leiche entspann sich ein Kampf und aus diesem eine blutige Schlacht, in welcher die Römer glänzend siegten. Von jenem wunderbaren Vorfalle erhielt Marcus Valerius den Beinamen **Corvus** oder **Corvinus** (von corvus, der Rabe). Die Gallier wurden nicht nur geschlagen, sondern kamen auch großentheils in den Sümpfen um. Lucius Furius Camillus hatte sich des väterlichen Namens würdig gemacht; ihm blieb das Verdienst, die Gallierkriege zu einem ruhmvollen Abschluß geführt zu haben.

Die Samniterkriege. Rom war in Besitz des ganzen mittleren Italiens gelangt, als die Demokratie durch ihren letzten Sieg die Republik vollendet hatte. Der erste Schritt auf jener Bahn waren die Kriege mit den Samnitern, die in der römischen Kriegsgeschichte Epoche machen, weil sie in der Art der Kriegsführung eine völlige Umwandlung bewirkten. Die Samniter, die Bewohner von Samnium, waren ein zahlreiches und stolzes Volk, das seine Herrschaft schon weit über die Grenzen seiner Landschaft hinaus gerückt hatte und noch immer nach größerem Besitzthum trachtete. Das Land bildete nicht einen einzigen Staat, sondern war eine Art Eidgenossenschaft mehrerer von einander unabhängiger Republiken, welche sich unter einem gemeinschaftlichen Oberanführer, der dort Imperator hieß, vereinigt fanden. Die bisherigen Kriege der Römer waren wenig mehr gewesen als kurze Raubzüge und Unternehmungen gegen einzelne Städte. Mit den Samniterkriegen aber beginnt die Periode planvoller und geordneter Kriegsoperationen; die Kriegführung fängt an eine Kunst zu werden, denn es gilt nicht mehr zu rauben und zu plündern; Rom will erobern, und zwar zunächst die Halbinsel Italien.

Die Samniter fielen in Campanien ein, um das Land zu erobern, und erfüllten die campanische Hauptstadt Capua mit solcher Furcht, daß diese sich unter den Schutz der Römer flüchtete. Bei den vortheilhaften Anerbietungen, welche Capua den Römern für den erbetenen Schutz machte, waren diese sogleich bereit, ihn zu gewähren. Sie erklärten Capua für ihren Bundesgenossen, ließen den Samnitern dies neue Verhältniß melden und verlangten zugleich gebieterisch die Einstellung aller Feindseligkeiten gegen die Stadt. Die Samniter antworteten mit einem neuen Einfall in Campanien.

So entstand der **erste Samniterkrieg** (343—341 v. Chr.), über dessen Verlauf uns zuverlässige Mittheilungen nicht erhalten sind; aus den mannichfachen, meist romantischen Erzählungen, mit welchen spätere römische Geschichtschreiber jenen Feldzug ausgeschmückt haben, mögen hier folgende Hauptzüge erwähnt sein.

Als Held dieses Krieges gilt der das dritte Mal zum Konsul erwählte M. Valerius Corvinus.

Mit einem Theile des römischen Heeres rückte er in Campanien ein, während sein Mitkonsul **Aulus Cornelius Cossus** mit dem andern Theile durch Einnahme der Gebirgspässe die Gegend von Capua decken und den Krieg nach Samnium selbst hinüberspielen sollte. So gut der Kriegsplan auch war, so wäre er doch beinahe vereitelt worden durch die unglückliche, völlig abgesperrte Stellung, welche Valerius Corvinus oberhalb Cumä am Berge Gaurus hatte einnehmen müssen. Die Schlacht, welche sich hier entspann, war die hartnäckigste und blutigste, welche die Römer bisher geschlagen hatten, weil jeder Römer wußte, daß in ihr über das Schicksal des Heeres und die Herrschaft in Italien entschieden würde. Erlitten die Römer hier eine Niederlage, so war das ganze Heer rettungslos verloren, und die Herrschaft Italiens ging auf die Samniter über. Diese Ueberzeugung erfüllte die Römer mit Löwenmuth; sie schworen, „sich nur vom Tode

besiegen zu lassen"; und wenn auch am Abend der Schlacht noch nichts entschieden schien, so zogen sich doch die Samniter während der Nacht aus Campanien zurück und überließen den Römern die Wahlstatt.

Die samnitischen Krieger sagten später, es habe ihnen gedäucht, als hätten aus den Augen der Römer Flammen geleuchtet, und aus ihren Mienen Wahnsinn geredet, durch welchen Anblick sie so erschreckt worden, daß sie dem weiteren Kampfe ausgewichen seien.

Eine noch größere Gefahr, als Valerius Corvinus am Gaurus, hatte Cornelius Cossus in den apenninischen Gebirgspässen zu bestehen. Er sah sich plötzlich mitten in einem engen Thale auf allen Höhen von Samnitern umringt, und nur die Klugheit eines Tribunen, Publius Decius Mus, rettete nicht allein das Heer vom Untergange, sondern wurde auch die Ursache, daß die Samniter am andern Tage die Schlacht verloren.

Publius Decius Mus entdeckte nämlich in dem Augenblicke, wo alle Höhen ringsum von Samnitern lebendig wurden, daß ein Berggipfel, der gerade über dem Wege hervorragte, auf welchem die Feinde heranbrangen, unbesetzt geblieben war. Sogleich bat er den Konsul, diesen Gipfel mit 1600 Mann besetzen zu dürfen, um von dort herab Wurfspieße und Felsstücke auf die Feinde zu schleudern. Es geschah, und was Decius Mus von seinem Plane erwartet hatte, das trat ein. Die Samniter hielten sich damit auf, seine kleine Schar anzugreifen, so daß der Konsul Zeit gewann, sich aus seiner gefährlichen Lage zu befreien und den Rücken des Gebirges zu erreichen. Jetzt aber war es die Aufgabe des tapfern Decius, sich bis zu dem Hauptheere durchzuschlagen, wollte er nicht seine wackere Schar vernichtet sehen. Nachdem er bis in die Nacht hinein gekämpft hatte, umlagerten die Samniter den Berg. Doch Decius, ohne die Erschöpfung seiner Krieger zu beachten, wagte es, die umlagernden Samniterscharen in der Nacht zu durchbrechen, und gelangte glücklich in das Lager des Konsuls, wo er mit dem lautesten Jubel empfangen wurde. Diese Ereignisse hatten das Vertrauen der Samniter auf ihr Glück so sehr erschüttert, daß sie die am folgenden Morgen beginnende Schlacht sehr bald verloren gaben.

Nach jenen Siegen vereinigten die beiden Konsuln ihre Heere und bezogen in der Nähe von Suessula ein festes Lager, in der Erwartung, daß die Samniter, welche sich zwar von ihren Niederlagen wieder erholt hatten, doch wegen Mangel an Lebensmitteln die den Römern gegenüber eingenommene Stellung bald räumen und es nicht wagen würden, das römische Lager anzugreifen. Was die Konsuln erwartet hatten, geschah. Die samnitischen Feldherren sahen sich gezwungen, große Abtheilungen aus dem Lager zu senden, um die umliegenden Gegenden nach Lebensmitteln zu durchstreifen; und als nun dadurch ihre Macht bedeutend geschwächt war, griffen die Römer sie an und vernichteten sie. Dasselbe Schicksal hatten die zerstreut ausgesandten Heeresabtheilungen. So erfochten die Römer eine Reihe glänzender Siege, und die beiden Konsuln zogen triumphirend in Rom ein, wo besonders Valerius Corvinus, die Seele der bisherigen Unternehmungen, als Held des Tages gefeiert wurde.

Der weitere Krieg gegen die Samniter beschränkte sich darauf, daß die Römer in Samnium einfielen und das Land verwüsteten. Die Samniter waren durch die bisherigen Niederlagen so geschwächt worden, daß sie keinen kräftigen Widerstand mehr leisten konnten zumal sie obenein in einen Krieg mit Tarent verwickelt wurden. Da kam denn ein Vergleich zu Stande, welcher den Römern Capua, den Samnitern Teanum zusprach, während Letztere zugleich die Bedingung anerkannten, daß sie sich hinfort als Bundesgenossen der Römer zu betrachten und diesen in allen ihren Kriegen Beistand zu leisten hätten.

Der Latinische Krieg. Aus dieser Bundesgenossenschaft entwickelte sich aber ein neuer Krieg der Römer, und zwar gegen Latium, daher auch der Latinische Krieg (340 v. Chr.) genannt. Die Samniter nämlich hatten sich kaum wieder erholt, als sie neue Einfälle in campanisches Gebiet unternahmen, ohne daß die Römer sich veranlaßt fanden, dies

ihren Bundesgenossen zu wehren. Die Campaner wandten sich deshalb an die Latiner, und diese waren auch sogleich bereit, Hülfe zu leisten. Rom, welches nur auf eine Gelegenheit zu warten schien, seine alten Verbündeten, die Latiner, zu unterwerfen, zog dieselben wegen des Angriffs gegen Roms Bundesgenossen in so anmaßender Weise zur Rechenschaft, daß dadurch der Stolz der Latiner auf das Tiefste verletzt wurde und sie zu Gegenforderungen anreizte, welche Rom empörten.



Titus Manlius verurtheilt seinen Sohn. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Ihre Gesandten hatten nämlich das Fortbestehen ihrer Bundesfreundschaft an die Bedingung geknüpft, daß einer der Konsuln und die Hälfte des römischen Senates Latiner sein sollten, ein Verlangen, von dem man vorher wußte, daß es mit Entrüstung verworfen werden würde. Dies geschah. Die alte Bundesgenossenschaft wurde gelöst und der Krieg, zu welchem Rom sich bereits gerüstet hatte, brach aus. Es wurden zwei neue Konsuln gewählt, die beide in diesem Kriege Gelegenheit finden sollten, der Römertugend neue Denkmale zu setzen: Titus Manlius Torquatus und Publius Decius Mus.

Das römische Heer marschirte nach Campanien und bezog am Fuße des Vesuv ein festes Lager. Da sich viele der Römer und die ihnen gegenüberstehenden Latiner persönlich kannten, so befürchteten die Konsuln nicht ohne Grund, daß zwischen ihnen Zweikämpfe stattfinden möchten, welche nur Unordnungen veranlassen konnten. Sie fühlten sich daher

bewogen, das alte römische Kriegsgesetz wieder in Erinnerung zu bringen, welches jeden Zweikampf ohne Erlaubniß des Feldherrn an den Theilnehmern mit dem Tode bestrafte.

Nun begab es sich, daß Titus Manlius, der Sohn des Konsuls und Anführer einer Reiterschar, einst auf einen latinischen Heerhaufen stieß, dessen ihm bekannter Befehlshaber Geminius Metius ihn zum Zweikampfe herausforderte. Der junge Titus nahm die Ausforderung an, besiegte seinen Gegner und hielt mit dessen Rüstung einen triumphirenden Einzug ins römische Lager. Hier empfing ihn der Jubel der Krieger; allein sein strenger Vater versammelte das Heer und, nachdem er seinen Sohn für die bewiesene Tapferkeit mit der Siegeskrone geschmückt hatte, sprach er über den Uebertreter des Gesetzes die Todesstrafe aus, welche auch sofort im Angesichte des erschreckten Heeres vollzogen ward. Das Haupt des jungen Titus fiel unter dem Beile des Liktoren; sein Körper wurde von den Soldaten mit den größten Ehrenbezeigungen begraben. Daß die Mannszucht im römischen Heere durch dies ergreifende Exempel befestigt wurde, war die nützliche Wirkung der heroischen That; ihre moralische Bedeutung aber steht höher; die Gerechtigkeit hatte durch sie einen ernsten Triumph gefeiert, und die Geschichte konnte in ihre Tafeln ein neues Beispiel jener Männertugend niederschreiben, in welcher noch kein Volk die Römer übertroffen hat.

Der andere Konsul, Decius Mus, weihte sich freiwillig dem Tode für das Vaterland. Einem Volke, das sich noch nicht zu jener höheren Weltanschauung erhoben hat, der eine Selbstaufopferung für die Menschheit als das erhabenste Werk eines Menschen gilt, muß wenigstens der Opfertod für das Vaterland als der schönste Beweis einer edlen Gesinnung erscheinen, wenn es anders nicht, wie leider viele Menschen unserer Zeit, in Selbstsucht und Materialismus versunken ist. Dennoch wird es auch in unserem Zeitalter Niemand geben, der die Aufopferung des Decius Mus nicht wenigstens als eine Heldenthat bewundert.

Der Sage nach war den beiden römischen Konsuln in der Nacht vor der Schlacht am Vesuv im Traume ein übermenschliches Wesen erschienen mit der Verkündigung, daß von einem der streitenden Völker der Feldherr, von dem andern das Heer den Göttern der Unterwelt geweiht sei, und daß dasjenige Volk siegen würde, dessen Feldherr sich freiwillig dem Tode opfere. Als die Konsuln sich diese Traumerscheinung mitgetheilt hatten, schwuren sie sich zu, daß derjenige von ihnen sich dem Tode weihen solle, dessen Flügel zuerst weichen würde. Manlius Torquatus befehligte den rechten, Decius Mus den linken Flügel des Heeres. Als dieser letztere nun in der Schlacht zu weichen anfing, erfüllte Decius sein Gelübde. Er legte seine Rüstung ab, zog das Kleid an, welches er im Senat zu tragen pflegte, ließ sich von dem Oberpriester das Haupt bedecken, trat auf einen Wurfspieß und leistete folgenden Schwur: „Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, ihr Götter, die ihr über uns schaltet und über die Feinde, ihr Todtengötter, zu euch bete ich, euch flehe ich an, daß ihr wollet dem römischen Volke Sieg verleihen, auf seine Feinde aber Furcht, Grausen und Tod senden. Also weihe ich für das römische Volk die Legionen der Feinde mit mir den Todtengöttern und der Mutter Erde!"

Darauf stieg er zu Pferde und sprengte mitten in den Feind, der, vor der seltsamen Erscheinung des dem Tode Geweihten sich entsetzend, scheu zurückwich, bis der edle Decius endlich tödlich getroffen zur Erde sank. So hatte der zurückgedrängte römische Flügel wieder neuen Boden gewonnen, und ob auch die Schlacht lange schwankte, die Römer blieben Sieger, so daß kaum der vierte Theil des Feindes den Wahlplatz verließ. Dieser Sieg am Vesuv, sowie die später entscheidenden Schlachten bei Trifanum und Pedum (338 v. Chr.) hatten die Folge, daß die latinischen Städte sich eine nach der andern den Römern unterwarfen. Die Samniter, welche auf einen reichen Theil der in Campanien gemachten Eroberungen als Beute gerechnet hatten, gingen leer aus, denn Capua unterwarf sich den Römern und ganz Campanien folgte nach. Dies erregte natürlich eine große Mißstimmung der Samniter gegen die Römer, die bald zu einem neuen Kriege führte.

Der zweite Samniterkrieg (326—304 v. Chr.). Zu diesem Kriege fand sich eine doppelte Veranlassung. Die Römer hatten nämlich (327 v. Chr.) den Konsul Publilius Philo nach der dicht bei Neapolis gelegenen Stadt Paläopolis abgesandt, um dieselbe dafür zu züchtigen, daß sie sich gegen römische Unterthanen in Campanien Gewaltthätigkeiten erlaubt hatte. Die Samniter unterstützten die belagerte Stadt, und dazu kam bald noch ein anderer Vorfall, durch welchen dieselben den Zorn der Römer auf sich luden. Letztere legten nämlich in dem Gebiete der von den Samnitern eroberten volskischen Stadt Fregellä eine Kolonie an, wogegen die Samniter Einsprache erhoben. Sie waren freilich dabei im Recht, allein römischer Herrscherstolz fand sich durch ihre Wahrnehmung desselben empfindlich verletzt. Es kam zu heftigen Erörterungen. Die Unterstützung von Paläopolis bildete einen Hauptanklagepunkt gegen die Samniter, und da diese sich von ihren früheren Niederlagen hinlänglich erholt hatten und einen offenen Kampf nicht scheuten, so brachen sie alle weiteren Unterhandlungen mit einer Kriegserklärung ab.

Da man in Rom für das erste Jahr des Krieges zwei neue Konsuln ernennen mußte, aber gleichwol die Unternehmung des Publilius Philo gegen Paläopolis nicht stören wollte, so hatte man diesem unter dem Titel eines Prokonsuls den Oberbefehl gegen die belagerte Stadt gelassen. Während Publilius Philo nun Paläopolis einnahm, zeigten sich die neuen Konsuln so wenig thätig, daß die Römer für das folgende Jahr (325 v. Chr.) in Lucius Papirius Cursor einen Diktator ernannten, der denn auch den Krieg gegen die Samniter mit solchem Glück betrieb, daß diese sich nach mehreren Niederlagen genöthigt sahen, um Frieden zu bitten. Statt dessen bewilligte man ihnen nur einen Waffenstillstand auf ein Jahr. Noch aber war dieser nicht abgelaufen, als die Samniter die Feindseligkeiten wieder eröffneten. Abermals geschlagen, baten sie (322 v. Chr.) aufs Neue um Frieden, doch wiederum vergebens. Jetzt rüsteten sie sich mit Aufbietung aller Kräfte zu einem verzweifelten Kampfe, und ihr Feldherr Pontius, ein tüchtiger und kriegserfahrener Mann, rückte muthig den Römern entgegen. Diese, unter der Anführung der beiden Konsuln Titus Veturius und Spurius Posthumius, erwarteten die Feinde bei der campanischen Stadt Collatia. Aber anstatt die Römer dort anzugreifen, ließ Pontius das Gerücht verbreiten, daß die unter Roms Herrschaft stehende apulische Stadt Luceria von den Samnitern belagert sei und sich nur noch wenige Tage halten könne. Da der Besitz Luceria's den Römern wichtig war, so brachen die Konsuln schleunig von Collatia auf, um Luceria zu entsetzen. Das hatte Pontius gewollt, denn der Weg dorthin führte sie durch die Gebirgspässe bei Caudium, welche der samnitische Feldherr absichtlich schwach besetzt hatte; dorthin wollte er nämlich die Römer locken, um sie hier zu überfallen und zu vernichten. Sein schlauer Plan gelang vollständig. Die in beschwerlichen Hohlwegen sorglos marschirenden römischen Truppen fanden plötzlich den Weg mit Felsstücken und Baumstämmen verrammelt und zugleich alle Höhen von samnitischen Scharen besetzt. Nach einem langen, verzweifelten Kampfe sah sich endlich der Rest des römischen Heeres eng eingeschlossen und mußte sich den Siegern auf Gnade oder Ungnade ergeben. Pontius diktirte nun in den Caudinischen Pässen einen Frieden, und Rom, welches noch vor Kurzem das Gesuch um Frieden hochmüthig verweigert hatte, mußte sich jetzt dem Willen des Siegers fügen. Dieser gab das eingeschlossene Heer unter folgenden Bedingungen frei: Das ganze Heer geht waffenlos durchs Joch; die Römer verlassen Samnium und alle Plätze, welche sie dort als Pflanzstädte angelegt haben; sie versprechen, die Samniter nach ihren eigenen Gesetzen in Frieden leben zu lassen; bis zur Bestätigung dieses Vertrages durch den römischen Senat bleiben 600 Ritter als Geiseln zurück, welche dem Tode verfallen, wenn die Regierung der Republik die Bestätigung verweigern sollte.

Das Gehen durchs Joch war eine in dem damaligen Kriegsrechte begründete Ehrenstrafe, welcher gefangene Truppen nicht selten unterworfen wurden. Man verfuhr bei der demüthigenden Ceremonie in folgender Weise. Es wurden zwei Pfähle so neben einander in

die Erde geschlagen, daß sie zwischen sich einen Raum ließen, durch welchen ein einzelner Mann hindurch gehen konnte. Darüber wurde ein Balken gelegt, so daß das Gerüst eine Art Thor (das Joch) bildete, welches die Gefangenen nun einzeln passiren mußten, nachdem sie ihre Waffen abgelegt und die Befehlshaber sich aller Zeichen ihrer Würde entkleidet hatten.

Das römische Heer unterwarf sich nach langem Widerstreben der eisernen Nothwendigkeit und erhielt hierauf freien Abzug. Die 600 Geiseln blieben als Bürgen für die übrigen Bedingungen des Vertrages zurück. So mild und billig letztere Bedingungen auch waren, in Rom erregten sie einen lauten Schrei des Unwillens. Als über die Bestätigung des Friedens berathschlagt wurde, vergaßen die Römer in ihrer Wuth über die erlittene Demüthigung die Anforderungen der wahren Ehre. Posthumius selbst erklärte den durch die Noth erzwungenen Vertrag für nichtig, aber sich nebst Allen, die ihn unterzeichnet hatten, bereit, sich den Samnitern auszuliefern. Der Vertrag wurde nicht bestätigt, indeß Pontius zeigte sich edelmüthiger als das stolze Rom, er wies die angebotene Auslieferung der Unterzeichner des Vertrages nicht allein zurück, sondern ließ auch die 600 Geiseln am Leben.

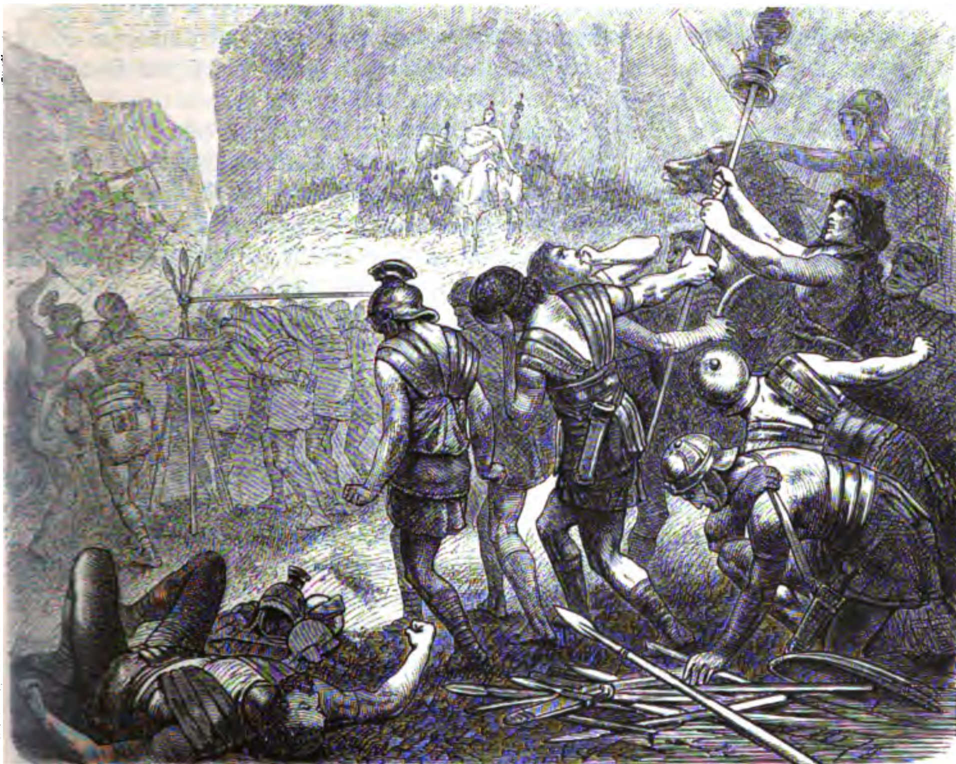
So brachte denn durch Roms Treulosigkeit der Sieg bei Caudium den Samnitern weiter keinen Vortheil als den Besitz einiger Städte, unter denen Luceria in Apulien die wichtigste war. Die Römer boten Alles auf, um die Stadt wieder in ihre Hände zu bringen. Papirius Cursor, in dieser Zeit wieder Konsul, brach nach Luceria auf, indem er seinen Weg längs der Küste des Adriatischen Meeres nahm. Doch kaum hatte er vor der Stadt ein verschanztes Lager bezogen, so erschienen die Samniter und schlossen ihn so enge ein, daß er sich hätte ergeben müssen, wenn ihn sein Mitkonsul Publilius Philo, der mit einem neuen Heere herbeieilte, nicht gerettet hätte. Der vereinten Macht der beiden Konsuln konnten die Samniter nicht widerstehen; sie wurden in die Flucht geschlagen und Luceria fiel wieder in die Hände der Römer, die auch fernerhin mit solchem Glücke kämpften, daß die Samniter einen zweijährigen Waffenstillstand annehmen mußten. Doch bald sollte sich das Kriegsglück der Römer noch einmal wenden. Beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten suchten die Samniter das Eindringen der Römer in Campanien zu verhindern, um so den Krieg nach Latium zu spielen. Deshalb hatten sie alle Wege, welche von Latium nach Campanien führten, in ihre Gewalt gebracht bis auf den Engpaß Lautula. Gelang es ihnen, auch diesen einzunehmen, so war ihr Zweck erreicht, und Campanien den Römern verschlossen. Während sich nun die Samniter bei jenem Passe festsetzten, rückten die Römer unter dem Diktator Quintus Fabius Rullianus heran, erlitten aber (315 v. Chr.) eine so vollständige Niederlage, daß sich das geschlagene römische Heer nur mit der äußersten Mühe nach Rom retten konnte. Die Folge dieser Schlacht war, daß sich überall die mißvergnügten Unterthanen der Römer empörten und selbst Capua von ihnen abfiel.

Bei Lautula hatte jedoch den samnitischen Waffen die Glückssonne zum letzten Male geschienen; die römischen Feldherren waren in ihren weiteren Unternehmungen durchweg glücklich; sie unterwarfen sämmtliche abgefallenen Städte wieder, und die Kraft der Samniter nahm mit jedem Jahre ab.

Noch aber dachten Letztere nicht daran, einen Frieden zu beantragen, als ihnen ein Bundesgenosse und den Römern ein neuer Feind erstand in den Etruskern. Diese, eifersüchtig auf die wachsende Macht Roms, beschlossen ihr einen Damm entgegenzusetzen, und wollten sich der im Bündniß mit Rom stehenden Stadt Sutrium bemächtigen, welche als der Schlüssel von Etrurien galt. Hieraus entstand der Etruskische Krieg (310—280 v. Chr.), den man als ein Zwischenspiel der Samniterkriege betrachten kann. Der Konsul Fabius Rullianus führte ihn mit Glück, indem er das belagerte Sutrium nicht allein entsetzte, sondern auch die Etrusker, welche sich in den wilden und öden Ciminischen Wald zurückgezogen hatten, dort so entschieden schlug, daß drei der etrurischen Städte (Lukumonien) Cortona, Arretium und Perusia, um Waffenstillstand baten, der ihnen auch auf dreißig Jahre bewilligt wurde; die übrigen Lukumonien führten den Krieg indessen fort.

Nicht so glücklich wie Fabius gegen die Etrusker war der andere Konsul gegen die Samniter. Da sich nun auch das Gerücht verbreitete, daß die Römer im Ciminischen Walde dasselbe Schicksal wie in den Caudinischen Pässen gehabt hätten, und dies verschiedene Völker zum Aufstande gegen Rom verleitete, so beschloß der Senat die Ernennung eines Diktators gegen die Samniter, während Fabius als Prokonsul den Krieg gegen die Etrusker fortführte, die er (310 v. Chr.) am Vadimonischen See abermals besiegte.

Die Wahl zum Diktator war auf den Helden Papirius Cursor gefallen, und dieser bewährte seinen alten Ruhm. Er schlug die Samniter bei Longula vollständig und zog ebenso wie Fabius noch im Herbste des Jahres 309 triumphirend in Rom ein. Mit gleichem Glück wurde der Krieg gegen Samniter und Etrusker in den folgenden Jahren fortgesetzt, bis sich die Ersteren endlich genöthigt sahen, um Frieden zu bitten, der ihnen auch (304 v. Chr.) unter der Bedingung gewährt wurde, daß sie die Oberhoheit Roms anerkannten.



Demüthigung der Römer in den Caudinischen Pässen. Zeichnung von Hermann Vogel.

Während dieses zweiten Samnitischen Krieges waren in Rom wieder jene Verfassungsstreitigkeiten aufgelebt, die während des ganzen vorigen Zeitraums die Kraft des Staates so sehr gelähmt hatten. Der Censor Appius Claudius Cäcus wollte nämlich den Plebejern noch größere Rechte eingeräumt wissen als sie bereits besaßen. Nicht allein schlug er zahlreiche Söhne von Freigelassenen zu Senatoren vor, sondern theilte auch viele Leute, die in Rom nicht ansässig und nicht stimmberechtigt, aber seine blinden Anhänger waren, den Landtribus zu, wo ihre Stimme Geltung erhielt. Dies that (312 v. Chr.) Appius Claudius neben dem Zwecke, Rechtlosen Rechte einzuräumen, auch wol in der Absicht, sich selbst durch die Stimmen seiner Anhänger Einfluß und Geltung zu verschaffen. Die Republik nahm daher diese Maßregel sehr übel auf; und als nun Fabius Rullianus (304 v. Chr.) Censor wurde und jene Maßregel in weisem Sinne wieder abänderte, da war das Volk über seine Vermittlung so erfreut, daß es dem Quintus Fabius den Beinamen

Maximus (der Größte) gab, welcher seitdem in der Familie des Fabius sich forterbte. Jene Abänderung, durch welche eine allzu vorgreifende Maßregel beseitigt und an deren Stelle eine weise gemäßigte Anordnung gesetzt wurde, verlegte nämlich den Schwerpunkt der Abstimmung in die Landtribus (die den grundsässigen freien Bürgern und den begüterten Freigelassenen vorbehalten blieb) und wies die nicht grundsässigen freien Bürger sowie die minder wohlhabenden Freigelassenen (mit Grundbesitz von weniger als 30,000 Sesterzen = 6500 Mark Werth) in die vier städtischen Tribus, welche daher nunmehr aus den ersten im Range die letzten wurden. In den Centurien blieb dagegen die von Appius eingeführte Gleichheit der ansässigen und nichtansässigen Freien bestehen, doch führten hier die aus den Landtribus ausgeschlossenen, minder begüterten, Freigelassenen keine Stimme. So überwog fortan in den Tributcomitien die Stimme der grundsässigen Bürger, während in den Centuriatcomitien die Freigelassenen wenigstens nicht schaden konnten. Infolge solcher Einrichtung ward nicht nur die Wehrpflicht auch auf die nichtansässigen Bürger ausgedehnt, sondern zugleich dem wachsenden Einfluß gewesener Sklaven vorgebeugt, was in einem Staate, der Sklaverei zuläßt, die Rücksicht auf das Staatswohl nothwendig mit sich bringt.

Der Krieg gegen die Etrusker dauerte auch nach der Beendigung des zweiten Samnitischen Krieges noch ununterbrochen fort. Der alte wackere Valerius Corvinus führte ihn als Diktator mit entschiedenem Glück, so daß sich die Etrusker endlich genöthigt sahen, um Frieden zu bitten. Statt dessen wurde ihnen nur ein Waffenstillstand auf zwei Jahre bewilligt. Aber noch ehe diese Frist abgelaufen war, brachen sie ihn, nachdem sie die noch immer umherstreifenden Gallier durch Geld zum Beistande gegen Rom gewonnen hatten. Abermals wurde Valerius Corvinus zum Konsul und Anführer gegen die Etrusker ernannt; und so furchtbar hatte sich jederzeit der schon greise Held den Feinden gemacht, daß sein bloßer Name hinreichte, sie in die Flucht zu jagen. Sie schlossen sich in ihre festen Städte ein und gaben das offene Land dem Sieger preis.

Der Zug gegen die Etrusker war die letzte Waffenthat des würdigen Valerius Corvinus. Er zog sich von da an in das Privatleben zurück und starb, nachdem er das seltene Alter von hundert Jahren überschritten hatte. Die Geschichte nennt ihn einen der ausgezeichnetsten Römer. Groß im Frieden, nicht minder groß im Kriege, genoß er das Vertrauen der Republik in solchem Grade, daß er einundzwanzigmal zu den verschiedenen curulischen Aemtern erwählt worden war, eine Ehre, die außer ihm keinem Römer zutheil geworden ist.

Der dritte Samniterkrieg (298—290 v. Chr.). Inzwischen hatten sich die Samniter, welche die römische Oberhoheit nur mit Widerstreben trugen, so weit erholt, daß sie glaubten, die Römer von Neuem herausfordern zu können. Um die Lucaner zum Bunde gegen Rom zu zwingen, wollten sie sich Lucaniens bemächtigen; allein die Lucaner begaben sich unter den Schutz der Römer, und diese geboten den Samnitern, die bereits in Lucanien eingefallen waren, das Land zu räumen. Der trotzigen Antwort derselben folgte die Kriegserklärung. Der dritte Samniterkrieg sollte das Schicksal des unglücklichen Samniums für immer entscheiden. Gleich die ersten Unternehmungen der Samniter gegen die beiden römischen Konsuln Fabius Maximus und Publius Decius Mus (Sohn des gleichnamigen Helden der Schlacht am Vesuv) fielen so unglücklich aus, daß sie den Entschluß faßten, nach Etrurien zu marschiren, um sich dort mit den Etruskern zu vereinigen. Allein auch hier verfolgte sie das Mißgeschick. Zwar zeigte sich der dort befehligende römische Konsul, der uns schon bekannte Appius Claudius Cäcus, als ein nicht gerade sehr geschickter Feldherr; zwar hatten sich auch Gallier und Umbrier dem Bunde gegen Rom angeschlossen, und dies selbst war dadurch in solche Sorge gerathen, daß bereits die Stadt in Vertheidigungszustand gesetzt worden war. Allein eben dies Bewußtsein von der Größe der Gefahr trieb die Römer zur Entfaltung ihrer vollen Energie und zum Aufgebot außerordentlicher Rüstungen; es veranlaßte sie zugleich, den Appius Claudius abzurufen und ihn durch die

kriegserfahrenen Konsuln Fabius Maximus und Decius Mus zu ersetzen. Beide Männer entschieden nun das Schicksal der Verbündeten. Nachdem sie dieselben durch geschickte Anordnungen getrennt und Etrusker und Umbrier genöthigt hatten, zur Vertheidigung ihres eigenen Landes das Heer zu verlassen, griffen sie die zurückgebliebenen Gallier und Samniter bei Sentinum an (295 v. Chr.). Die Schlacht war hartnäckig und blutig; indessen durch die Aufopferung des Decius Mus, der hier die Heldenthat seines Vaters wiederholte, wurde sie für die Römer zu einer siegreichen Entscheidung.

In der Schlacht befehligte Decius Mus den Flügel, welcher den Galliern gegenüberstand. Diese brachten durch ihre bisher noch nicht angewandten und den Römern unbekannten Streitwagen Unordnung in die Schlachtlinie der Römer, und richteten dort bedeutende Verwüstungen an, so daß die römischen Krieger entmuthigt zurückwichen. Da flammte in dem jungen Decius der Gedanke auf, dem Beispiele seines edlen Vaters zu folgen, um hierdurch die Römer mit neuem Muthe zu erfüllen.

Nachdem er sich und die Gegner durch einen Schwur den Göttern der Unterwelt geweiht, stürzte er sich in den Feind, dessen Waffen ihn zu Boden streckten. Allein die von frischem Muthe belebten Römer, den Pontifex Maximus an ihrer Spitze, folgten ihm nach, schlugen die Feinde zurück und errangen den Sieg.

Die Gallier hatten die Flucht ergriffen; die muthigeren Samniter aber wurden zum größten Theile dem Schwerte der Sieger geopfert.

Doch der Muth, mit dem das samnitische Volk bisher für seine Freiheit gekämpft hatte, war trotz aller Unglücksfälle noch nicht gebrochen. Während die römischen Befehlshaber auch gegen die Etrusker und Umbrier mit beständigem Glücke kämpften, rafften die Samniter ihre Kräfte zusammen zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Neu gerüstet und unter der Anführung des ehrwürdigen Pontius, des Siegers bei Caudium, traten sie wieder auf den Kampfplatz, und wirklich gelang es ihnen auch, den Römern welche ihnen unter dem Konsul Quintus Fabius Maximus Gurges (Sohn des Fabius Rullianus) entgegenrückten, eine harte Niederlage beizubringen; allein nun erschien der alte Fabius Maximus beim Heere, um, unter seinem Sohne dienend, die Schmach desselben durch einen glänzenden Sieg wieder zu verwischen. Er erkämpfte ihn; das samnitische Heer wurde vernichtet und Pontius selbst gefangen genommen.

Das Schicksal, welches den gefangenen Pontius traf, war eben so unverdient wie grausam. Er hatte sich den Römern gegenüber stets als ein edelherziger Mann gezeigt; er war es gewesen, der das römische Heer bei Caudium freigelassen, der die ausgelieferten wortbrüchigen Heerführer zurückgewiesen, und selbst an den Geiseln die Rache verschmäht hatte, die ihm nach Kriegs- und Völkerrecht zustand. Doch er war es auch gewesen, der das römische Heer bei Caudium hatte durchs Joch gehen lassen, und das war es, was ihm die stolzen, in ihrer Nationaleitelkeit verletzten Römer nicht verzeihen konnten. Der edle Mann wurde hingerichtet!

Die Folge aller dieser Unglücksfälle war, daß die Samniter endlich (290 v. Chr.) um einen Frieden baten, den der Konsul Manius Curius Dentatus dahin diktirte, daß Samnium der Oberhoheit Roms unterworfen und zugleich verpflichtet wurde, die Anlegung römischer Pflanzstädte in seinem Gebiete zu dulden.

Manius Curius Dentatus, ein edles Muster der Römertugend, war beauftragt worden, den Samnitern den Frieden vorzuschreiben, weil man trotz seiner Armuth zu seiner Rechtlichkeit unbedingtes Vertrauen hatte. Als die samnitischen Gesandten zur Unterhandlung des Friedens in seine einfache Wohnung kamen, trafen sie den Mann, der das mächtige Rom regierte und über das Schicksal ihres Volkes entscheiden sollte, auf einer elenden hölzernen Bank vor einem Feuer sitzend und sich ein Gericht Rüben kochend. Es war das ganze Mittagsmahl des Konsuls. Diese auffällige Armuth, von der die Gesandten nun Zeuge waren, hatte sie zu dem Glauben verleitet, der Konsul werde sich durch Gold

günstig für sie stimmen lassen, und so boten sie ihm denn eine bedeutende Summe als Geschenk an. Doch Curius Dentatus wandte sich mit Würde zu ihnen und sagte: „Ihr hofft wahrscheinlich, mich zu bestechen, weil ich arm bin; aber ihr irrt. Ich mag lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich sein.“

Bald nach dieser Beendigung der Samniterkriege wurde in Rom durch die Ausübung des alten Schuldgesetzes ein Aufruhr veranlaßt, der eine noch größere Erweiterung der demokratischen Verfassung zur Folge hatte. Wie wir früher gesehen haben, galten die Plebsbeschlüsse nur insofern für Volksbeschlüsse, als sie vom Senate bestätigt wurden. Den ausgebrochenen Aufstand benutzten jetzt die Plebejer, um auf gänzliche Abschaffung des Schuldgesetzes zu dringen.

Die Veranlassung zu diesem Aufstande war folgende. Titus Veturius, einer der Konsuln, welche bei Caudium durchs Joch gegangen waren, schuldete einem gewissen Cajus Plotius eine beträchtliche Summe. Da er sie bei seinem Tode nicht bezahlt hatte, so erklärte sich sein Sohn bereit, zur Befriedigung des drängenden Gläubigers sich in dessen Knechtschaft zu begeben. Plotius nahm dies Anerbieten an, und der junge Veturius bot alle Kräfte auf, um durch die angestrengteste Arbeit die Schuld abzutragen. Doch der sinnliche Plotius hatte dem schönen jungen Manne eine leichtere Art zugedacht, sich seiner Verbindlichkeiten zu entledigen. Da er indessen bei dem sittlichen Jünglinge auf hartnäckigen Widerstand stieß, so ließ er denselben bei jeder Gelegenheit seine Rache fühlen und ihn endlich sogar mit Ruthen peitschen. Diese Schmach empörte den edelstolzen Veturius so, daß er auf den Markt eilte und unter Entblößung seines blutig geschlagenen Rückens das Volk zum Beistande gegen den barbarischen Patrizier aufrief. Die Tribunen verklagten den Plotius bei den Centurien, und diese ließen sich auch wirklich bestimmen, den Missethäter zum Tode zu verurtheilen. Allein das Volk war mit dieser Genugthuung nicht zufrieden; es verlangte mit vollem Rechte eine Bürgschaft gegen ähnliche Fälle und deshalb gänzliche Aufhebung des Schuldgesetzes.

Da nun die Patrizier aber Widerstand leisteten, so wandte die Plebs ihr altes Zwangsmittel an, indem sie auswanderte und sich auf den Berg Janiculus zurückzog. Der dadurch in Verlegenheit gesetzte Senat ernannte einen Diktator in Quintus Hortensius, und dieser unternahm es, mit der Plebs zu unterhandeln und sie zur Aussöhnung zu bewegen. Es gelang ihm (286 v. Chr.) durch Vorschlag des nach ihm benannten Hortensischen Gesetzes, welches bestimmte, daß in Zukunft jeder Plebsbeschluß an sich, auch ohne Bestätigung des Senats, die Kraft eines Volksbeschlusses haben, also für alle Quiriten verbindlich sein solle. Hierdurch war die unbedingte Gleichstellung von Gesetz und Plebsbeschluß errungen und somit der lange, zweihundertjährige Kampf zwischen den römischen Geschlechtern und den Gemeinen im Wesentlichen zu Ende geführt. Die Verhältnisse hatten sich infolge dessen so umgewandelt, daß diejenige Klasse der Bürger, welche einst allein das Stimmrecht besessen, nunmehr bei der gewöhnlichen Form der für die gesammte Bürgerschaft verbindlichen Abstimmungen nicht einmal mehr gefragt zu werden brauchte.

Während dieses Ereignisses dauerte der Krieg gegen die Etrusker und Gallier ununterbrochen fort, und namentlich war es der würdige Curius Dentatus, der ihn mit entschiedenem Glücke führte. Es gelang ihm, die mit den Etruskern verbündeten gallischen Stämme allmählich völlig zu vertilgen, so daß den Ersteren endlich nichts übrig blieb, als sich in Friedensunterhandlungen mit den Römern einzulassen. Aber noch waren diese Unterhandlungen nicht zum Abschluß gediehen, als sich Rom in einen neuen Krieg verwickelte, welcher in seinen Vorgängen und seinen Folgen wichtiger wurde als alle früheren Kämpfe, die es zur Erweiterung seiner Macht geführt hatte. Es war dies

Der Tarentinische Krieg (282—272 v. Chr.). Tarent, die reichste und blühendste Stadt Großgriechenlands, hatte schon längst mit Neid auf die wachsende Macht Roms geblickt. Der Neid paarte sich mit Furcht vor eigener Gefahr, als Samnium den Römern

unterworfen war; denn daß deren sieggewohnter Arm bald noch weiter nach Süden greifen würde, war vorauszusehen. Um die Gefahr abzuwenden, oder wenigstens doch hinauszuschieben, wiegelten die Tarentiner jene Völker, welche zwischen ihnen und den Römern wohnten, und welche aus den wilden Räuberhorden der Bruttier und Lucaner bestanden, zum Kriege gegen Rom auf. Allein sie hatten dadurch das Uebel nur ärger gemacht; denn der Konsul Cajus Fabricius drang siegreich in Lucanien ein und entsetzte die von den Lucanern belagerte, unter Roms Schutz stehende Stadt Thurii am Tarentinischen Meerbusen, in welche nunmehr eine römische Besatzung gelegt wurde. Dies sollte die Veranlassung zum Kriege mit Tarent herbeiführen; denn da Thurii wegen des feindlichen Lucaniens keine andere Verbindung mit Rom hatte als den Seeweg längs der Küste von Bruttien, zwischen Rom und Tarent aber ein Vertrag bestand, nach welchem bewaffnete römische Schiffe diese Küste nur bis zum Lacinischen Vorgebirge, also nicht bis Thurii, befahren durften, so war ein Zusammenstoß unvermeidlich. Zwar achteten die Tarentiner Anfangs so wenig auf die kleine römische Flotte von zehn Triremen, welche gegen den Vertrag im Tarentinischen Meerbusen kreuzte, daß diese arglos in den Hafen von Tarent einlief. Da aber, von einigen Römerfeinden angereizt, entschlossen sich die Tarentiner, die Eindringlinge zu züchtigen. Unvermuthet wurden diese von den Tarentinern angegriffen, und fünf der römischen Schiffe in den Grund gebohrt, während die übrigen die Flucht ergriffen. Hierauf eilten die Tarentiner nach Thurii, nahmen es ein, nachdem der römischen Besatzung freier Abzug gewährt worden war, und gaben die Stadt der Plünderung preis zur Strafe dafür, daß sie römische Truppen aufgenommen hatte.

Diese Handlungen der Tarentiner erregten in Rom die heftigste Erbitterung gegen Tarent. Eine Gesandtschaft unter der Leitung eines alten ehemaligen Konsuls Posthumius Megellus wurde dorthin gesandt, um Genugthuung zu fordern.

Der Konsul hatte die tarentinische Rathsversammlung griechisch angeredet, weil die griechische Sprache in Tarent heimisch war. Da er sich aber derselben nicht ganz fehlerfrei bedienen konnte, oder auch das Griechische nicht fein genug sprach, so wurde er schon darüber von den Tarentinern, die gerade ein schwelgerisches Fest gefeiert hatten und berauscht waren, boshaft verhöhnt. Als er nun endlich gar im Namen Roms von Genugthuung redete, warf man ihn förmlich zum Saal hinaus; ja ein Possenreißer, Namens **Philonides**, ging in seinem höhnenden Uebermuthe so weit, den Mantel des alten ehrwürdigen Gesandten nach der Weise der Hunde zu verunreinigen, worüber die betrunkenen Tarentiner in einen rasenden Jubel ausbrachen. Posthumius aber wandte sich entrüstet zu ihnen und sagte, indem er sein besudeltes Kleid ihnen entgegen hielt: „Lacht nur, ihr Tarentiner, so lange ihr noch könnt; denn bald wird die Zeit kommen, wo ihr weinen werdet. Dieses Kleid wäscht nur Tarentiner Blut rein!“

König Pyrrhos. Die Tarentiner, eine weichliche, unkriegerische Nation, fühlten den Römern gegenüber ihre Schwäche zu gut, um sich nicht nach einem kriegserfahrenen Bundesgenossen umzusehen. Ihre Wahl fiel auf den König **Pyrrhos von Epeiros**, dessen Ruf als kriegslustiger Abenteurer längst nach Italien gedrungen war. Die Tarentiner luden ihn im Namen aller griechischen Pflanzvölker Italiens ein, nach der Halbinsel zu kommen, um über ihre Heere, deren Zahl sie auf 20,000 Reiter und 350,000 Mann Fußvolk bringen könnten, den Oberbefehl zu übernehmen. Pyrrhos folgte dem Rufe mit Freuden; aber er wollte mehr thun, als von ihm gefordert worden war, er wollte nicht blos als Dienstmann Tarents, sondern als dessen Herrscher auftreten. Kaum hatte er also mit seinem epeirotischen Heere, dessen Zahl sich auf 22,000 Mann Fußvolk, 3000 Reiter, 5000 Bogenschützen und 50 Elefanten belief, den italischen Boden betreten, so nahm er die Burg von Tarent und gegen die Stadt eine Stellung ein, die ihn als deren Tyrann erscheinen ließ; denn über alle Anordnungen, die nur im entferntesten zu dem Kriege in Beziehung standen, maßte er sich eine unumschränkte Gewalt an.

Pyrrhos wollte den Tarentinern durchaus keine Einmischung in die Angelegenheiten des Krieges zugestehen, den sie doch führten. Deshalb ging er in seiner herrischen Handlungsweise sogar so weit, alle Zusammenkünfte zu verbieten, in welchen von Politik gesprochen wurde. Weiter verfügte er, daß alle kriegsfähigen Männer Tarents zum Dienste ausgehoben, unter seine Truppen gestellt und von diesen eingeübt werden sollten. Damit die weichlichen Tarentiner, welche zum Kriege wol Geld, nicht aber Mannschaft hergeben wollten, nicht die Flucht ergriffen, ließ Pyrrhos sämmtliche Thore der Stadt aufs Schärfste bewachen; und um sie aus ihrem üppigen Leben herauszuziehen, verbot er sogar alle öffentlichen Gelage; kurz er verfuhr mit Tarent, welches ihn zur Unterstützung aufgerufen hatte, nicht anders, als gälte es dessen Unterwerfung. Die Tarentiner mußten sich fügen, da sie in Pyrrhos ihr einziges Heil gegen die drohende Gewalt der Römer sahen.

Letztere hatten inzwischen alle Anstalten zum Kriege getroffen. Der Prokonsul **Publius Valerius Lävinus** war in das mit Tarent verbündete Lucanien eingerückt, nachdem dem Könige Pyrrhos von Epeiros förmlich der Krieg erklärt worden war.

Die Römer verfuhren bei ihren Kriegserklärungen sehr gewissenhaft und förmlich. Es erschien ihnen als sündhaft, eine Feindseligkeit zu beginnen, bevor sie nicht dem zu bekriegenden Lande in der üblichen Form den Krieg verkündet hatten. Hierzu gehörte auch der Gebrauch, daß man einen Wurfspieß auf das feindliche Gebiet schleuderte. Natürlich befand man sich in dieser Hinsicht bei dem Kriege gegen Pyrrhos in der größten Verlegenheit, da dessen Gebiet weit über dem Meere lag. Allein man wußte sich zu helfen. Ein epeirotischer Ueberläufer mußte sich an der römischen Grenze ein Stück Land kaufen, und dies galt nun behufs der Förmlichkeit für Epeiros.

Als Pyrrhos von dem Einfalle der Römer in Lucanien Kunde erhielt, rückte er dem Prokonsul entgegen, fand aber beim Anblick der neuen, bisher verachteten Feinde doch für gut, die Ankunft der tarentinischen Bundesgenossen abzuwarten, ehe er sich in einen Kampf einließ. Denn da die beiden Heere sich gegenüberstanden, und Pyrrhos die sehr verständigen Kriegsanordnungen der Römer sah, rief er erstaunt aus: „Diese Leute sind wahrhaftig nicht solche Barbaren wie wir glaubten.“ Der Prokonsul Lävinius versäumte auch nichts, um dem griechischen Feinde vor den römischen Waffen Achtung einzuflößen. Als einige Epeiroten von den römischen Vorposten gefangen genommen wurden, ließ er sie durch sein ganzes Lager führen und schickte sie alsdann dem Pyrrhos zurück, damit sie diesem berichten sollten, was sie gesehen, wobei ihnen der Prokonsul zum Abschiede sagte, daß er noch viele andere Völker befehlige, die er den Epeiroten aber erst bei einer späteren Gelegenheit zeigen wolle.

Nachdem die tarentinischen Bundesgenossen endlich herbeigekommen waren, kam es am Flusse Siris zwischen den Städten Pandosia und Herakleа (280 v. Chr.) zu einer Schlacht, in welcher Pyrrhos, mit Hülfe seiner dem Feinde bisher unbekannten Elefanten sowie seiner trefflichen thessalischen Reiterei und durch die Vollendung der griechischen Taktik, einen entscheidenden, aber mit großen Opfern erkauften Sieg über die Römer erkämpfte.

Diese hatten sich am Siris mit solcher Tapferkeit und so vielem persönlichen Muthe geschlagen, daß Pyrrhos von der größten Hochachtung gegen sie durchdrungen ward. Als er nach seinem Siege auf dem Schlachtfelde umherging, bewunderte er die gefallenen Römer, indem er ausrief: „Mit solchen Soldaten wäre die Welt mein, und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre!“ Pyrrhos selbst hatte viele seiner talentvollsten Heerführer verloren. Als man ihm daher nach der Schlacht zu dem erfochtenen Siege Glück wünschte, brach er in die Worte aus: „Noch ein solcher Sieg, und ich kehre allein nach Epeiros zurück!“ Und als er die erbeuteten Siegeszeichen im Jupitertempel zu Tarent aufhing, ließ er folgende Inschrift darüber setzen:

„Die noch Niemand besiegt, o Vater im hohen Olympos,
Die überwand ich im Feld; doch sie überwanden auch mich.“

Die Feinde Roms jubelten, und ihre Zahl vermehrte sich durch den Abfall vieler unterworfenen Völker. Allein Pyrrhos hatte mehr als sie alle erkannt, welch ein gewaltiger Gegner das römische Volk war. Er sah einen langen Krieg voraus, dessen Ausgang ihm trotz des erfochtenen Sieges zweifelhaft erschien. Deshalb wollte er denselben zur Erlangung eines vortheilhaften Friedens benutzen, und sandte seinen Freund Kineas nach Rom, um Unterhandlungen anzuknüpfen.

Kineas war ein ausgezeichneter Mann, der sich nach dem Muster des Demosthenes gebildet hatte. Er genoß die Freundschaft des Epeirotenkönigs in einem so hohen Grade, daß dieser ihn als seinen Schutzengel betrachtete und liebte. Aller niedrigen Schmeichelei abhold, sagte er dem Könige oft unumwunden die Wahrheit, und Pyrrhos besaß Seelengröße genug, die bitteren Reden nicht allein ohne Zorn zu hören, sondern sie auch zu beachten.

Da der Friede mit den Etruskern zwar dem Abschlusse nahe, aber noch nicht entschieden war, so hoffte Kineas die Römer um so geneigter zu finden, seine Vorschläge anzunehmen. Die Friedensbedingungen, welche Kineas den Römern vorschlug, waren folgende: Allen Griechen in Italien wird ihre Freiheit und Unabhängigkeit zugesichert; was die Römer den Samnitern, Apulern, Lucanern und Bruttiern entrissen haben, geben sie wieder zurück; die Gefangenen werden ohne Lösegeld frei gegeben. Die Bedingungen waren von einem Sieger diktirt und also nicht geeignet, den Römern annehmbar zu erscheinen. Der Senat zögerte daher; denn kam der Friede mit den Etruskern zu Stande, so war Rom kräftig genug, sich noch einmal mit Pyrrhos zu messen. Dies wußte auch Kineas, und darum drang er auf schnelle Entscheidung. Schon war man geneigt, die Bedingungen anzunehmen; da erschien der alte blinde Appius Claudius im Senate, wo er seit vielen Jahren nicht gewesen war, und erhob dort seine gewichtige Stimme gegen den Frieden, indem er sich über den Kleinmuth der Römer ungefähr folgendermaßen ausließ: „O jetzt wünschte ich, nicht blos blind, sondern auch taub zu sein, um die unwürdigen Rathschläge eurer Feigheit nicht anzuhören. Habt ihr nicht immer geprahlt, daß ihr dem großen Alexander den Ruhm der Unbezwinglichkeit geraubt haben würdet, wenn er nach Italien gekommen wäre; und jetzt zittert ihr vor einem Haufen von Molossern, die stets von den Makedoniern besiegt worden sind, vor einem Abenteurer, der sein Leben lang um die Gunst der Waffenträger dieses Alexander gebuhlt hat?! Schämt euch! ihr seid keine Römer mehr!“ —

Die Mitglieder des Senats wurden von dem Feuereifer des blinden Patrioten fortgezogen und entließen den Kineas mit der stolzen Antwort, die hier zuerst vernommen und seitdem römischer Staatsgrundsatz wurde, daß Rom nicht unterhandle, so lange auswärtige Truppen auf italienischem Gebiet ständen; und um das Wort wahr zu machen, wies man den Gesandten sofort aus der Stadt.

Kineas war von den Verhandlungen des Senats und der ganzen römischen Verfassung mit hoher Achtung erfüllt worden. Als er dem Pyrrhos Bericht von seiner Sendung abstattete, sagte er zu diesem, daß ihm der Senat wie eine Versammlung von Königen erschienen sei, deren Anblick ehrfurchtsvolle Scheu erwecke; allerdings hatte hier der griechische Hofmann zum ersten Male ein freies und selbstbewußtes Volk zu Gesicht bekommen.

Der Krieg nahm seinen Fortgang. Er erhielt aber jetzt einen für Pyrrhos sehr bedenklichen Charakter; denn nicht allein verstärkte sich das römische Heer durch ganze Scharen von Freiwilligen, welche die Vaterlandsliebe unter die Waffen trieb, sondern der Friede mit den Etruskern kam auch zu Stande, indem sie von den Römern unter den günstigsten Bedingungen zu Bundesgenossen angenommen wurden, so daß sich Roms ganze Macht dem epeirotischen Könige entgegen wenden konnte. Dieser bezog daher nach einem vergeblichen Versuche, Rom zu überrumpeln, im Tarentinischen die Winterquartiere, um sich auf den nächsten Feldzug vorzubereiten.

Hier empfing er eine von Cajus Fabricius angeführte römische Gesandtschaft, welche an ihn abgeschickt worden war, um über die Auslösung der von Pyrrhos bisher gemachten Gefangenen zu unterhandeln. Pyrrhos, welcher die Gesandten mit allen möglichen Ehrenbezeigungen aufnahm, lernte bei dieser Gelegenheit durch das edle, männliche Benehmen, namentlich des Fabricius, die wahre Seelengröße der Römer kennen.

Schon Kineas hatte dem Könige die großen Tugenden der Römer und namentlich die Redlichkeit und Unbestechlichkeit des edlen, aber sehr armen Fabricius gerühmt. Sei es, daß Pyrrhos diesen seltenen Mann für sich gewinnen, oder dessen Tugend blos auf die Probe setzen wollte, genug, er bot ihm ein reiches Geschenk an, ohne daß sich Fabricius dafür zu irgend etwas verbindlich machen solle. Der edle Römer aber wollte selbst den Schein der Bestechlichkeit nicht auf sich laden und wies das Geschenk zurück. Der König, über diese Uneigennützigkeit aufs Höchste verwundert, wollte sich nun, wie die Sage erzählt, überzeugen, ob auch die Unerschrockenheit des Römers eben so wenig zu erschüttern sei, wie seine Redlichkeit. Daher ließ er bei einer Unterredung, die er am folgenden Tage mit Fabricius hatte, hinter dem Sessel desselben plötzlich einen Vorhang wegziehen, worauf ein dahinter verborgen gewesener Elefant seinen Rüssel drohend über das Haupt des Römers streckte. Dieser aber, obgleich er solch ein Thier noch niemals gesehen hatte, wandte sich ohne das geringste Zeichen von Furcht zum Pyrrhos und sprach: „Eben so wenig, o König, wie mich gestern dein Gold reizte, schreckt mich heute dieses Thier."

Pyrrhos gab indessen seine Versuche, den wackern Mann ganz auf seine Seite zu ziehen, nicht auf. Er machte ihm die glänzendsten Anerbietungen, ja er bot ihm selbst die erste Feldherrnstelle in seinem Heere an; doch alle Verlockungen prallten machtlos ab von der patriotischen Gesinnung des edlen Römers.

Wenn Pyrrhos durch die Schätzung seiner Feinde auf der einen Seite bestimmt wurde, die Gefangenen nicht auszuliefern, um die Macht jener nicht noch zu vermehren, so bestimmte sie ihn doch auf der andern, den Gefangenen die Erlaubniß zu geben, zu dem Volksfeste der Saturnalien nach Rom zu gehen unter der Bedingung, nach Vollendung der Festlichkeit wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren.

Die Römer wußten dies in sie gesetzte Vertrauen zu schätzen. Der Senat sprach die Todesstrafe über Jeden aus, der das edle Vertrauen des Feindes täuschen und wortbrüchig zurück bleiben sollte; und wirklich trafen auch sämmtliche Gefangene zur bestimmten Zeit wieder bei Pyrrhos ein.

Den Feldzug des folgenden Jahres eröffnete Pyrrhos damit, daß er in Apulien einfiel und Venusia, die wichtigste römische Festung in diesem Lande, belagerte. Die beiden Konsuln Publius Sulpicius Saverrio und Publius Decius Mus, ein Sohn des gleichnamigen Helden von Sentinum, rückten ihm entgegen, und bei Asculum kam es (279 v. Chr.) zu einer zweitägigen mörderischen Schlacht, in welcher auf beiden Seiten etwa 70,000 Mann gegen einander kämpften.

Im Lager des Pyrrhos hatte sich das Gerücht verbreitet, der Konsul Decius Mus wolle sich, wie sein Vater und Großvater, mit den Feinden den Göttern der Unterwelt weihen, um dadurch den Römern den Sieg zuzuwenden. Pyrrhos, in dem Aberglauben jener Zeit befangen, fürchtete Alles von diesem Vorhaben, um so mehr, da er glaubte, die Familie der Decier besitze einen geheimnißvollen Zauber, wodurch es ihnen gelinge, durch solch ein Opfer ihrem Vaterlande den Sieg zu sichern. Um also den Opfertod des Decius unmöglich zu machen, erließ er an sein Heer den strengsten Befehl, daß Niemand einen Römer in der von ihm bezeichneten Kleidung tödten, sondern vielmehr Jeder danach streben solle, denselben lebendig zu fangen. Den Decius selbst ließ er durch einen Abgesandten warnen, sein Vorhaben auszuführen, da es ihm der getroffenen Vorkehrung zufolge nicht gelingen könne, er sich vielmehr blos der Gefangenschaft aussetzen, und alsdann als Zauberer und Betrüger behandelt werden würde.



Die Schlacht bei Asculum. Zeichnung von H. Leutemann.

Der Konsul ließ dem Könige zurücksagen, er halte ihn für keinen so gefährlichen Feind, um sich zur Anwendung eines Mittels gezwungen zu sehen, dessen sich die Römer nur in der dringendsten Gefahr bedienten. Decius verschmähte auch wirklich das Mittel, welches sich zufällig schon zweimal bewährt hatte, wurde aber dennoch das Opfer seiner Tapferkeit. Er gehörte zu den in der Schlacht Gefallenen, deren Zahl bedeutend genug war. Nicht minder groß zeigten sich aber auch die Verluste des epeirotischen Königs, welcher seine besten Krieger, den Kern seines Heeres, das Schlachtfeld decken sah; er selbst war im dichtesten Kampfgewühl von einem Wurfspeer in den Arm getroffen. Die Römer konnten sich geordnet in ihr festes Lager zurückziehen; ihr Gegner behauptete zwar das Schlachtfeld, allein es waren unfruchtbare Lorbern, die er errungen hatte.

Pyrrhos mußte daher nach seinen Siegen nicht minder den Frieden wünschen als die Römer nach ihren Niederlagen. Allein keine Partei wollte der andern das erste Wort gönnen, denn beiden fehlte es dazu an einem schicklichen Vorwande. Indem man so hin und her schwankte, ereignete sich ein Vorfall, der die beiderseitige Verlegenheit so zu guter Stunde beseitigte, daß man geneigt ist, ihn für absichtlich herbeigeführt zu halten. Es war etwa ein Jahr nach der Schlacht bei Asculum, als die beiden Heere sich wieder gegenüber standen; da ging bei den römischen Konsuln ein Brief von Pyrrhos' Leibarzte ein, worin derselbe sich gegen eine angemessene Belohnung erbot, den König zu vergiften. Die Konsuln verschmähten es, von diesem elenden Anerbieten Gebrauch zu machen, und zeigten dem Pyrrhos die Verrätherei an, ohne ihm jedoch den Namen des Verbrechers zu nennen. Der König wurde von diesem neuen Beweise der ehrenwerthen Gesinnung seiner Feinde so gerührt, daß er die römischen Gefangenen ohne Lösegeld frei gab. Doch die Römer wollten ihrem Feinde an Großmuth nicht nachstehen und sandten ihm deshalb eben so viele epeirotische und tarentinische Gefangene unentgeltlich zurück. So überboten sich beide Parteien an Beweisen großmüthiger Gesinnung gegenüber dem Feinde. Auf der einen Seite der römische Senat, getragen durch das Stolzgefühl eines freien Volkes, welches er in seiner Gesammtheit durch die edelsten Geschlechter vertrat, auf der anderen Seite ein ritterlicher Fürst und Heerführer von einer hochherzigen und liebenswürdigen Persönlichkeit, welcher als der erste Grieche den Römern im Kampfe entgegen trat. Dort eine Körperschaft, die, aus den tüchtigsten und verdienstvollsten Bürgern, nicht nach dem Zufall der Geburt, sondern durch freie Wahl der Nation zusammengesetzt, Alles in sich schloß, was das Volk an politischer Weisheit und praktischer Staatskunde besaß, und die in einmüthiger Vaterlandsliebe republikanische Hingebung mit unbeugsamer Thatkraft verband; hier ein ruhmbegieriger Einzelherrscher, reich an persönlichen Vorzügen, ein hervorragender Heerführer seiner Zeit, dem das Vorbild eines Alexander des Großen vorschwebte, dem aber bei aller Kriegskunst doch das hohe staatsmännische Talent des großen Makedoniers abging. Daß in dem hartnäckigen Kampfe, der damals zwischen römischen Cohorten und griechischen Phalangen, zwischen Landwehr und Söldnerschaaren, zwischen Senatorenregiment und Heerkönigthum, zwischen Nationalkraft und persönlichem Talent ausgefochten wurde, schließlich die unermüdliche und stets opferbereite Ausdauer eines freien und selbstbewußten, auf seinem eigenen Gebiete kämpfenden Volkes obsiegen werde, konnte von dem einsichtsvollen und hochgebildeten Gegner selbst am wenigsten verkannt werden. Gern hätte Pyrrhos daher seinen Frieden mit dem römischen Volke geschlossen, und so erhielt denn Kineas, welcher die römischen Gefangenen nach Rom geführt hatte, den Auftrag bei dieser Gelegenheit, Unterhandlungen anzuknüpfen.

Da die Römer jedoch einen Frieden nur unter der Bedingung abschließen wollten, daß Pyrrhos Italien gänzlich räume, ein solcher Abzug dem Sieger aber zu schimpflich erschien, so kam nur ein Waffenstillstand zu Stande. Die Hartnäckigkeit der Römer brachte den König in große Verlegenheit. Die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten konnte seinen Untergang zur Folge haben, und einen Abzug aus Italien ohne irgend einen Vorwand

erlaubte seine Ehre nicht. In dieser Noth konnte ihm nichts erwünschter sein, als die Aufforderung der Stadt Syrakus, ihr gegen die Karthager beizustehen.

In Syrakus hatten nämlich kaum ein Menschenalter nach Timoleon's Tode die friedlichen, freien und glücklichen Verhältnisse, in welche der Staat durch die Bemühungen jenes würdigen Mannes gekommen war, eine gewaltsame Umänderung erlitten. Ein gewisser **Agathokles** hatte sich zum Tyrannen aufgeworfen. Er war der Sohn eines Töpfers, hatte sich aber durch seine Körperschönheit die Gunst eines sehr reichen Bürgers, Namens **Demas**, in einem so hohen Grade erworben, daß dieser, als er zum Feldherrn ernannt wurde, den Agathokles, welcher noch als gemeiner Soldat diente, zu seinem Unterfeldherrn machte. Er war der schönste und kräftigste Mann des Heeres, und sein Harnisch so schwer, daß ihn Niemand außer ihm heben konnte. Aber nicht weniger als durch Kraft zeichnete er sich auch durch Geschicklichkeit aus. Als Demas starb, heirathete Agathokles dessen Wittwe und gelangte dadurch in den Besitz eines außerordentlichen Vermögens, mit dessen Hülfe er sich einen Einfluß gründete, der groß genug war, ihm zur Tyrannis zu verhelfen, welche er denn auch an sich riß, nachdem er alle seine Gegner, unter diesen die angesehensten und reichsten und Bürger der Stadt, hatte grausam niedermetzeln lassen.


Pyrrhos-Statue im Capitol-Museum zu Rom.

Die Karthager, stets nach dem Besitz des ganzen Siziliens lüstern, sahen sich durch die Fortschritte, welche Agathokles auf der Insel machte, immer weiter von ihrem Ziele entfernt. Um diesem Zustande mit einem Male ein Ende zu machen, sandten sie ein großes Heer nach Sizilien, welches den Agathokles schlug und ihn in Syrakus belagerte. Die Stadt wäre verloren gewesen, wenn ein kühner Streich ihres Tyrannen sie nicht gerettet hätte. Dieser schiffte sich trotz der karthagischen Flotte, welche vor dem Hafen kreuzte, mit einem Heere ein und segelte nach Afrika, ohne daß die nacheilenden Karthager ihn einholen konnten. Jetzt hatte er seinen Zweck erreicht; denn dadurch, daß er den Krieg auf karthagischen Grund und Boden versetzte und die Hauptstadt bedrohte, zog er die Karthager von Sizilien ab. Der Krieg selbst fiel außerordentlich glücklich für ihn aus; er eroberte mehrere Städte und so bedeutende Landschaften, daß er sich prahlerisch „König von Afrika“ nannte. Endlich schickte er sich an, Karthago zu belagern. Aber noch ehe er diesen Vorsatz ausführen konnte, brach unter seinen Truppen, wahrscheinlich eine Folge seines grausamen und blutgierigen Regiments, eine Empörung gegen ihn aus, und er sah sich gezwungen, allein nach Sizilien zu fliehen, während sich sein Heer mit den Karthagern

vereinigte. Seit diesem Unfalle wurde die Grausamkeit, mit welcher er seine Regierung über Syrakus wieder befestigte, von Tage zu Tage unerträglicher, und rief das allgemeine Verlangen hervor, sich des Ungeheuers zu entledigen.

Endlich empfing er den verdienten Lohn für eine grausame, unmenschliche Regierung, indem sich das Volk, während der Tyrann an bereits erhaltenem Gifte kränkelte, seiner Person bemächtigte und ihn lebendig verbrannte (289 v. Chr.). Nach seinem Tode brach, wie schon in den früheren Perioden bei ähnlichen Anlässen, der Bürgerkrieg über Sizilien und Syrakus herein. Die Karthager machten sich die Unruhen zu Nutze, eroberten den größten Theil der Insel und belagerten endlich (279 v. Chr.) Syrakus. Die Bewohner fühlten, daß sie zu schwach seien, den Angriff der mächtigen Karthager zurückzuschlagen, und in dieser Noth wandten sie sich an Pyrrhos mit der Bitte um Hülfe.

Der König nahm die Gelegenheit mit Freuden wahr, Italien ehrenvoll verlassen zu können. Er setzte nach Sizilien über, schlug die Karthager und raubte ihnen alle sizilischen Besitzungen bis auf Lilybäon, welches er vergebens belagerte. Ungeduldig über die hartnäckige Vertheidigung dieser Stadt, wollte er nach Afrika hinübersetzen. Allein darüber entzweite er sich mit den kleinen sizilischen Herrschern, welche ihn bisher unterstützt hatten, sich aber jetzt von ihm lossagten. Da nun Pyrrhos recht wohl einsah, daß er mit seinen Epeiroten allein in Sizilien nichts ausrichten könne, so ging er (276 v. Chr.) wieder nach Italien zurück, um sein Glück gegen die Römer von Neuem zu versuchen.

Letztere hatten seine Abwesenheit benutzt, um die abgefallenen Bundesgenossen zu züchtigen und wiederum zu unterwerfen. In dem zurückkehrenden Pyrrhos sahen jene also ihren rettenden Engel. Doch der Glücksstern dieses Königs war bereits im Erbleichen. Die Mehrzahl seines Heeres bestand aus unzuverlässigen Miethlingen, und obgleich er es mit Samnitern, Lucanern und Bruttiern ansehnlich verstärkte, so war es doch den von Vaterlandsliebe begeisterten Römern gegenüber nur eine schwache Stütze seines sinkenden Ruhmes. Dazu kam noch, daß ihm die Republik zwei Konsuln entgegenstellte, von denen wenigstens der Letztere fast allein ein Heer aufwog: Cornelius Lentulus und den uns schon rühmlichst bekannten Curius Dentatus. Da die Heere dieser beiden noch nicht vereinigt waren, so beschloß Pyrrhos, den Dentatus unerwartet anzugreifen. Es geschah bei Maleventum (275 v. Chr.); allein diesmal war entschieden der Sieg auf Seiten der Römer, und das ganze epeirotische Lager fiel in die Hände der Sieger; jener Ort wurde deshalb fortan Beneventum genannt.

Wenn auch die Geschicklichkeit des Curius Dentatus, die Tapferkeit der Römer und die moralische Ueberlegenheit ihres Heeres die Hauptursachen des Sieges gewesen waren, so hatte doch einen nicht unbedeutenden Antheil daran die Erfindung eines Mittels, durch welches die Römer ihren ungewohntesten, und schon darum gefährlichsten Feind, die Elefanten, unschädlich machten. Die römischen Krieger hatten nämlich Pfeile mit Werg umwickelt, das mit Pech und Harz getränkt war. Diese Pfeile wurden angezündet und den Elefanten entgegen geschleudert, wodurch dieselben natürlich scheu wurden, sich dem eigenen Heere zuwandten und dasselbe in Unordnung brachten. Zwei dieser Thiere waren auf solche Weise in der Schlacht getödtet worden, und acht derselben hatte man erbeutet, wovon vier den Triumph des Curius Dentatus zierten. Er war der erste Triumphator, welcher mit Elefanten in Rom einzog.

Diese Niederlage hatte in Pyrrhos den Mißmuth, den er schon längst über die ganze italische Unternehmung empfunden hatte, bis zum Gipfel gesteigert, und so faßte er denn endlich den Entschluß, Italien für immer zu verlassen. Nachdem er in Tarent eine Besatzung gelassen, segelte er mit 8000 Mann zu Fuß und 500 Reitern, die den Hauptheil seines Heeres ausmachten, nach Epeiros zurück; bald darauf (272 v. Chr.) starb er zu Argos.

Nach seiner Entfernung blieb den Römern nur noch die Aufgabe, den Krieg gegen Tarent mit dessen Unterwerfung zu enden. Während diese allmählich die Bundesgenossen

Tarents besiegten und unterwarfen, rückte der Konsul L. Papirius Cursor, ein Sohn des gleichnamigen früheren Diktators, vor Tarent und belagerte es. Die Tarentiner wandten sich in ihrer Noth an die Karthager, und für diese war die Aussicht, in Tarent festen Fuß zu fassen, so verlockend, daß sie die erbetene Hülfe gewährten und eine Flotte absandten, welche den Hafen von Tarent sperrte. Allein die Unterstützung dieser Flotte wurde nutzlos durch eine Treulosigkeit, welche sich Milo, der Anführer der epeirotischen Besatzung, zu Schulden kommen ließ. Dieser verständigte sich nämlich mit Papirius Cursor dahin, daß er mit der ganzen Besatzung abzog, und der Konsul nahm ohne Widerstand Tarent. So endete dieser Krieg (272 v. Chr.) mit der Unterwerfung der wichtigsten Stadt Großgriechenlands. Zwar wurde ihr die bisherige Freiheit der Verfassung zugestanden; allein sie mußte ihre Mauern niederreißen, ihre Schiffe und Waffen ausliefern und, wie die übrigen Völker Italiens, Roms abhängige Bundesgenossin werden.

Die wichtigsten Länder Italiens waren jetzt den Römern unterworfen. Hier und da widerstrebten zwar noch einzelne Völker, wie Umbrier, Picenter, Samniter, Bruttier, der mit Allgewalt um sich greifenden Macht der Republik; aber diese Völker vollständig zu besiegen, das war die Aufgabe nur weniger Jahre. Sie wurde in der gewohnten Weise gelöst, so daß sich dann die Obergewalt Roms von der äußersten Grenze Etruriens bis zur südlichen Spitze der Halbinsel erstreckte. Das seit Langem verfolgte Ziel war erreicht: Italien war erobert; allein das Glück, welches die Unternehmungen Roms bisher begleitet hatte und die Sinnesart seiner Bürger lenkten seine verlangenden Blicke über dessen Grenze hinaus. Bei dem Mangel einer genügenden Seemacht mußten sich jedoch seine ehrgeizigen Wünsche vorläufig auf die Eroberung der Grenzländer beschränken.

Die Punischen Kriege. Das im Norden von Italien liegende Cisalpinische Gallien schien für die Römer wenig verlockend, da das Land ihnen fast noch ganz unbekannt war; desto mehr reizte sie aber das im Süden liegende Sizilien, welche üppige, kornreiche Insel zur Kornkammer des mächtigen Römerreiches wie geschaffen erschien. Aber ehe sie dasselbe in Besitz nehmen konnten, sollte es noch Anstrengungen kosten, gegen welche die bisherigen Kämpfe als bloße Kampfspiele zu betrachten waren. Denn indem die Römer ihre Hand nach dem blühenden Eilande ausstreckten, stießen sie mit den Interessen der Karthager zusammen, welche in dem Besitze Siziliens von jeher die Krönung ihrer Machtentwicklung gesehen hatten und also gesonnen waren, diese Insel bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die drei langwierigen und blutigen Kriege, welche aus solchem Widerstreite der Interessen der beiden mächtigsten Völker des Westens entsprangen, heißen die Punischen Kriege, weil die Karthager, wie wir schon früher gesehen haben, in ihrer Eigenschaft als Nation den Namen Punier führten.

Das Verlangen der Römer nach Sizilien war also die eigentliche Ursache dieser Kriege; die erwünschte Veranlassung dazu entsprang aus den trostlosen Zuständen jener Insel nach dem Abzuge des Pyrrhos. Abgedankte Söldnerhaufen durchzogen raubend und plündernd das Land nach allen Richtungen hin, und unter diesen räuberischen Söldnerhaufen zeichneten sich die sogenannten Mamertiner durch Roheit und Plünderungssucht aus. Sie waren ursprünglich Campanier, die als ein kriegerisches Volk von Agathokles herbeigerufen worden waren, um ihn in seinen Kriegen zu unterstützen. Da sie sich für unüberwindlich hielten, so hatten sie von dem Worte Mamers oder Mavors, gleichbedeutend mit Mars, sich den Namen Mamertiner (d. h. Marsmänner, im Sinne von „unüberwindliche Krieger") zugelegt. Messana hatte sie in Dienst genommen, allein sie hatten sich in den Besitz der Stadt gesetzt und brandschatzten nun die Gegend mit unerhörter Frechheit. Als die Syrakusaner endlich (270 v. Chr.) einen Nachkommen Gelon's, Namens Hieron, zum Anführer ihrer Truppen erwählten, wurde durch diesen die Ordnung im Lande besonders dadurch wieder hergestellt, daß er alle jene räuberischen Söldnerhorden verjagte, wofür die Syrakusaner den Hieron aus Dankbarkeit zum Könige machten.

Die Mamertiner, im Besitze des festen Messana, widerstanden dem Hieron am längsten, und derselbe schickte sich endlich an, die Stadt zu belagern. Die Belagerten geriethen in Furcht und schon standen sie im Begriff, Messana zu übergeben, als eine karthagische Flotte im Hafen erschien, deren Anführer sich öffentlich als ein Verbündeter des Hieron benahm, heimlich aber die Mamertiner versicherte, daß er zu ihrer Hülfe herbeigekommen sei. Diese Doppelzüngigkeit erschien den Mamertinern verdächtig. Sie sahen ein, daß ihre Stadt als eine Beute betrachtet werde, um welche sich Karthago und Syrakus stritten. Um beiden das Spiel zu vereiteln, wandten sie sich an Rom mit der Bitte um Hülfe. Rom würde seine Unterstützung einer Räuberhorde in jedem andern Falle versagt haben, denn es hatte noch kurz vorher ein strenges Strafgericht über eine campanische Soldatenschar ergehen lassen, welche sich der Stadt Rhegion auf dieselbe Weise bemächtigt hatte, wie die Mamertiner sich Messana's bemächtigten. Die gemißhandelte Stadt erhielt von den Römern ihre Freiheit wieder, und der erlittene Schaden wurde von ihnen so viel wie möglich ersetzt.

Die Gelegenheit, durch Erfüllung der Bitte der Mamertiner in Sizilien festen Fuß zu fassen, war jedoch für das römische Volk zu verführerisch, und wenn sich auch der Senat offen dagegen erklärte, so appellirten doch die kriegslustigen Konsuln an das Volk, welches sich von einem Kriege gegen die Karthager, dessen Schwierigkeiten es nicht zu beurtheilen verstand, reiche Beute versprach, und die Volksversammlung beschloß, den erbetenen Beistand zu gewähren.

Der erste Punische Krieg (264—241 v. Chr.). Die klugen Karthager konnten sich von einem selbst siegreichen Kriege gegen Rom nur geringen Gewinn versprechen, während im unglücklichen Fall der Besitz von Sizilien auf dem Spiele stand. Sie gaben sich daher Mühe, jeden Vorwand zu einem feindlichen Zusammentreffen hinwegzuräumen. Die römische Gesandtschaft, welche sich in Karthago über das Eingreifen der karthagischen Flotte bei Gelegenheit der Belagerung von Tarent beschwerte, erhielt vollständige Genugthuung, und der Konflikt zwischen Hieron und den Mamertinern wurde ausgeglichen. Die römischen Feldherren, deren Truppen bereits in Rhegion angelangt waren, fanden es indessen nicht für gut, darauf Rücksicht zu nehmen. Einem Kriegstribunen des römischen Konsuls Appius Claudius Caudex gelang es, die Wachsamkeit der um die Meerenge von Messana kreuzenden Karthager zu täuschen und in den Hafen der Stadt einzulaufen. Der karthagische General Hanno, welcher die Burg besetzt hielt, ließ sich in der Hoffnung, den Frieden zu erhalten, bewegen, einer von den römischen Anführern berufenen Volksversammlung beizuwohnen. Er wurde festgenommen und erkaufte seine Freiheit mit Uebergabe der Burg und Stadt, für welche Feigheit er später gekreuzigt wurde.

Appius Claudius Caudex kreuzte nun ebenfalls die Meerenge und schlug Hieron und die Karthager, welche die Belagerung von Messana aufgeben und sich in ihre Gebiete zurückziehen mußten. Die Römer streiften ungehindert bis an die Mauern von Syrakus.

Noch glücklicher waren die Konsuln des folgenden Jahres. Sie drangen bis in das Innere von Sizilien, eroberten eine Menge theils syrakusischer, theils karthagischer Städte, unter ihnen Taurominum und Catana, und belagerten endlich Syrakus. Dies bewog den Hieron, der des Bundes mit Karthago eben so müde war wie des Krieges mit Rom, den Römern ein Bündniß anzubieten. Es kam dahin zu Stande, daß Hieron zwar keinen Antheil am Kriege nahm, aber doch seine neuen Bundesgenossen, was Letzteren wichtiger war, mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen reichlich unterstützen sollte. Dieser Beistand des syrakusanischen Königs war den Römern bei der weiteren Führung des Krieges von großem Nutzen.

Jetzt standen sich also Römer und Karthager allein gegenüber. Die Letzteren waren bisher nur deshalb so unthätig gewesen, weil sie große Zurüstungen zu dem Kriege machten, dessen außerordentliche Wichtigkeit sie vollkommen würdigten. Endlich stand ein großes

karthagisches Heer kampffertig in Agrigentum (Akragas), ein anderes auf der Insel Sardinien, von wo aus es eine Landung in Italien versuchen sollte. Da aber die Römer Agrigent hart belagerten, so sah sich das sardinische Heer genöthigt, zum Entsatz dorthin zu eilen. So kam es denn hier bei Agrigent (262 v. Chr.) zu einer Schlacht, in welcher die Römer, obschon die numidische Reiterei des Feindes ihrer eigenen überlegen war, doch vermöge ihrer besser geschulten und kriegsgeübten Fußsoldaten über das karthagische Entsatzheer einen vollständigen Sieg errangen, dessen Folge die Einnahme von Agrigent war.

Der Fall dieses Platzes überlieferte den Römern so ziemlich die ganze Insel, mit Ausnahme der Seefestungen, welche, von dem karthagischen Oberfeldherrn Hamilkar hartnäckig vertheidigt, zugleich den Karthagern als Ausfallpforten für Landungen an der italischen Küste dienten. Die Römer erfuhren hieraus die besonderen Schwierigkeiten des Krieges mit einer Seemacht, deren überlegene Kriegsflotten das Meer beherrschten, den Handel Roms und seiner Bundesgenossen lähmten und zu stetiger Sorge gegen überraschende Einfälle von der Seeseite nöthigten; sie begriffen daher sehr bald, daß sie zur Besiegung ihres seemächtigen Feindes selbst der Kriegsschiffe bedurften. Daran aber litt Rom bis zu jener Zeit gänzlichen Mangel. Sein ganzes Seewesen beschränkte sich auf den Besitz einiger Handels- und kleiner unzweckmäßiger Kriegsfahrzeuge für das Kreuzen an den Küsten; denn so lange es die Eroberung des italischen Festlandes galt, war selbstverständlich der wachsenden Landmacht Roms eine Flotte kein Bedürfniß gewesen. Jetzt aber, wo dies Bedürfniß sich als ein dringendes darstellte, warfen sich auch die Römer mit der ihnen eigenen Energie auf die Schöpfung einer Seemacht.

Nach dem Muster eines karthagischen Fünfruderers, welcher an der bruttischen Küste gestrandet und so den Römern in die Hände gefallen war, wurde mit wahrhaft erstaunlicher Schnelligkeit eine Flotte von 100 Fünfruderern und 20 Triremen erbaut. Aber eben diese Eile war Schuld, daß sich die Schiffe bald als mangelhaft erwiesen, weil man frisches Holz dazu genommen hatte, was schon aus der Angabe hervorgeht, daß 60 Tage nach dem Fällen der Bäume die daraus gezimmerten Schiffe fertig standen.

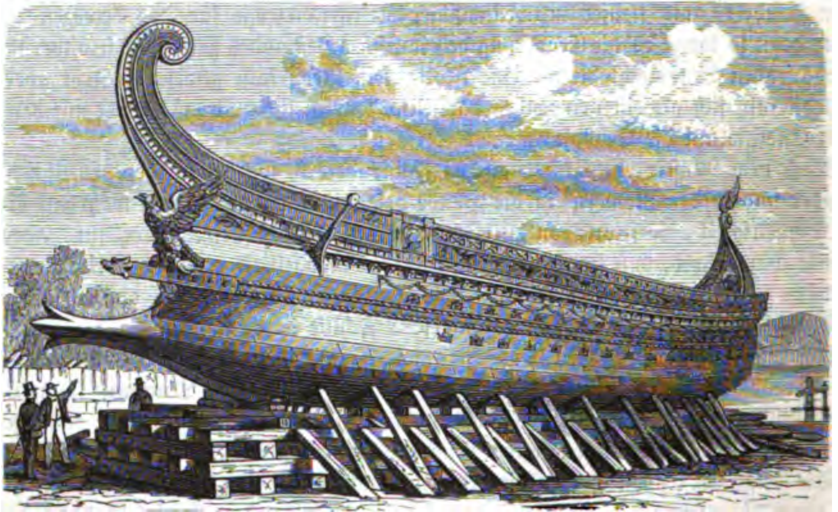
Um auch mit dem Einüben der Schiffsmannschaft keine Zeit zu verlieren, unterrichtete man während des Baues der Flotte die zum Rudern bestimmten Leute auf dem Lande in der nöthigen Gleichmäßigkeit des Ruderschlages, so daß, als die Schiffe flott gemacht wurden, die Mannschaft mit leichterer Mühe völlig eingeübt werden konnte.

Die Folge der Unvollkommenheit der Schiffe war, daß eine kleine Abtheilung, nämlich die ersten 17 segelfertig gewordenen Fahrzeuge, welche unter dem Konsul Gnäus Cornelius Scipio nach Massana abgingen, den weit besser manövrirenden karthagischen Schiffen fast ohne Kampf in die Hände fiel. Um so mehr betrachteten die Karthager das Seeunternehmen der Römer mit Spott und Verachtung und hofften, mit einem Schlage die ganze römische Seemacht vernichten zu können. Allein in dieser Hoffnung wurden sie getäuscht durch den Konsul C. Duilius, welcher (260 v. Chr.) zur Anführung der römischen Flotte berufen wurde. Dieser Mann erkannte, daß das eigentliche Kampfelement der Römer das feste Land war, wo sie Mann gegen Mann fechten konnten, und um die Vortheile des Landgefechts im Seetreffen zur Geltung bringen zu können, erfand er die Enterbrücke, durch welche der Schwerpunkt des Seegefechts im Gegensatz zu dem Uebersegeln feindlicher Fahrzeuge in den offenen Kampf Mann gegen Mann verlegt wurde.

Wir wollen hier die Beschreibung einer solchen Brücke versuchen. Man denke sich auf dem Vorderdeck des Schiffes einen starken, 8 Meter hohen Mastbaum errichtet. Etwa in der Hälfte dieses Mastes begann das eine Ende einer Fallbrücke, zu dem man auf Leitern emporstieg. Dies Ende der Fallbrücke ließ sich am Mast in einer Kurbel drehen, so daß ihr jede beliebige Richtung gegeben werden konnte. Die Fallbrücke selbst hatte die Gestalt einer 1½ Meter breiten Leiter, deren Sprossen Breter bedeckten, und an deren beiden Seiten ein kniehohes Geländer angebracht war. Ihre Länge war so beträchtlich, daß sie

aufgezogen 4 Meter über die Spitze des Mastes hinüber ragte. Am andern Ende der Brücke befand sich ein spitzer eiserner Haken, von dessen (einem Rabenschnabel ähnlicher) Gestalt die ganze Brücke bei den Römern die Benennung Corvus (der Rabe) erhielt. Ueber dem Haken befand sich ein eiserner Ring, in welchem ein Tau befestigt war, das über eine an der Spitze des Mastes angebrachte Rolle lief, und also das Mittel abgab, um die Fallbrücke aufzuziehen und niederzulassen. Wollte man nun ein feindliches Schiff entern, so ruderte man demselben so nahe, daß das Ende der niedergelassenen Brücke das Verdeck des feindlichen Fahrzeuges erreichen konnte, und ließ alsdann die Fallbrücke nieder. Der eiserne Haken schlug in das feindliche Verdeck ein und klammerte so das Schiff fest. Die Brücke bildete dann den Zugang auf dasselbe, und da sie der bisherigen Beschreibung zufolge nach dem feindlichen Deck zu einen ziemlich starken Abhang hatte, so waren die Enternden beim Eindringen in das feindliche Schiff in demselben Vortheil, in welchem man bei einem Angriffe aus der Höhe in die Tiefe ist — der Angriff gewinnt an Gewalt.

Duilius erprobte seine Erfindung bald darauf nachdem sie gemacht war. Bei der Stadt Mylä, wo sie die Küste verheerten, griff er die Karthager (260 v. Chr.) an, und erkämpfte über sie einen glänzenden Sieg, den ersten, welchen die Römer zur See errangen.



Alte Trireme nach dem Modell Napoleon's III.

Von den karthagischen Schiffen fielen 31, darunter ein Siebenruderer, in die Hände der Sieger, und 14 wurden zerstört, während die Römer kein einziges Schiff verloren haben sollen. Duilius feierte in Rom einen glänzenden Triumph. Das dankbare Vaterland errichtete ihm auf dem Forum eine Ehrensäule (die sogenannte Columna rostrata), welche mit den Schnäbeln der erbeuteten Schiffe geziert war; außerdem wurde ihm noch als Ehrenzeichen das Vorrecht eingeräumt, sich beim Nachhausegehen von einem Abendschmause durch einen Fackelträger und einen Flötenspieler begleiten zu lassen.

Im weiteren Verlaufe des Krieges finden wir die römische Flotte siegreich in den Gewässern der Inseln Sizilien, Sardinien und Korsika, während der Landkrieg auf der Insel Sizilien mit einer gewissen Lauheit betrieben wurde. Man schien bei dem Aufblühen der Seemacht dem Landkriege weniger Bedeutung beizulegen. Allein diese Lauheit rächte sich an den Römern. Die Karthager gewannen immer mehr Gebiet, bis endlich (258 v. Chr.) der Konsul Atilius Calatinus das römische Uebergewicht auf der Insel wieder herstellte, indem er die wichtigsten der verlornen Städte von Neuem einnahm. Im achten Jahre des Krieges war indessen fast noch die Hälfte der Insel in den Händen der Karthager, und die Aussicht, diese jemals daraus zu vertreiben, noch lange zweifelhaft.

Da faßten endlich die Römer, ungeduldig über die langsamen Fortschritte ihrer Waffen, den kühnen Entschluß, nach Afrika überzusetzen, um die Karthager in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Der Konsul **Marcus Atilius Regulus** erhielt den Oberbefehl über diese Expedition und ging mit einer Flotte von 330 Fünfruderern und über 100,000 Mann Schiffsvolk zunächst nach Sizilien, um dort ein Heer von 40,000 Mann, den Kern der römischen Truppen, aufzunehmen. Aber der Weg nach Afrika sollte erst der Lohn einer Schlacht sein. Eine karthagische Flotte von 350 Fünfdeckern, bemannt mit 150,000 Kriegern und Seeleuten, rückte dem Regulus entgegen, und es kam auf der Rhede von **Eknomos** (256 v. Chr.) an der Südküste Siziliens zu einem der größten Seegefechte, welche die Geschichte kennt. Den Römern gelang es „die in weitem Bogen aufgestellten Schiffsreihen der Karthager in der Mitte zu durchbrechen und dann mittels der Enterbrücken ihre Ueberlegenheit im Nahekampf zur Geltung zu bringen; sie bohrten bei einem eigenen Verlust von 24 Fahrzeugen mehr als 30 feindliche Schiffe in den Grund und nahmen 64 Schiffe sammt der Mannschaft gefangen.

Der Weg nach Afrika stand offen. Die Karthager, das Gefährliche ihrer Lage erkennend, machten Friedensvorschläge, allein vergebens. Regulus landete bei dem Vorgebirge **Hermäum** an der afrikanischen Küste, nahm das von den Bewohnern verlassene **Clupea** in Besitz, richtete es zu einem Waffenplatze ein und verheerte nun die Gegend weit umher. Die Karthager machten die außerordentlichsten Anstrengungen, um ein Heer zu Stande zu bringen, das dem furchtbaren Feinde wenigstens an Zahl überlegen war. Es gelang ihnen auch; allein da sie den Fehler begingen, die Anführung des Heeres unter drei Feldherren zu theilen, so wurde es von den Römern entschieden geschlagen und mußte sich in die Stadt flüchten. Regulus rückte auf Karthago los, indem er auf dem Wege eine Menge Städte, unter ihnen auch das wichtige **Tunes**, unterwarf.


Säule des Duilius.

Bei Gelegenheit dieses Feldzuges wird eine fabelhafte Geschichte erzählt, welche wir als ein Curiosum nicht übergehen wollen. Als das Heer des Regulus an dem Flusse Bagradas lagerte, welcher sich bei Karthago ins Meer ergießt, wurde es — wie man erzählt — von einem ungeheuren Drachen belästigt, der die römischen Soldaten, die an den Fluß kamen, mit großer Gefräßigkeit verschlang. Alle Angriffe, die von den Römern in Masse auf das Thier unternommen wurden, blieben erfolglos; denn Pfeile und Wurfspieße prallten von dem harten Schuppenpanzer des Ungeheuers machtlos ab. Endlich sah man sich genöthigt, Belagerungsmaschinen gegen dasselbe aufzuführen, und nun gelang es, dem Unthiere mit einem schweren Stein das Rückgrat zu zerschmettern und es so zu tödten. Der Drache soll nach dem fabelhaften Berichte 40 Meter lang gewesen sein, und war höchst wahrscheinlich ein großes Krokodil, eine den Römern bis dahin noch unbekannte Thierart, woraus sich die Uebertreibung sehr leicht erklärt.

Die Hauptstadt Karthago war mit Furcht und Grausen erfüllt, denn sie sah einer Belagerung und, da eine Menge geflüchteter Landleute ihre Einwohnerzahl fast verdoppelt hatte, den Schrecken einer Hungersnoth entgegen. In dieser verzweiflungsvollen Lage bot der karthagische Senat den Römern Frieden an; Regulus aber stellte als Bedingungen: Abtretung Siziliens und aller Inseln an Rom, unentgeltliche Zurückgabe aller römischen Gefangenen, Auslösung der karthagischen, Anerkennung der römischen Oberhoheit und Zahlung eines jährlichen Tributs als Zeichen dieser Anerkennung; dazu die Verpflichtung, ohne

Roms Genehmigung keinen Krieg zu führen, und Auslieferung aller Kriegsschiffe bis auf eins. Solche Bedingungen, gleichbedeutend mit Karthago's Vernichtung, konnten indeß so lange nicht angenommen werden, als noch ein karthagisches Heer im Felde, eine karthagische Flotte auf der See und die Hauptstadt unerschüttert stand. So trieb denn die höchste Noth in Karthago zu außerordentlichen Anstrengungen. Man berief aus Sizilien den kriegskundigen Heerführer Hamilkar Barkas, welcher die mitgeführten Kerntruppen durch Anwerbung griechischer wie anderer Söldnerscharen verstärkte und an deren Spitze den kampfgeübten Spartaner Xanthippos stellte. Diese Vorbereitungen für Karthago's Rettung vollzogen sich im Verlauf des Winters, während der römische Feldherr Regulus unthätig bei Tunes verweilte und nur eine geringe Abtheilung Truppen vor den Mauern der feindlichen Hauptstadt Wacht halten ließ. Im Frühjahr rückten denn die Karthager unter Xanthippos mit einem wohlgerüsteten Heere von 10,000 Mann Fußvolk, 4000 wohlgeübten Reitern und 100 Elefanten aus und brachten den Römern durch geschickten Gebrauch der Reiterei und der Elefanten in der Nähe von Tunes nicht allein eine entscheidende Niederlage bei, sondern nahmen auch deren Feldherrn Regulus mit 500 Mann gefangen; 30,000 Römer fielen in der Schlacht, nur 2000 erreichten Clupea.

Xanthippos, der Besieger des Regulus, verschwindet nach dieser That wieder aus der Geschichte, denn die Undankbarkeit der durch ihn geretteten Karthager trieb ihn bald von dem Schauplatze seines Ruhmes; er kehrte in sein Vaterland zurück, arm wie er es verlassen hatte, nur begleitet von seinem Ruhme.

Mit ihrem Siege war den Karthagern ein neuer Hoffnungsstern aufgegangen. Sie jubelten, während Rom ungeheure Rüstungen machte, um diese Niederlage zu rächen, und mit 350 Schiffen gingen alsbald im Sommer jenes Jahres (255 v. Chr.) die Konsuln nach Afrika ab. Am Vorgebirge Hermäum stießen sie auf die karthagische Flotte. Die mörderische Schlacht, zu der es hier kam und in welcher die Karthager über 100 Kriegsschiffe eingebüßt haben sollen, war siegreich für die Römer. Diese konnten jedoch ihren Sieg nicht benutzen, denn Mangel an Lebensmitteln zwang sie, Afrika zu verlassen und ihre Bundesgenossen daselbst der Rache der Karthager preiszugeben. Auf der Rückkehr nach Italien ging fast die Hälfte der Flotte in einem Sturm an der Südküste Siziliens zu Grunde.

Einige Zeit hindurch bietet jetzt der Krieg, der sowol zur See als auch auf Sizilien ziemlich lau geführt wurde, nur geringes Interesse. Der karthagische Feldherr Hasdrubal, Hanno's Sohn, setzte sich in Libybäum, an Siziliens Westküste, mit einem großen Heere fest; die Römer aber, welche mit bewundernswerther Energie in fast unglaublich kurzer Zeit eine neue Kriegsflotte fertig gestellt hatten, eroberten (254 v. Chr.) Panormos im Norden Siziliens, büßten dann aber, gelegentlich eines Zuges nach Afrika (253 v. Chr.), wieder den größten Theil ihrer neuen Seemacht infolge eines heftigen Sturmes ein. Hierauf stockten die Expeditionen zur See, und man betrieb römischerseits wieder lebhafter auf Sizilien den Landkrieg, bis endlich der Prokonsul Cäcilius Metellus eine günstige Gelegenheit wahrnahm und ein großes karthagisches Heer bei Panormos (250 v. Chr.), hauptsächlich durch geschickte Manöver gegen die Elefantentruppe des Feindes, dergestalt schlug, daß die Karthager an ihrem weiteren Kriegsglücke verzweifelten. Sie wünschten den Frieden und beantragten ihn durch eine Gesandtschaft, welche nach Rom abgeschickt wurde, ihn zu unterhandeln, aber unverrichteter Sache zurückkehren mußte.

Mit der Geschichte dieser Gesandtschaft steht der Bericht über eine jener Großthaten in Verbindung, die den römischen Charakter in so glänzendem Lichte erscheinen lassen. Ob sie auf Wahrheit beruhe, wird zwar von der neueren Geschichtsforschung, vielleicht mit Recht, bezweifelt; jedenfalls zeugt aber die Vorliebe, mit welcher die bezügliche Erzählung in der römischen Tradition erhalten blieb, für die altrömische Denkweise, welcher die fragliche That angemessen ist. Regulus, noch in Karthago gefangen gehalten, ward vom karthagischen Senate ausersehen, die Gesandtschaft nach Rom zu begleiten, um seinen Einfluß

bei den Römern für den Frieden geltend zu machen. Vor der Abreise aber mußte er feierlich geloben, in die Gefangenschaft zurückzukehren, sobald der Friede nicht zu Stande käme. Der römische Senat empfing die Friedenserbietungen der Karthager, und man war nicht abgeneigt, die Unterhandlungen anzuknüpfen. Nur einer der Anwesenden erhob sich mit aller Kraft gegen den Frieden, indem er dem Senate vorstellte, daß Karthago aufs Aeußerste erschöpft sei und sich bei unerbittlicher Fortsetzung des Krieges sehr bald auf Gnade oder Ungnade ergeben müsse.



Atilius Regulus kehrt in die Gefangenschaft der Karthager zurück.

Es war — Regulus, der hier mit einem Friedensworte seine Freiheit erlangen konnte, aber die Gefangenschaft vorzog, weil der Ruhm des Vaterlandes ihm höher stand als sein eigenes Wohl und Leben.

Die Stimme des Regulus, der ja Karthago genau kennen mußte, war so gewichtig, daß der Senat die Friedensvorschläge der Gesandten verwarf. Regulus schickte sich also an, seinem gegebenen Worte zufolge wieder in die karthagische Gefangenschaft zurückzukehren. Man wollte ihn überreden, sein Wort zu brechen und sich dem Vaterlande zu erhalten; selbst der Pontifex maximus entband ihn des geleisteten Gelübdes; doch Regulus, der es nicht gezwungen, sondern freiwillig abgelegt hatte, konnte den Bruch desselben mit seiner Ehre

nicht vereinigen, und wie der Ruhm des Vaterlandes ihm höher gestanden hatte, als seine persönliche Freiheit, so scheute er auch den Wortbruch mehr als alle Qualen, die voraussichtlich seiner warteten. Er kehrte nach Karthago zurück und hatte sich über sein Schicksal nicht getäuscht. Die Karthager, empört darüber, daß der Mann, dem sie die Vermittlung des Friedens übertragen, der einzige Widersacher desselben gewesen war, opferten ihn einem qualvollen Tode mit einer Grausamkeit, die so unglaublich klingt, daß man sie wol nicht mit Unrecht für eine spätere, dem Nationalhaß entsprungene Uebertreibung erklärt hat. Jedenfalls hegte man in Rom damals die Ueberzeugung, daß der in die Gefangenschaft zurückgekehrte Held von dem erbitterten Feinde nicht mit Schonung behandelt werden könne, und überließ deshalb als Sühneopfer zwei gefangene karthagische Edle der Familie des Regulus zur Wiedervergeltung, welche denn auch in so empörender Weise geübt worden sein soll, daß schließlich die Tribunen im Interesse der Menschlichkeit einschreiten mußten.

Der Krieg wurde fortgesetzt. Drepanum und Lilybäum waren noch die einzigen Städte Siziliens, welche die Karthager im Besitz hatten. Die letztere wurde zwar schon seit einigen Jahren belagert, widerstand aber hartnäckig. Die erstere wollte der kecke Konsul Appius Claudius Pulcher mit einer neu erbauten Flotte überrumpeln. Allein er traf hier unvermuthet die karthagische Seemacht, und die Schlacht, in welche er sich unbesonnen mit ihr einließ, ging für die Römer vollständig verloren (249 v. Chr.), indem Letztere fast ihre ganze Flotte einbüßten.

Claudius Pulcher, mehr ruhmdürstig als talentvoll, verscherzte den Sieg wirklich durch seine Unbesonnenheit. Mehrere einsichtsvolle Römer hatten ihm vergebens von der Schlacht abgerathen. Auch die Auspicien fielen unglücklich aus: die heiligen Hühner wollten nicht fressen. Pulcher, darüber ärgerlich, warf die Hühner sammt dem Hühnerkorbe ins Meer, mit den Worten: „Wollen sie nicht fressen, nun so sollen sie doch saufen!“ Von wie vieler Vorurtheilsfreiheit des Konsuls dies auch zeugte, es war nichtsdestoweniger unklug, denn die abergläubischen Römer sahen darin einen Frevel, der ihnen vollends den Muth zum Kampfe benahm, und vielleicht muß es diesem Mangel an Muth hauptsächlich beigemessen werden, daß die Schlacht für die Römer verloren ging.

Hamilkar Barkas. Des Seekrieges müde, beschlossen die Römer jetzt, den Kampf zu Lande fortzuführen, und zwar in Sizilien, wo Lilybäum noch immer vergebens belagert wurde. Da trat endlich auf karthagischer Seite ein Mann auf, der sich den besten der römischen Feldherren würdig zur Seite stellen konnte, Hamilkar Barkas. Er erschien im Jahre 247 v. Chr. mit einem großen Heere in Sizilien, und gleich seine ersten Anordnungen bewiesen, daß er ein gefährlicher Gegner für die Römer sein würde. Nachdem er zwischen Panormos und Eryx eine feste, unangreifbare Stellung eingenommen, verproviantirte er mit Glück das belagerte Lilybäum, dessen Widerstand dadurch um so hartnäckiger wurde, und nahm den Römern endlich sogar das für den Krieg so wichtige Eryx weg.

Im Besitz so vortheilhafter Punkte operirte Hamilkar Barkas nun mehrere Jahre zum größten Nachtheile der Römer, und diese sahen endlich ein, daß der Krieg ohne eine neue Seemacht nicht zur Entscheidung zu bringen sei. Bei der Erschöpfung seines Staatsschatzes suchte Rom Hülfe bei dem Patriotismus seiner Bürger, und brachte dann durch die Opferfreudigkeit seiner Bürger wieder bald eine Flotte von 200 Fünfruderern zu Stande. Mit derselben segelte der Konsul Cajus Lutatius Catulus (242 v. Chr.) nach Sizilien ab.

Aber auch die Karthager hatten mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte eine Flotte von 400 Schiffen ausgerüstet, welche, mit Kriegsbedürfnissen aller Art befrachtet, nach Sizilien abging, um ihre Fracht im Hafen von Eryx abzuladen und dann die Römer zur See anzugreifen. Doch ehe sie noch Eryx erreichen konnte, fand sie sich von Lutatius angegriffen.



Sieg der Römer über die punische Flotte bei den Aegadischen Inseln. Nach H. Leutemann.

Bei den Aegadischen Inseln entbrannte (242 v. Chr.) die Schlacht, welche den Krieg zur Entscheidung brachte; denn die karthagische Seemacht wurde geschlagen und völlig vernichtet, so daß das gänzlich erschöpfte Karthago dem Hamilkar Barkas Vollmacht gab, den Frieden unter allen Umständen zu vermitteln. Lutatius, eifersüchtig auf den Ruhm, den ersten Punischen Krieg beendet zu haben, schrieb unter dem Vorbehalt der Bestätigung des Senats Bedingungen vor, die zwar nicht mild, aber für die Karthager annehmbar waren, und so kam bis zur Bestätigung derselben durch Rom ein Waffenstillstand zu Wege.

Doch die Römer betrachteten sich als unbedingte Sieger, und so erschienen ihnen denn die von ihrem Konsul vorgeschriebenen Bedingungen viel zu glimpflich. Sie erhöhten dieselben; Karthago aber war außer Stande, Einsprache zu thun. Da wurde denn in dem Friedensvertrage, welcher i. J. 241 v. Chr. zum Abschluß kam, Folgendes festgesetzt: 1) Die Karthager räumen Sizilien und die kleinen sizilischen Inseln; 2) sie dürfen sich weder denselben mit einer Flotte nähern, noch Miethvölker dort werben; 3) sie dürfen mit Syrakus oder dessen Bundesgenossen keinen Krieg führen; 4) sie geben die römischen Gefangenen unentgeltlich frei und lösen die karthagischen aus; 5) sie zahlen an Rom sogleich 1000 Talente Silber und innerhalb zehn Jahren noch weitere 2200 Talente (etwa 9 Millionen Mark). — Die Insel Sizilien wurde hierauf von den Römern in Besitz genommen und für die erste römische Provinz erklärt.

Der Söldnerkrieg (240—237 v. Chr.). Die Ereignisse bis zum Ausbruche des zweiten Punischen Krieges sind zwar wenig interessant, aber in ihren Folgen so außerordentlich wichtig, daß wir die Erzählung derselben mit einiger Ausführlichkeit behandeln müssen. Gehen wir dabei der Zeitfolge nach, so haben wir zuerst einer karthagischen Begebenheit zu gedenken, welche gewöhnlich der Söldnerkrieg heißt, weil er durch die Empörung der karthagischen Truppen herbeigeführt wurde, denen Karthago wegen seines erschöpften Schatzes den rückständigen Sold nicht bezahlen konnte, und die sich daher zu einer Empörung berechtigt glaubten. Vereint mit den zum Aufstande angereizten karthagischen Unterthanen, bemächtigten sie sich der nahen Stadt Tunes und brachten so Karthago in die größte Verlegenheit; aber Hamilkar Barkas errettete seine Vaterstadt daraus, indem er in einem dreijährigen Kriege die aufständischen Söldner völlig besiegte.

Die in diesem Kriege verübten Grausamkeiten waren unerhört. Die aufrührerischen Soldaten ließen einst 700 gefangene Karthager verstümmeln und lebendig begraben. Diese That rächte Hamilkar Barkas in noch schrecklicherer Weise, indem er 40,000 Mann, die in seine Hände fielen, zusammenhauen ließ.

Zu diesem Kriege gesellte sich für die Karthager noch der Verlust der Insel Sardinien. Dort hatten sich nämlich die Söldnertruppen gleichfalls empört und die Insel in Besitz genommen. Darüber waren sie mit den Bewohnern Sardiniens in Uneinigkeit gerathen, und diese hatten die Römer zum Beistande aufgerufen. Die Römer kamen und besiegten die karthagischen Söldner, erklärten aber auch zu gleicher Zeit die Insel für ihr Besitzthum (238 v. Chr.); und wie sehr die Karthager sich auch über diese widerrechtliche und eigenmächtige Handlung beschwerten, die Römer pochten auf das Recht des Stärkern, und die Karthager mußten sich fügen. Ja noch mehr, sie wurden von den hier wahrhaft schamlos handelnden Römern sogar verurtheilt, deren Kriegskosten für die sardinische Unternehmung (1200 Talente) zu bezahlen! und es blieb ihnen nichts übrig, als sich der Gewalt übermüthiger Sieger zu beugen.

Die Römer, welche durch einen ähnlichen Gewaltschritt auch Korsika in Besitz genommen, hatten jetzt zum ersten Male seit undenklicher Zeit keinen Feind zu bekämpfen. Es war vollkommener Friede und zum Zeichen der Waffenruhe wurde der Janustempel geschlossen, was seit Numa's Regierung jetzt zum ersten Male, und dann in diesem ganzen großen Zeitraume nie wieder geschah. Rom glaubte nur im Kriege und durch den Krieg groß sein zu können.

Der erste Illyrische Krieg (230—228 v. Chr.). Wirklich dauerte auch jetzt die Ruhe nur wenige Monate; denn von Norden her zog ein schweres Ungewitter gegen Rom herauf. Durch die Unterwerfung Etruriens stießen die römischen Grenzen an das Land der Gallier; eine Gelegenheit zu feindseliger Berührung mit diesen stets kriegslustigen Völkerstämmen konnte nicht ausbleiben; aber ehe dieselbe eintrat, sahen sich die Römer auch über das Meer hin noch in einen Krieg verwickelt. Es war dies der erste Illyrische Krieg, veranlaßt durch Seeräubereien, welche die illyrische Königin Teuta im Adriatischen Meere und an dessen Küsten treiben ließ. Da von diesen Plagereien auch römische Handelsschiffe betroffen worden waren, so beschlossen die Römer, dem Unwesen ein Ende zu machen. Es gelang ihnen, die räuberische Nation zu Paaren zu treiben, besonders dadurch, daß ihnen Demetrios von Pharos, der illyrische Statthalter auf Korkyra, diese Insel auslieferte, so daß die Römer in jenen Gewässern festen Fuß fassen konnten. Für dieses Entgegenkommen erhielt Demetrios die Insel und einige andere den Illyrern noch abgenommenen Länder als Eigenthum. Der Krieg endete mit Besiegung der Illyrer. Sie mußten sich für tributpflichtig erkennen und ihr Seeräubereien einstellen, eine Bedingung, durch welche sich Rom den Dank aller seefahrenden Nationen erwarb.

Durch den ersten Illyrischen Krieg wurde der Name der Römer auch in Griechenland bekannter, und ihr Einfluß erhielt dort eine Grundlage. Noch war man freilich weit entfernt, daran zu denken, daß dieser Einfluß dereinst unheilbringend für die dortigen Länder werden könne; denn jetzt waren es nur die von Dankbarkeit erzeugten freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen Römern und Griechen obwalteten. Man ging in denselben so weit, daß die Athener den Römern den so selten den Fremden gewährten Zutritt zu den Eleusinischen Mysterien gestatteten und daß die Korinther sie zu den Isthmischen Spielen zuließen.

Der Illyrische Krieg war noch nicht beendigt, als sich die Römer von einer Seite her beunruhigt sahen, von welcher sie es am wenigsten erwarten konnten: die Karthager wurden in Spanien so mächtig, daß die Römer alle Ursache hatten, besorgt zu werden, und endlich einzuschreiten. Dies nöthigt uns, den Ereignissen in Karthago einen weiteren Blick zu schenken. Hier bestanden nämlich seit dem so entschiedenen Auftreten des Hamilkar Barkas zwei politische Parteien, welche sich gegenseitig befehdeten: eine aristokratische, von Hanno geleitet und deshalb gewöhnlich die Hannonische genannt, und eine demokratische, welche in Hamilkar Barkas ihren Führer sah und deshalb gemeinhin die Barkinische hieß.

Der Kampf dieser Parteien wurde dem patriotischen Hamilkar endlich so zur Last, daß er seine Vaterstadt, die er noch eben aus der Gefahr des Söldnerkrieges befreit hatte, zu verlassen beschloß. Gleichwol gab ihm seine Liebe zum Vaterlande den Vorsatz ein, das von Rom so arg gemißhandelte Karthago an dem übermüthigen Sieger zu rächen und eine Macht vorzubereiten, welche diesem die Spitze bieten konnte. Dazu erschien ihm Spanien als das geeignetste Land. Dort, wo sich schon bedeutende karthagische Kolonien vorfanden, wollte er den Karthagern eine Herrschaft gründen, die ihnen den Sieg über die Römer sichern sollte. Allein es war vorauszusehen, daß sein Plan durch die Hannonische Partei vernichtet werden würde, und so beschloß denn der edle Hamilkar, denselben auf eigene Hand auszuführen. Ein Aufstand der Numidier kam ihm dabei trefflich zu statten, denn er erhielt dadurch den Oberbefehl über das Heer, welches ausgesandt wurde, um die Numidier zu besiegen. Mit diesem Heere wollte er seinen Plan verwirklichen. Nachdem er also die Numidier glücklich unterworfen hatte, versicherte er sich durch Geschenke und Beute der vollen Ergebenheit seiner Truppen und ging ohne weitere Anfrage bei dem karthagischen Senate durch Mauretanien bis an die Säulen des Hercules, von wo er nach Spanien übersetzte.

Hamilkar hatte sich bis hierher von seinem Sohne, dem neunjährigen Hannibal, begleiten lassen; und vor dem Uebergange über die Meerenge war es — wie die Sage

erzählt — daß Hamilkar in die Brust dieses seines nachmals so berühmten Sohnes den Keim zu dem Römerhasse niederlegte, der ihn so viele Jahre hindurch zu dem gefürchtetsten Feinde Roms machte. Ehe Hamilkar die Meerenge überschritt, fragte er den Hannibal, ob er ihn auf seinem Zuge nach Spanien begleiten wolle? Der feurige Knabe beschwor den Vater bei allen Göttern, ihn nicht zurückzulassen, sondern ihn mitzunehmen, und ihm die Kunst zu lehren, wie man siege. Da führte Hamilkar den Knaben an den Altar, der eben errichtet war, um den Göttern vor dem Uebergange zu opfern, und ließ ihn hier schwören: ewig ein unversöhnlicher Feind der Römer zu sein. Voll von Begeisterung, die noch erhöht wurde durch die ihn umgebende Feierlichkeit, leistete der Knabe Hannibal den Schwur, der ihm für die ganze Zeit seines ruhm- und thatenreichen Lebens in die Seele gegraben blieb.

Hamilkar's Unternehmungen in Spanien (Iberien) wurden vom Glück begünstigt; die Fortschritte, welche er an der Süd- und Ostküste der Halbinsel machte, söhnten den karthagischen Senat mit dem eigenmächtigen Handeln des verdienten Feldherrn aus, und als er nun gar reiche Sendungen von dem in jenem metallreichen Lande gewonnenen Gelde nach Karthago abgehen ließ, da begriff der Kaufmannsgeist des Volkes den Werth der spanischen Unternehmung, und man beschloß, dieselbe weiter zu verfolgen. So geschah es denn, daß, als Hamilkar Barkas bei seinem weitern Vordringen im Lande der Iberier (228 v. Chr.) umkam, die Karthager seinen Schwiegersohn Hasdrubal nach Spanien sandten, um den gefallenen Helden zu ersetzen.

Hasdrubal zeigte sich als einen würdigen Nachfolger seines Schwiegervaters. Zu seiner Kriegserfahrenheit gesellte sich noch diplomatische Schlauheit, so daß er sich theils durch Waffengewalt, theils durch Ueberredung einen großen Theil der Bewohner Spaniens unterwarf; ja er legte endlich selbst eine neue Stadt an, welche er nach seiner Vaterstadt Karthagena (Neu-Karthago) nannte. Hasdrubal's Fortschritte fingen nun an, die Bewohner der Stadt Saguntum für ihre Existenz besorgt zu machen.

Sie wandten sich an die Römer, um diese auf das gefährliche Vordringen der Karthager aufmerksam zu machen, und Rom erkannte die Dringlichkeit dieser Gefahr zu gut, um nicht sogleich einzuschreiten. Eine Gesandtschaft, welche die Römer an Hasdrubal abschickten, sollte dem rastlosen Weiterdringen der karthagischen Waffen ein Ziel setzen; und da Hasdrubal wohl fühlte, daß Karthago noch zu schwach sei, um es mit Rom aufnehmen zu können, so kam zwischen ihm und den römischen Gesandten ein Vertrag zu Stande, dem zufolge die Karthager ihre Eroberungen nicht über den Iberus ausdehnen und Sagunt, welches zwischen dem bereits von den Karthagern eroberten Lande und dem Iberus lag, nicht beunruhigen durften.

Wahrscheinlich würden die Römer mehr gefordert haben, wenn nicht das schon früher erwähnte Unwetter, welches sich im Norden Italiens zusammengezogen hatte, mit dem Ausbruch gedroht hätte. Die im Cisalpinischen Gallien wohnenden Völker fürchteten von der Nähe der Römer für ihre Freiheit, da diese einige den Galliern abgenommene Ländereien unter die römischen Bürger vertheilt hatten und hierdurch ihre unmittelbaren Nachbarn geworden waren. Am größten war die Gefahr für die dem römischen Gebiete zunächst wohnenden Boier, und um derselben zuvorzukommen, vereinigten sie sich nicht allein mit den Insubrern, sondern riefen auch noch die jenseit der Alpen wohnenden Gäsaten zu Hülfe, einen gleichfalls gallischen Volksstamm, der schon seit längerer Zeit fremden Mächten um Sold zu dienen pflegte.

Die Römer betrieben ihre Gegenrüstungen mit einem Eifer, welcher hinlänglich bewies, wie gefährlich ihnen der neue Feind erschien.

Die Rüstungen der Römer sind nicht allein durch die Menge der aufgebotenen Krieger merkwürdig, deren Zahl von Polybios sogar auf 800,000 Mann angegeben wird, sondern auch durch ein Menschenopfer, welches den religiösen Wahnglauben in seiner ganzen

Scheußlichkeit und verderblichen Wirkung zeigt. In den sibyllinischen Büchern fand sich nämlich eine alte Weissagung vor, nach welcher sich einst Gallier und Griechen der Stadt bemächtigen würden. War der eine Theil dieser Weissagung durch die frühere Verheerung Roms von den Galliern auch schon erfüllt, und hatte man dieselbe von Seiten der Griechen auch jetzt am allerwenigsten zu fürchten, so war doch durch die Rüstungen der Gallier die alte Prophezeiung aufs Neue in den Mund des Volkes gekommen und hatte dasselbe mit Entmuthigung erfüllt. Um derselben entgegen zu wirken, fiel der Senat auf ein wahrhaft unmenschliches Mittel: Die Priester ließen ein Paar Gallier (Mann und Weib) und eben so ein Paar Griechen, deren man sich bemächtigt hatte, auf dem Markte lebendig begraben und überredeten nun das Volk, daß die Weissagung dadurch erfüllt sei, indem jetzt Gallier und Griechen von der Stadt Besitz genommen hätten.

Der Gallische Krieg (225—220 v. Chr.). Die erste den Galliern gelieferte Schlacht bekundete das alte Kriegsglück der Römer; denn die Gallier wurden geschlagen, so daß der Krieg in das Gebiet der Insubrer hinüber gespielt werden konnte, wo er dann wol mit Glück, aber ohne Entscheidung geführt wurde, bis endlich (223 v. Chr.) die Römer in den beiden kriegstüchtigen Konsuln Cnejus Cornelius Scipio und Marcus Claudius Marcellus zwei Anführer erhielten, deren Namen allein hinreichend waren, die Insubrer zu Friedensanträgen zu bewegen. Allein die beiden Führer waren nicht geneigt, ihren Feldzug ohne Kriegsthaten beendigt zu sehen, und wiesen die Anträge zurück. Zum Trost für die Gallier erschienen aber jetzt die in Sold genommenen Gäsaten unter der Anführung ihres Königs Viridomar auf dem Kampfplatz und rückten sogleich dem Konsul Marcellus entgegen. Ehe es jedoch bei Clastidium zur Schlacht kam, bot Viridomar dem römischen Feldherren einen Zweikampf an, Marcellus nahm ihn auf, Viridomar fiel, und das durch den Tod seines Königs entmuthigte gäsatische Heer wurde völlig geschlagen.


Hamilkar Barkas.

Gleich beim ersten Aufeinandertreffen der beiden Kämpfenden durchstieß Marcellus mit seinem Speer den Brustharnisch des gallischen Königs. Das Pferd desselben scheute und warf seinen verwundeten Herrn ab, der nun von Marcellus mit leichter Mühe getödtet wurde. Die glänzende, von Gold und Silber strahlende Rüstung des erlegten Königs weihte der Konsul als spolia opima dem Jupiter Feretrius.

Die nächste Folge der eben erwähnten Schlacht war die Eroberung der insubrischen Hauptstadt Mediolanum und der Rückzug der Gäsaten über die Alpen. Nun unterwarf sich ganz Insubrien und Ligurien, welche Länder unter dem Namen Cisalpinisches Gallien zu einer römischen Provinz gemacht wurden. Um die neue Erwerbung möglichst zu sichern, legte man am linken Ufer des Padus zwei römische Pflanzstädte an: Cremona und Placentia.

Der zweite Illyrische Krieg (219 v. Chr.), welchen die Römer gleich nach Beendigung des gallischen zu führen hatten, scheint blos unternommen worden zu sein, um die römischen Waffen nicht ruhen zu lassen. Seine Veranlassung waren erneute Seeräubereien, welche Demetrios von Pharos, der von Rom eingesetzte illyrische Herrscher, sehr unklugerweise trieb; denn daß die Römer denselben ein Ziel setzen würden, sobald sie davon hörten, konnte er voraussetzen. Wirklich sah er sich auch bald genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Er ging zum Könige Philipp IV. von Makedonien, dessen Haß gegen die Römer ihm bekannt war. Mit den Illyrern wurde infolge dieses Krieges der frühere Vertrag erneuert.

Der zweite Punische Krieg (218—201 v. Chr.) ist sowol durch die Charaktere, welche uns die Geschichte in demselben vorführt, als auch durch großartige und romantische Ereignisse vielleicht der interessanteste Krieg des Alterthums, gewiß aber der wichtigste dieser römischen Republik. Suchen wir nach der Veranlassung, welche Römer und Karthager jetzt zum zweiten Male als Feinde, und zwar als erbitterte Feinde einander gegenüber stellt, so müssen wir unsern Blick abermals nach Spanien richten, wo wir den karthagischen Feldherrn Hasdrubal verließen, als ihm das Machtgebot der Römer den Fluß Iberus zur Grenze für seine Eroberungen angewiesen hatte. Er selbst hielt den Vertrag gewissenhaft, wenn auch mit Widerwillen. Nicht so aber sein Schwager Hannibal, des Hamilkar Barkas heldenmüthiger Sohn. Als dieser nach Hasdrubal's Ermordung auf der Jagd seitens eines gallischen Sklaven durch die eigene Wahl des Heeres (221 v. Chr.) den Oberbefehl über die karthagischen Truppen in Spanien erhielt, kannte seine Seele nur einen Gedanken: Rache an den Römern.

Hannibal, schon als Knabe und Jüngling von den karthagischen Soldaten mit Begeisterung geliebt, wurde als ihr Feldherr der Abgott des Heeres. Wo eine Unternehmung besondern Muth und besondere Ausdauer erheischte, da hatte ihn Hasdrubal jederzeit an die Spitze gestellt, und Keinem waren die Soldaten mit größerem Vertrauen gefolgt. Die Kühnheit, mit welcher er sich in eine Gefahr begab, konnte nur von der Besonnenheit übertroffen werden, mit welcher er die Gefahr bestand; und keine Beschwerde war groß genug, seinen Körper oder seinen Geist zu beugen. Hitze und Kälte ertrug er mit gleicher Ausdauer, und Speise und Trank nahm er nur zu sich, wenn ihn wirkliches Bedürfniß dazu trieb. Noch strenger hielt er es mit dem Schlaf, der ihm eine Stunde rauben konnte, die ihm wichtig war; hier fragte er nicht nach dem Bedürfniß, sondern nach der Zeit, die er dazu übrig hatte, und dann schlief er mitten im Tumult des Lagers und auf einem Felsen eben so gut wie auf dem weichsten Ruhebette. Seine Kleidung war von derjenigen der übrigen Krieger nicht unterschieden; nur seine Pferde und Waffen waren gut und kostbar. Außerdem galt er nicht nur für den kühnsten Reiter, sondern auch für den besten Fußgänger des Heeres. Stets der Erste beim Angriffe, fand man ihn beim Rückzuge immer unter den Letzten. Als Feldherr konnte sich Niemand mit seinem Verstande, seiner Umsicht und seinem Scharfblicke messen, Niemand ihm gleichkommen in der herzengewinnenden Art, wie er die Soldaten behandelte. Ehrgeiz und Vaterlandsliebe waren die vorherrschenden Gefühle seiner Brust; und aus ihnen entsprang ein Streben, das wir nie anders als auf das Heldenkühne und Große gerichtet finden.

So war der Mann beschaffen, welcher als ein 23jähriger Jüngling der Oberfeldherr eines Heeres wurde, das durch ihn der Schrecken für das so mächtige Rom werden sollte.

Der Vertrag, welcher den Karthagern den Iberus zu überschreiten verbot, sollte gebrochen werden, wie die Römer den Vertrag mit Karthago auf Sardinien gebrochen hatten. Hannibal hatte vom karthagischen Senate, der den Krieg gleichfalls wünschte, unbedingte Vollmacht erhalten. Nachdem er alle in jener Gegend wohnenden iberischen Völkerstämme besiegt hatte, drang er gegen Sagunt vor, dessen Einnahme den Krieg mit den Römern herbeiführen mußte.

Sagunt vertheidigte sich mit ungewöhnlicher Tapferkeit, und erst nach einer fünfmonatlichen Belagerung gelang es Hannibal, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Doch die Bewohner Sagunts wollten den Fall ihrer Stadt nicht überleben; die Mehrzahl von ihnen verbrannte sich beim Eindringen der Karthager nebst Weibern, Kindern und Schätzen in den eigenen Häusern, so daß Sagunt in einen Aschenhaufen verwandelt wurde.

Die Römer hatten durch die Saganter kaum erfahren, daß der Vertrag von Hannibal verletzt worden sei, als sie diesem auch schon eine Gesandtschaft zuschickten, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Allein Hannibal, der gerade mit dem Sturme auf die Stadt beschäftigt war, hatte die Gesandten abgewiesen mit den Worten, er habe jetzt mehr zu

thun als Gesandte anzuhören. Diese waren hierauf eilig nach Karthago gegangen; doch noch schneller als sie gingen dorthin Briefe von Hannibal, durch welche die Barkinische Partei zum Kriege um jeden Preis gestimmt wurde. Zwar war die Hannonische Partei dem Kriege entgegen; aber als nun die römischen Gesandten erschienen und die Auslieferung des heldenhaften allverehrten Hannibal verlangten, da verstummte der Parteihaß, und die Gesandten mußten unverrichteter Sache zurückkehren.

Die Kunde von der Einnahme Sagunts führte nun endlich die Kriegserklärung herbei, denn eine neue römische Gesandtschaft unter der Leitung des Quintus Fabius Maximus forderte jetzt entschieden die Auslieferung Hannibal's und sonstige Genugthuung.



Fabius Maximus erklärt den Karthagern den Krieg. Zeichnung von Hermann Vogel.

Als der karthagische Senat auf diese Anforderungen ein kurzes Nein zur Antwort gab, legte Fabius Maximus seine Toga (Mantel) in zwei Falten und sagte: „Auf der einen Seite ist Frieden, auf der andern Krieg; wählt, was euch beliebt". „Nun so gieb, was du willst!" rief der karthagische Suffet, empört über den Stolz jener Rede. Da entfaltete Fabius Maximus seine Toga und sagte: „So nehmt denn den Krieg!" worauf die Barkinische Partei jubelnd einfiel: „Krieg! Krieg! wir nehmen ihn an und werden ihn zu führen wissen!"

Ein kühner, kriegskundiger Mann war von den Römern auserwählt worden, um dem ersten Ansturme des feindlichen Helden die Spitze zu bieten. Der Konsul Publius Cornelius Scipio erhielt den Auftrag, den Krieg in Spanien zu führen, denn dort, — dachten die Römer — sollte der Kampf ausgekämpft werden. Anderes aber beabsichtigten die weiter greifenden Pläne Hannibal's. Er wollte den Krieg um jeden Preis auf das römische Gebiet spielen, um Rom selbst bedrohen zu können. Sein Heer, das durch Bündnisse mit vielen iberischen Fürsten eine bedeutende Stärke gewonnen hatte, war zahlreich

genug, um zugleich Karthago und Spanien gegen das Eindringen der Römer zu sichern. Nachdem er also eine starke Heeresmacht nach Afrika gesandt hatte, um die Vaterstadt zu schützen, und eine andere unter dem Befehle seines Bruders Hasdrubal zur Deckung Spaniens zurückgelassen, brach er mit 59,000 Mann zu Roß und zu Fuß und einer Menge Elefanten nach den Pyrenäen auf; denn nicht zu Wasser wollte er Italien erreichen, damit er nicht genöthigt sei, sich den Gefahren einer Seeschlacht auszusetzen, sondern sein Weg sollte über die Pyrenäen, durch das südliche Gallien und über die Alpen nach dem obern Italien gehen. Und daß er auf diesem beschwerlichen Wege an den verschiedenen gallischen Völkerstämmen zahlreiche Bundesgenossen, wenigstens keine Gegner finden würde, das ließ ihn die Erbfeindschaft zwischen Galliern und Römern mit Zuversicht hoffen. Wirklich erwarteten ihn auch die unterworfenen Boier und Insubrer mit Sehnsucht, da seine Ankunft auf italischem Boden für sie das Signal sein sollte, das römische Joch abzuwerfen.

Scipio hatte kaum erfahren, daß Hannibal Spanien verlassen und die Pyrenäen überschritten habe, als er eilig von Rom aus zur See nach Massilia eilte, um den kühnen Feind wenigstens noch im südlichen Gallien anzugreifen und von weiterem Vordringen abzuhalten. Doch Hannibal war zu schnell gewesen; er hatte bereits den Fuß der Alpen erreicht und rüstete sich zu jenem ewig denkwürdigen Uebergange über das als unübersteiglich verrufene Gletschergebirge, einem Unternehmen, das, wäre es mißlungen, den Namen des kühnen Helden in die Reihe der Wahnsinnigen gestellt haben würde, das aber, glücklich bestanden, seinen Namen unsterblich machte.

Das ungeheure Gletschergebirge, welches das südliche Frankreich von dem nördlichen Italien scheidet, und dessen unwegsame Höhen damals nur selten von einzelnen Wanderern betreten wurden, war von Hannibal ausersehen worden, seinem Heere als Paß nach Italien zu dienen. Und zwar entschied er sich nicht für den von den Galliern schon früher zurückgelegten Weg längs der Küste über die niederen Seealpen, sondern für den so gefährlichen, nirgends gebahnten Pfad über die Penninische Höhe (den Kleinen St. Bernhard), ohne daß man genau weiß, welche Umstände ihn zu dieser Wahl bewogen. Hatte ihn der Ehrgeiz, das für unmöglich Gehaltene auszuführen, dazu veranlaßt? oder wollte er durch Leistung des Uebermenschlichen seinen Namen den Feinden furchtbar machen, noch ehe er sich mit ihnen messen konnte? Von Hannibal's Charakter läßt sich Beides annehmen. Zudem hatten ihm die gallischen Gesandten die Gefahr und die Mühseligkeiten dieses Weges weniger groß vorgestellt, als sie sich wirklich zeigten, und so entschloß sich denn der junge Held um so eher zu dem gewagten Unternehmen, als wenigstens für ihn das Wort *unmöglich* keinen Begriff hatte, obschon er wußte, daß seine Karthager ihm darin nicht glichen und er einen großen Theil seiner in der glühenden Sonne Afrika's aufgewachsenen Soldaten durch die eisige Kälte jener Höhen verlieren würde. Indessen wurde von dem Feldherrn nichts versäumt, sein Heer gegen die Einflüsse des rauhen Klimas jener Gletschergegend zu schützen. So hatte er unter Anderen den Fürsten eines am Fuße der Alpen wohnenden gallischen Volksstammes gewonnen, um durch die Hülfe desselben seine Truppen mit Lebensmitteln und wärmender Kleidung zu versehen. Aber unglücklicherweise war der Spätherbst bereits herangekommen, und hatte die Unerträglichkeit der Kälte noch vermehrt. Doch das Klima war vielleicht der kleinste Uebelstand, der dem Heere entgegen wirkte; ein bei weitem größeres Hinderniß waren die schmalen unwegsamen Pfade, auf denen das Fortschaffen der Pferde und Elefanten oft völlig unmöglich wurde, so daß viele dieser Thiere ohne Rettung in die Abgründe stürzten. Zu allem diesen kamen nun noch Angriffe, denen das nur mit Mühe emporklimmende Heer von Seiten feindlich gesinnter Bewohner dieser Gegenden ausgesetzt war. Genug, die Gefahren, die Hannibal's Heer beim Ersteigen der Alpen zu bestehen hatte, waren so groß, daß wir uns davon heutzutage, wo wir an künstlichen Mitteln zur Besiegung von Terrainhindernissen so reich sind, unmöglich einen Begriff machen können; und hätte der weise, vorsichtige, überall persönlich einschreitende

Hannibal nicht an der Spitze des Unternehmens gestanden, von dem ganzen Heere wäre kaum ein Mann der Gefahr entronnen!

Endlich nach neuntägigem Klettern langte das erschöpfte und bedeutend zusammengeschmolzene Heer auf dem Gipfel des Gebirges an. Alles war weit und breit mit Schnee und Eis bedeckt, und die Söhne Afrika's wollten bei diesem Anblick verzweifeln. Nur ein Mann, dem sie so blind ergeben waren, wie dem vergötterten Hannibal, konnte ihren gesunkenen Muth wieder erheben. Er zeigte ihnen von der eisigen Höhe aus die üppig blühenden Fluren des Cisalpinischen Galliens; er wies sie hin auf die warmen, lachenden Gefilde, in denen sie den Lohn für ihre übermenschlichen Anstrengungen finden sollten; er erhöhte ihre Zuversicht durch die Versicherung, daß die Insubrer schon bereit wären, zu ihrem Beistande zu ihnen zu stoßen, sobald sie den Fuß des Gebirges erreicht haben würden; er verhieß ihnen endlich die unzweifelhafte Besiegung der Römer, indem er ihnen, auf die Gegend von Rom zeigend, erklärte, wie sie durch die Ersteigung der Alpen eigentlich bereits die Mauern jener mächtigen Hauptstadt erstiegen hätten.

Nach einer zweitägigen Ruhe trat das Heer den Niederweg an. Das Hinabsteigen aber war fast noch beschwerlicher, als das Hinaufklimmen, wenn gleich jetzt keine Angriffe der Bewohner mehr abzuschlagen waren. Ungeheure Schnee- und Felsenmassen boten oft weder Weg noch Steg; und einst gerieth das Heer an eine Stelle, wo ein weiteres Vordringen durch den Schnee und das Gestein völlig unmöglich gemacht wurde. Doch Hannibal's Genie und die Willigkeit der Soldaten besiegten auch dies Hinderniß; der Schnee wurde hinweg geschaufelt, Werkzeuge aller Art und Feuer bahnten einen Pfad durch die Felsblöcke, und nachdem diese höchst mühselige Arbeit in vier Tagen vollendet war, fand sich das Heer auf einem Wege, der es gemächlicher an den Fuß der Alpen führte. Der Uebergang war vollendet; er hatte 15 Tage gedauert.

Das Heer war bei seiner Ankunft am Fuße der Alpen bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen, so daß Hannibal's ganze Macht sich nur noch auf 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter belief; sein erstes Ziel war erreicht: er stand auf dem Boden Italiens, der bestimmt war, das Erntefeld seines unvergänglichen Ruhmes zu werden.

Als **Publius Scipio** bei seiner Ankunft in Massilia erfuhr, daß Hannibal bei seinem Marsche gegen die Alpen schon drei Tagemärsche ihm voraus sei, da gab er es auf, ihm nachzugehen, überzeugt, daß sein Feind bei dem Uebersteigen der Alpen den Untergang finden müsse. Daher sandte er einen großen Theil seines Heeres von Gallien aus unter seinem Bruder, dem uns schon aus dem gallischen Kriege bekannten **Cnejus Cornelius Scipio**, nach Spanien ab, um den Krieg dort gegen **Hasdrubal** zu führen, was denn auch mit so vielem Glück geschah, daß Cnejus Scipio alle Völker von den Pyrenäen bis zum Iberus unterwarf und die karthagische Macht zweimal in offener Feldschlacht schlug. Publius Scipio selbst war inzwischen nach Italien zurückgesegelt und durch Etrurien marschirt, um den Hannibal am Fuße der Alpen zu empfangen, im Fall dieser, was kaum zu erwarten war, dem Verderben entronnen sein sollte. Publius Scipio bezog an den Ufern des Ticinus ein Lager und war nicht wenig erstaunt, als er sich hier (218 v. Chr.) von Hannibal, der sein Heer durch gallische Scharen bedeutend verstärkt hatte, unerwartet angegriffen sah.

Beide Feldherren hatten vor der Schlacht am Ticinus Alles aufgeboten, um den Muth ihrer Truppen zu entflammen. Publius Scipio hielt an seine Soldaten eine Rede, in der er sie an die Siege erinnerte, welche die Römer stets über die Karthager davongetragen, und ihnen zugleich vorführte, wie die Karthager wortbrüchige Schurken seien, die gleich empörten Sklaven eine ernstliche Züchtigung verdienten.

Ganz anders war die Art, wie Hannibal auf die Seinigen zu wirken suchte. Er ließ sein Heer einen Kreis schließen und die früher von ihm gefangen genommenen Alpenbewohner herbeiführen. Diesen erklärte er, daß sie im Angesichte seines Heeres paarweise

gegen einander kämpfen, und der Ueberlebende eines jeden Paares die Freiheit erhalten sollte. Die für ihre Freiheit begeisterten Gefangenen jubelten; denn entweder wurden sie jetzt durch einen kriegerischen Tod oder durch den Sieg aus der verhaßten Knechtschaft erlöst. Das karthagische Heer sah dem seltsamen Kampfe, der vor seinen Augen ausgefochten wurde, mit dem größten Antheile zu; denn die Gefangenen kämpften, wie Männer, die nur siegen oder sterben durften. Als nun Hannibal sah, welchen Eindruck dies Schauspiel auf seine Soldaten gemacht hatte, redete er sie folgendermaßen an: „So wie diesen Gefangenen geht es auch euch, ihr Punier. Für euch ist Italien ein weites Gefängniß; vor euch ist Feindesland, hinter euch sind die Alpen, rings um euch ist Meer und nirgends ein Schiff, auch nur Einige von euch in die Heimat zurückzuführen. Wollt ihr frei sein, so müßt ihr kämpfen wie diese Gefangenen; denn auch für euch giebt es nur zwei Wege: den Sieg oder den Tod!"

Die Schlacht aber war hitzig und blutig; die Karthager selbst errangen durch die Vortrefflichkeit der numidischen Reiterei einen glänzenden Sieg, und Publius Scipio, der in der Schlacht selbst gefährlich verwundet wurde, mußte sich schleunig über den Padus zurückziehen, um die Trümmer seines Heeres mit den Truppen seines Mitkonsuls Titus Sempronius zu vereinigen. Diese Vereinigung fand an der Trebia statt, und Sempronius übernahm wegen der Verwundung seines Kollegen die alleinige Anführung des Heeres, schlachtenlustig einen Angriff erwartend, den Publius Scipio alle Ursache hatte zu fürchten. So sehr dieser nun auch seinen ungestümen Mitkonsul zur Vorsicht und zum Verzuge ermahnte: Sempronius bekam die karthagischen Truppen kaum zu Gesicht, als er sein Heer durch die angeschwollene Trebia führte und mit den dadurch erschöpften Soldaten den vorbereiteten Hannibal angriff. Die Schlacht an der Trebia (218 v. Chr.) war noch entscheidender als die am Ticinus. Die Römer erlitten eine Niederlage, wie sich nur wenige in ihren Jahrbüchern vorfinden; aber auch die Karthager hatten beträchtliche Verluste gehabt, besonders an den nicht zu ersetzenden Elefanten, von welchen ihnen nur eine ganz kleine Zahl noch übrig blieb.

So hatten die schon als unbesiegbar verschrieenen Römer in der kürzesten Zeit durch einen an Zahl ihnen weit nachstehenden Feind zwei Niederlagen erlitten, welche hinreichten, sie an ihrem Kriegsglücke verzweifeln zu lassen. Indessen war noch nichts verloren, wenn es den Konsuln des folgenden Jahres gelang, dem bereits gefürchteten Hannibal eine siegreiche Schlacht zu liefern. Der Konsul Cajus Flaminius wurde ausersehen, dem gewaltigen karthagischen Feldherrn entgegenzutreten, während der kriegserfahrene, bisher aber so unglückliche Publius Scipio in der Eigenschaft eines Prokonsuls nach Spanien ging, um dort die Kriegsunternehmungen gegen die Karthager zu leiten.

Cajus Flaminius war ein tüchtiger Krieger, aber als ein durchaus vorurtheilsfreier Mann beging er denselben Fehler, durch den schon Claudius Pulcher im ersten Punischen Kriege den Sieg verscherzt hatte; er verspottete die Auspicien und vernichtete so den Muth und das Selbstvertrauen der Römer. Hannibal hatte sich inzwischen nach einem andern Kriegsschauplatz umgesehen, da die Gallier ihr Mißvergnügen darüber an den Tag legten, daß ihr Land den Verheerungen des Krieges preisgegeben wurde, und dies Mißvergnügen schon bis zu einem so hohen Grade gestiegen war, daß man dem Feldherrn bereits nach dem Leben trachtete.

Man erzählt, daß sich Hannibal, um den Nachstellungen der mißvergnügten gallischen Häuptlinge zu entgehen, oft genöthigt gesehen habe, seine Person durch allerlei Verkleidungen unkenntlich zu machen.

Etrurien sollte nach Hannibal's Willen für die ferneren wichtigen Kämpfe als Bühne dienen, und so früh wie möglich brach er dorthin auf. Es gab zwei Wege, um aus dem Cisalpinischen Gallien nach Etrurien zu gelangen; einen bequemen, aber langen, und einen kurzen, aber sehr beschwerlichen.



Hannibal's Alpenübergang. Nach H. Leutemann.

Hannibal, auf Besiegung von Naturhindernissen seinen Ruhm setzend, und zugleich sehr haushälterisch mit seiner Zeit, wählte den letztern. Unwegsame Pfade, morastige Ebenen, ausgetretene Ströme und ein gänzlich ungesundes, in der damaligen Jahreszeit häufigen und schnellen Wechseln unterworfenes Klima, das waren die Hindernisse, die er zu bekämpfen hatte. Doch die bereits durch den Alpenübergang abgehärteten Karthager und Spanier überwanden die Hemmnisse glücklich und nur ein Theil der Gallier unterlag ihnen. Denn der Marsch war wirklich über alle Beschreibung beschwerlich. Vier Tage und Nächte mußte das Heer in einer Moorgegend zubringen, ohne nur einen einzigen trockenen Platz zu finden. Um ein wenig ruhen zu können, thürmten die Soldaten ihr Gepäck auf und lagerten sich darauf, oder sie benutzten die vielen gefallenen oder im Morast stecken gebliebenen Pferde zum Ruhekissen für ihre erschöpften Glieder. Von den vielen Elefanten, die Hannibal nach Italien gebracht hatte, war jetzt nur noch einer übrig, auf dem er selbst diesen so beschwerlichen Weg zurücklegte. Er war schwer erkrankt und büßte infolge dieser Krankheit ein Auge ein; allein dies hielt ihn nicht auf. So erreichte er das Herz von Etrurien, wo Flaminius, ihn bereits erwartend, ein Lager bezogen hatte.

Hannibal war von dem hitzigen und ungestümen Charakter des römischen Feldherrn genau unterrichtet und baute darauf einen schlauen Plan. Als ob er die Anwesenheit der Römer gar keiner Beachtung würdigte, zog er bei ihrem Lager vorbei und nahm seinen Weg nach Rom zu. Flaminius, in Wuth versetzt theils durch diese vermeintliche Nichtachtung, theils weil ihm eine so günstige Gelegenheit zur Schlacht nun doch entgehen sollte, stürmte unvorsichtig nach, um den schlauen Karthager zum Treffen zu zwingen. Das hatte dieser gewollt. Denn jetzt lockte er den nachfolgenden Konsul in einen engen Paß am See Trasimenus (217 v. Chr.), umzingelte ihn hier und bereitete ihm und dem größten Theil seines Heeres den Untergang.

Die Römer waren schon am Morgen, nachdem sie den Engpaß betreten und dort ein Lager bezogen hatten, von allen Seiten eingeschlossen. Mit dem Anbruch der Dämmerung begann das Morden. Flaminius, in der Mitte des Lagers, wußte noch nicht einmal, daß er angegriffen werde, als er schon von allen Seiten das Geschrei und Aechzen der Sterbenden hörte. Denn sehen konnte er nichts, weil der aus dem See aufsteigende Nebel den ganzen Kampfplatz dicht verhüllte. Das Schlachten geschah mit einer solchen Erbitterung, daß die Kämpfenden um sich herum nichts hörten, und es nicht einmal gewahr wurden, wie ein Erdbeben, welches während der Schlacht mehrere umliegende Städte in Trümmer warf, den Boden des Kampfes erschütterte. Von den Römern blieben 15,000 Mann todt auf dem Platze, unter ihnen der Konsul Flaminius, während die Karthager nur 1500 Mann verloren haben sollen. Von dem ganzen römischen Heere konnten sich kaum 10,000 Mann durch die Flucht retten.

Ueber alle Beschreibung groß war der Schrecken, in welchen Rom durch die Nachricht von dem Unglücksfall am Trasimenischen See versetzt wurde. Die Gefahr war dringend genug, um die Ernennung eines Diktators zu rechtfertigen, worin die Römer stets ihre letzte Zuflucht suchten. Der uns schon bekannte Quintus Fabius Maximus, der so hochmüthig diesen Krieg erklärt hatte, wurde zu jener Würde erhoben; und er wollte zeigen, daß er im Stande sei, das Ungewitter, welches er heraufbeschworen hatte, auch wieder abzulenken. Es sollte durch eine von der bisherigen Kriegführung völlig verschiedene Taktik geschehen. Fabius Maximus vermied sorgfältig jede Schlacht, so sehr Hannibal ihn auch dazu reizte. Er folgte diesem zwar auf allen Wegen nach, aber stets in angemessener Entfernung und begnügte sich, überall, wo er lagern mußte, eine unangreifbare Stellung einzunehmen. Mit Hülfe dieser Maxime, durch welche Fabius Maximus bei den mit seiner Vorsicht unzufriedenen Römern den Spottnamen Cunctator (Zauderer) erwarb, erregte er den Hannibal endlich selbst zu größter Ungeduld.



Quintus Fabius Maximus war schon früher mit eigenthümlichen Beinamen bedacht worden. Als Jüngling nannte man ihn wegen seiner Sanftmuth und Ruhe Ovicula (Schäfchen); später erhielt er von einer Warze im Gesicht den Beinamen Verrucosus und endlich den Spottnamen Cunctator (Zauderer). Doch diesen letzteren wollte er zu Ehren bringen; und es gelang ihm vollständig.

Nachdem Hannibal ganz Umbrien, Picenum und Apulien durchzogen hatte, ohne den Zauderer zu einer Schlacht zu bewegen, ging er nach Campanien, um durch Verwüstung dieses schönen, fruchtbaren Landes seinen Feind endlich zum Angriffe zu reizen. Auch dieser Plan schlug fehl. Fabius Maximus verharrte zum größten Aerger seines ungestümen Reiteranführers Marcus Minucius Rufus in seiner umsichtigen Unthätigkeit. Letzterer erschien als der entschiedenste Gegensatz zu dem Diktator, daher zwischen den beiden Heerführern eine stete Uneinigkeit über die Art der Kriegführung stattfand. Freilich konnte Minucius dem Willen des Diktators nicht offen entgegen handeln; allein seine Unzufriedenheit mit dessen Maxime sprach er unverhohlen aus, indem er ironisch sagte: „Wir haben einen edlen Feldherrn; aus Furcht, unser irdisches Leben in Gefahr zu bringen, versteckt er uns in die Wolken.“

Als Hannibal endlich sah, daß sein Gegner um keinen Preis zu einer Schlacht zu bringen war, beschloß er nach Samnium zu gehen. Der Weg führte durch einen Engpaß in der Nähe von Casilinum (Capua), den Fabius Maximus besetzt hielt; allein eine List Hannibal's öffnete ihm den Durchgang. Er ließ aus den im Lande erbeuteten Ochsen eine Anzahl der schnellsten und wildesten aussuchen und ihnen Bündel von Reisig zwischen die Hörner binden. Beim Einbruch der Nacht ließ er sodann die Ochsen nach dem Passe führen, wo Fabius einen Hinterhalt gelegt hatte, und plötzlich die Reisigbündel auf den Köpfen der Ochsen anzünden. Die dadurch wild gemachten Thiere stoben nun nach allen Seiten auseinander und vertrieben die Römer, welche von der unerklärlichen Feuererscheinung in Bestürzung versetzt wurden, aus allen ihren Stellungen, so daß der Durchgang für Hannibal frei wurde und er ungehindert nach Samnium gelangen konnte, welches hierauf für einige Zeit der Schauplatz des Krieges wurde.

Um den vorsichtigen Römer zur Schlacht zu zwingen, hatte Hannibal jetzt bereits alle Mittel, selbst unedle, fruchtlos erschöpft. Da dem karthagischen Helden sehr daran gelegen war, sich von seinem zaudernden Gegner zu befreien, so griff er selbst zu unwürdigen Mitteln. Während er alles Land ringsum verwüstete, stellte er eine eigene Wache zum Schutze der Güter des Fabius auf. Hannibal würde durch dies Verfahren seinen Zweck der Verdächtigung bei den ohnehin mißmuthigen Römern erreicht haben, wenn Fabius nicht seinen Erfolg durch ein glänzendes Beispiel von Uneigennützigkeit vereitelt hätte. Als man in Rom die Gelder zur Auslösung der Gefangenen weigerte, ließ Fabius durch seinen Sohn alle seine Güter verkaufen und befreite mit dem Gelde die Gefangenen.

Hannibal fing an, diesen Zustand der Dinge unerträglich zu finden, als die Eintönigkeit des bisherigen Feldzuges durch ein Zwischenspiel unterbrochen wurde, welches den Römern hinlänglich bewies, wie wohlberechnet die Taktik des Zauderers gewesen war. Fabius Maximus, auf eine kurze Zeit in Staatsangelegenheiten nach Rom berufen, hatte dem Minucius Rufus während seiner Abwesenheit den Oberbefehl des Heeres übergeben, mit dem strengsten Befehle, sich in keine Schlacht einzulassen. Murrend gehorchte dieser; aber das römische Volk war über dies nie endende Zaudern so ergrimmt, daß es ein Gesetz durchbrachte, welches dem Reiteranführer gleiche Gewalt mit dem Diktator gab. Fabius Maximus kehrte mit diesem ihn demüthigenden Gesetze zum Heere zurück, und der ungeduldige Minucius machte von der erhaltenen Macht sogleich Gebrauch, indem er mit dem Theil der Truppen, deren Kommando ihm zugefallen war, sich in ein Treffen einließ. Er hatte alle Ursache, seine Voreiligkeit zu bereuen, denn er wurde geschlagen und umzingelt.

Als Fabius sah, in welche Gefahr sich Minucius durch seinen unbesonnenen Angriff gebracht hatte, vergaß er die ihm zugefügte Kränkung, rückte mit seinem Heere heran und befreite ihn so aus der gefährlichen Lage, was um so leichter war, als Hannibal durch die bisherige gezwungene Unthätigkeit das Vertrauen zu seinem Glück etwas verloren hatte und keine Lust zeigte, sich in eine größere Schlacht einzulassen. Er sagte: „So hat sich denn endlich einmal die Wolke entladen, die so lange über unseren Häuptern an den Bergen schwebte", und er begnügte sich damit, seine fortdauernde Ueberlegenheit über die Römer gezeigt zu haben. Minucius war von dem Edelsinne des Diktators sehr gerührt. Er ging nach dem Treffen in das Zelt desselben, nannte ihn Erretter und Vater, dankte ihm mit einer herzlichen Umarmung und verzichtete ferner auf den Antheil an dem Oberbefehl! Fabius Maximus hatte durch sein Zaudern sicherer gesiegt, als der kühnste Feldherr es durch seine Angriffe gekonnt hätte. Freilich kam ihm hierbei die unerschütterliche Treue der italischen Bundesgenossen Roms zu statten. Nicht eine einzige italische Stadt öffnete dem siegreichen phönikischen Feldherrn ihre Thore, welcher deshalb während des Winters genöthigt war, ein offenes Lager in der nordapulischen Landschaft (nahe Gerunium, etwa fünf Meilen nördlich von Luceria) aufzuschlagen und zu befestigen, um von hier aus durch tägliche Streifzüge seine Mannschaften und Pferde mit den nöthigen Vorräthen zu versorgen.

Im folgenden Jahre erhielten die Konsuln C. Terentius Varro und L. Aemilius Paulus den Oberbefehl. Die Namen dieser Männer, von denen der Erstere jung, feurig und siegesdurstig, der Letztere aber alt, bedächtig und kriegserfahren war, sind uns nur wichtig, weil unter ihnen die Römer eine Niederlage erlitten, wie sie weder vor noch nachher einem römischen Heere beigebracht worden ist. Es geschah dies durch die denkwürdige **Schlacht bei Cannä** (216 v. Chr.). Hannibal war im Frühjahr aus seinem Winterlager aufgebrochen und hatte, bei Luceria vorbeimarschirend, das befestigte Cannä, welches den Römern als Hauptmagazin diente, genommen. Die neuen Konsuln ließen ihn das Beste hoffen, um so mehr, da die entscheidende Stimme im Kriegsrath zwischen ihnen wechselte, sich also Beide einen Tag um den andern im Kommando des Heeres (80,000 Mann zu Fuß und 7200 Reiter) ablösten. Von Terentius Varro war zu erwarten, daß er eine Schlacht eher aufsuchen als ablehnen würde. Und wenn auch Hannibal's Heer nicht mehr als 40,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter zählte, also etwa halb so stark war als das römische, so hoffte er doch um so gewisser auf einen vollständigen Sieg; denn einestheils mußten die verschiedenen Ansichten der Konsuln eine vereinte Wirkung unmöglich machen, anderntheils war auch das karthagische Heer in seiner Reiterei den Römern überlegen, was namentlich von den unübertrefflichen numidischen Reitern galt, deren Anführer Maherbal an Kühnheit und Entschlossenheit fast den Hannibal übertraf.

Was der karthagische Feldherr gehofft hatte, geschah. Terentius Varro ließ sich an einem Tage, da er den Oberbefehl hatte, bei Cannä in eine Schlacht ein, deren Ausgang eben schon angedeutet ist. Hannibal erkämpfte den vollständigsten Sieg, den die Geschichte des Alterthums kennt. Das große römische Heer wurde, hauptsächlich infolge geschickter Manöver der karthagischen Reitermassen, im eigentlichsten Sinne des Wortes vernichtet; und während der Verlust auf karthagischer Seite nur 6000 Mann betrug, bedeckten 60,000 erschlagene Römer das Schlachtfeld, unter ihnen Minucius Rufus, Aemilius Paulus, 80 Senatoren, 30 frühere Konsuln, Prätoren und Aedilen, und der größte Theil der römischen Ritter. An Gefangenen büßten die Römer 10,000 Mann ein, und von ihrer ganzen Reiterei waren nur 70 Mann entkommen, welche mit Terentius Varro nach Venusia entflohen.

Der Jubel des karthagischen Heeres über diesen Sieg war unbeschreiblich. Von vielen Seiten wurde Hannibal nun bestürmt, nach einem so glänzenden Siege seinen Truppen einige Zeit Ruhe zu gönnen. Dagegen aber erhob sich Maherbal mit allem Eifer seiner feurigen Seele. Er wollte von keinem Tag Ruhe hören, indem er zu Hannibal sagte: „Nein, kein Zögern; damit du wissest, was mit dieser Schlacht gewonnen ist, so

sollst du in fünf Tagen als Sieger auf dem Kapitol schmausen. Komm nach. Mit der Reiterei will ich sogleich vorauseilen, damit die Römer früher wissen, daß du gekommen seiest, als daß du kommen werdest.“ — Hannibal lobte zwar den Eifer des heldenmüthigen Numidiers; allein als Feldherr glaubte er, nie ohne reifliche Ueberlegung handeln zu dürfen, was ihm bei der geringen Zahl seiner Truppen doppelt nöthig erschien. Er lehnte deshalb die Aufforderung des Maherbal ab, so daß dieser unwillig ausrief: „Ja wohl geben die Götter Einem nicht Alles. Zu siegen, Hannibal, verstehst du, aber den Sieg zu benutzen, weißt du nicht.“ — Hätte Hannibal, dem Rathe Maherbal's folgend, die Begeisterung benutzt, um nach Rom zu marschiren, die Republik wäre verloren gewesen.

In Rom war der Schrecken über die Niederlage bei Cannä über alle Beschreibung groß. Eine völlige Betäubung bemächtigte sich der meisten Römer. Man glaubte den furchtbaren Hannibal jeden Augenblick vor den Thoren zu sehen; sein bloßer Name war schon ein Schrecken für die Römer geworden.

Als man in Rom sah, daß die Gefahr nicht so nahe und die erste Bestürzung vorüber war, gab die stolze Stadt durch ihren Senat Beweise von männlicher Würde und ungebeugtem Muth. So wurde der unglückliche Terentius Varro, dessen Unbesonnenheit den großen Unfall herbeigeführt hatte, mit keiner Art von Unwillen empfangen; ja der Senat sprach ihm sogar noch den Dank der Republik aus dafür, daß er nach dem schrecklichen Mißgeschick am Heile des Vaterlandes nicht verzweifelt und die Hoffnung für den Staat nicht aufgegeben habe. Von gleicher Gesinnung zeigten die Rüstungen, welche zum Widerstande betrieben wurden. Jeder Römer über 17 Jahre griff zu den Waffen, und selbst 8000 der jüngsten und stärksten Sklaven wurden zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen. Alles, was die Bürger an Mitteln besaßen, die Rüstungen zu unterstützen, wurde von ihnen mit einer Bereitwilligkeit geopfert, wie man sie nur bei einem Volke finden kann, das seine Freiheit erringen oder vertheidigen will. Angesichts dieser energischen Maßregeln fand es Hannibal für gut, in Campanien, wo ihm jetzt Capua freiwillig die Thore öffnete, die Winterquartiere zu beziehen. Der Sieg bei Cannä hatte den großen Hannibal auf den Scheitelpunkt seines Ruhmes und seines Glückes gehoben; und wenn auch der erstere keine Abnahme erleiden konnte, das letztere sank, und zwar durch die Schuld seines Vaterlandes, wo die Hannonische Partei sich entschieden gegen die Fortsetzung eines Krieges erklärte, der den Führer ihrer Gegner allgewaltig machen mußte.

Die Regierung Karthago's verlangte den Frieden; aber Hannibal konnte ihn nicht erlangen, da seine Gesandten von dem besiegten Rom ungehört abgewiesen wurden! Die Römer wollten keinen Frieden; denn obgleich an den Rand des Verderbens gebracht, stand immer noch ihr erster politischer Grundsatz fest: nie Frieden zu schließen, als wenn sie Sieger waren. Theils aus Stolz, theils aus Mangel an Geld verweigerten sie sogar die Auslösung der Gefangenen, so nöthig sie ihrer Krieger auch bedurften. Um sich gegen letztere wegen dieser Unterlassung zu rechtfertigen, gab man deren Feigheit als Ursache der Nichtauslösung an.

So blieb denn für Hannibal keine andere Wahl, als den Krieg fortzusetzen. Da er aber sehr wohl erkannte, daß dies bei den bedeutenden Rüstungen der Römer ohne Unterstützung von Seiten Karthago's nur zum Nachtheile des letztern geschehen mußte, so fügte er der Nachricht über seine bisherigen Siege, die er von seinem Bruder Mago nach Karthago bringen ließ, die dringende Bitte um Unterstützung bei.

In der Siegesbotschaft, welche Mago nach Karthago trug, konnte sich Hannibal rühmen, daß er in sechs Feldschlachten 200,000 Römer erschlagen und 50,000 zu Gefangenen gemacht habe, sowie daß durch ihn Apulien, Bruttien, Lucanien und Campanien der karthagischen Botmäßigkeit unterworfen seien. Doch die Hannonische Partei wollte von einer Unterstützung nichts hören; der Staat ließ seinen größten Feldherrn elender Parteisucht zum Opfer fallen, und Hannibal, wollte er seine Laufbahn nicht eben so schmählich enden wie er sie glänzend begonnen hatte, mußte sich nach Hülfe aus Spanien umsehen.



Die Römer ihres Schmuckes beraubt vor Hannibal. Nach H. Leutemann.

Sein Bruder **Hasdrubal** sollte von dort aus über die Alpen nach Italien dringen und sich mit ihm vereinigen. Dieser Plan erhielt zwar die Billigung des karthagischen Senats, allein seine Ausführung scheiterte an dem Kriegsglück der beiden Scipionen. Publius und Cnejus Scipio hatten den Kampf in Spanien überhaupt mit dem größten Erfolge geführt, und sie schlugen auch jetzt den über den Iberus vordringenden Hasdrubal zurück, so daß sie ihn dadurch nicht allein verhinderten, dem Verlangen Hannibal's nachzukommen, sondern ihm auch Sagunt abnahmen, welches aus seiner Asche wieder zu einer schnellen Entwicklung erstanden war.

Hannibal sah sich daher jetzt auf einen bloßen Vertheidigungskrieg beschränkt, in welchem er nicht glücklich war, denn mehrere Unternehmungen gegen einzelne Städte mißlangen, und endlich wurde er sogar bei Nola (215 v. Chr.) von dem uns schon bekannten Marcus Claudius Marcellus geschlagen. Es war die erste Schlacht, welche Hannibal verlor. Hierauf suchte er die Unterstützung, welche ihm von der Vaterstadt versagt worden war, durch Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten zu gewinnen. Zuerst war es Makedonien, mit dessen Könige **Philipp IV.** er ein Bündniß schloß, zufolge dessen Philipp die Römer durch Angriffe auf ihre illyrischen Besitzungen zu beunruhigen suchte. Ein zweiter Bundesgenosse Hannibal's wurde das immer noch mächtige Syrakus. Hier war nämlich (215 v. Chr.) **Hieron** in hohem Alter gestorben, nachdem er fünfzig Jahre lang den Römern ein treuer Freund und Bundesgenosse gewesen. Er hinterließ den Thron seinem Enkel **Hieronymus**, der aber bald ermordet wurde, worauf sich zwei entschiedene Karthagerfreunde, **Hippokrates** und **Epikydes**, der Krone bemächtigten und sogleich mit Hannibal in ein Bündniß traten.

Belagerung von Syrakus. Die Römer suchten sich der neuen Feinde so schnell wie möglich zu entledigen, was um so leichter geschehen konnte, als Hannibal keine Mittel hatte, den Krieg mit Nachdruck zu betreiben. Zuerst wandten sie sich gegen Makedonien. Der Konsul **Marcus Valerius Lävinius** ging nach der illyrischen Küste hinüber; schlug Philipp IV., worauf er, um denselben weiter zu beschäftigen, den Aetolischen Bund zu Feindseligkeiten wider Makedonien anreizte. Gegen Syrakus wurde Marcus Claudius Marcellus, der Sieger von Nola, in der Eigenschaft eines Prokonsuls nach Sizilien abgeschickt. Er sollte Syrakus erobern; allein das war eine äußerst schwierige Aufgabe, da Hieron seine großen Reichthümer dazu verwendet hatte, die Stadt zu einer sehr starken Festung zu gestalten. Dazu kam eine Vertheidigung, die unter der Leitung des großen Mechanikers Archimedes alle Kräfte der technischen Wissenschaft benutzte, um die Stadt unangreifbar zu machen. Marcellus aber ließ sich nicht abschrecken.

Außerordentlich waren die Anstrengungen der Römer, die Erstürmung von Syrakus zu ermöglichen; aber die der Syrakusaner zur Vereitelung dieses Zweckes waren noch bewundernswerther, und es wird deshalb wol nicht uninteressant sein, dieser merkwürdigen Belagerung hier ausführlicher zu gedenken. Mit 60 Schiffen bedrängte Marcellus die Stadt von der Seeseite. Gleich sein erster Versuch erwies sich aber als nutzlos. Er hatte auf acht aneinander geketteten Schiffen einen großen Belagerungsthurm erbauen lassen und noch ehe dieser Koloß der Stadtmauer nahe kam, wurde er von Felsstücken zertrümmert, die Archimedes bis zu einer Schwere von 1250 Pfund aus seinen Wurfmaschinen schleudern ließ. Unter den vielen Vorrichtungen, welche dieser zur Zerstörung der feindlichen Schiffe getroffen hatte, zeigte sich auch folgende wirksam: Wenn sich ein Schiff der Mauer näherte, so fiel von derselben an einer Kette ein schweres Eisengewicht herab, an dem sich Spitzen und Widerhaken befanden, welche durch die Gewalt des Falles in das Verdeck des Schiffes einschlugen. War dasselbe auf diese Weise an die Kette festgeklammert, so wurde es mittels eines ungleicharmigen Hebels, dessen größerer Arm jenseit der Mauer und dessen Stützpunkt sich auf derselben befand, in die Höhe gehoben, tüchtig zusammengerüttelt und alsdann schnell wieder niedergelassen, so daß es sich mit Wasser füllen und versinken mußte.

Aehnlich ging es den Belagerern auf der Landseite, wo man mit allerhand Vorrichtungen, die plötzlich und unerwartet von der Mauer griffen, einzelne Römer hinaufzog, so daß die Belagerer endlich jedem herabhängenden Seile mißtrauten, weil sie stets befürchteten, daß irgend welche gefährliche Einrichtung damit verbunden sein möchte. Kurz, Archimedes wirkte endlich durch den Schrecken, welchen seine sinnreichen Vertheidigungsanstalten unter den Römern verbreiteten, nicht weniger als durch diese Instrumente selbst. Wenn man aber häufig auch erwähnt findet, daß Archimedes die feindliche Flotte durch große Brennspiegel in Brand gesetzt habe, so hat man diese Ueberlieferung als eine Fabel zu betrachten, denn die Brennspiegel sind eine weit spätere Erfindung.



Letzte Stunde des Archimedes.

Endlich nach dreijähriger Belagerung (212 v. Chr.) erfuhr Marcellus durch einen Ueberläufer, daß man in Syrakus an einem bestimmten Tage der Artemis zu Ehren ein Fest feiere, und daß alsdann wegen des vielen ausgetheilten Weines die ganze Besatzung berauscht sein werde. Diese Nachricht machte sich der Römer zu Nutze, um während der Nacht nach dem Feste durch eine auserlesene Schar die Mauer an ihrer schwächsten Stelle erklimmen zu lassen. Hierdurch kam er in den Besitz eines Stadtviertels, von wo aus er, als Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, die übrigen Stadttheile mit Sturm nahm. Als Marcellus von einer Höhe aus auf die soeben eroberte herrliche Stadt blickte, soll er Thränen der Rührung vergossen haben, was ihn aber nicht hinderte, daß er nicht nur die königlichen Schätze für die Republik in Beschlag nehmen, sondern auch die schöne Stadt der Plünderungswuth seiner Krieger preisgeben ließ.

Ein Opfer der letzteren wurde auch Archimedes. Der große Mathematiker, so erzählt man, saß in seine Wissenschaft vertieft in seinem Hause und schien das Schicksal der Stadt

vollkommen vergessen zu haben. Er hatte verschiedene Kreise in den Sand gezogen, mit welchem der Fußboden seines Gemaches bedeckt war Als römische Soldaten in das Zimmer stürmten, achtete Archimedes, in tiefes Sinnen verloren, ihrer nur so viel, um ihnen zuzurufen: „Zertretet mir meine Zirkel nicht!“ worauf er von ihnen niedergestoßen ward.

Während die Römer durch die Einnahme von Syrakus einen großen Schritt zur endlichen siegreichen Beendigung des Krieges thaten, war Hannibal in Großgriechenland fast zur Unthätigkeit verdammt. Zwar belagerte er Tarent; da die Stadt aber lebhaften Widerstand leistete, so mußte er die Belagerung wieder aufheben, um nach Capua zu eilen, welches von den beiden Konsuln Quintus Fabius Flaccus und Appius Claudius Pulcher hart eingeschlossen war. Aber auch hierbei verfolgte ihn das Mißgeschick, das sich jetzt eben so hartnäckig an seine Waffen gekettet zu haben schien, wie wenige Jahre zuvor das Glück. Der Entsatz von Capua mißlang vollständig. Unter solchen Umständen mag es eben so wol als ein Schritt der Verzweiflung wie als ein fein berechneter Plan angesehen werden, daß Hannibal den Entschluß faßte, gerades Weges nach Rom zu marschiren. Es geschah; und die große Bestürzung, in welche die Stadt durch die Nachricht von seinem Anrücken versetzt wurde, gab ein vollgiltiges Zeugniß dafür, daß Hannibal's Name noch immer ein Schrecken der Römer war. „Hannibal ante portas!“ (Hannibal vor den Thoren) hat sich selbst bis auf die heutige Zeit als eine sprüchwörtliche Redensart erhalten, um eine große und unerwartete Gefahr anzudeuten. Doch der Karthager war diesmal zu langsam gewesen. Der alte Fabius Cunctator hatte in dem verwegenen Schritte Hannibal's nichts anderes gesehen, als einen Versuch, die Römer so bestürzt zu machen, daß sie ihre Truppen von Capua ab nach Rom rufen sollten. Deshalb hatte man auf den Vorschlag des Fabius jene Truppen zwar zur Unterstützung Roms herbeigerufen, aber nur zur Hälfte, während der übrige Theil die Belagerung Capua's fortsetzte. Der abziehende Truppentheil nahm den kürzesten Weg nach der Hauptstadt, und da Hannibal einen Umweg gemacht hatte, auch von den römischen Bundesgenossen vielfach aufgehalten worden war, so kam das römische Heer nur wenig später vor Rom an als Hannibal. Dieser sah sich dadurch, so wie durch die Vertheidigungsanstalten, welche man in der Stadt selbst getroffen hatte, genöthigt, seine Stellung, die er Anfangs nur 800 Schritte von den Thoren entfernt genommen hatte, aufzugeben und sich jenseit des Anio zu lagern. Aber die Zwecklosigkeit der letzteren Stellung auch bald einsehend, verließ er endlich dieselbe gleichfalls und zog sich, nachdem er noch einen zweiten vergeblichen Versuch gemacht hatte, Capua zu entsetzen, mißmuthig nach der südlichsten Spitze Italiens zurück, worauf Capua sich den Römern ergeben mußte (211 v. Chr.). Der Fall dieser großen und wichtigen Stadt erschütterte das Vertrauen der italischen Völker auf die karthagische Macht außerordentlich, und das Strafgericht, welches über Capua verhängt wurde, weil es die Karthager freiwillig aufgenommen hatte, erfüllte die übrigen abtrünnigen römischen Bundesgenossen mit Furcht vor der Rache Roms.

Die beiden Konsuln, welche Capua einnahmen, konnten sich über die der Stadt aufzuerlegende Buße nicht einigen. Pulcher verlangte Milde, Flaccus Strenge. Der Erstere schrieb deshalb nach Rom. Der Letztere aber nahm darauf gar keine Rücksicht, sondern verhängte über 53 capuanische Beamte und Hauptleute die Todesstrafe; 28 Rathsherren gaben sich selbst den Tod, da sie keine Gnade von Flaccus hofften. Als dieser im Begriff stand, die Strafe an den Uebrigen vollziehen zu lassen, traf der entscheidende Brief aus Rom ein. Flaccus handelte wie ein grausamer Mörder. Er hatte nicht den Muth, dem Willen des Senats offen zuwider zu handeln, und wollte doch seinen Blutdurst kühlen. Deshalb verschob er das Eröffnen des Briefes, dessen Inhalt er ahnte, bis nach erfolgter Hinrichtung. Als das Blut der Verurtheilten geflossen war, und Flaccus den Brief öffnete, fand er — ihre Begnadigung! Alles dies trug dazu bei, den Einfluß und die Macht Hannibal's in Italien zu untergraben.

Kriege in Spanien. Der karthagische Senat that nichts, um diesen Einfluß wieder zu heben; er zeigte gegen den Krieg in Italien eine dauernde Abneigung, und so blieb Hannibal fortwährend ohne alle Unterstützung. Dagegen wandte man von Karthago aus dem Kriege in Spanien jede Sorgfalt zu. Das Kaufmannsvolk fragte mehr nach Reichthum, als nach der Ehre, Rom überwunden zu haben. Es galt auch in Spanien weniger, die Römer zu besiegen, als die dortigen Länder im Besitz zu behalten. Noch kämpfte dort Hasdrubal, der Bruder des Hannibal. Mago, der andere Bruder desselben, wurde gleichfalls dorthin geschickt, zuletzt sogar ein drittes Heer unter einem Hasdrubal, dem Sohne eines gewissen Gisgon, den wir deshalb zur Unterscheidung Hasdrubal Gisgon nennen wollen. Dazu kam noch der Beistand, den Masinissa, König des numidischen Volksstammes der Massyler, diesen Heeren leistete, die er besonders durch seine unübertreffliche Reiterei furchtbar machte. Die Folgen solcher Anstrengungen von karthagischer Seite waren eben so vortheilhaft für Karthago, wie sie entmuthigend für die Römer wurden. Denn Publius und Cnejus Scipio, welche den Krieg in Spanien noch immer als Prokonsuln führten, konnten gegen eine so zahlreiche Macht nichts ausrichten; sie verloren mehrere bedeutende Gefechte und büßten endlich selbst ihr Leben ein, rühmlich den Tod auf dem Schlachtfelde findend (212 v. Chr.). Ein junger römischer Ritter, Namens Lucius Marcius, den das Heer jetzt zum Anführer wählte, sammelte versprengte Truppen und verhinderte die Karthager über den Ebro zu gehen; allein die Republik, die einem Heere nicht das Recht einräumen durfte, willkürlich die Anführer zu ernennen, setzte der Feldherrnlaufbahn des jungen Kriegers, dem das Heer den Titel Proprätor beigelegt hatte, bald ein Ziel, indem sie den Konsul Claudius Nero zum Nachfolger der Scipionen ernannte. Es glückte ihm und Marcius, die Karthager in große Bedrängniß zu bringen, aus der sie sich durch Wortbruch befreiten; allein der neue Konsul, ein strenger, unfreundlicher Mann, wußte sich weder die Liebe des Heeres noch der Bundesgenossen zu erwerben. Die Karthager griffen immer weiter um sich, und Rom fing bereits an, für Spanien ernstlich besorgt zu werden. Man konnte keinen Feldherrn finden, welcher der dortigen Aufgabe gewachsen war; ja es schien unter den Anführern eine allgemeine Scheu vor dem Kriege in Spanien zu herrschen; denn Niemand trat als Bewerber für die dortige Feldherrnstelle auf.

Cornelius Scipio. In dieser Noth erschien ein junger Mann vor dem Volke, welcher vom Schicksal ausersehen war, für Rom dasselbe zu werden, was Hannibal für Karthago geworden war: der Schildhalter des Ruhmes. Es war der damals vierundzwanzigjährige Publius Cornelius Scipio, der Sohn des in Spanien gefallenen gleichnamigen Prokonsuls.

Schon als achtzehnjähriger Jüngling, in der Schlacht am Ticinus, war er seines Vaters Lebensretter geworden. Wenn wir in seiner Handlungsweise in Rom die Absicht wahrnehmen, Aufsehen zu erregen, so darf man dies nicht als eine lächerliche Eitelkeit verurtheilen. Es war in der Republik, die so viele tüchtige Männer zählte, fast das einzige Mittel für die sich fühlende Größe, um das Talent zur Geltung zu bringen. In diesem Sinne erscheint das Verfahren sogar als eine Pflicht; denn was konnte dem Staate ein Talent nützen, das ungekannt, also auch unverwendet, verborgen blieb? Und Scipio erwählte zu seinem guten Zweck kein schlechtes Mittel. Er handelte, wie der große Alexander im ähnlichen Falle gehandelt hatte.

Oft ging der junge Scipio auf das Kapitol in den Tempel und blieb dort eine geraume Zeit ganz allein, so daß sich sehr bald der Glaube unter dem Volke verbreitete, er stehe zu den Göttern in näherer Beziehung. Ja, man fabelte sogar etwas von einer großen göttlichen Schlange, welche mit seiner Mutter in vertrautem Umgange gestanden haben sollte. Der junge Scipio hörte diese Gerüchte und — widersprach ihnen nicht; denn die heilige Einfalt des Volkes, welches ihm dadurch eine göttliche Abkunft beilegte, konnte ihm herrlich nützen!

Der Senat, der rathlos war, übertrug die Wahl eines Feldherrn dem Volke. Jetzt, wo kein Anderer sich um die spanische Heerführerstelle bewerben mochte, trat Scipio allein als Bewerber dafür auf. Das Volk jubelte ihm Beifall zu; einstimmig wurde er trotz seiner großen Jugend zum Feldherrn der römischen Heere in Spanien ernannt; und alsbald brach er mit 11,000 Mann auf 30 fünfruderigen Schiffen nach dem Lande seiner Bestimmung auf (210 v. Chr.). Dort angekommen, schritt er ohne Säumen zur Ausführung eines Plans, den er schon in Rom ersonnen hatte. Er galt der Einnahme der Stadt Karthagena, des Hauptwaffenplatzes der feindlichen Heere. Ein einziger Tag war hinreichend, die kühne Idee zu verwirklichen. Die von dem Erscheinen des Feindes überraschte Stadt wurde mit Sturm genommen, und der Heldenjüngling legte durch diese erste Waffenthat den Grund nicht nur zu seinem Ruhme, sondern auch zu dem Gelingen seiner weiteren Pläne. Denn auf der einen Seite gab ihm die in Karthagena gemachte Beute hinreichende Mittel, den Krieg mit Kraft zu führen; auf der andern fand er dort Gelegenheit, sich durch die Milde und Großmuth, mit welcher er klug berechnend die in der Stadt gefangen gehaltenen iberischen Geiseln in ihre Heimat entließ, die Herzen der Landesbewohner für immer zu erwerben.


Publius Cornelius Scipio.

Uebrigens legte bei dieser Gelegenheit der junge Scipio einen schönen Beweis von Edelmuth und Selbstüberwindung ab. Unter den Geiseln befand sich auch ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, bei deren Anblick das Herz des jungen, von weiblichen Reizen leicht entflammten Siegers mächtig getroffen wurde. Es hätte ihn nur ein Wort des Befehls gekostet, und die schöne Gefangene wäre sein Eigenthum gewesen; allein, indem er sich ihre Schicksale von ihr erzählen ließ, erfuhr er, daß sie die Braut eines celtiberischen Fürsten, Namens **Allucius**, sei und diesen zärtlich liebe. Der edle Römer gebot seinem Verlangen nach den Reizen des schönen Mädchens Schweigen, ließ deren Eltern und Bräutigam herbeirufen und übergab sie dem Letzteren. Die Freude der Glücklichen kannte keine Grenzen; die Eltern drangen dem edlen Römerjünglinge die Summe auf, welche sie als Lösegeld für ihre Tochter mitgebracht hatten. Scipio aber verschmähte auch dies; denn seine gute That sollte nicht mit Geld bezahlt werden, und so gab er denn die Summe dem Allucius zum Brautschatz und verlangte von ihm nichts, als daß er ein Freund der römischen Republik sein möge. Der von so viel Großmuth begeisterte Fürst eilte zu seinen Landsleuten, erzählte diesen, daß aus Rom ein göttergleicher Jüngling gekommen sei, der Alles besiege, nicht allein durch Waffen, sondern noch mehr durch Güte und Wohlthaten, und kehrte schon nach einigen Tagen mit 1400 auserlesenen Reitern zu Scipio zurück, um ihm mit Gut und Blut zu dienen.

Alle celtiberischen Völker traten auf die Seite der Römer; und die Republik erhob den Namen des jungen Helden bis zu den Sternen.

Nachdem Scipio Karthagena befestigt hatte, wandte er sich gegen die karthagischen Heere, um eines nach dem andern zu schlagen, ehe sie sich vereinigen könnten. Zuerst griff er den **Hasdrubal** an und besiegte ihn in der Schlacht bei Bäcula (208 v. Chr.).

Die Verehrung der Iberier gegen den siegreichen Scipio ging so weit, daß sie ihm den Titel eines **Königs von Iberien** beilegen wollten, den er natürlich ablehnte. Scipio mochte den Erfolg seines Sieges überschätzen, dazu verführt durch den Schrecken, welcher

die karthagischen Heerführer nach demselben ergriff. Hasdrubal Gisgon zog sich nach Lusitanien zurück und Mago ging sogar nach den Balearen, nur Masinissa blieb mit seiner leichten Reiterei im Felde. Vor dem geschlagenen Hasdrubal Barkas glaubte der römische Feldherr für einige Zeit Ruhe zu haben, und anstatt ihn zu verfolgen und zu vernichten, führte er einen kecken Plan aus, der leicht seine Heldenlaufbahn hätte enden können. Mit zwei Schiffen fuhr er nach Afrika hinüber, wo ihn der numidische König Syphax, den er auf die Seite der Römer hinüberzuziehen hoffte, zu einer Unterredung eingeladen hatte. Zu seinem Erstaunen traf er bei Syphax auch Mago, und hätte Syphax nicht das Gastrecht geehrt, so wäre Scipio gefangen genommen.

Daß der geschlagene Hasdrubal Barkas seine Sorglosigkeit benutzen könne, um nach Italien aufzubrechen, war Scipio so wenig in den Sinn gekommen, daß er nicht einmal daran dachte, die Pyrenäenpässe zu besetzen. Dieser Fehler entging jedoch dem schlauen Bruder Hannibal's nicht. Er ging plötzlich über die Pyrenäen und über die Alpen auf dem Wege, den sein großer Bruder gebahnt hatte, so daß er im Jahre 207 in Oberitalien anlangte, wo er bei gallischen Völkerschaften Unterstützung zu finden hoffte.



Hannibal.

Hannibal hatte während der Jahre 211 und 210 v. Chr. den Krieg in Italien mit abwechselndem Glücke geführt. Er schlug die Römer bei Herdonea in Apulien und sie ließen ihren Prokonsul Cajus Fulvius und elf Kriegstribunen todt auf dem Schlachtfelde.

Diese Erfolge waren indessen von geringer Bedeutung im Vergleich mit dem unersetzlichen Verlust, den er durch die Einnahme von Tarent (209 v. Chr.) erlitt. Diese Stadt wurde durch Fabius Maximus, den man „den Schild Roms" nannte, erobert. Es war dies die letzte That des alten Feldherrn, dem die Republik die höchste Ehre erwiesen, welche sie verleihen konnte, nämlich die Graskrone für die Rettung des Heeres.

Im nächsten Jahre wurden Marcus Claudius Marcellus — das Schwert Roms — und Quintius Crispinus Konsuln; allein sie hatten kein Glück. Der kluge Hannibal kannte den ungestümen Charakter des Marcellus und dessen dringenden Wunsch, ihn zu einer Schlacht zu zwingen. Diesen Umstand benutzend, lockte er die Römer in einen Hinterhalt; Marcellus fiel, und der in der Schlacht tödlich verwundete Crispinus verschied kurze Zeit darauf.

Der Tod des Marcellus war allerdings ein Gewinn für Hannibal; allein trotz desselben und all seiner Erfolge befand sich Hannibal in einer sehr schwierigen Lage. Es fehlte ihm an Geld und an Kriegsvorräthen, und die Bundesgenossen, welche das Beispiel Capua's und Tarents vor Augen hatten, wurden lau und zaghaft. Der karthagische Feldherr sah das Zertrümmern seiner stolzen Pläne voraus.

In dieser trüben Stimmung erreichte ihn in Bruttien die überraschende Nachricht von der Ankunft seines Bruders in Oberitalien. Noch einmal schöpfte er frische Hoffnung Er drang sogleich durch Apulien vor und bezog endlich bei Canusium ein festes Lager, wo er die Ankunft seines Bruders erwarten wollte.

Das Erscheinen Hasdrubal's erregte in Rom nicht geringe Bestürzung; allein man traf sogleich energische Maßregeln, ihm zu begegnen, während der Konsul Claudius Nero Hannibal Schritt für Schritt folgte. Als er ihm bei Canusium gegenüber lagerte, fingen seine Leute einen Boten Hasdrubal's an Hannibal mit einem Briefe auf, in welchem Letzteren der Weg angegeben war, den er nehmen müsse, um mit ihm zusammenzutreffen.

Um nun eine solche Vereinigung zu verhindern, ersann Claudius Nero einen klugen Plan. Die Hälfte seiner Truppen ließ er bei Canusium und brach mit der andern Hälfte in der Nacht und in aller Stille auf, um sich mit dem in Umbrien stehenden Konsul Marcus Livius zu vereinigen und Hasdrubal anzugreifen. Trotz aller Vorsicht wurde Letzterer gewahr, daß der Feind Verstärkungen erhalten habe, und zog es vor, sich zurückzuziehen, bis er nähere Nachrichten erhalten haben würde. Claudius Nero und Livius folgten ihm jedoch auf dem Fuß und zwangen ihn am Flüßchen Metaurus (nicht weit von der Stadt Sena) zur Schlacht (207 v. Chr.). Anfangs neigte sich der Sieg auf Hasdrubal's Seite; allein ein kühner Angriff der Römer entschied. Die Karthager und deren Bundesgenossen erlitten eine furchtbare Niederlage; sie ließen 36,000 Todte auf dem Schlachtfelde und 5400 Gefangene fielen in die Hände der Römer. Als Hasdrubal sah, daß Alles verloren war, stürzte er sich, den Tod suchend, ins Gewühl und endete sein Leben wie ein Held.

Claudius aber brach nach seinem Siege schleunigst auf und stand nach einem anstrengenden Marsche von mehreren Tagen wieder in seinem früheren Lager.

Hannibal erhielt die Trauerbotschaft von dem Unglück seines Bruders durch dessen Sieger selbst, der ihm einzelne karthagische Gefangene mit der Kunde davon zusandte. Ja man erzählt, daß Claudius Nero unmenschlich genug gewesen sei, den mitgebrachten Kopf des Hasdrubal in die Verschanzung Hannibal's schleudern zu lassen. Als dieser das Haupt seines Bruders erkannte — erzählt man weiter — habe er, das Schicksal seines Vaterlandes voraussehend, ausgerufen: „O Karthago, unglückseliges Karthago, nun erkenne ich dein Geschick!" Gänzlich hoffnungslos, zog sich Hannibal nach Bruttien zurück, welches noch mit Karthago durch die See in Verbindung stand.

Eben so glücklich wie in Italien waren die römischen Waffen in Spanien. Scipio schlug dort die beiden vereinigten Heere des Mago und Hasdrubal Gisgon in der zweiten Schlacht bei Bäcula (206 v. Chr.) und errang einen so vollständigen Sieg, daß die beiden Feldherren die Trümmer ihrer Heere verließen und sich nach Gades retteten. Dieses feige Betragen erfüllte alle noch übrigen karthagischen Bundesgenossen mit Verachtung gegen die Karthager, und namentlich zeigte der numidische König Masinissa Neigung, das Bündniß mit ihnen gegen ein gleiches mit den Römern zu vertauschen. Scipio fachte diese Neigung noch mehr an durch den Edelmuth, mit welchem er schon früher den gefangenen Neffen des Numidierkönigs, Massiva, seinem Oheim reich beschenkt zurückgeschickt hatte, und so fanden denn bald zwischen Scipio und Masinissa geheime Unterhandlungen statt. Der kecke Besuch des Scipio bei Syphax entsprang, wie es scheint, dem schon damals in dem römischen Feldherrn entstandenen Gedanken, den Krieg nach Afrika hinüberzuspielen, wobei ihm ein Bündniß mit den Numidiern von allerhöchster Wichtigkeit war. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos, denn wenn sich Masinissa und Syphax auch nicht gleich von Karthago lossagen konnten, so erhielt Scipio doch die Versicherung, daß dies im entscheidenden Augenblicke geschehen würde.

Der karthagische Senat, welcher Spanien verloren gehen sah, kam jetzt leider zu spät zu der Einsicht, daß die Vernachlässigung des Hannibal Schuld an dem beharrlichen Unglücke sei. Er versuchte es, seinen Fehler wieder gut zu machen, und Mago erhielt nebst einer bedeutenden Verstärkung seines Heeres den Befehl, nach Italien hinüber zu segeln, um seinen Bruder Hannibal zu unterstützen. Kaum war er von Gades abgegangen, so unterwarf sich diese Stadt den Römern, und die Karthager wurden dadurch aus ihrer letzten spanischen Besitzung vertrieben. Scipio hatte hierdurch Spanien erobert.

Wenn dieser Sieg dem jungen Helden auf der einen Seite die Verehrung des römischen Volkes in einem Maße erwarb, wie sie noch keinem Feldherrn zu Theil geworden war, so erregte doch das Ansehen, welches sich dieser junge geniale Feldherr erworben hatte, das Mißtrauen der altrömischen Aristokratie. Die Familie der Scipionen hatte in Rom einen so überwiegenden Einfluß erlangt, daß die alten patrizischen Familien neidisch wurden und wol auch für die Freiheit der Republik Besorgnisse hegten. Außerdem mißfiel ihnen die von der altrömischen Weise abweichende Lebensart des jungen Scipio, der sich, wie es auch schon Marcus Claudius Marcellus gethan hatte, griechische Vorbilder zum Muster nahm und griechische Bildung und Lebensweise in Rom heimisch zu machen suchte. Unter den Gegnern des Scipio stand der alte, sonst so ehrwürdige Fabius Maximus obenan. Er war eben ein Römer von altem Schrot und Korn. Die nächste Folge der Wirksamkeit dieser Partei war die Abberufung Scipio's aus Spanien.

Doch das Volk entschädigte seinen Abgott für die ihm von seinen Widersachern zugefügte Demüthigung, indem es ihn, ungeachtet er das dazu gesetzlich erforderliche Alter noch nicht erreicht hatte, zum Konsul erwählte. Als solcher glaubte er seinen Plan auf Afrika ins Werk setzen zu können. Er trat damit hervor; allein die Partei des alten Fabius, welchem die Kriegführung des genialen jungen Feldherrn durchaus nicht regelrecht und viel zu gewagt erschien, erhob dagegen eifrig Widerspruch, und so kam es denn nach mancherlei heftigen Streitreden blos dahin, daß dem Scipio gestattet wurde, Freiwillige anzuwerben, um mit diesen nach Sizilien und, falls er es für nöthig finden sollte, nach Afrika zu gehen. Das war wenig, aber für den heldensinnigen Scipio genug. Sein feuriger Aufruf an die italischen Bundesgenossen der Römer blieb nicht ohne Erfolg; Fahrzeuge und Mannschaft wurden herbeigeschafft, und so segelte er (205 v. Chr.) mit 7000 Mann auf dreißig Kriegsschiffen nach Sizilien ab.


Masinissa.

Wahrscheinlich war es des gefürchteten Scipio Anwesenheit in jenen Gegenden, was den Mago hinderte, seine Fahrt direkt nach der Küste Bruttiens zu nehmen, wo sein Bruder Hannibal, noch immer zur Unthätigkeit verdammt, stand; denn er landete im Norden Italiens bei Genua, welche Stadt er zu überrumpeln vermochte.

Alle jene für Karthago so unglücklichen Ereignisse waren für Scipio eine Aufforderung, seinen Plan auf Afrika so schnell wie möglich in Angriff zu nehmen. Er machte sich also segelfertig. Ehe er aber seine Ueberfahrt antrat, erhielt er eine Nachricht, welche seinen Muth niedergeschlagen haben würde, wenn dies bei Scipio möglich gewesen wäre. Syphax, sein heimlicher Bundesgenosse, war von ihm abgefallen, indem er von seiner neuvermählten Gattin, Sophonisbe, einer Tochter des Hasdrubal Gisgon und eifrigen Römerfeindin, bewogen worden war, entschieden auf die Seite der Karthager zu treten.

Hasdrubal Gisgon hatte seine durch körperliche Reize und Adel der Seele gleich ausgezeichnete Tochter Sophonisbe zuerst mit Masinissa verlobt. Während aber dieser in Spanien kämpfte, ging sein Land an einen Prätendenten verloren, der sich zur Eroberung des Massylischen Reiches mit Syphax verbunden hatte. Der Verlust seines Landes hatte für Masinissa auch den Verlust seiner Braut zur Folge; denn Hasdrubal Gisgon wollte mit der Hand seiner Tochter dem Vaterlande einen mächtigen Bundesgenossen erwerben, was Masinissa ohne den Besitz seines Reiches nicht sein konnte; und so gab er also die schöne Sophonisbe dem Könige Syphax zur Ehe, der sich denn durch die Vorstellungen des patriotisch gesinnten Weibes bald bestimmen ließ, seine geheime Verbindung mit Rom aufzugeben und auf die Seite der Karthager zu treten.

Masinissa wurde endlich durch Vermittlung Karthago's, das den kühnen Fürsten ebenfalls gewinnen wollte, wieder in den Besitz seines Landes gesetzt, unter der Bedingung, den Karthagern ein treuer Bundesgenosse zu sein. Als Geisel für die Erfüllung dieser Bedingniß hatte Syphax die früher gefangengenommene Mutter Masinissa's bei sich behalten; und so konnte dieser, der seine Mutter kindlich liebte, vorerst nur heimlich das Interesse der Römer wahrnehmen. Im Vertrauen auf die günstigen Gesinnungen des Masinissa segelte der muthige Scipio im Frühjahr 204 v. Chr. voll Hoffnung nach Afrika ab, dessen Küste er in der Nähe von Utika betrat.

Er hatte sich in Masinissa's Politik nicht getäuscht. War es auch mehr Eigennutz als Freundschaft für die Römer, was den Numidier auf die Seite der Letzteren zog, so war doch Scipio Diplomat genug, um vor der Hand nicht nach den Gründen zu fragen, aus welchen man ihm eine Unterstützung angedeihen ließ. War ihm doch letztere um so nöthiger, als Syphax mit einer beträchtlichen Macht zu dem Heere des Hasdrubal Gisgon gestoßen war, so daß sich Scipio Anfangs gezwungen sah, einige Zeit unthätig an seinem Ankerplatze zu lagern, nachdem er Utika vierzig Tage lang vergeblich zu Wasser und zu Lande belagert hatte. Doch kaum hatte Masinissa — sobald es ohne Gefahr für ihn geschehen konnte — offen die Partei der Römer ergriffen, als auch Scipio mit gewohnter Energie seine Thätigkeit entwickelte.

Masinissa's nächster Plan war darauf gerichtet, seine Mutter aus den Händen der Karthager zu befreien. Deshalb stieß er mit seinen Reitern zum Heere des Hasdrubal Gisgon, diesen überredend, seinen Sohn Hanno mit 1000 Reitern abzuschicken, um die Stellung des Feindes zu erspähen, wobei er ihn mit seinen Reitern unterstützen wolle. Zugleich gab er dem Scipio heimlich Nachricht von dem Plane und ermahnte ihn, den Hanno zu überfallen, indem er dabei auf seine Unterstützung rechnen möge. Der verrätherische Plan wurde ausgeführt; Hanno's Truppen wurden zusammmengehauen, und er selbst gerieth in die Hände des Masinissa, der sich nun öffentlich für die Römer erklärte, da er den gefangenen Hanno gegen seine Mutter auswechseln konnte, eine Absicht, auf welche allein der ganze Plan gerichtet war.

König Syphax führte dem Hasdrubal Gisgon ein Heer von 50,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern zu, und die vereinigte Macht der Numidier und Karthager war der Scipio's bedeutend überlegen. Syphax, ein durchaus unehrlicher Charakter, spielte indessen ein doppeltes Spiel. Er wollte es weder mit den Römern, noch mit den Karthagern verderben, und erbot sich, den Friedensstifter zu machen, in der Hoffnung, dabei im Trüben zu fischen. Scipio durchschaute indessen den falschen Numidier und begegnete der List desselben mit List. Während er scheinbar auf diese Friedensunterhandlungen einging, ertheilte er seinem Freunde und Unterbefehlshaber C. Lälius den Auftrag, sich eines Nachts mit einer Schar tüchtiger Krieger in das aus Holz- und Strohhütten bestehende Lager des Syphax zu schleichen und dasselbe in Brand zu stecken. Denselben Auftrag erhielt Masinissa für das Lager des Hasdrubal Gisgon; Scipio selbst wollte mit dem Kerne des Heeres das Ganze überwachen, den Augenblick wahrzunehmen, um den in Verwirrung gesetzten Feind mit Erfolg anzugreifen. Der grausame Plan gelang aufs Vollständigste. Die feindlichen Heere, weniger den römischen Waffen unterliegend als dem in ihren Reihen wüthenden furchtbaren Elemente, wurden vernichtet, so daß die Zahl der durch Feuer oder Schwert getödteten Karthager auf 40,000, die der gefangenen auf 5000 angegeben wird. Syphax war in sein Land geflohen, Hasdrubal Gisgon nach Karthago, wo man ihn zum Tode verurtheilte. Da sich aber das Heer des Verurtheilten annahm, so blieb die Todesstrafe unvollzogen und man begnügte sich mit der Absetzung des geschlagenen Feldherrn. Doch Hasdrubal Gisgon wollte seinem Vaterlande gegen dessen Willen nützen; er sammelte sich ein Heer Freiwilliger, vereinigte sich mit seinem Schwiegersohne Syphax, welcher in seinem Reiche gleichfalls frische Truppen geworben hatte, und rückte so gegen

Scipio vor. An einem Orte im Gebiet Utika, der die Große Ebene genannt wurde, lagerten sich die Karthager, einen Angriff erwartend. Scipio erfuhr nicht sobald die Anwesenheit eines neuen karthagischen Heeres, als er sich auch schon aufmachte, dasselbe sofort anzugreifen (203 v. Chr.). Die Karthager wurden vollständig geschlagen, und den Römern stand der Weg in die feindlichen Länder offen. Während Scipio mehrere karthagische Städte, und unter ihnen auch das Karthago so nahe gelegene Tunes eroberte, eilte Masinissa seinem Feinde Syphax in dessen Reich nach, nahm ihn gefangen und erstürmte dessen Hauptstadt Cirta, bei welcher Gelegenheit auch die reizende Sophonisbe in die Gewalt des Siegers fiel. Das Schicksal dieser edeln Patriotin war tragisch.

Als Sophonisbe in die Gewalt des Masinissa, ihres früheren Verlobten, gerathen war, dachte dieser nur daran, sich für ihre Treulosigkeit zu rächen. Sophonisbe fürchtete zwar nicht diese Rache, wol aber ihre Auslieferung an die von ihr tödlich gehaßten Römer. Deshalb ging sie dem Masinissa, da dieser ihren Palast betrat, mit flehender Miene entgegen, warf sich ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie und beschwor ihn, sie nicht der Schmach einer römischen Gefangenschaft preiszugeben, sondern sie durch den Tod von der ihr drohenden Schande zu retten. Das reizende Weib war so unwiderstehlich in ihrem Schmerz, daß Masinissa wirklich den Entschluß faßte, sie vor den Ketten Roms, aber auch zugleich vor dem Tode zu sichern. Der mächtigen Einsprache Scipio's glaubte er dadurch begegnen zu können, daß er seine schöne Gefangene zu seiner Gattin machte. Allein gerade dieser Schritt erfüllte den vorsichtigen Scipio mit noch größerer Besorgniß, denn wie leicht konnte die reizende Frau, deren Römerhaß unbeugsam war, auf ihren jetzigen Gatten denselben Einfluß üben, den sie schon auf ihren früheren mit so vielem Erfolge geltend gemacht hatte. Syphax selbst hatte arglistiger Weise dem Scipio gesagt, daß nur Sophonisbe ihn bewogen habe, sich gegen Rom zu erklären. Als daher Masinissa mit der ihm in Eile vermählten Sophonisbe ins römische Lager kam, und Scipio die hinreißende Schönheit der Karthagerin sah, fürchtete er das Schlimmste, und wandte alle Kunst seiner Ueberredung an, um den Masinissa zu bewegen, seine neuvermählte Gattin dem Bunde mit Rom zu opfern. Der Numidierfürst kämpfte einen langen innern Kampf; doch endlich unterlag — seine Liebe, und unter heißen Thränen kündigte er dem schönen Weibe an, daß es außer seiner Gewalt stehe, sie ferner zu schützen, daß er aber ihren früheren Wunsch, durch den Tod den Händen der Römer zu entgehen, erfüllen wolle. Sie, die Tochter des Hasdrubal und Gattin des Masinissa, werde sich in das Unvermeidliche zu finden und muthig zu sterben wissen.

Bald nach dieser Unterredung trat ein Sklave in das Gemach der Fürstin, ihr eine Schale mit Gift überreichend. Sophonisbe nahm den Becher des Todes mit ruhiger Miene an, und nachdem sie ihre weinenden Dienerinnen getröstet hatte, wandte sie sich zu dem Sklaven mit folgenden Worten: „Sage meinem Gemahle, daß ich heiter sterbe, weil es auf seinen Befehl geschieht. Sage ihm, daß mich nur die väterliche Gewalt gezwungen hatte, früher einem Andern meine Hand zu reichen, denn mein Herz gehörte immer ihm allein. Mögen die Römer an meinem entseelten Körper ihre Rache kühlen.“ Hierauf leerte sie die Schale, und wenige Minuten darauf war das schöne Weib eine Leiche. Syphax wurde von Scipio nach Rom geschickt und starb in der Gefangenschaft. Sein Reich erhielt Masinissa.

Den weiteren Fortschritten Scipio's setzten die Karthager das Anerbieten des Friedens entgegen, und die Römer stellten bis zum Schlusse der desfalls gepflogenen Verhandlungen alle Feindseligkeiten ein. Dadurch hatten die Karthager ihren Zweck erreicht; denn, weit entfernt, ernstlich einen Frieden zu wünschen, wollten sie nur Zeit gewinnen, um den großen Hannibal, ihren letzten Hort, nach Afrika kommen zu lassen. Jetzt, aber freilich schon zu spät, sahen sie es ein, daß ihre unverantwortliche Vernachlässigung des Helden die einzige Ursache ihres Mißgeschickes sei; man wollte nun in aller Eile gut machen, was

man so viele Jahre hindurch verdorben hatte, und so wurde denn schnell eine Flotte abgeschickt, um den Hannibal, der noch immer verlassen und unthätig in Bruttien stand, nach Afrika überzusetzen, damit er den Sturm beschwöre, der gegen Karthago heranbrauste. Hannibal kam. Sein Abzug aus Italien wälzte einen Stein von der Brust der Römer; denn ob auch so manches Jahr der Unthätigkeit den Schrecken verwischt hatte, in den seine ersten Siege die Römer versetzten, der Name des Siegers von Cannä war ihnen immer noch so furchtbar, daß Rom erst dann frei athmen zu können glaubte, als derselbe die italische Küste im Rücken hatte.

Schlacht bei Zama. Hannibal war von dem Schauplatze seines Ruhmes mit den bittersten Gefühlen des Unmuths über sein verfehltes Ziel und den trübsten Ahnungen über das Schicksal seines Vaterlandes geschieden. So groß die Mißgunst seiner Landsleute früher gegen ihn gewesen, so groß war jetzt ihr Vertrauen auf ihn; denn noch ehe er den afrikanischen Boden betreten hatte, brachen die Karthager den Waffenstillstand, indem sie voraussetzten, daß Hannibal's Erscheinen hinreichend sein würde, den Feind zu verscheuchen.

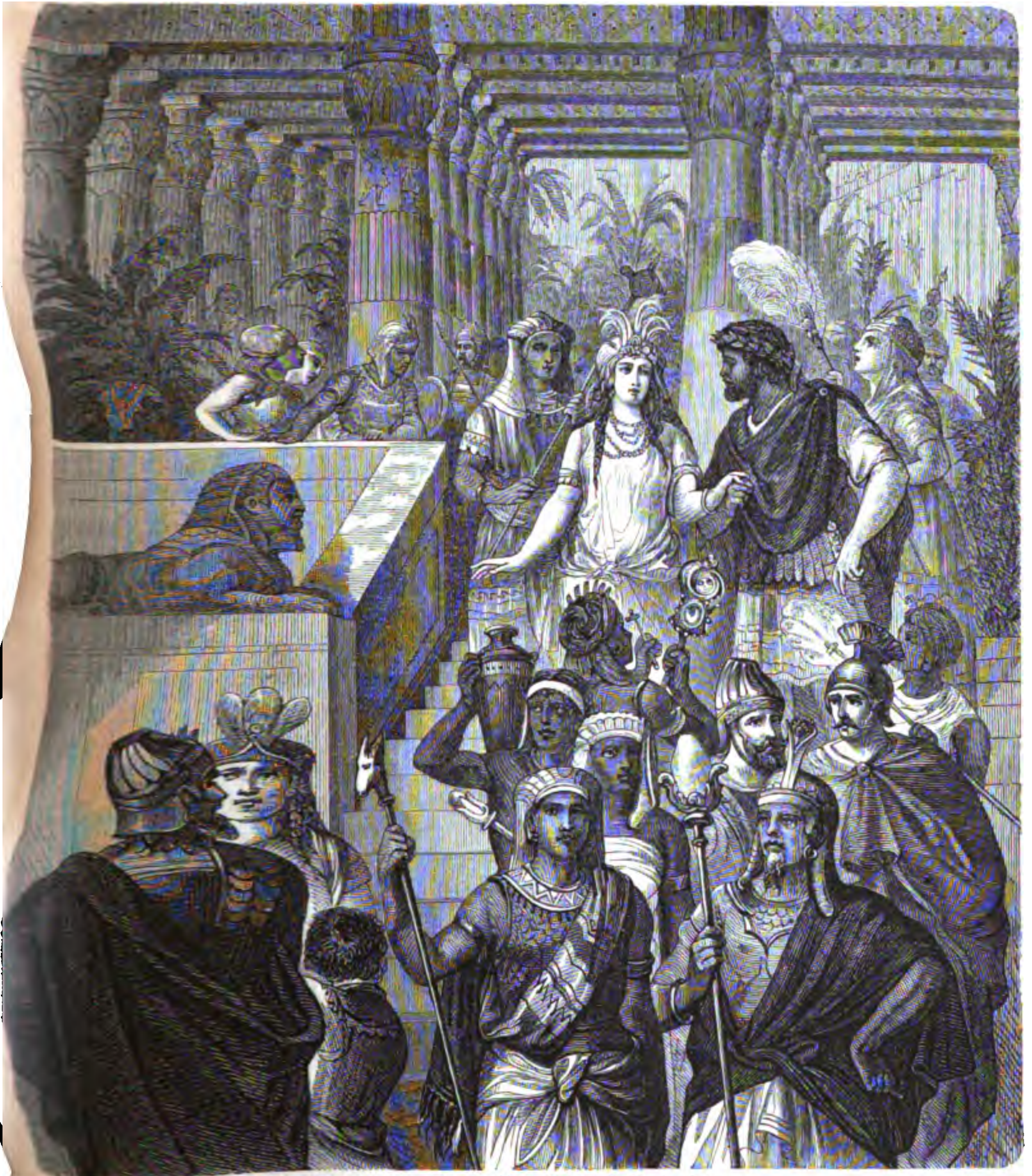
Dieser hatte inzwischen das karthagische Gebiet verwüstet, bis Hannibal bei Klein-Leptis landete und sogleich Anstalten traf, das Schicksal der beiden streitenden Völker durch eine Schlacht zur Entscheidung zu bringen.

Als sich Hannibal bei Zama gelagert hatte, sandte er zur Erspähung über die Stellung des Feindes Kundschafter aus. Diese fielen den Römern in die Hände, und Scipio, um seinem großen Gegner Achtung einzuflößen dadurch, daß er ihm zeige, wie wenig er die Berichte der Kundschafter fürchte, ließ diese durch sein ganzes Lager führen und schickte sie alsdann reich beschenkt dem Hannibal zurück. Letzterer wurde dadurch auch wirklich zur Bewunderung für den römischen Helden hingerissen, und wünschte nichts sehnlicher, als eine persönliche Zusammenkunft mit seinem großen Feinde haben zu können. Durch die Vermittlung des Masinissa kam dieselbe denn auch in der That zu Stande. Die beiden feindlichen Heere rückten sich bis auf eine Meile entgegen, und zwischen ihnen fand die Zusammenkunft der beiden Helden statt. Hannibal war zu derselben mit dem Vorsatze eingetroffen, die Entscheidungsschlacht durch einen gütlichen Vergleich abzuwenden, denn nicht blos eine innere Ahnung, sondern auch die Betrachtung der beiden Heere hatte ihm die Ueberzeugung gegeben, daß bei Zama Karthago's letzte Stunde schlagen werde. Das karthagische Volk, im blinden Vertrauen auf Hannibal's Glück, hatte zwar jeden Schritt zu einem gütlichen Uebereinkommen verworfen und den Senat gezwungen, dem karthagischen Feldherrn den unbedingten Befehl zur Schlacht zu geben, allein Hannibal, das Schicksal seines Vaterlandes vorhersehend, hatte nichtsdestoweniger den Entschluß gefaßt, auf seine eigene Verantwortung hin einen Vergleich abzuschließen, sofern derselbe nur die Ehre nicht verletze.

Die beiden Helden hatten sich niemals gesehen. Als sie einander entgegen getreten waren und sich in das Gesicht blickten, verharrten sie lange Zeit schweigend, jeder bewundernd in den Anblick des andern versunken. Endlich ergriff Hannibal das Wort und sprach von dem Wechsel des Glückes. Zugleich bot er als Preis des Friedens die Abtretung aller außerafrikanischen Besitzungen. Allein Scipio, von größter Ruhmbegierde getrieben, der Besieger Hannibal's zu heißen, verwarf den Vorschlag, indem er sagte, daß Karthago darin nichts anderes böte, als was die Römer schon ohnehin besäßen. So trennten sich denn die beiden Helden, um über das Geschick ihres Vaterlandes mit eisernen Würfeln zu losen. Die Schlacht begann am Morgen nach dieser Zusammenkunft.

War auch Hannibal vielleicht der größere Feldherr, sein zusammengewürfeltes Heer, von dem nur ein kleiner Theil aus den Veteranen von Cannä bestand, war dem wohlgeschulten Heere des Scipio in verschiedener Hinsicht nicht gewachsen, das noch dazu in den numidischen Reitern des Masinissa eine Waffe hatte, die den Karthagern zu jener Zeit fast gänzlich fehlte.

So kam es denn, daß nach einem zwölfstündigen heißen und blutigen Kampfe der Sieg auf die Seite der Römer trat und Scipio in seinen Lorberkranz ein frisches Blatt flechten konnte, das immergrünende seines Ruhmes, welches der Welt verkündigte: Scipio ist der Besieger des Hannibal geworden.



Vermählung Masinissa's mit Sophonisbe.

Als Tag der Schlacht wird nach einer Berechnung, die auf Grund einer von den alten Schriftstellern erwähnten Sonnenfinsterniß angestellt ist, häufig der 19. Oktober angegeben; diese Bestimmung ist jedoch nicht sicher, vielmehr die Schlacht wahrscheinlich in das Frühjahr 202 zu setzen.

Die beiden Helden und Gegner von Zama boten am Tage der Schlacht ebenso ihr Feldherrntalent wie ihre ganze persönliche Tapferkeit auf, um den Sieg zu erringen. Hannibal

kämpfte an der Spitze seiner Veteranen, welche eine eiserne Phalanx bildeten, um die sich ganze Berge von Leichen aufthürmten; schon war die karthagische Reiterei in die Flucht geschlagen und ein großer Theil des Fußvolkes zum Weichen gebracht, als jene Phalanx noch immer unerschüttert stand. Scipio verzweifelte bereits daran, den Wall von Leichen zu überschreiten und in jene Menschenmauer einzudringen, als Masinissa, der die fliehende Reiterei verfolgt hatte, auf das Schlachtfeld zurückkehrte und die Phalanx im Rücken bedrohte. Dieser Angriff entschied die Schlacht. Die karthagischen Reihen lösten sich in ungeordnete Flucht auf, und Hannibal entging nur im Dunkel der Nacht der Gefahr, von dem ihn verfolgenden Masinissa gefangen genommen zu werden; 20,000 gefallene Karthager deckten das Schlachtfeld, fast eben so viele waren in die Gefangenschaft gerathen, während die Römer wenig mehr als 2000 Mann verloren hatten.

Hannibal sammelte die Trümmer seines Heeres in Adrumetum. Von hier eilte er nach der Hauptstadt, um dem Volke zu verkünden, daß Alles verloren sei, und man den Frieden auf jede Bedingung hin annehmen müsse. Man sah wol ein, daß wirklich keine andere Wahl blieb. Da nun auch Scipio sich zur Annahme des Friedens geneigt zeigte, weil es dem hochsinnigen Manne nur daran liegen konnte, einen mächtigen Nebenbuhler seines Vaterlandes unschädlich zu machen, nicht aber einen uralten Sitz des Handels und der Civilisation völlig zu vernichten, so kam (201 v. Chr.) durch Scipio der später vom römischen Senate bestätigte Friede zwischen Rom und Karthago unter folgenden Bedingungen zu Stande: 1) Karthago behält seine Verfassung und alle diejenigen afrikanischen Besitzungen, welche es vor dem Kriege inne gehabt, wogegen alle außerafrikanischen Besitzungen an Rom fallen; 2) Karthago liefert an Rom unentgeltlich aus: alle römischen Ueberläufer, flüchtigen Sklaven, Kriegsgefangene und alle italischen Bundesgenossen, welche Hannibal gezwungen hat, ihm zu folgen; 3) Karthago liefert seine sämmtlichen Kriegsschiffe bis auf 10 und alle seine gezähmten Elefanten aus, indem es sich zugleich verpflichtet, keine neuen zu zähmen; 4) es darf sich ohne Einwilligung der Römer in keinen Krieg einlassen; 5) es giebt dem Masinissa Alles zurück, was es ihm und seinen Vorfahren abgenommen, und verpflichtet sich zu einem Bündnisse mit ihm; 6) es macht sich verbindlich, an Rom in Zeit von 50 Jahren 10,000 Talente, jährlich je 200 Talente (über eine Million Mark) zu zahlen; 7) es stellt als Bürgen des Friedens 100 Geiseln in dem Alter von 16 bis 30 Jahren.

Nachdem Scipio diesen Frieden zum Abschlusse gebracht und den Masinissa als König von Numidien eingesetzt hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo ihm ein Triumph bereitet wurde, wie er so glänzend noch keinem römischen Helden zutheil geworden war. Die Senatoren und Männer des Volkes erschöpften sich in Vorschlägen, um den Besieger des Hannibal würdig zu belohnen; ja sie trugen ihm endlich sogar die Diktatur auf Lebenszeit an. Doch der große Scipio dachte republikanischer als seine Mitbürger; er schlug die von Vielen so eifrig erstrebte Würde aus und begnügte sich mit dem ihm angetragenen ehrenvollen Beinamen Africanus.

Siebzehn Jahre hatte der zweite Punische Krieg oder, wie ihn die Römer häufiger nannten, der Hannibalische Krieg gewährt; gewaltige Lücken hatte er in die Reihen der Bevölkerung gerissen. Die römische Bürgerschaft, welche den Kern und die Masse der Streiter stellte, war fast um den vierten Theil geschwunden, die Volkswirthschaft tief erschüttert, eine Menge blühender Ortschaften, an vierhundert, vernichtet; die mühsam ersparten Vorräthe früherer Zeiten waren aufgezehrt, die wehrkräftigen Leute durch das Lagerleben verwildert, viele gute Ueberlieferungen bürgerlicher wie bäuerlicher Art untergraben. Aber das Volk, dessen gesammte Jugend lange Jahre hindurch Schwert und Schild nicht abgelegt hatte, durfte sich Vieles verzeihen, und für den Augenblick schwiegen alle Bedenklichkeiten vor dem allgemeinen Freudenrausche, als von allen Seiten die Krieger und Sieger in ihre Heimat zurückkehrten und mitten unter Dankesfesten der jugendliche Siegesheld in die geschmückten Straßen der Hauptstadt einzog.



Zusammenkunft Scipio's mit Hannibal vor der Schlacht bei Zama.

Zeichnung von Hermann Vogel.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Auf die Dauer war aber Ruhe vom Streite noch nicht errungen worden; noch blieben die römischen Waffen in Spanien vollauf beschäftigt, noch galt es die aufrührerischen Völker des cisalpinischen Galliens niederzuwerfen; ja Rom richtete außerdem auch noch nach dem Osten sein Auge, und der stolze und kühne Gedanke einer Weltherrschaft mag vielleicht in jener Zeit zum ersten Male das römische Volk bewegt haben.

Der Makedonische Krieg (200—196 v. Chr.). Unter den Reichen des Ostens stand, wenigstens in Rücksicht auf römische Interessen, Makedonien obenan. Der Einfluß auf Makedonien schloß zugleich eine Machterweiterung auf Griechenland in sich, und so konnten die Römer, falls sie Makedonien in eine abhängige Stellung brachten, in zwei Ländern festen Fuß fassen, von denen früher die Herrschaft über die damals bekannte Welt ausgegangen war. Ein solches Ziel war für Rom viel zu verlockend, und so haben wir denn kaum ein Jahr nach Beendigung des zweiten Punischen Krieges schon von einem neuen Kampfe zu erzählen, als dessen weitere Ursache die Unterstützung angegeben wurde, die Philipp IV. von Makedonien dem Hannibal hatte zutheil werden lassen. Zwar sahen wir schon, daß Philipp IV. besiegt und nachher durch die Aetolier beschäftigt worden war; ja Rom hatte selbst einen nicht vortheilhaften Friedensvertrag mit Makedonien abgeschlossen, um diesen gefährlichen Feind in der Zeit der Noth unthätig zu machen; allein jetzt, wo Karthago gedemüthigt war, hatte man Makedonien nicht mehr zu fürchten, und ein Bruch mit König Philipp mußte der römischen Politik willkommen sein. Eine nächste Veranlassung zu dem feindlichen Auftreten gegen Makedonien fand man darin, daß man nach der Schlacht bei Zama einige makedonische Truppen im Heere des Hannibal entdeckt hatte. Aber immer noch wollte Rom den Schein bewahren, als verfechte es gegen Makedonien weniger seine eigenen als die Interessen der ihm befreundeten Völker. Dazu gehörten denn stets alle diejenigen, welche in ihren Bedrängnissen Rom um Rath und Beistand baten, und dies war jetzt der Fall mit den Aetoliern, Athenern, Rhodiern und König Attalos I. von Pergamos, welche sämmtlich mit Makedonien in Streit gerathen waren.

Die Feindseligkeit Philipp's IV. gegen die Aetolier schrieb sich noch von daher, als Letztere auf Anstiften Roms sich gegen den makedonischen König erhoben, um diesen von dem Kriege gegen die Römer abzuhalten. Die Rhodier und König Attalos I. fanden sich zum Kriege gegen Makedonien deshalb veranlaßt, weil Philipp IV. seine Herrschaft auf dem Aegäischen Meere ausdehnte und so in die erworbenen Rechte jener Beiden eingriff. Der Krieg Philipp's IV. gegen die Athener aber hatte folgende Veranlassung gehabt. Bei der Feier der Eleusinischen Mysterien zu Athen waren zwei uneingeweihte Akarnanier mit in den Tempel der Demeter getreten, ohne das Gesetz zu kennen, welches jedem Uneingeweihten den Besuch aufs Strengste verbot. Durch ihre Unkenntniß der Gebräuche verrathen, wurden sie einem qualvollen Tode überliefert. Die Akarnanier, von diesem barbarischen Rechtsverfahren gegen ihre beiden Mitbürger empört, beklagten sich bei Philipp, ihrem Schutzherrn, und dieser erklärte den Athenern den Krieg.

So konnte denn der römische Senat wegen Angriffs auf einen mit Rom verbündeten Staat den Krieg gegen Makedonien verkünden, und der Konsul Publius Sulpicius Galba erhielt den Auftrag, mit den noch auf der Heimreise von Afrika begriffenen Truppen sofort nach Makedonien zu segeln. Zugleich betrieb man die weiteren Rüstungen zum Kriege mit einem Eifer, welcher hinlänglich bewies, daß man Makedonien, das Kernland der Herrschaft Alexander's, für keinen unbedeutenden Feind hielt. In Wahrheit mochte Makedonien ein gefährlicherer Gegner sein als Karthago; denn dies letztere konnte nur durch das Genie eines Feldherrn, wie Hannibal war, furchterregend werden; Makedonien aber war es durch den Zustand seines Heeres, in welchem noch immer die Schule, zum Theil auch der Geist des großen Alexander lebte. Die makedonische Phalanx erschien noch als eine Mauer, an welcher der Kriegsruhm der Römer zerschellen konnte. Daher der Eifer bei den römischen Rüstungen, daher das Aufbieten der römischen Bundesgenossen,

unter denen namentlich Masinissa zur Stellung eines Hülfsheeres numidischer Reiter und Karthago zur Lieferung der nöthigen Lebensmittel für die römischen Truppen verpflichtet wurden.

Sulpicius Galba landete mit einem Heere an der makedonischen Westküste, während Philipp am entgegengesetzten Ende seines Reiches die am Hellespont gelegene Stadt Abydos belagerte, um sodann ins pergamenische Gebiet einzudringen. Sulpicius begnügte sich wegen der vorgerückten Jahreszeit, ein Lager zwischen Dyrrhachium und Apollonia zu beziehen und dem Philipp eine Gesandtschaft zuzuschicken mit der Aufforderung, alle Feindseligkeiten gegen Pergamos, Rhodos und Athen sofort einzustellen. Philipp antwortete hierauf mit der Einnahme von Abydos.

Hartnäckig war der Widerstand, welchen Abydos den Makedoniern geleistet hatte, tragisch groß der Fall der muthigen Stadt. Von Attalos und den Rhodiern nur durch eine schwache Besatzung unterstützt, sahen sich die Abydener endlich gezwungen, mit Philipp wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Sie forderten für die pergamenischen und rhodischen Truppen freien Abzug und für sich selbst die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen, ohne irgend etwas mitzunehmen als ein Kleid für jeden der Abziehenden. Doch Philipp verwarf dies Anerbieten; er verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Dies entflammte den Todesmuth der wackeren Abydener; sie wollten sich bis zum letzten Athemzuge vertheidigen und alsdann ehrenvoll untergehen. Nachdem sie alle Frauen in den Tempel der Demeter, die Jungfrauen und Kinder in das Gymnasium eingeschlossen, und alle Schätze auf die Schiffe im Hafen zusammengehäuft hatten, eilten die muthigen Männer zu dem letzten verzweiflungsvollen Kampfe aus den Thoren, indem sie die Priester und ältesten Bürger zurückließen mit der ihnen eidlich abgenommenen Verpflichtung, beim Hereindringen des Feindes in die Stadt die Schätze von den Schiffen ins Meer zu werfen, Tempel und Gymnasium, worin Weiber und Kinder eingeschlossen waren, in Brand zu stecken und die Stadt einzuäschern. Die zum Kampfe Geeilten fochten mit dem Muthe der Verzweiflung, und Philipp sah sich schon veranlaßt, zurückzuweichen, als eine Gesandtschaft der in der Stadt zurückgebliebenen Abydener erschien, ihm die Uebergabe anzubieten. Sie hatten nämlich aus dem Zurückkehren einiger verwundeten Krieger geschlossen, daß die Ausgezogenen gefallen seien, und dem geleisteten Eide entgegen den Entschluß gefaßt, sich und den Weibern und Kindern das Leben zu erhalten. Die verrathenen Krieger, welche sich so von einigen treulosen Priestern um die Frucht ihrer Anstrengungen gebracht sahen, geriethen in eine solche Wuth, daß sie in die schon den Makedoniern übergebene Stadt eilten, die Weiber und Kinder erwürgten und sich alsdann selbst den Tod gaben. Keiner von ihnen sollte dem Feinde in die Hände fallen; und so hielt denn Philipp seinen Einzug in eine von Leichen angefüllte Stadt. Er richtete sodann seinen Marsch durch Böotien nach Athen, dessen Gebiet er verwüstete. Sulpicius war aber nicht der Mann, um gegen die Unternehmungen des Makedonierkönigs entscheidend aufzutreten. Er behielt zwar auch im folgenden Jahre als Prokonsul die Führung des Krieges, warb auch den Römern weitere Bundesgenossen, indem er namentlich den illyrischen König Pleuratus auf seine Seite zog, ferner die bisher noch unthätigen Aetolier zur offenen Feindseligkeit gegen Philipp bewog; allein er selbst schien nicht die Fähigkeit zu haben, einen entscheidenden Schlag gegen den immer mächtiger werdenden Feind zu führen.

Titus Quinctius Flamininus, welcher im Jahre 198 v. Chr. zum Konsul erwählt wurde, blieb es vorbehalten, nach einer kurzen Frist anfänglichen Zauderns den Krieg energischer zu betreiben und durch glückliche Umstände begünstigt dem siegreichen Ende zuzuführen.

Mit einer Verstärkung des Heeres traf dieser im römischen Lager ein, dem gegenüber Philipp in den Gebirgen von Epeiros eine unangreifbare Stellung eingenommen hatte. Doch Flamininus umging dieselbe mit einem Theile seiner Truppen, indem ein

epeirotischer Hirt ihm einen Weg durch die Berge wies, und so wurden die Makedonier, welche sich zugleich von vorn und im Rücken angegriffen sahen, geschlagen und zur Flucht genöthigt. Die Besitznahme von Epeiros, das sich willig unterwarf, war die erste Frucht dieses Sieges, die zweite das ungehinderte Vordringen der Römer nach Thessalien und Phokis, woraus die Makedonier, wenn auch mit Mühe, vertrieben wurden. Wie bedeutend die Macht seines Gegners ihm aber noch erschien, gab Flamininus dadurch zu erkennen, daß er unablässig bemüht war, den Römern neue Bundesgenossen, besonders in Griechenland, zu werben; es gelang ihm dies namentlich mit dem Achäischen Bunde und Böotien.

Wir haben schon früher gesehen, wie der Achäische Bund durch Aratos mit Philipp IV. in eine Art Bundesverhältniß getreten war, das indeß den Charakter der Abhängigkeit annahm. Dies hatte sich geändert, seitdem Philopömen Strateg des Bundes geworden war. Die Abhängigkeit vom makedonischen Gebot verschwand, aber das Bündniß mit Philipp IV. blieb, weil dieser den Achäern in ihren Kriegen stets redliche Unterstützung gewährte. Allein auch diese Freundschaft des Königs für die Achäer nahm ein Ende, da es in seinem Plane lag, den Nabis, einen vielgehaßten Mann, der sich zum Tyrannen Sparta's aufgeworfen hatte und die Achäer unausgesetzt beunruhigte, für sich zu gewinnen. Dadurch entfremdete er sich die Glieder des Achäischen Bundes, und sie fingen an, den makedonischen König mit Mißtrauen zu betrachten. Gerade zu dieser Zeit langten von den Römern Gesandte bei dem Bunde an, welche im Verein mit den Abgeordneten des Attalos, der Rhodier und Athener den Achäischen Bund zur Vereinigung mit ihnen gegen Philipp aufforderten. Um über diese Angelegenheit zu beschließen, wurde eine außerordentliche Tagsatzung zusammenberufen, zu welcher sich auch ein Gesandter Philipp's einfand, der den Bund zu bestimmen suchte, an dem Freundschaftsbündnisse mit seinem Herrn festzuhalten. Die Versammlung blieb lange schwankend; man fürchtete ein Bündniß mit den Römern fast eben so sehr wie den Kampf mit ihnen, und doch war dem Bunde — das sah man aus den Reden der römischen Abgeordneten — nur zwischen beiden Wegen die Wahl gelassen. Endlich setzte der damalige Strateg Aristänos in einer langen eindringlichen Rede nicht allein die bisherige treulose Politik Philipp's, sondern auch die von Seiten der Römer drohende Gefahr so beredt auseinander, daß die Versammlung schließlich das Bündniß mit den Römern beschloß. Nur Argos und Megalopolis wollten sich nicht dazu verstehen, die Verbindung mit Philipp aufzugeben, und erklärten deshalb ihren Austritt aus dem Bunde.

Um den Unterhandlungen mit den böotischen Städten mehr Nachdruck zu geben, war Flamininus in Vereinigung mit Attalos und Aristänos vor Theben gerückt, wohin die Abgeordneten der Böotier zusammenberufen worden waren, um über die Frage zu beschließen, ob sie ein Bündniß mit Rom dem Kriege mit Rom vorziehen wollten. Flamininus, Attalos und Aristänos wohnten der Versammlung in Person bei und riethen sehr eifrig zum Bunde mit Rom. Namentlich bot Attalos alle Kraft der Beredsamkeit auf, um die Böotier zu überzeugen, daß ihnen nur durch ein solches Bündniß Heil kommen könne, und wirklich brachte er auch den einstimmigen Beschluß für dieses Bündniß zu Wege. Allein der eifrige Römerfreund bezahlte seinen Eifer mit dem Leben; die anstrengende Rede hatte den schwächlichen Körper des alten Mannes erschüttert, und er verfiel in eine unheilbare Krankheit, aus welcher ihn nur der Tod erlöste. Inzwischen trug das von ihm befürwortete Bündniß seine Früchte. Denn jetzt endlich fühlte sich Flamininus stark genug, gegen Philipp einen Hauptschlag zu führen. In der denkwürdigen Schlacht bei Kynoskephalä (197 v. Chr.) unterlag die makedonische Phalanx zum ersten Male der römischen Tapferkeit.

Philipp, welcher den rechten Flügel seines Heeres befehligte, hatte die Phalanx auf den linken postirt, und für denselben zugleich in Gemäßheit des Terrains eine außergewöhnliche Aufstellung angeordnet, die der Phalanx mehr Tiefe als Breite gab.

Während Flamininus den Flügel des Königs ungestört vordringen ließ, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Phalanx, die er zu zersprengen suchte. Zu diesem Zwecke ließ er sie von der ätolischen Reiterei umzingeln und sodann mit Elefanten gegen sie anstürmen. In die Lücken, welche diese Thiere der Phalanx beibrachten, brach sodann die Reiterei verheerend ein; die römischen Legionen folgten und der Kern des feindlichen Heeres wurde theils vernichtet, theils in die Flucht geschlagen, die sich alsbald dem ganzen makedonischen Heere mittheilte; 8000 Makedonier waren erschlagen, 5000 gefangen genommen worden.

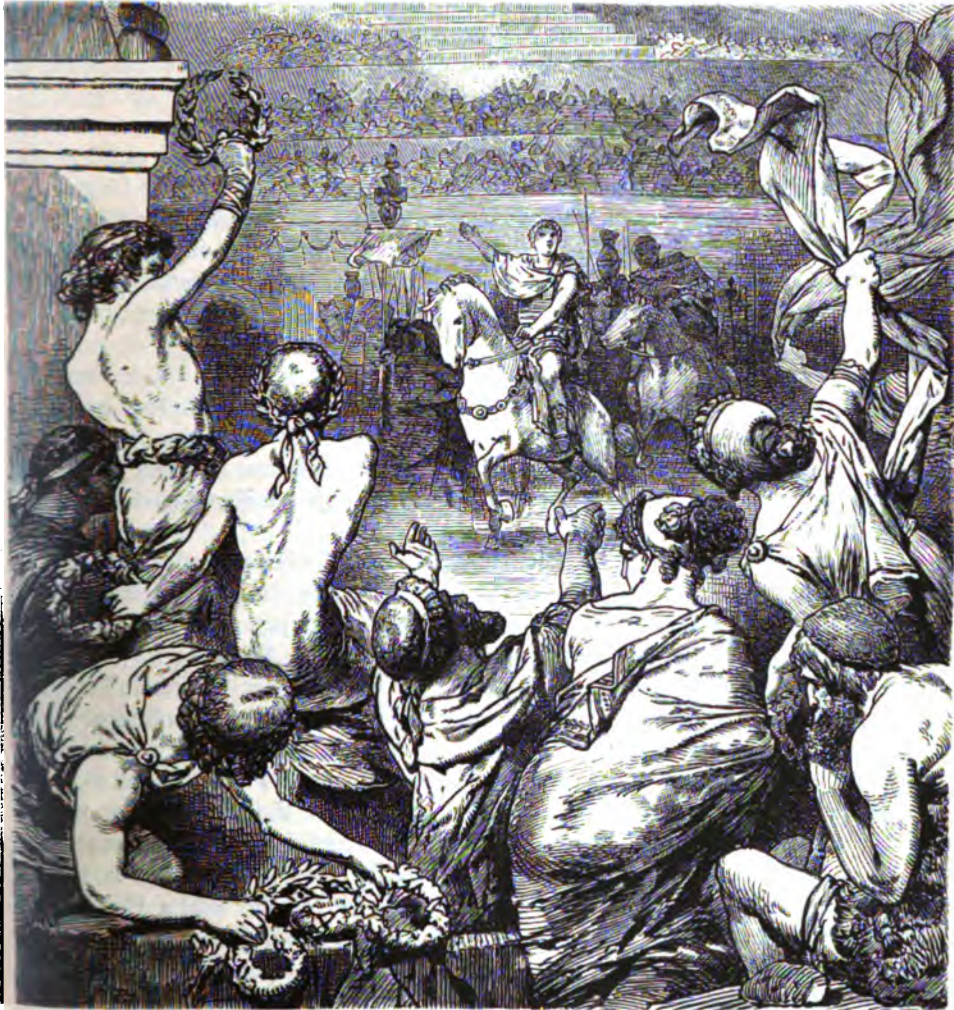
Philipp's Macht wurde durch diese Schlacht so entschieden gebrochen, daß er sogleich Friedensanerbietungen machte, die von Flamininus um so bereitwilliger angenommen wurden, als Antiochos III. von Syrien in Asien Fortschritte machte, durch welche die Römer voraussichtlich in einen Krieg mit demselben verwickelt werden mußten. In diesem Falle war es gut, mit Makedonien in Frieden und Bundesgenossenschaft zu stehen, und so kam denn (196 v. Chr.) zwischen Philipp IV. und Flamininus nach kurzer Unterhandlung der Friede dahin zu Stande, daß der Erstere sich auf sein Stammland Makedonien beschränken, und also aus allen auswärtigen Besitzungen seine Truppen ziehen mußte; daß er alle makedonischen Kriegsschiffe auslieferte, und daß er sich endlich verpflichtete, binnen zehn Jahren 1000 Talente Kriegskosten zu bezahlen und für seine Treue gegen die Römer seinen Sohn Demetrios als Geisel zu stellen.

So war denn also auch im Osten zur Herrschaft Roms der Grund gelegt. Sollte es aber ein fester Grund sein, so war die Unterwerfung Makedoniens und auch Griechenlands für die Römer erforderlich. Doch wohl mochte man fühlen, wie wenig würdig es eines freien Volkes sei, ein freies Volk zu unterjochen. Auch hätte man durch so rücksichtsloses Vorgehen den Wall hellenischer Bildung gegen so ungeberdige Völkerschaften wie die Thraker und Kelten niedergerissen. In solchem Sinne hatte daher Flamininus schon den Aetolern, welche auf Vernichtung Makedoniens drangen, geantwortet, daß es nicht römische Sitte sei, Besiegte zu vernichten, auch seien sie ihre eigenen Herren und es stünde ihnen frei, mit Makedonien ein Ende zu machen, wenn sie es könnten. Auf der andern Seite aber gebot die Idee der Weltherrschaft, welche Rom bereits als letztes Ziel vor Augen hatte, die Unterwerfung Griechenlands. Um einen Ausweg zu finden, Ehre und Politik zu vereinigen, erwählte man das Mittel, welches bereits Philipp II. und der große Alexander angewandt hatten: die Griechen sollten dem Namen nach frei, der Sache nach dem römischen Einflusse unterthan sein; und in Wahrheit gab man dadurch den Griechen fast mehr als sie besaßen; denn viele ihrer Staaten waren bereits wirkliche Despotien geworden, wie Sparta unter dem Tyrannen Nabis.

Ehe also Flamininus nach Rom zurückkehrte, beschloß er, die Angelegenheiten Griechenlands in der oben angedeuteten Weise zu ordnen. Es war gerade zur Zeit, da im Jahre 197 v. Chr. die Isthmischen Spiele gefeiert wurden, als Flamininus nach Korinth ging, um den dort zahlreich versammelten Griechen als eine schöne Festgabe die Freiheit zu verkünden.

Die Isthmischen Spiele waren niemals mehr besucht als zu der Zeit, wo man von der Anwesenheit des römischen Prokonsuls die Feststellung des Schicksals der griechischen Staaten erwartete. Die versammelte Volksmenge schien für die sonst so beliebten Spiele allen Sinn verloren zu haben; denn alle Aufmerksamkeit war auf die Eröffnungen gerichtet, die aus römischem Munde kommen sollten. Da erschien plötzlich der Herold mit dem Trompeter in der Mitte des Schauplatzes, wo der Sitte gemäß die Spiele mit einer festgesetzten Formel angekündigt wurden, ließ durch die Trompete Stille gebieten und rief aus: „Der römische Senat und Titus Quinctius Flamininus, der Oberfeldherr, nach Besiegung des Königs Philipp und der Makedonier erklären die griechischen Staaten für frei und Niemand unterthan und steuerpflichtig." Der Jubel über diese Verkündigung war groß und allgemein. Man konnte im Anfange das Glück kaum fassen; man glaubte falsch

gehört zu haben, und der Herold mußte auf allgemeines Verlangen die verkündeten Worte wiederholen. Dann aber brach die Freude in ein wildes Jubelgeschrei und Beifallklatschen aus, und den darauf beginnenden Spielen war nie geringere Theilnahme gewidmet worden als an jenem Tage. Nachher aber eilten Alle auf den Prokonsul zu, um ihm zu danken, um seine Hand zu ergreifen oder ihn mit Kränzen und Bändern zu schmücken; kurz es gab keinen Ausdruck augenblicklichen Dankgefühls, der dem Manne nicht zutheil wurde, welchen die glücklichen Griechen als den Verkünder ihrer Freiheit priesen.



Titus Quinctius Flamininus verkündet den Griechen die Freiheit. Zeichnung von Hermann Vogel.

Wie wenig Ernst es aber den Römern mit diesem Geschenke der Freiheit war, das zeigte sich sehr bald in ihrem Verfahren gegen den Tyrannen Nabis, dessen Vertreibung sie schon der Ehre halber hätten bewerkstelligen müssen. Flamininus fing auch wirklich den Krieg gegen ihn an (196 v. Chr.), wobei ihn der aufs Neue zum achäischen Strategen erwählte Philopömen kräftig unterstützte.

Philopömen war ein Republikaner, der selbst der Glanzperiode Griechenlands Ehre gemacht haben würde, und dessen Name denen eines Themistokles, Perikles und Epaminondas angereiht zu werden verdient. Mit Meisterschaft in der Kriegskunst paarte er die höchste Liebenswürdigkeit des Charakters, Einfachheit, Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit.

Die nachfolgende Anekdote, die sich von jenem seltenen Manne erhalten hat, wirft ein Licht auf seinen vortrefflichen Charakter. Zu einer Zeit, da er Strateg des Achäischen Bundes war, kündigte er einst einem Gastfreunde in Megara seine Ankunft an. Der Letztere war zufällig abwesend, aber die Hausfrau desselben bereitete Alles vor, um den hohen Gast würdig zu empfangen. Da trat ein Mann in ihr Haus, den die Frau dem einfachen schlichten Kleide nach für den Diener des Philopömen hielt, welcher vorausgesandt sei, um die Ankunft seines Herrn zu melden. Mit den Vorbereitungen zum Empfange ihres hohen Gastes noch nicht fertig, bat sie den Mann, ihr Holz zu spalten. Der Mann legte sogleich seinen Mantel ab und begann die ihm übertragene Arbeit. Mitten in derselben trat der Herr des Hauses in die Thür und rief verwundert: „Philopömen, was soll das bedeuten?“ — „Was sonst“, erwiederte dieser, „als daß ich die Schuld meines schlichten Anzuges trage!“

Nachdem Philopömen einige Jahre Strateg des Achäischen Bundes gewesen, und namentlich dessen Kriegswesen eine festere Gestalt gegeben hatte, war er auf längere Zeit nach Kreta gegangen, wo er in Zurückgezogenheit lebte, bis die Freiheiterklärung der Römer ihm Hoffnung gab, der Tyrann Nabis, der alte Feind des Achäischen Bundes, werde jetzt vertrieben werden. Um an dieser Vertreibung thätigen Antheil zu nehmen, begab er sich wieder nach Achaia, wo er auch unmittelbar nach seiner Ankunft zum Strategen des Bundes erwählt wurde.

Flamininus stand bald auf dem Punkte, Sparta zu erobern und den Tyrannen zu vernichten; allein statt seinen Vortheil zu verfolgen, begnügte er sich in dem von Nabis angebotenen Frieden damit, daß der Tyrann das früher in Besitz genommene Argos frei gab und eine unbedeutende Summe an Rom zahlte, ohne daß man eigentlich genau weiß, welche Gründe den Prokonsul zu einer solchen Nachgiebigkeit bestimmten, die jedenfalls einen Schatten auf seinen Ruhm wirft.

Man behauptet, der Prokonsul Flamininus habe die griechischen Angelegenheiten schnell beendigen wollen, weil er gefürchtet, ein anderer Konsul werde ihn in Griechenland ersetzen und ihm alsdann die Ehre streitig machen, Griechenlands Zustand geordnet zu haben. Andere meinen, die Eifersucht gegen Philopömen habe ihn zu der Milde gegen den Tyrannen Nabis bestimmt; endlich sagt man auch, und dies entspricht der römischen Politik am meisten, Flamininus habe in der unbedingten Freiheit des ganzen Griechenland ein zu großes Hinderniß für den Einfluß der Römer gesehen, als daß es nicht wünschenswerth gewesen wäre, im Herzen des Landes ein Gegengewicht gegen die Macht des Achäischen Bundes zu gewinnen. Natürlich stimmte diese Politik den Enthusiasmus der Griechen für ihre Befreier bedeutend herab. Die Aetolier namentlich sprachen sich unverhohlen darüber aus, indem sie, auf den Widersinn jener Milde hinweisend, ausführten, wie man zwar mit Philipp nicht eher Frieden geschlossen, als bis er alle Städte Griechenlands frei gegeben habe, wie aber durch die Verschonung des Nabis das römische Volk der Leibwächter eines Tyrannen geworden sei.

Flamininus seinerseits säumte nicht, die Griechen darauf hinzuweisen, wie es nur Rom sei, dem sie ihre Freiheit verdankten, und wie sie daher neben ihrer Treue für ihre Befreier auch keine heiligere Pflicht hätten, als die vielen römischen Bürger freizugeben, welche während des zweiten Punischen Krieges in die Gefangenschaft der Karthager gerathen und von diesen als Sklaven nach Griechenland verkauft worden waren. Denn es könne sich doch unmöglich ziemen, daß die Glieder eines Volkes, welches Griechenland aus der Sklaverei erlöst habe, in Griechenland Knechte seien. Die Griechen waren ehrlich genug, dies gelten zu lassen, und gaben sämmtliche angekauften römischen Sklaven unentgeltlich frei.

Nachdem Flamininus die griechischen Angelegenheiten auf diese Weise geordnet hatte, verließ er (194 v. Chr.) Griechenland mit der Ermahnung zur Treue gegen Rom und hielt dort einen der schönsten Triumphe, die einem Sieger bisher bewilligt worden waren.

Der Triumph des Flamininus dauerte drei Tage lang. Am ersten Tage führte er alle Waffen auf, die er dem Philipp abgenommen hatte; am zweiten die Schätze an Gold und Silber, welche von ihm erbeutet worden waren, und die sich ohne das gemünzte Geld auf 18,000 Pfund Silber und 3714 Pfund Gold beliefen; am dritten sich selbst, begleitet von den Geiseln (unter denen Philipp's IV. Sohn Demetrios), dem Heere und den aus der griechischen Sklaverei befreiten römischen Bürgern.

Daß Rom trotz des im Osten hergestellten Friedens keiner Ruhe genoß, haben wir schon oben angedeutet, denn die Kämpfe in Spanien und in Gallien dauerten, wenn gleich ohne weltgeschichtliches Interesse, ununterbrochen fort. Allein bald sollte auch der Kampf im Osten wieder von Neuem entbrennen und den römischen Einfluß dort noch fester begründen.

Der Syrische Krieg (191—189 v. Chr.) bereitete sich vor, indem Antiochos III., in seinen Unternehmungen gegen Aegypten von dem Machtworte der Römer zurückgehalten, danach strebte, durch die Eroberung von Thrakien das Reich des Seleukos Nikator wieder herzustellen. Da er hierbei auch die kleinasiatisch-griechischen Städte belästigte, denen von Rom aus die Freiheit zugesichert worden war, so erhoben die Römer Einsprache gegen die weitere Ausbreitung des Syrischen Reiches, und ein offener Bruch wurde nur durch die Länge der gepflogenen Unterhandlungen vermieden. Nun aber erschien am Hofe des Antiochos der größte Römerfeind seiner Zeit in der Person des aus seiner Vaterstadt vor dem Auslieferungsbefehle der Römer geflohenen Hannibal und reizte den syrischen König zur Feindseligkeit gegen Rom an.

Hannibal hatte sich nach Beendigung des zweiten Punischen Krieges den innern Angelegenheiten seiner Vaterstadt mit ganzer Seele hingegeben und sich namentlich durch Abschaffung von Mißbräuchen in der Verwaltung des Richteramtes und der öffentlichen Gelder die Liebe des Volkes erworben. Aber, wie dies stets zu geschehen pflegt, die volksfeindliche Aristokratie haßte und verfolgte ihn dafür und brachte ihn bei dem römischen Senate in den Verdacht, daß er damit umgehe, den Römern überall, und namentlich in Griechenland und Asien, Feinde zu erwecken. Rom konnte es dem großen Manne nie vergeben, daß es einst vor ihm gezittert hatte, und noch immer war sein bloßer Name hinreichend, die größte Besorgniß bei den Römern zu erwecken. Man beschloß also, den Gefürchteten für immer zu vernichten, und verlangte unter dem Vorgeben, Hannibal habe sich mit Antiochos in ein verrätherisches Verständniß gegen Rom eingelassen, von Karthago die Auslieferung des Helden. Doch dieser erhielt durch seine Freunde Kunde von dem gegen ihn geschmiedeten Plane und kam der Ausführung desselben durch die Flucht zuvor, indem er eines Abends heimlich die Stadt verließ und ein bereitstehendes Schiff bestieg, welches ihn nach Tyros brachte. Von hier begab er sich alsdann zu Antiochos, der nicht wenig erfreut war, den großen Römerfeind an seinem Hofe bewirthen zu können. Zu gleicher Zeit sagten dem Antiochos die mit Rom so unzufriedenen Aetolier und der Tyrann Nabis von Sparta ihre Hülfe zu, und so glaubte er es wagen zu können, den Römern offenen Widerstand zu zeigen.

Die Aetolier wollten zwar Sparta gern auf der Seite des Bundes gegen die Römer sehen; allein ohne den Tyrannen Nabis, durch dessen Vernichtung sie die Freiheitsliebe der Römer beschämen wollten. Um diesen Zweck zu erreichen, nahmen sie zu einem verrätherischen Mittel ihre Zuflucht. Nabis, der sich auf Anreizen der Aetolier zur Feindseligkeit gegen Rom hatte bewegen lassen und deshalb in einen Krieg gegen die mit Rom verbündeten Achäer verwickelt war, bat die Aetolier um Beistand. Diese sandten ihm auch wirklich Truppen nach Sparta, gaben ihnen aber zugleich den Auftrag, Nabis zu ermorden. Der Plan wurde zwar wirklich ausgeführt, allein die Mörder fielen unter den Racheschwertern der empörten Spartaner, und diese schlossen sich nun dem Achäischen Bunde an. Auf solche Weise verlor Antiochos den Beistand Lakedämoniens, allein er hoffte noch auf die Unterstützung des makedonischen Philipp; und so erklärte er denn ohne

Furcht den Römern den Krieg, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, so doch durch seine fortgesetzten Eroberungszüge in Thrakien und sein Eindringen in Griechenland.

Die Römer säumten nicht, diese Kriegserklärung entschieden zu beantworten, indem sie sich zugleich des Beistandes Philipp's von Makedonien versicherten, dem sie, um ihn zu gewinnen, nicht allein einige Eroberungen an seinen Grenzen gestatteten, sondern auch seinen Sohn Demetrios, der bisher als Geisel in Rom gelebt hatte, zurückschickten. Antiochos, welcher sich dadurch um einen wichtigen Bundesgenossen gebracht sah, war seiner Sache gleichwol so sicher, daß er, alle Rathschläge des weisen Hannibal verschmähend, den Krieg nach seinen eigenen Launen zu führen versuchte, es aber dabei sogar versäumte, die Römer an der Ueberfahrt nach Hellas zu hindern.

Die Römer waren unter der Anführung des Konsuls Marcus Acilius Glabrio an der griechischen Küste erschienen, um den Antiochos, der seine vorläufigen Streitkräfte am Passe Thermopylä zusammengezogen hatte, daselbst anzugreifen. Die Schlacht, welche sich hier (191 v. Chr.) entspann, war ein offenbares Gegenstück zu jener denkwürdigen, die an derselben Stelle einst gegen Xerxes geliefert worden; denn wenn auch die Römer das Gebirge eben so erstiegen wie damals die Perser, so lebte doch in Antiochos und seinem Heere keineswegs der Geist jener 300 Spartaner, die hier den Heldentod starben; vielmehr ergriff der syrische König mit seinem Heere bei dem Heranrücken der Römer eine so eilige Flucht, daß ihm erst in Kleinasien die Besinnung wieder kam mit dem Gedanken, die Römer würden ihn auch über den Hellespont verfolgen, und er müsse daher auf Mittel bedacht sein, ihnen Widerstand zu leisten. Hierbei kamen ihm denn freilich seine großen, dort in Kleinasien aufgehäuften Streitkräfte vortrefflich zu statten, und er bedauerte nichts mehr, als daß er nicht Zeit gehabt habe, dieselben in Griechenland zu versammeln. Während nun die Römer die von ihnen abgefallenen, mit dem Feinde verbündeten Aetolier züchtigten, so daß diese endlich um einen Waffenstillstand bitten mußten, errang auch die römische Seemacht, welche durch karthagische, rhodische und pergamenische Schiffe verstärkt worden war, über die syrische Flotte mehrere so vollständige Siege, daß dem Uebergange der Römer nach Asien kein Hinderniß mehr entgegenstand. Es war der Konsul Lucius Cornelius Scipio, der Bruder des Africanus, dem das Glück zutheil wurde, den syrischen Krieg nach Asien zu tragen, um ihn dort beendigen zu können. In der Begleitung und unter dem Beirathe seines großen Bruders trat er sein konsularisches Feldherrnamt an. Nachdem er den Aetoliern den erbetenen Waffenstillstand auf sechs Monate bewilligt hatte, zog er durch Thessalien, Makedonien und Thrakien bis an den Hellespont. Bevor er aber den asiatischen Boden betrat, hatte er mit dem Antiochos noch einen blutlosen Kampf zu bestehen um die Bundesgenossenschaft des Königs Prusias von Bithynien. Antiochos gab sich nämlich viel Mühe, diesen bei dem Kriege in Kleinasien so vortheilhaften Verbündeten für sich zu gewinnen; aber wenn er hierbei eine eindringliche Ueberredungsgabe in die Wagschale zu legen hatte, so warf Lucius Scipio die Furcht vor Rom und die Aussicht auf lockende Belohnung für gehaltene Freundschaft hinein, so daß sich Prusias bestimmen ließ, wenigstens neutral zu bleiben.

Antiochos hatte den Prusias in einer Zuschrift besonders darauf aufmerksam gemacht, wie die Römer keinen andern Plan hätten, als alle Throne der Welt zu vertilgen, damit auf der ganzen Erde kein Reich bestehe, als das römische. Philipp und Nabis seien bezwungen worden, er (Antiochos) sei der dritte, dem es gelte; und von ihm werde der nächste Schritt gegen Bithynien gerichtet sein. Schon wollte sich Prusias dadurch bestimmen lassen, das Bündniß mit Syrien anzunehmen, als ein Brief der beiden Scipionen an ihn einging, worin ihm gerade das Gegentheil bewiesen wurde, indem sich der Brief darüber ausließ, wie die Römer noch keinen König entthront hätten, wie sie vielmehr selbst die ihnen feindlichen und besiegten Herrscher Philipp und Nabis im Besitze der Krone gelassen, andere aber, die ihnen in Freundschaft zugethan gewesen wären, wie

Masinissa, mit Vergrößerung ihrer Länder belohnt hätten. Dies gab bei Prusias den Ausschlag, und er hielt sich von dem Bündnisse mit Antiochos entschieden fern.

Endlich betraten die Römer den Boden Asiens in dem stolzen Gefühle, einen neuen Welttheil dem Ruhme ihrer Waffen sich öffnen zu sehen. Denn der Sieg war ihnen gewiß, nicht blos wegen der Vorzüge ihrer Feldherren vor dem sich selbst überschätzenden Antiochos, sondern auch wegen des Eifers ihrer Bundesgenossen, unter denen sich König **Eumenes II.** von Pergamos, welcher seinem Vater Attalos in der Regierung gefolgt war, durch die aufopferndste Hingebung für die Römer auszeichnete. Antiochos mochte finden, daß die Hoffnung seiner Feinde auf den Sieg wohl begründet war, denn bevor er es zu einer Entscheidung kommen ließ, bot er Frieden an, indem er sich bereit erklärte, die kleinasiatisch-griechischen Städte freizugeben und die Hälfte der römischen Kriegskosten zu zahlen. Doch den Scipionen war dies nicht genug, sie verlangten die Abtretung des ganzen Kleinasiens bis an den Taurus und die Erstattung sämmtlicher Kriegskosten, Bedingungen, denen sich Antiochos mit Ehren nicht unterwerfen zu können glaubte. So sollte denn die Schlacht entscheiden; und sie entschied bei Magnesia am Gebirge Sipylos (190 v. Chr.) für die Römer; denn Lucius Cornelius Scipio brachte hier dem Antiochos eine solche Niederlage bei, daß dieser allen Muth zur weiteren Führung des Krieges völlig verlor und auf der ergriffenen Flucht in Apamea nur Halt machte, um den Frieden auf die Bedingungen hin anzubieten, welche die Römer vorgeschlagen hatten.

Es muß ein merkwürdiger Zufall genannt werden, daß bei Magnesia keiner der beiden großen Helden kämpfte, die sich bei Zama gegenübergestanden hatten, und denen hier die Gelegenheit, sich von Neuem zu messen, dadurch geboten war, daß Scipio Africanus als Legat beim römischen Heere und Hannibal auf der Seite des Antiochos stand. Allein der Erstere war von einer gefährlichen Krankheit befallen und hatte in der mysischen Stadt Elea zurückbleiben müssen; und der Letztere war von Antiochos, man glaubt aus Eifersucht auf das kriegerische Genie des Helden, schon früher nach Phönikien gesandt, um dort eine Seemacht zu bilden.

Der Hauptgrund der Niederlage des Antiochos bei Magnesia war wol sein aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetztes Heer, das, wenn auch an Zahl dem römischen bei weitem überlegen, doch an innerer Tüchtigkeit diesem bedeutend nachstand. Nicht allein an Völkerschaften, sondern auch an Bewaffnungsarten war das syrische Heer ein so seltsames Gemisch, daß mehr Feldherrngenie dazu gehörte, als Antiochos besaß, um damit den römischen Legionen die Spitze bieten zu können. Syrer, Griechen, Kappadokier, Galatier, Meder, arabische Bogenschützen mit vier Ellen langen Schwertern und auf Kameelen reitend, das Alles war in eine Schlachtordnung gebracht, die zwar durch eine Menge vierräderiger Sichelwagen und 54 Elefanten zu einer imposanten Macht gebildet wurde, die aber bei dem geringsten Wirrwarr an ihrer eigenen Unbehülflichkeit zu Grunde gehen mußte. Und so geschah es, besonders durch die kühnen Reiterangriffe des Königs Eumenes, der hier mit so außerordentlicher Kriegskunst und Tapferkeit focht, daß ihm mehr als dem Lucius Scipio die Ehre des Tages gebührte. Die Niederlage des syrischen Heeres war so blutig, daß sein Verlust auf 50,000 Mann angegeben wird, während die Römer nur — was freilich erstaunlich klingt — etwa 300 Mann an Todten eingebüßt haben sollen.

Nach einigen Unterhandlungen kam der Friede endlich zu Stande; allein der römische Senat hatte die Bedingungen noch verschärft, und so wurde denn Antiochos verpflichtet, Kleinasien bis an den Taurus abzutreten, in zwölf Jahren an Rom 15,000 Talente zu zahlen, alle seine Elefanten und Kriegsschiffe herauszugeben und den vorgeblichen Anstifter des Krieges, den großen Hannibal, den Römern auszuliefern. Antiochos fügte sich der Nothwendigkeit; doch überhob ihn Hannibal der letzteren schmählichen Bedingung dadurch, daß er alsbald die Flucht ergriff und bei dem bithynischen Könige Prusias ein Asyl suchte.

Der Sieger Lucius Cornelius Scipio erhielt für die glorreiche Beendigung des Krieges die Ehre eines glänzenden Triumphs und den Beinamen Asiaticus.

Die nächsten Jahre vergingen mit dem Ordnen der durch den Ausgang des Syrischen Krieges neu gestalteten Verhältnisse; und wir wollen dabei die ordnende Hand der Römer kurz verfolgen. So lange zwischen Italien und Asien noch unabhängige Reiche, wie Makedonien und Griechenland, lagen, konnte den Römern ein Länderbesitz in Asien nicht wünschenswerth sein. Indem sie aus Klugheit auf einen solchen verzichteten, brachten sie sich noch obenein in den Ruf edler Uneigennützigkeit und konnten damit den dritten Vortheil verbinden, ihre Bundesgenossen durch reiche Belohnungen noch fester an sich zu knüpfen. Dies geschah namentlich gegen Eumenes II., dessen Reich mit einem Theile der dem Antiochos abgenommenen Länder bedeutend vergrößert wurde. Die Rhodier erhielten Lykien und einen Theil von Karien; die griechischen Städte in Kleinasien wurden wie die in Europa für frei erklärt. Die Galater, welche durch räuberische Einfälle die kleinasiatischen Reiche stets beunruhigten, wurden zu Paaren getrieben und mußten geloben, sich auf ihr Land zu beschränken und ruhig zu bleiben. Alle diese Anordnungen wurden von dem Konsul Cnejus Manlius Vulso getroffen, während sein Kollege Marcus Fulvius Nobilior den Auftrag erhalten hatte, die Angelegenheiten der Aetolier mit gewäffneter Hand zur Entscheidung zu bringen. Denn die Aetolier, denen früher, wie wir sahen, nur ein Waffenstillstand bewilligt worden war, hatten denselben aufgehoben, als die Römer gegen Antiochos nach Asien zogen, und wieder zur offenen Feindseligkeit gegriffen. Rom erkannte endlich, daß ihm in dem Aetolischen Bunde ein beständiger Feind und für jeden seiner Feinde ein bereitwilliger Bundesgenosse bestehe; es beschloß deshalb die Auflösung des Bundes. Fulvius Nobilior unternahm die Ausführung dieses Beschlusses, er besiegte die Aetolier, die durch den unglücklichen Ausgang des Syrischen Krieges bereits entmuthigt waren, mit leichter Mühe und legte ihnen (188 v. Chr.) Bedingungen auf, die sie für die Zukunft zu willenlosen Werkzeugen der Römer machten. Der Aetolische Bund hatte dadurch seine politische Selbständigkeit für immer verloren; seine Unterwerfung war der erste Schritt zur Unterjochung Griechenlands.

Wenn wir jetzt aus der römischen Geschichte ein einzelnes Jahr (183 v. Chr.) herausheben, so geschieht dies wegen des merkwürdigen Umstandes, daß in demselben die drei größten Männer dieser Zeit, Hannibal, Scipio Africanus und Philopömen, infolge harter Schicksale ihren Tod fanden. Hannibal, schon im Greisenalter stehend, hatte beim Könige Prusias von Bithynien Aufnahme und Gastfreundschaft gefunden, bis die Römer — sei es aus Rache gegen den unermüdlichsten ihrer Feinde, sei es aus Furcht vor dem Sieger von Cannä — seine Auslieferung verlangten. Prusias war nicht mächtig genug, seinen Gastfreund gegen den Befehl des allgebietenden Rom zu schützen.

Der greise Held mußte das Schicksal, mit dem er bedroht wurde, geahnt haben, denn er hatte seine Wohnung mit mehreren verborgenen Ausgängen versehen lassen, um sich einen Weg zur Flucht zu sichern. Die Ausgänge waren jedoch dem Prusias verrathen worden, und dessen Furcht vor Rom war so groß, daß er nicht nur in die Gefangennehmung des Hannibal willigte, sondern auch die Hand dazu bot. Denn als Hannibal benachrichtigt wurde, daß die Wachen das Haus umzingelten, und er nun durch den verborgensten seiner Ausgänge entfliehen wollte, da — fand er ihn von Soldaten versperrt.

Der Gedanke an Selbstmord mußte dem Helden jetzt vor die Seele treten; er durfte nicht lebend in die Hände Derjenigen fallen, denen er schon als zehnjähriger Knabe ewige Feindschaft geschworen hatte, und sein Entschluß war schnell gefaßt. Er nahm das längst bereit gehaltene Gift mit den Worten: „So befreie ich denn das römische Volk von der Sorge, die ihm das Leben eines Greises macht!“

War er doch auf ein solches Lebensende längst vorbereitet, denn er kannte die Römer und das Wort der Könige. So war er sich selbst bis zum Tode treu geblieben, gleich

groß im Hassen wie einst in der Kunst, sich die Seelen der ihm untergebenen Krieger verschiedenster Art und Sprache zu gewinnen. Von seinem strategischen Talent zeugt jedes Blatt der Geschichte seiner Zeit, und nicht minder von seiner staatsmännischen Begabung, die er noch nach dem Frieden Karthago's mit Rom durch seine Reform der Verfassung und später durch den beispiellosen Einfluß bekundete, welchen er als landflüchtiger Fremdling bei den östlichen Mächten ausübte. Eigenthümlich ist ihm eine gewisse erfinderische Schlauheit, ein Grundzug des phönikischen Charakters; er ging gern besondere und ungeahnte Wege, Kriegslisten aller Art waren ihm geläufig und die Art der Gegner studirte er mit eindringlichster Sorgfalt. Als er geboren ward, stritt Rom mit zweifelhaftem Erfolg um den Besitz von Sizilien; er mußte es erleben, wie Rom nicht nur den Westen, sondern auch den Osten überwand, gleichwie der Sturm das führerlose Schiff, mit dem Gefühl, daß doch er allein im Stande gewesen, es zu lenken. So konnte ihm keine Hoffnung weiter fehlschlagen, als er starb; aber endlich hatte er in fünfzigjährigem Kampfe den Knabenschwur gehalten. Um dieselbe Zeit ging auch der Mann zur Ruhe, den die Römer des großen Phönikiers Ueberwinder nannten; den Publius Scipio Africanus hatte das Glück mit allen Erfolgen überschüttet, die seinem Gegner versagt blieben. Ihm war es vergönnt, die römischen Waffen siegreich nach Spanien, Afrika und Asien zu tragen, und Rom, welches er als erste Stadt Italiens gefunden, stand bei seinem Tode als Gebieterin der civilisirten Welt da. Und doch verzehrte auch ihn während seiner letzten Jahre bitterer Gram, und er starb kaum über fünfzig Jahre alt in freiwilliger Verbannung, mit der Anordnung, seine Leiche nicht in der Vaterstadt beizusetzen, für die er gelebt hatte, und in welcher seine Ahnen ruhten. Welche Gründe ihn aus Rom trieben, ist nicht hinreichend aufgehellt worden; vermuthlich sah er sich, durch die republikanische Eifersucht, die freilich gegen einflußreiche Männer strenger verfahren muß, als gegen unbedeutende verfolgt.

Die beiden Scipionen, Africanus und Asiaticus, wurden, nämlich von M. Porcius Cato wegen Veruntreuung der dem Staate gehörenden Gelder angeklagt: Sie sollten nicht alles von Antiochos empfangene Geld der Republik verrechnet haben. Mochte nun auch die Triebfeder der Anklage die republikanische Eifersucht sein, der Gegenstand dieser Anklage konnte nichtsdestoweniger in der Wahrheit beruhen; wenigstens schließt das Benehmen des Publius Scipio vor Gericht diesen Verdacht nicht aus. Er erschien zwar vor den Schranken, allein weit entfernt, auf den Gegenstand der Anklage einzugehen, brachte er den ganzen Tag hin mit Aufzählung aller seiner Verdienste um die Republik. Die Verhandlung wurde einige Wochen hinausgeschoben, indem Scipio zugleich die Weisung erhielt, das Buch vorzulegen, in welches er die von Antiochos empfangenen Summen eingetragen habe. Als der neue Termin herangekommen war, brachte Scipio, welcher mit seinem Siegerkranze auf dem Haupte erschien, seine Rechnungsbücher zwar mit, allein er zerriß sie, nachdem er sie dem Volke gezeigt hatte, indem er sich zugleich der weiteren Verhandlung auf folgende Weise entzog: „Quiriten", rief er aus, „an diesem Tage" — es war gerade der Jahrestag von Zama — „habe ich den Hannibal geschlagen und Karthago bezwungen; heut wollen wir nicht gegen einander rechten. Laßt uns vielmehr auf das Kapitol gehen, um den Göttern für den Sieg der Republik zu danken, und sie zu bitten, ihr noch mehr solcher Männer zu geben, wie ich bin!" Mit diesen Worten verließ er die Versammlung, und die von solchem Anruf leicht entflammte Volksmasse eilte ihm jubelnd nach. Am folgenden Tage begab sich Scipio auf sein Landgut Liternum bei Rom und wies jede Aufforderung, sich zur Beendigung seiner Sache vor Gericht zu stellen, damit zurück, daß er sich für krank ausgab. Endlich gewann er auch einige Tribunen, welche die Anklage so lange für aufgehoben erklärten, als Scipio sein Landgut nicht verließe. Da er dort endlich starb, so blieb der Prozeß — was seine Person betraf — unentschieden. Sein Bruder aber wurde wirklich verurtheilt, und zwar zu einer Geldbuße, die ihn zu einem armen Manne machte.

Das ganze Benehmen des Scipio Africanus in dieser Angelegenheit läßt die Vermuthung zu, daß die Anklage vielleicht nicht ganz grundlos gewesen sein mag; wenigstens durfte sein Stolzgefühl nicht so weit gehen, daß er sich geberdete, als sei er über jeder Verantwortung erhaben.

Auch Philopömen war wie Hannibal schon ein Greis, als er sein so tragisches Ende fand. Bei der Nachricht von dem Abfalle Messene's erhob er sich von dem Krankenlager, auf welchem er in Argos lag, um mit einer kleinen Anzahl schnell gesammelter Reiter in Messenien einzudringen. Doch bald sah er sich von einer überlegenen feindlichen Macht gedrängt und in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Um seine Gefährten vor einem Ueberfalle zu bewahren, ritt er hinter ihnen, hatte aber das Unglück, auf dem unebenen, felsigen Wege mit seinem Pferde zu stürzen, wodurch er in die Gewalt der nachfolgenden Feinde gerieth, die ihn gebunden im Triumph nach Messene führten. **Dinokrates**, das Haupt der herrschenden Partei in Messene und der Anstifter des Abfalls, ließ den greisen Helden in ein dunkles unterirdisches Gefängniß werfen. Da er jedoch fürchtete, daß die Achäer entschiedene Schritte zur Befreiung ihres Strategen thun würden, eine solche Befreiung aber nicht nach dem Sinne des Dinokrates war, so wurde dieser Elende an dem siebenzigjährigen wehrlosen, gefesselten Greise zum Meuchelmörder, indem er ihm den Giftbecher aufzwang. Unerschrocken und mit Heiterkeit der Seele leerte ihn Philopömen, legte sich ruhig nieder und hauchte seine edle Seele aus. So starb der letzte große Grieche, den die Geschichte des Alterthums kennt.

Die Achäer, empört über den an ihrem Strategen begangenen Mord, belagerten Messene. Die Stadt, heimlich von den Römern unterstützt, hielt sich ein ganzes Jahr, mußte sich endlich aber (182 v. Chr.) auf Gnade und Ungnade ergeben. Dinokrates, der eine grausame Rache fürchtete, brachte sich selbst um. Mit der Siegesfeier verbanden die Achäer eine Leichenfeier für Philopömen. Die mit seiner Asche gefüllte bekränzte Urne wurde in feierlichem Trauerzuge nach Philopömen's Vaterstadt Megalopolis gebracht und dort beigesetzt. Unter den Trägern der Urne war Polybios, welcher die Geschichte dieser Zeit geschrieben hat. —

Blicken wir jetzt auf die Macht, welche die Republik Rom nach den bisherigen Erfolgen ihrer Waffen oder ihrer Politik errungen hatte, so finden wir sie bereits als Herrin der Welt. Denn waren auch alle die Länder von den Säulen des Hercules bis in den fernen Osten des Syrischen Reiches nicht geradezu der Republik unterthan, so herrschte doch überall der Wille Roms theils durch den Schrecken, den es vor seinen Waffen verbreitete, theils durch die Freundschaftsbande, welche es mit kluger Umsicht überall zu knüpfen wußte. Und jedes dieser Mittel mußte ihm das andere erzeugen helfen: durch den Schrecken verschaffte es sich Bündnisse und durch die Bündnisse verbreitete es den Schrecken!

Dieser Zustand der Dinge konnte indeß nur so lange dauern, als Rom Ursache hatte, uneigennützig erscheinen zu wollen. Es kam aber die Zeit, wo ihm die Maske abfiel und Roms Herrschsucht zu Tage trat.

Man fing an, Länder zu unterwerfen und Könige zu entthronen, was bisher außerhalb Italien noch nicht geschehen war. Das erste Beispiel dieser Art Eroberungskrieg sollte Makedonien betreffen, dessen König Perseus an der Ausführung des Planes arbeitete, den schon sein Vater Philipp IV. in den letzten Jahren seines Lebens, wenngleich sehr geheimen, verfolgt hatte, sich von Rom unabhängig zu machen, und die römische Nationalmacht mit der griechischen ins Gleichgewicht zu setzen.

Der letzte Makedonische Krieg (171—168 v. Chr.) aber zeigte, daß die Zeit, einen solchen Plan auszuführen, bereits vorüber war. Denn wie wenig die Römer Lust hatten, die makedonische Macht sich ausbreiten zu lassen, zeigten sie, als Philipp die kleinen Eroberungen zu benutzen suchte, die er während des Syrischen Krieges in Thrakien unter dem stillschweigenden Gutheißen der Römer gemacht hatte.



Polybios trägt Philopömen's Asche in feierlichem Zuge nach Megalopolis.

Eumenes II. von Pergamos war lüstern nach diesen Besitzungen, Rom gebot dem Philipp die Herausgabe, und dieser mußte gehorchen. Aber er brütete jetzt über einem Racheplane, zu dessen Ausführung er im Geheimen ansehnliche Rüstungen unternahm. Doch war es nicht ihm, sondern erst seinem Nachfolger Perseus vorbehalten, den Plan ins Werk zu setzen.

Perseus theilte den Haß seines Vaters gegen die Römer zu sehr, um nicht Alles aufzubieten, ihre Macht zu untergraben. Langwierig waren seine Zurüstungen für diesen Zweck, denn sie mußten ausreichend sein, wenn sich Perseus nicht völlig ins Verderben stürzen wollte. Vor allen Dingen richtete er dabei seinen Blick auf Griechenland, um dort Bundesgenossen zu finden.

Das fortwährende Bestreben der Römer, die Einigkeit unter den griechischen Staaten zu vernichten, hätte ihm dabei sehr zu statten kommen können, wenn die römische Politik nicht schlauer und schneller gewesen wäre. Dagegen glaubte er bei den Königen von Syrien, Pontos, Kappadokien und Bithynien Unterstützungen zu finden, weil diese, von der Eroberungssucht des Eumenes gedrängt, bei den Römern niemals Abhülfe ihrer Beschwerden fanden, und also mit Recht gegen Rom erbittert waren. Auch auf Karthago hoffte Perseus, welches, von Masinissa mißhandelt, gleichfalls vergeblich die Gerechtigkeit Roms in Anspruch nahm. Allein all dieser Beistand blieb nur ein gehoffter, da die Furcht vor Roms Rache alle jene Mächte zurückhielt, sich entschieden für Perseus zu erklären. Nur in dem illyrischen Könige Gentius fand er einen Verbündeten, der ihm offen und redlich seinen Beistand angedeihen ließ. Dagegen konnten die Römer auf ihre Bundesgenossen, unter denen Achaia und Eumenes II. die eifrigsten waren, um so gewisser zählen, und die römisch gesinnte Partei in den übrigen griechischen Staaten war mächtig genug, um den Römern einen neuen Sieg zu verheißen.

Trotz der Erbitterung, welche Rom bei den meisten Patrioten des Achäischen Bundes durch seine ränkevolle Politik erregt hatte, konnte es doch auf die Ergebenheit Achaia's rechnen, weil nach Philopömen's Tode ein Mann an die Spitze des Bundes getreten war, der das römische Interesse mit wahrhaft sklavischer Hingebung zu befördern strebte. Es war Kallikrates, ein Mann ohne alle Gesinnung, der durch römischen Einfluß zu seiner Würde gelangt war und Alles anwandte, um sich dafür auf Kosten der Freiheit seines Vaterlandes dankbar zu bezeigen.

Eumenes II. war den Römern ein noch ergebenerer Freund, als sein Vater gewesen war. Ueberall, wo er sich irgend einen Einfluß verschaffen konnte, übte er denselben zum Vortheile Roms aus, und er war es zugleich, der die Römer auf die gefährlichen Rüstungen des Perseus aufmerksam machte und sie zum Kriege gegen denselben anreizte. Er begab sich persönlich nach Rom, um, wie er sich mit entwürdigender Kriecherei ausdrückte, die Götter und Menschen zu sehen, denen er ein alle seine kühnsten Wünsche übersteigendes Los verdanke; zugleich aber auch, um sie aufzufordern, den Plänen des Perseus schnell und kräftig zu begegnen. Denn, so erklärte er, die Macht des Makedonierkönigs wachse zusehends, und obgleich von seinen Verbindungen nicht viel zu fürchten sein würde, so hätten doch die Rüstungen in seinem eigenen Lande einen solchen Erfolg, daß man leicht auf einen unbezwinglichen Feind stoßen könnte, wenn man ihm Zeit lasse, diese Rüstungen zu vollenden. Zugleich entwarf er ein so lebhaftes Bild von dem Hasse, den Perseus von jeher gegen die Römer gehegt, daß der Senat den Krieg fest beschloß, und die makedonischen Gesandten, welche gekommen waren, ihren Herrn gegen die Anschwärzungen seiner Feinde in Schutz zu nehmen, verschlossene Ohren fanden. Perseus war durch seine Feindschaft gegen die Römer nicht verblendet genug, deren Macht zu unterschätzen, und wenn er auch seine Rüstungen mit dem größten Eifer fortsetzte, so vermied er doch ängstlich jede Gelegenheit zum Ausbruche der Feindseligkeiten, bis die Römer endlich die Veranlassung zur Eröffnung des Krieges fast gewaltsam herbeiführten.

Um den beschlossenen Krieg, dessen wahrer Grund in der von Perseus zum Nachtheile der römischen Schutzherrschaft über Hellas erstrebten vollen Unabhängigkeit lag, zu rechtfertigen, wies der römische Senat nicht nur auf die erfolgte Vertreibung des thrakischen Häuptlings Abrupolis hin, der mit Rom im Bündniß stand, sondern man gab auch dem Perseus gewisse Verbrechen Schuld, freilich nur auf Grund unbestimmter Gerüchte.



Gesandte des Eumenes vor dem römischen Senat.

Eumenes war in einem Hohlwege bei Delphi von herabrollenden Steinen gefährlich verwundet worden und das Gerücht bezeichnete dies Ereigniß als einen Mordversuch, auf Anstiften des Perseus unternommen, der sich an Eumenes habe rächen wollen, weil er die Römer zum Kriege gegen Makedonien angereizt hatte.

Ein anderes Gerücht behauptete, Perseus habe einen Bewohner von Brundusium, Namens Rammius, bei dem die nach Griechenland gehenden römischen Gesandten häufig

einzukehren pflegten, zur Vergiftung einiger derselben überreden wollen. Die Römer, wenn sie diese Gerüchte auch vielleicht nicht selbst ausgesprengt hatten, sahen in ihnen doch eine willkommene Veranlassung, die wahre Gesinnung des Perseus gegen sie zu prüfen; denn sie schickten eine Gesandtschaft an ihn ab, die ihn durch ihr stolzes und hochmüthiges Auftreten so empörte, daß er endlich die Maske abwarf und entschieden erklärte, wie er die Einmischung der Römer in seine Angelegenheiten nicht dulde, wie das Aufseherwesen, welches sie durch beständige Gesandtschaften übten, ihm lästig sei, und wie von einer Bundesfreundschaft zwischen Makedonien und Rom nicht eher die Rede sein könne, als bis man sich über die nöthigen Bedingungen einer solchen geeinigt habe. Die Römer erkannten aus dieser entschiedenen Willensmeinung des Perseus, daß für sie die Zeit gekommen sei, ihren Einfluß aufs Neue durch die Waffen befestigen zu müssen, und der Krieg wurde erklärt. Perseus sah kein ehrenvolles Mittel mehr, die Gefahr abzulenken, und faßte den Entschluß, dem drohenden Verhängniß die Stirn zu bieten.

Trotz mancher trefflichen Herrschereigenschaften war Perseus doch nicht der Mann, die Römer zu besiegen; es fehlte ihm theils an Entschlossenheit, theils verstand er nicht, zu rechter Zeit freigebig zu sein. Die ersten Waffenthaten seines Heeres, welches er noch mit Epeiroten, Thrakiern, Thessaliern und fremden Söldnern verstärkt hatte, fielen allerdings so glänzend aus, daß die römischen Legionen in die Flucht geschlagen wurden, allein seine Unentschlossenheit und Kleinlichkeit verkümmerte den Erfolg der errungenen Vortheile. Anstatt die Fliehenden zu verfolgen und zu vernichten, ließ er sich von seinem Kleinmuthe den Gedanken eingeben, seine Siege dazu zu benutzen, den Römern Friedensanträge zu machen. Er hatte dabei nicht bedacht, daß Rom nur unterhandelte, wenn es gesiegt hatte, und so nahm denn der Krieg seinen Fortgang.

Die Hülfe der fremden Söldner verlor Perseus durch seinen Geiz. Unter diesen fremden Söldnern werden auch die Bastarnen genannt, eine Völkerschaft, welche jenseit der Donau hauste und gewöhnlich als zu den germanischen (deutschen) Volksstämmen gehörend betrachtet wird, so daß wir also hier zum ersten Male in der Geschichte auf Völker germanischer Abkunft stoßen würden. Die Bastarnen werden als ein tapferes und kühnes Volk geschildert und würden dem Perseus im Kriege gegen die Römer gewiß gute Dienste geleistet, vielleicht sogar seinen Sturz aufgehalten haben, wenn er sie nicht durch seinen Geiz zur Heimkehr bewogen hätte; denn obgleich im Besitze so vieler Schätze, weigerte er sich doch, den 20,000 Mann, die ihm zu Hülfe gekommen waren, den Sold zu bezahlen, indem er vorgab, daß er nur 5000 Mann hätte haben wollen. Aber auch die 5000 suchte er mit der Auszahlung des Soldes hinzuhalten, so daß die Bastarnen endlich erzürnt die Heimkehr antraten und auf ihrem Marsche einen Theil der makedonischen Besitzungen verwüsteten. Trotz dieser Verringerung des makedonischen Heeres hatten aber doch Anfangs die römischen Waffen keinen bessern Erfolg.

Hieran war ohne allen Zweifel die Untüchtigkeit der Konsuln schuld. Es war, als wenn sie einen Ruhm darin gesucht hätten, jeden entscheidenden Schritt zu vermeiden, und als wenn sie sich darin gefielen, beschwerliche und zwecklose Hin- und Herzüge zu unternehmen. Denn zwecklos war bei der damaligen Art der Kriegführung fast Alles, was nicht auf die Lieferung einer Schlacht berechnet war. Man entschied die Kriege nicht durch künstliche Bewegungen, sondern durch den Kampf in offener Feldschlacht; man siegte nicht wie heutzutage mit den Füßen, sondern mit dem Schwert. Die römischen Konsuln indeß hofften wahrscheinlich, wie einst Fabius Maximus, durch Zaudern groß zu werden, blieben aber darüber so klein, daß wir ihre Namen nicht einmal zu nennen brauchen; und hätte Perseus nur einen Funken kriegerischen Geistes gehabt, er würde die feindlichen Truppen vernichtet haben. Letztere unternahmen einst einen sehr beschwerlichen Zug über das Thessalische Gebirge, wo Perseus in einem fast unangreifbaren Lager stand. Denselben Weg zurückzumachen, wäre für die Römer ganz unmöglich gewesen, und hätte sie Perseus hier

angegriffen, so waren sie verloren. Aber Perseus versäumte nicht allein den Angriff, sondern wurde auch bei der Nachricht von dem Anmarsche des Feindes so vom Schrecken übermannt, daß er sein festes Lager verließ, um die Flucht zu ergreifen und seine Schätze in Sicherheit zu bringen. So wurden bei der Untüchtigkeit ihrer Feldherren die Römer nur dadurch vor dem Untergange bewahrt, daß ihr Gegner noch untüchtiger war.

Lucius Aemilius Paulus. Nachdem sich der Krieg drei Jahre ohne ein entscheidendes Ereigniß hingezogen hatte und die Römer endlich den durch mehrere Siege über die Gallier berühmt gewordenen Lucius Aemilius Paulus zum Konsul erwählten, um den Krieg in Makedonien zu führen, da änderte sich plötzlich die Scene (169 v. Chr.).

Lucius Aemilius Paulus war der Sohn des gleichnamigen Konsuls, welcher in der Schlacht bei Cannä seinen Tod gefunden hatte.

So tüchtig auch Aemilius Paulus als Feldherr war, so empfindlich schien er doch gegen das Urtheil der Menge, und in dieser Hinsicht also der offenbarste Gegensatz von Fabius Maximus. Dies zeigte er besonders durch die Rede, mit welcher er vor seiner Abreise zum Heere in der Volksversammlung auftrat. Da diese Rede nebenbei aber wirklich viel Wahres enthält, so wollen wir sie ihrem Hauptinhalte nach mittheilen:


Perseus.

„Quiriten“, so redete der neue Konsul die Volksversammlung an, „ich glaube bemerkt zu haben, daß ihr der Meinung seid, ich werde dem schon so lange hingezogenen Makedonischen Kriege ein Ende machen, wie es der Ehre des römischen Volkes würdig ist. Auch ich habe diese Hoffnung von mir selbst. Aber wenn ich alle eure Erwartungen erfüllen soll, so bitte ich euch um eins: glaubt vom Kriege nur das, was ich euch berichten werde, und lenkt die Ereignisse nicht von hier aus, während ich dort befehlige. Denn es giebt Leute, welche hier in den Gesellschaften, ja selbst bei Gastmählern Heere nach Makedonien zu führen verstehen und genau bestimmen, wo man das Lager aufzuschlagen, welche Orte man zu besetzen und welche Wege man zu betreten hat. Aber nicht genug, daß solche Leute Alles besser wissen, nein, sie klagen auch noch den Konsul vor der öffentlichen Meinung an, daß er nicht nach ihren Ideen gehandelt habe. Dies Alles ist ein großes Hemmniß für den Befehlshaber, denn nicht Alle besitzen ein so eisenfestes Gemüth gegen üblen Leumund wie einst Fabius Maximus. Ich will damit nicht sagen, daß ich fremden Rathes entbehren könne, nein; denn es wäre ein thörichter Uebermuth, sich für allein weise und unfehlbar zu halten. Aber ich verlange nur Rath von Solchen, die ihn zu geben verstehen, und die bei den Unternehmungen gegenwärtig sind. Wohlan denn, wer unter euch sich berufen fühlt, mir in dem bevorstehenden Feldzuge mit seinem Rathe nützlich zu werden, der begleite mich. Ein Schiff, ein Pferd, ein Zelt, auch Reisegeld soll er von mir erhalten. Wer aber keine Lust hat, dies zu thun, wer die Muße in der Stadt den Beschwerden des Feldzuges vorzieht, der wolle auch nicht vom Lande aus das Steuerruder führen! Die Stadt bietet ja Stoff genug zur Unterhaltung; man beschränke sich also darauf, und wisse, daß wir im Lager den Rath haben, dessen wir dort bedürfen.“

Nachdem der neue Konsul beim Heere eingetroffen war, ließ er es seine erste Sorge sein, den bereits gesunkenen soldatischen Geist desselben aufs Neue zu beleben. Während er alsdann den Prätor Anicius gegen Illyrien vorgehen ließ, und dieser seine Aufgabe in

dreißig Tagen mit der Vernichtung des illyrischen Heeres, der Gefangennehmung des Königs Gentius und der Eroberung des Landes beendete, bereitete sich Aemilius Paulus selbst zu einem Hauptschlage gegen Perseus vor. Letzterer hatte eine verschanzte Stellung in Thessalien inne, wo ihn Aemilius Paulus anzugreifen beschloß. Doch der makedonische König suchte dem Kampfe auszuweichen, und als er sich nun gar von einer Abtheilung Römer umgangen und im Rücken bedroht sah und zu gleicher Zeit die Kunde von der Besiegung des Gentius erhielt, da glaubte Perseus sein Heil nur in der Flucht finden zu können. In Eile verließ er seine feste Stellung, um sich nach Makedonien zu werfen. Doch Aemilius Paulus folgte ihm auf den Fersen dahin, und so kam denn Perseus endlich zu der Ueberzeugung, daß ihm nur noch die Wahl blieb, entweder sein Land der Verheerung preiszugeben oder den Römern die Stirn zu bieten. So viel Gefühl für kriegerische Ehre aber hatte der sonst so wenig achtungswerthe Makedonierkönig noch, um sich für das Letztere zu entscheiden, und so kam es denn unter den Mauern der Stadt Pydna (22. Juni 168 v. Chr.) zur Schlacht.

Bei Pydna sollte die makedonische Phalanx noch einmal, aber zum letzten Male ihren alten Ruhm bewähren. Sie war die einzige Truppe, welche dem heftigen Angriffe der Römer Stand hielt, und während alle übrigen Heerhaufen der Makedonier bei dem ersten Anstürmen der Feinde die Flucht ergriffen, schlug doch die Phalanx die gegen sie gerichteten Angriffe so kräftig und in so ehrfurchtgebietender Haltung zurück, daß Aemilius Paulus späterhin selbst gestand, der Anblick jener Kriegerschar habe ihn mit Staunen und Schrecken erfüllt. Aber so unerschütterlich die Phalanx war, wenn man einen Frontangriff gegen sie richtete, so viele Blößen gab sie ihrer Unbehülflichkeit wegen, wenn mehrere Seiten- oder Rückenangriffe auf sie unternommen wurden; denn alsdann waren die Soldaten genöthigt, ihre langen und unbehülflichen Lanzen den Angriffen entgegenzuwenden, und dies ging ohne Auflösung der geschlossenen Glieder nicht an. Auf diese Erfahrung baute denn auch Aemilius Paulus seinen Angriffsplan. Wo sich in der Phalanx zufolge der römischen Angriffe eine Lücke zeigte, da ließ er seine Reiterei hineinsprengen, und so gelang es ihm endlich, die Phalanx zu zertrümmern. Mit der Niederlage derselben war auch die Schlacht für Perseus verloren. Sie gilt als eine der blutigsten, welche von den Makedoniern jemals geliefert wurde, denn 20,000 Mann der Letzteren sollen darin das Leben verloren haben. Wenn aber der Verlust der Römer an Todten auf nur 100 Mann angegeben wird, so hat man dies als eine lächerliche Prahlerei der römischen Schriftsteller zu betrachten, die kaum eine Gelegenheit versäumten, um ihr Vaterland auf Kosten aller anderen Nationen zu erheben.

Der König selbst war noch vor dem Ende der Schlacht aufgebrochen und nach der Insel Samothrake geflohen. Diese Insel war der „Mutter der Götter" geweiht und galt daher als ein unverletzliches Asyl. Perseus, der sich mit seinem Hofhalt dorthin geflüchtet hatte, glaubte also vor den Verfolgungen der Römer sicher zu sein. Allein er täuschte sich darin, denn die Römer, welche wahrscheinlich vor den griechischen Göttern keine weitere Ehrfurcht haben zu dürfen glaubten, als ihren Zwecken angemessen war, sandten eine kleine Flotte ab, um die Insel einzuschließen und die Bewohner zur Auslieferung des Perseus zu bewegen. Die Furcht vor Rom war groß genug, die Samothrakier von jedem Widerstande abzuhalten, und als Perseus nun auch seine Familie, seine Freunde und Genossen der Aufforderung der Römer, zu ihnen überzugehen, folgen sah, da faßte er den Entschluß, ganz allein mit seinen geretteten Schätzen — im Werth von etwa 30 Millionen Mark — zu fliehen. Ein kretensischer Schiffer erklärte sich bereit, den König auf seinem Fahrzeuge hinwegzuführen. Die Schätze wurden heimlich auf das Schiff gebracht, und in der nächsten Nacht wollte es Perseus eben so heimlich besteigen. Allein als er beim Einbruche der Dunkelheit ans Meeresufer kam, wo das Schiff geankert hatte, fand er die Stelle leer. Der treulose Kreter war mit den Schätzen entflohen; und dem unglücklichen Könige blieb nun nichts

Anderes übrig, als sich freiwillig den Römern auszuliefern. Er wurde, nachdem man ihn seiner Königswürde verlustig erklärt, in den Gefängnissen Roms für den Triumph aufbewahrt, den Aemilius Paulus als Besieger Makedoniens zu feiern hatte. Denn bevor diese Feier stattfinden konnte, mußte der Sieger in der Eigenschaft eines Prokonsuls die Zukunft der unterworfenen Länder ordnen. Dies that er dem Beschlusse des Senats gemäß dadurch, daß er Makedonien und Illyrien für freie Staaten erklärte, obgleich der ihnen auferlegte Tribut und manche andere Beschränkung ihrer Rechte hinlänglich bewiesen, daß man sie nur dem Scheine nach für Freistaaten gelten lassen wollte, während sie in der That nichts Anderes wurden, als römische Provinzen.

Illyrien war in drei, Makedonien in vier Bezirke getheilt worden. Die Bewohner sollten frei sein, das hieß nach römischer Auslegung: sie sollten ihre Felder als Eigenthum besitzen, ihre eigenen Gesetze behalten und sich ihre Magistratspersonen selbst wählen können. Dagegen sollten sie die Hälfte der Steuern, welche sie bisher an den König bezahlt hatten, als Tribut an Rom entrichten; und ferner sollten die verschiedenen Bezirke in so völliger Abgeschiedenheit von einander leben, daß es streng verboten wurde, außerhalb der Grenzen des Bezirks eine Frau zu nehmen oder Grundstücke anzukaufen. Ferner wurde der Betrieb von Gold- und Silberbergwerken, die Einfuhr von Salz und das Fällen von Schiffsbauholz durchaus untersagt. Solcher Art war die Freiheit, welche die Römer den besiegten Völkern als eine Gnade schenkten! Und doch nehmen sie sich die Freiheit, im Eingange des Dekrets, welches über das Schicksal der unterworfenen Länder verfügte, die prahlerischen Worte hören zu lassen: „Die Makedonier und Illyrier sollen frei sein, um allen Völkern zu zeigen, daß die römischen Waffen den Freien keine Knechtschaft, sondern den Knechten Freiheit bringen, und daß, wenn Rom mit Königen Krieg führt, der Ausgang den Römern Sieg und den Völkern Unabhängigkeit gewährt.“ Wahrlich, es betrübt uns innig, aus allem diesen wahrzunehmen, wie auf der römischen Republik der zweideutige Ruhm haftet, die Erfinderin jener treulosen Politik zu sein, durch welche so viele Despoten späterer Jahrhunderte die Freiheit der Völker unterdrückt haben!

Was die übrigen Länder betraf, so wurde Epeiros für den Beistand, den seine Völker dem Perseus geleistet hatten, völlig verwüstet und für immer unterworfen; und den Rhodiern, welche sich während dieses Krieges gegen Rom so lau bewiesen hatten, daß man sie sogar beschuldigen konnte, die Partei des Perseus ergriffen zu haben, wurden die früher ertheilten Besitzungen wieder genommen.

Die Verwüstung von Epeiros ward nach einem förmlichen Plane betrieben. Die bedeutendsten Städte des Landes (man giebt ihre Zahl auf 75 an!) sollten an einem und demselben Tage der Verheerung preisgegeben werden. Deshalb hatte man die zur Plünderung bestimmten Truppen in alle diese Städte vertheilt und so dahin abgesandt, daß sie an dem festgesetzten Tage dort eingetroffen sein konnten. Nachdem alles vorhandene Gold und Silber durch strengen Befehl für die Republik in Beschlag genommen worden, erhielten die Soldaten das Zeichen zur Plünderung, nach deren Beendigung die Mauern der Städte geschleift wurden. Alles, was beweglicher Besitz war, fiel in die Hände der Plünderer; die unglücklichen Bewohner aber wurden — 150,000 an der Zahl — in die Sklaverei geschleppt.

Nach Beendigung aller dieser Angelegenheiten hielt Aemilius Paulus seinen Triumph, als dessen Hauptzierde der gefangene Perseus erschien.

Perseus, welcher in dem öffentlichen Gefängnisse Roms den Tag des Triumphes herankommen sah, sandte zu Aemilius Paulus einen Boten mit der Bitte, ihn der Beschimpfung zu überheben, die eines Königs warte, welcher öffentlich im Triumphe aufgeführt werde. Aemilius Paulus ließ ihm zurücksagen, es habe schon lange in der Gewalt des Königs gelegen und liege noch in derselben, sich jener Beschimpfung gänzlich zu entziehen und sich von den römischen Fesseln völlig zu befreien. Doch der König verstand

diese Andeutung nicht oder war zu feig, um sie verstehen zu wollen; und ehe er den männlichen Entschluß faßte, seinem Leben mit eigener Hand ein Ende zu machen, unterwarf er sich lieber der Schande, die ihm bevorstand, so groß dieselbe auch selbst nach seinen eigenen Begriffen erscheinen mußte.

Rom hatte noch keinen glänzenderen und reicheren Triumph gesehen als den des Besiegers von Makedonien. Ehe Aemilius Paulus diesen so wohlverdienten Triumph erhielt, hatte er denselben erst gegen die Kabalen seiner eigenen Soldaten zu erkämpfen, von denen ihm viele die Strenge nicht vergeben konnten, mit welcher er sein Erscheinen beim Heere begleitet hatte, und von denen andere wieder mit der ihnen zugefallenen Beute nicht zufrieden waren. Als daher der Kriegstribun Servius Sulpicius Galba, ein persönlicher Feind des Feldherrn, den Vorschlag that, den beantragten Triumph zu verwerfen, fand er besonders unter den Kriegern allgemeine Zustimmung, bis sich endlich der Bürgertribun Tiberius Sempronius des Helden annahm, seine Verdienste in das wahre Licht setzte und so die Bewilligung des römischen Volkes zu dem beantragten Triumphe schließlich noch herbeiführte.

Je schwieriger es gewesen war, denselben zu erringen, desto glänzender wurde er nun auch ausgeführt. Drei Tage waren für die Dauer des Triumphes bestimmt, und es war Alles aufgeboten worden, um ihn zu dem herrlichsten zu machen, den Rom bisher gesehen hatte. Auf dem Markte und in den belebtesten Straßen, durch welche der Zug kommen mußte, waren Gerüste aufgeschlagen worden, auf welchen die angeseheneren Bürger in weißen festlichen Gewändern Platz nahmen. Das übrige Volk wogte in planlosem Gedränge durch die Gassen oder umlagerte die Tempel, welche sämmtlich geöffnet, mit Kränzen geschmückt und mit dem Dampfe des Weihrauchs erfüllt waren.

Am ersten Tage des Festzuges wurden die in den besiegten Ländern erbeuteten Schätze der Kunst vorgeführt, deren man eine solche Menge nach Rom gebracht hatte, daß 250 Wagen erforderlich waren, um sie im Triumphe vorzuführen, worüber der ganze erste Tag hinging. Am zweiten wurden auf einer Menge von Wagen die schönsten und prächtigsten der erbeuteten makedonischen Waffen aufgeführt, die im hellsten Glanze des frisch geputzten Stahles oder Erzes schimmerten. Helme, Lanzen, Schilde, Panzer, Schwerter, Tartschen, Köcher, Pfeile, Pferdezäume und dergl. waren dabei in scheinbarer Unordnung übereinander gethürmt und gaben ein imposantes Bild, dessen Eindruck noch vermehrt wurde durch das eigenthümliche Geräusch, welches die also zusammengestellten Waffen bei dem Rütteln der Wagen verursachten. Hinter diesen Trophäen folgten 3000 Männer, welche das gemünzte Silber in 750 offenen Gefäßen trugen, und hierauf die Träger der erbeuteten silbernen Geräthschaften, der Mischkessel, Trinkschalen, Becher, Kannen &c.

Der dritte Tag des Triumphes war natürlich der glänzendste. Der Festzug wurde schon in der Frühe des Morgens von den Hornbläsern eröffnet, welche mit kriegerischer Musik die Straßen durchzogen. Hinter ihnen her getrieben wurden 120 Stück fette Ochsen mit vergoldeten Hörnern und mit Opferbinden und Kränzen geschmückt. Ihre Führer, schöne Jünglinge, denen Knaben mit Opferschalen zu Begleitern dienten, waren mit prächtig gewirkten Bändern geziert. Hierauf folgten die Träger des gemünzten Goldes und der goldenen Geräthe, welche erbeutet worden waren; hinter ihnen fuhr der Wagen des Perseus mit seiner Rüstung und seinem Diadem. Hieran schloß sich der Zug der gefangenen makedonischen Großen, an diesen die Kinder des Perseus, zwei Knaben und ein Mädchen, begleitet von ihren Erziehern, welche die unschuldigen Kleinen anwiesen, ihre Hände flehend dem Volke entgegenzustrecken, gleichsam um das Erbarmen desselben für sich anzurufen, ein Anblick, der die Römer tief erschütterte und ihrem Jubel eine wehmüthige Empfindung beimischte. Hinter seinen Kindern folgte Perseus selbst mit seiner Gattin, niedergeschlagenen Auges, verstört und verzweifelnd, gefolgt von seinen Freunden und Verwandten.



Wegführung der Kunstschätze aus Griechenland. Zeichnung von H. Leutemann.

Nun endlich erschien der Triumphator. Ihm voran wurden 400 goldene Kränze getragen, lauter Geschenke der griechischen Staaten, welche ihn zu seinem Siege über Makedonien beglückwünscht hatten. Aemilius Paulus saß, in ein prächtiges, goldgesticktes purpurnes Gewand gekleidet und in der Hand einen Lorberzweig haltend, auf einem herrlichen Triumphwagen, und hinter ihm folgte sein ganzes, vom Volke bejubeltes Heer, mit Lorberreisern geschmückt.

So triumphirte ein römischer Bürger über den letzten König des einst so mächtigen Makedonischen Reiches. Perseus überlebte die erlittene Schmach nicht lange; er starb bald nach dem Triumphe im Gefängnisse zu Alba am Fucinersee. Sein Sieger folgte ihm schon im folgenden Jahre in den Tod, indem er von einer auszehrenden Krankheit befallen wurde, welche ihn hinraffte. Die Beute, welche dem Schatze der Republik zugeführt wurde, vermehrte denselben so sehr, daß der Staat den römischen Bürgern hinfort die Abgaben erlassen konnte.

Durch die Besiegung Makedoniens war die Herrschaft Roms im Osten fest begründet worden, und wo sich noch eine Stimme hören ließ, welche nicht eine römische Gesinnung ausdrückte, da war Rom schnell genug bei der Hand, dieselbe entweder durch Einflößung von Furcht oder mit Gewalt zum Schweigen zu bringen.

Römisch gesinnt war in den besiegten Ländern fast gleichbedeutend geworden mit sklavisch gesinnt; und die Könige Masinissa von Numidien und Prusias von Bithynien gaben die schimpflichsten Proben davon. Masinissa schickte seinen Sohn nach Rom mit der Erklärung, wie ihn die Römer durch zweierlei betrübt hätten, nämlich dadurch, daß sie ihn um Beistand zu ihren Kriegen bäten, obschon sie ihm doch zu befehlen hätten, und daß sie ihm das gelieferte Korn bezahlten, während doch sein ganzes Reich ihr Eigenthum sei. Noch weiter trieb Prusias seine Kriecherei: Den römischen an ihn abgeschickten Gesandten ging er in der Tracht der freigelassenen Sklaven entgegen, indem er sich einen Freigelassenen des römischen Volkes nannte. Als er späterhin selbst nach Rom kam, küßte er beim Eintritte in den Senat die Schwelle der Thür und nannte die Senatoren seine rettenden Götter!

Bei jener Politik Roms konnte es nicht fehlen, daß es sich mit Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten mancherlei Art befleckte, und namentlich ist es sein Verfahren gegen Griechenland, Syrien und Aegypten, durch welches die Republik sich das Brandmal der Despotie auf die Stirn drückte. Am schwersten traf der Arm der Tyrannei das unglückliche Griechenland, welches noch wenige Jahre zuvor die Römer als Herolde seiner Freiheit gepriesen hatte. Der Aetolische Bund war, wie wir gesehen haben, vernichtet worden, und es konnte nur eine leere Förmlichkeit sein, daß man jetzt seine Auflösung aussprach. Aber damit noch nicht zufrieden, war man auch darauf bedacht, alle nicht römisch gesinnten Männer von Einfluß aus Griechenland zu entfernen, um sie in Italien in einer Art Gefangenschaft zu halten. Es begann eine förmliche Jagd auf alle Diejenigen, welche in dem Verdacht einer nichtrömischen Gesinnung standen; Kallikrates, der Strateg der Achäer, ging in seinem ehrlosen Auftreten so weit, bei dieser Jagd die Rolle des Spürhundes zu übernehmen, wenigstens brachte seine Liste mehr als tausend der besten griechischen Männer aus allen Gegenden des Landes nach Italien ins römische Exil, aus welchem sie erst nach siebzehn Jahren wieder entlassen wurden.

Kallikrates, der bisher schon mancherlei Proben seiner niedrigen Denkart gegeben hatte, erscheint durch diese letztere Handlungsweise als ein so schamloser Verräther, daß sein Name als ein Schanddenkmal ehrloser Gesinnung gebrandmarkt zu werden verdient. Auch war er in seinem eigenen Lande der Gegenstand eines so allgemeinen Abscheues geworden, daß selbst die aus der Schule kommenden Kinder ihm beim Begegnen statt des Grußes die Verwünschung: „Verräther! Verräther!" entgegenriefen. Die unglücklichen Opfer seiner Verrätherei waren ohne irgend eine Untersuchung nach Etrurien in die

Verbannnng geschickt worden, und alle späteren Aufforderungen Achaia's, die Verbannten richterlich zu verurtheilen oder freizugeben, scheiterten an der Hartnäckigkeit des Senats, der schon seit einiger Zeit sich in der Rolle des Despoten zu gefallen schien. Endlich nach siebzehn Jahren, als der Achäische Bund nicht nachließ, Gerechtigkeit zu fordern, erhob sich Marcus Porcius Cato einst in einer desfallsigen Versammlung mit den Worten: „Als ob wir sonst nichts zu thun hätten, sitzen wir den ganzen Tag da, um zu untersuchen, ob einige griechische Greise von römischen oder achäischen Todtengräbern beerdigt werden sollen!" Hiernach wurde endlich die Freigebung der Verbannten beschlossen, von denen freilich nur 300 sich der wiedererlangten Freiheit erfreuten; die übrigen waren im Exile gestorben.

Um ihren Einfluß in Syrien zu befestigen und die Kraft dieses Reiches für immer zu lähmen, hielten die Römer beim Tode des Antiochos IV. Epiphanes (164 v. Chr.) dessen Neffen Demetrios, der als Geisel in Rom lebte, absichtlich zurück, damit des gestorbenen Königs Sohn, der unmündige Antiochos Eupator, den Thron besteigen könne, für den sie alsdann während seiner Minderjährigkeit die Regierung von römischen Abgeordneten als Vormünder des Königskindes verwalten ließen. Diese Vormünder hatten den Auftrag, die Kriegsmacht Syriens so viel wie möglich zu schwächen, und kamen demselben so gut nach, daß sich im Lande bald eine allgemeine Erbitterung gegen die fremden Bedrücker zeigte. Demetrios fand die Gelegenheit passend, aus Rom zu entfliehen, um sich auf den syrischen Thron zu schwingen; die Römer aber hinderten ihn daran um so weniger, als sein Vorhaben in Syrien blutige Bürgerkriege entzünden mußte, und diese mehr als die römischen Abgeordneten im Stande waren, die Kraft des Reiches für immer zu untergraben. So wurde das Syrische Reich das Opfer einer solchen innern Zerrüttung, daß an eine Erhebung desselben nicht mehr zu denken war.

Auf eine ähnliche Weise wie in Syrien verfuhren die Römer in Aegypten, als dort (162 v. Chr.) zwischen den Ptolemäern Philometor und Physkon ein Streit um den Thron ausgebrochen war. Der römische Senat warf sich zum Schiedsrichter in diesem Streite auf, und um die Macht des Reiches durch Theilung zu schwächen, brachte er es dahin, daß das Land von den beiden Thronbewerbern zugleich regiert wurde, eine Erledigung des Streites, welche Aegypten dem Ungeheuer Physkon zur Beute und schon dadurch allein der politischen Ohnmacht überlieferte.

Während so in der ganzen damals bekannten Welt der Machtspruch Roms herrschte, gab es einen Staat, der sich diesem Machtspruch nur mit dem heftigsten innern Widerstreben beugte. Karthago biß mit Ingrimm in die Ketten, welche ihm die Römer angelegt hatten; aber die Zeit war noch nicht gekommen, diese Ketten brechen zu können. Denn obschon der gedemüthigte Freistaat Alles angewandt hatte, um sich aus seiner Ohnmacht zu erheben, so konnte er es dennoch nicht wagen, von Neuem gegen das jetzt allmächtige Rom aufzutreten; er würde sich daher noch lange Zeit völlig ruhig gehalten haben, so daß Rom seinen einst so gefürchteten Feind kaum noch beachtet hätte, wenn nicht der Uebermuth des Masinissa die Veranlassung geworden wäre, Karthago aufs Neue mit Rom in Streitigkeiten zu verwickeln. Indem nämlich Masinissa seit dem zweiten Punischen Kriege das karthagische Gebiet unaufhörlich beeinträchtigte und ihm einen wichtigen Landstrich nach dem andern entriß, sahen sich die Karthager, welche ohne Roms Einwilligung keinen Krieg anfangen durften, gezwungen, sich bei den Römern zu beschweren. Diese aber dachten ungerecht genug, die Anmaßungen ihres Bundesgenossen gegen ihren Nationalfeind in Schutz zu nehmen, und so faßte denn das gemißhandelte Karthago endlich (151 v. Chr.) den Entschluß, sich seines Feindes selbst zu entledigen. Aber der Krieg, welcher auf diese Weise gegen Masinissa unternommen wurde, fiel zum Nachtheile der Karthager aus; diese mußten alle Forderungen des Numidierkönigs erfüllen, die von ihm weggenommenen Landstriche förmlich abtreten, seine Anhänger in ihre Stadt aufnehmen und sich obenein zur Zahlung von 5000 Talenten verstehen.

Marcus Porcius Cato. Doch alle diese Opfer waren noch nichts gegen das Schicksal, welches Karthago von Seiten der Römer gegen sich herausgefordert hatte. Denn war nicht durch den Krieg gegen Masinissa der Friedensvertrag mit Rom, welcher den Karthagern verbot, außerhalb der eigenen Grenzen und namentlich gegen römische Bundesgenossen Krieg zu führen, gebrochen worden? Zwar hatten sich die Römer durch den Ausgang des Krieges überzeugt, daß Karthago für immer aufgehört hatte, gefährlich zu sein; allein in ihrer Mitte lebte ein einflußreicher Mann, der es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht zu haben schien, die völlige Vernichtung Karthago's zu bewirken. Es war Marcus Porcius Cato, ein Mann von republikanischer Tugend und eifriger Vaterlandsliebe, aber von einer so übertriebenen Strenge in dem, was er Sittlichkeit nannte, daß er in seiner mehrmaligen Würde als Censor wiederholt der persönlichen Freiheit der Bürger entgegentrat.

Marcus Porcius Cato ist von den Geschichtschreibern häufig als das Muster eines Republikaners gepriesen worden, wir glauben sagen zu dürfen: mit Uebertreibung. Zwar suchte er als ein echter Römer von altem Schrot und Korn die ehemalige republikanische Einfachheit in der Lebensweise, die Derbheit und Treue im Verkehr über Alles hoch zu halten; allein er vermochte dabei in engherziger Auffassung der neuen Zeitverhältnisse sich nicht zu der Anschauung zu erheben, daß mit der fortschreitenden Entwicklung des werdenden Weltstaates nothwendig gewisse Mißbräuche unzertrennlich waren, deren weise Beschränkung und Abhülfe zwar rathsam, deren gänzliche Ausrottung aber zugleich mit dem Rückgriff auf die alte Lebensanschauung auch den Geist des Fortschrittes und der Freiheit selbst bedrohen mußte.

Aus kleinen bäuerlichen Verhältnissen hervorgegangen, hatte Cato die Gönnerschaft eines adligen Gutsnachbars, des Lucius Valerius Flaccus gefunden und unter dessen Schutz Gelegenheit erhalten, im Felde wie in der Gemeinde sich auszuzeichnen. Er hatte den zweiten Punischen Krieg, von dem Kampf am Trasimenischen See an bis zur Schlacht bei Zama, als Soldat und als Offizier durchgemacht und sich auch in anderen Feldzügen, in Spanien, in Makedonien und Afrika hervorgethan, ja als Feldherr bewährt. Später machten ihn seine kraftvolle Sprache und schlagfertige Rede, sein derber und treffender Bauernwitz, dazu seine genaue Kenntniß der römischen Verhältnisse zu einem hervorragenden Sachwalter und Staatsredner.

Von Natur mit einem festen Körper begabt, von Ansehen nicht gerade schön (man sagte ihm grüne Augen und rothe Haare nach) bekundete Cato sein langes Leben hindurch eine rastlose Thätigkeit, aber nicht gerade ein weitblickendes Staatsverständniß, insbesondere vermochte er nicht zu begreifen, daß jenseits der polizeilichen Ordnung und der kaufmännischen Redlichkeit für den Staatsmann eines werdenden Weltreiches noch höhere Pflichten liegen. In seinem Streben wider die hereinbrechende Verfeinerung und Entsittlichung hat er doch nur den Kampf gegen einzelne äußere Ausschreitungen und gegen einzelne Personen geführt, es aber nicht verstanden, den eigentlichen Sitz des Uebels zu treffen. Einem nach dem andern seiner vornehmen Kollegen hielt er öffentlich ein Sündenregister vor, allerdings ohne es mit den Beweisen sonderlich genau zu nehmen. Zwar brachten ihm seine harten Angriffe zahllose Feinde, und trotz der natürlichen Scheu vor dem strengen Sittenrichter von republikanischer Haltung und dem narbenbedeckten Veteranen mußte sich dieser nicht weniger denn vierundvierzig Mal gegen öffentliche Anklagen vertheidigen. Aber die hinter ihm stehende Bauernschaft ließ den Vertreter der bei ihr noch lebendigen alten Sitte nicht fallen, und der römische Adel konnte es nicht hindern, daß der rücksichtslose Verfechter einer schwindenden Lebensanschauung, allen ihren Gegenwirkungen zum Trotz, wiederholt von der Bürgerschaft zum Censoramt berufen wurde. Während der Verwaltung dieses Amtes verfolgte nun Cato den Luxus in jeder Form, namentlich durch hohe Abgaben, welche er darauf legte, und suchte jede wirkliche oder auch nur anscheinende Ungebundenheit im sittlichen Lebenswandel mit einem Eifer zu richten,

welcher allerdings nicht selten den Spott der Zeitgenossen wachrief. So strich er einen Konsul, der zwecklos und nur seinem Günstling zur Augenweide einen edlen Gefangenen niederstieß, mit Recht aus der Senatorenliste, aber er strich zugleich einen anderen edlen Römer, weil derselbe sein Weib in Gegenwart seiner Tochter geküßt hatte; gelegentlich schlug er auch vor, das Forum mit spitzen Steinen zu pflastern, um den reichen Tagedieben und Pflastertretern das Handwerk zu legen. Cato war es auch, der die Anklage gegen die beiden Scipionen, allerdings wie man sagt, durch einen alten persönlichen Haß gegen diese Familie getrieben, am eifrigsten gefördert hatte. So wenig Anklang er nun auch bei den Vornehmen fand, so wohl verstand er es doch, die Menge zu gewinnen, und er hatte sich auf diese Weise bei dem Volke so in Hochachtung zu setzen gewußt, daß es ihm im Tempel der Wohlfahrt eine Bildsäule errichten ließ.

Cato hatte sich nun bei einer der Gesandtschaften befunden, welche abgeschickt worden waren, um die Klagen der Karthager gegen Masinissa zu untersuchen. Die Karthager hatten sich geweigert, dem Urtheilsspruche des Cato, der das streitige Land dem Numidierkönig zusprach, sich zu unterwerfen, indem sie erklärten: der große Scipio habe ihre Grenzen durch einen Friedensschluß festgesetzt, und in seinen Anordnungen eine Aenderung vornehmen, hieße das Andenken des größten Mannes beschimpfen. Diese Erklärung hatte den Stolz des auf Scipio ohnehin neidischen Cato in einem hohen Grade gereizt, und Karthago sollte seiner Rache fallen. Als er daher wieder nach Rom zurückkam, schilderte er dem Senate den blühenden und streitbaren Zustand des feindlich gesinnten Staates mit hellen Farben und suchte zu beweisen, daß nur eine unverzügliche Vernichtung Karthago's die Römer aus der Gefahr befreien könne, in welche sie durch das Wiederaufblühen Karthago's bereits versetzt seien. Am Ende seiner Rede ließ er, wie man erzählt, einige Feigen aus seiner Toga fallen und rief, als man die Schönheit derselben bewunderte: „Wisset, daß sie erst vor drei Tagen in Karthago gepflückt worden sind. So klein ist der Raum, der uns von diesem Feinde trennt!“ Wohl fand solche Rede Anklang bei manchen Senatoren, welche gern die überseeischen Gebiete unter Roms unmittelbare Herrschaft gebracht sahen, desgleichen bei den einflußreichen Großkaufleuten und Geldhändlern Roms, die nach Vernichtung der blühenden phönikischen Handelsstadt auf deren Geschäftsverbindungen wie auf eine reiche Erbschaft rechneten. Indessen lag doch damals ein zu rechtfertigender Grund für ein feindliches Vorgehen des römischen Senates gegen Karthago noch nicht vor, und erst als letzteres in Krieg mit Masinissa gerathen, war ein schicklicher Anlaß geboten, um dem Verlangen Cato's nachzugeben, welcher inzwischen jede seiner öffentlichen Reden, sie mochte handeln wovon sie wollte, stets mit den Worten geschlossen hatte: „Im Uebrigen stimme ich dafür, daß Karthago zerstört werden muß!“

Der dritte Punische Krieg (149—146 v. Chr.) sollte ein Vernichtungskrieg werden, und hierbei entblödeten sich die Römer nicht, zu offenbarem Verrathe ihre Zuflucht zu nehmen. Nachdem sie den Karthagern den Krieg angekündigt hatten, gingen die Konsuln Lucius Marcius Censorinus und Manlius Manilius Nepos mit einer Flotte und einem Heere von 84,000 Mann nach Sizilien ab, um von dort aus nach Afrika überzusetzen, wo sich die Stadt Utika bereit erklärt hatte, sich den Römern zu überliefern. Die von der plötzlichen Kriegserklärung in Angst gesetzten Karthager versuchten alles Mögliche, um das ihnen drohende Unheil auf dem Wege friedlicher Uebereinkunft abzuwenden. Sie schickten in der Eile Gesandtschaften nach Rom und erboten sich nach kurzen Unterhandlungen, die Römer als unumschränkte Herrscher Karthago's anzuerkennen. Der Senat nahm dies Erbieten an und forderte als Bürgen der neuen Uebereinkunft 300 Kinder der edelsten Karthager als Geiseln. Diese wurden den bei Lilybäum vor Anker liegenden Konsuln ausgeliefert, welche die Kinder nach Italien sandten und die Abgeordneten zu der weiteren Unterhandlung über die Beendigung des Krieges nach Utika beschieden, wohin sie selbst sogleich unter Segel gingen. Die Ueberfahrt der Römer nach Afrika versetzte

Karthago aufs Neue in Angst und Sorge, denn was sollte dort ein römisches Heer, nachdem man sich den Römern vollständig unterworfen hatte? Mit banger Erwartung sandte man also die Abgeordneten nach Utika, und mit Bestürzung hörte man die Nachricht an, welche sie zurückbrachten: Karthago sollte seine sämmtlichen Waffen ausliefern. Ueberzeugt, daß dies das letzte Opfer sein würde, welches Rom als Preis des Friedens fordern könne, unterwarf man sich dem grausamen Gebote und lieferte die Waffen aus.

Die Römer suchten ihre Forderungen, das Ausliefern der karthagischen Waffen betreffend, mit dem Heuchelsinne zu begründen, der bereits ein zum Ganzen gehörender Theil ihrer Politik geworden war. „Wozu braucht ihr die Menge von Waffen, womit eure Zeughäuser angefüllt sind, jetzt, da ihr doch unter dem Schutze Roms steht und eure Liebe zum Frieden versichert?" So redete Marcius die Gesandten an; und als diese dagegen einwandten, daß man auch gegen innere Kriege gerüstet sein müsse, entgegnete Marcius: „Bekümmert euch doch um nichts ihr Karthager; Rom wird stets für eure Sicherheit sorgen." Die Menge der ausgelieferten Waffen war so groß, daß die Römer selbst darüber erstaunten, als sie den langen Zug von Wagen erblickten, auf welchen die karthagischen Waffen ins römische Lager geliefert wurden. An 200,000 vollständige Rüstungen, 3000 Katapulten und eine unendliche Menge von Schwertern, Spießen, Wurfspeeren, Bogen und dergleichen Waffen kamen auf diese Weise in die Hände der Römer.

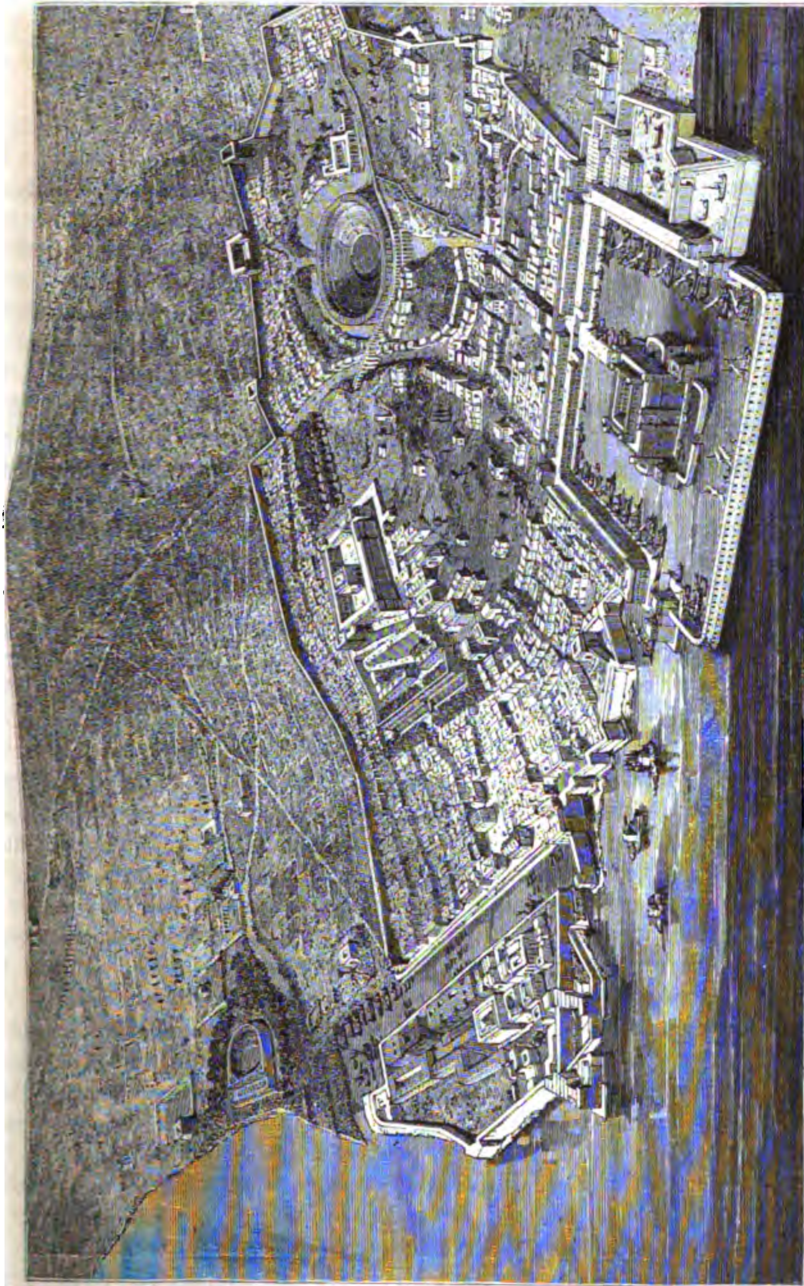
Jetzt, da die gemißhandelte Stadt völlig wehrlos war, warf Rom die Maske ab, die es bisher tragen mußte, um jeden Widerstand gegen seine barbarischen Pläne zu verhindern. Die Konsuln erklärten als Preis des Friedens mit Rom, daß die Karthager ihre Stadt, welche der Zerstörung geweiht sei, verlassen und sich zehn Meilen weit vom Meeresufer ansiedeln sollten.

Marcius Censorinus, welcher den karthagischen Gesandten diese letzte Forderung Roms verkündete, war unedel genug, dieselbe noch mit höhnenden Erläuterungen zu begleiten. Das Meer, erklärte er ihnen, verführe wegen der Leichtigkeit des Erwerbes nur zu Ungerechtigkeiten; das Land dagegen gewähre, wenn auch geringeren, doch sicheren Gewinn. Auch werde den Karthagern fern vom Meere und nach der Vernichtung ihrer städtischen Denkmäler die stachelnde Erinnerung ihrer früheren Größe verschwinden, ein Umstand, der allein das Heilmittel für ihr Unglück und die Bürgschaft einer fortdauernden Freundschaft mit Rom sein könne.

Diese Forderung rief in der unglücklichen Stadt einen Schrei des Entsetzens hervor, und unter fürchterlichen Verwünschungen der Römer flehte man die Götter an, Rache an ihnen zu üben für den schändlichen Verrath. Aber bald ging das Anrufen der Götter in den Trieb zum eigenen Handeln über; denn daß man sich jener letzten Forderung der Römer nicht fügen wollte, darüber herrschte in dem ganzen karthagischen Volke nur eine Stimme. Die geliebte Vaterstadt, die altgewohnte theure Meeresheimat bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, das war der einzige Gedanke, der noch in den Herzen der Bürger lebte; denn obgleich gänzlich entwaffnet, fanden sie doch in der Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigt hatte, eine kräftige Stütze, um an das Gelingen des unmöglich Scheinenden zu glauben. Mit übernatürlichen Anstrengungen wurden die Rüstungen zum Widerstande betrieben, nachdem man die schamlose Forderung der Römer einstimmig verworfen hatte.

Um jedoch einige Zeit zu gewinnen, suchte man mittels der Botschaft angeblicher Unterwerfung die feindlichen Konsuln hinzuhalten, und diese ließen sich um so leichter täuschen, als sie annehmen durften, daß die augenblickliche Verzweiflung der gänzlich wehrlosen Stadt bald einer stillen Ergebung weichen werde. Inzwischen ward aber zu Karthago Tag und Nacht für die Herstellung neuer Waffen, für die Bewehrung der Mauern und des Hafens benutzt. Man richtete alle Tempel und bedeckten Gänge zu Werkstätten ein, stellte Männer und Weiber zur Arbeit an, öffnete die Gefängnisse und erklärte alle Sklaven für frei, um neue Arbeits- und Vertheidigungskräfte zu gewinnen. Zur Beschaffung des

Materiales trug man die öffentlichen Gebäude ab, um Holz und Metall für Waffen und Wurfgeschütze zu erlangen. Wo Erz und Eisen fehlte, da nahm man edle Metalle, indem Bildsäulen, Gefäße und Geräthschaften eingeschmolzen wurden; denn jeder Einzelne gab Alles her, was er besaß und was irgend nützen konnte.



Utika; im Vordergrunde der Kriegshafen.

Die Geizigsten wurden freigebig, und die Weiber entsagten der Eitelkeit, indem sie nicht nur ihr sämmtliches Geschmeide darboten, sondern sich sogar ihres langen Haupthaares entäußerten, um dem Mangel an Werg und Flachs zur Bereitung von Seilen und Bogensehnen abzuhelfen.

Nachdem man so durch rastlose Arbeiten das Haupthinderniß der Vertheidigung, die Waffenlosigkeit, beseitigt hatte, erhielt ein gewisser Hasdrubal den Auftrag, mit 20,000 Mann außerhalb der Mauern von Karthago zu operiren, indem er weniger dahin wirken sollte, mit den Römern zu kämpfen, als vielmehr, die Stadt von der Seeseite aus mit Lebensmitteln zu versehen. Ein anderer Hasdrubal, ein Tochtersohn Masinissa's, leitete die Vertheidigung der Stadt selbst, welche von allen Seiten abgeschlossen wurde, da es nicht mehr darauf ankam, das Gebiet zu sichern, sondern nur darauf, die Stadt bis zum letzten Augenblicke zu halten.

Publius Aemilianus Scipio. So fanden denn die römischen Konsuln, welche des Wartens müde aus dem Lager bei Utika aufbrachen, einen vollkommen gerüsteten Feind und als sie nun endlich sich anschickten, die Stadt von der See- und Landseite aus zu bestürmen, da fühlten sie sehr bald die Folgen ihrer Saumseligkeit. Denn nicht allein stießen sie auf einen entschiedenen Widerstand, sondern die Angriffe des außerhalb operirenden Hasdrubal, verbunden mit einem Ausfalle aus der Stadt, brachten auch das römische Heer selbst in eine große Gefahr. Fast wäre dasselbe vernichtet worden, wenn die Klugheit und Tapferkeit eines Mannes es nicht gerettet hätte, der als Tribun in dem Heere diente, aber vom Schicksale bestimmt war, ein Jahr später die größte Rolle in diesem Kriege zu spielen und endlich der Besieger Karthago's zu werden. Es war Publius Aemilianus Scipio, ein Sohn des Aemilius Paulus, des Besiegers von Makedonien, und ein Adoptivenkel des großen Scipio. Dieser junge Mann zeichnete sich schon früh durch einen regen Geist aus, und vielleicht mögen seine glänzenden Eigenschaften der Grund gewesen sein, weshalb ihn die Scipionen in ihre Familie aufnahmen. Seine ersten größeren Heldenthaten übte er aber vor Karthago als Tribun aus. Ein nächtlicher Ausfall der Karthager hatte das römische Heer allen Gefahren einer Ueberrumpelung ausgesetzt. Anführer und Soldaten hatten bereits den Kopf verloren; da sammelte Aemilianus in aller Eile an dem entgegengesetzten Ende des Lagers eine Schar Reiter, jagte mit ihr um das Lager herum dem Feinde in den Rücken, und nöthigte ihn dadurch, nach der Stadt zurückzueilen.

Bald darauf fand der junge Krieger eine zweite Gelegenheit, die Rettung des Heeres durch seinen Heldenmuth herbeizuführen, indem er vor Karthago die mit Recht so gepriesene That des Horatius Cocles wiederholte. Hasdrubal hatte durch Einnahme einer festen Stellung den Römern alle Zufuhr abgeschnitten, und es galt, den Karthager aus seinem festen Lager zu vertreiben. Allein der Angriff mißglückte; Hasdrubal eilte dem zurückweichenden römischen Heere nach und würde es, da es über einen Fluß zu setzen hatte, unfehlbar vernichtet haben. Da warf sich Aemilianus an der Spitze von 300 Reitern dem Feinde entgegen und hielt ihn so lange auf, bis die Römer ihren Uebergang über den Fluß bewerkstelligt hatten. Als dies geschehen war, warf er sich mit seinen Leuten in den Strom und gelangte glücklich ans andere Ufer.

Durch diese und andere ähnliche Kriegsthaten hatte sich Aemilianus Scipio nicht nur die Hochachtung des Heeres, sondern auch die Gunst des römischen Volkes erworben. Selbst Cato, sonst auf fremden Ruhm neidisch herabblickend, versagte dem jungen Helden die Anerkennung nicht, die er verdiente. Er wandte auf ihn den homerischen Vers an:

„Er allein hat Verstand; die Andern sind wandelnde Schatten!"

und als er um diese Zeit (149 v. Chr.) starb, soll er in seinen letzten Tagen prophetisch erklärt haben: Karthago werde nicht eher bezwungen werden, bevor man nicht dem Aemilianus Scipio die Vernichtung jener Stadt übertrüge.

Als die Konsuln des folgenden Jahres (148 v. Chr.) gegen die belagerte Stadt nicht glücklicher waren, wie ihre Vorgänger, und in Rom wegen dieses Krieges bereits Besorgnisse laut wurden, da fing man an, auf den jungen Krieger die Hoffnung des Vaterlandes zu setzen, und wirklich wurde er auch für das Jahr 147 v. Chr., selbst mit Hintansetzung der gesetzlichen Vorschriften, zum Konsul und Feldherrn gegen Karthago ernannt.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Triumphzug des Publius Cornelius Scipio Africanus.

Zeichnung von Hermann Vogel.

Die römischen Gesetze schrieben nämlich vor, daß um die Befehlshaberstellen unter den beiden Konsuln gelost werden mußte, ja sie setzten auch für die Wahl zum Konsul ein Alter über 40 Jahre und die Bedingung fest, daß jeder Konsulats-Kandidat bereits Aedil und Prätor gewesen sein müsse. Der siebenunddreißigjährige Aemilianus Scipio besaß keines dieser Erfordernisse; gleichwol wurde er nicht blos zum Konsul erwählt, sondern der Oberbefehl in Afrika ward ihm auch ohne Los übertragen.

Bevor er jedoch die feindliche Stadt angriff, machte der Tod des Königs Masinissa sein Einschreiten in die numidischen Angelegenheiten nothwendig; denn Masinissa hatte auf seinem Sterbebette ausdrücklich bestimmt, daß Aemilianus über die Theilung des Erbes unter die drei Söhne des Königs nach seinem eigenen Ermessen verfügen solle. Es mochte der römischen Politik angemessen sein, nicht das numidische Land, sondern blos die Herrschaft über dasselbe zu theilen; denn das Reich blieb vereinigt, und Aemilianus theilte die Regierung unter die drei Söhne des Masinissa dergestalt, daß der älteste, Micipsa, den Königstitel und die Verwaltung des Innern, der zweite, Gulussa, die Leitung der auswärtigen und kriegerischen Angelegenheiten, der jüngste, Manastabal, aber die Verwaltung der Rechtspflege erhielt. Indem so die drei Prinzen die Aemter heutiger Minister empfingen, scheint sich Rom die thatsächliche Oberherrschaft über Numidien vorbehalten zu haben.

Plan des phönikischen Karthago. Nach Beulé.
a Burg; b Tempel der Astarte; c, d alte Cisternen; e Senthor; f Forum; g Schutthügel; h Amphitheater; i Cirkus.

Die Ordnung der numidischen Angelegenheiten war vor dem weitern Betriebe des Punischen Krieges um so nothwendiger, als die numidische Reiterei bei dem römischen Heere schon unentbehrlich geworden war. Jetzt, durch diese und neue Truppen aus Italien gehörig verstärkt, schritt Aemilianus zum ernsten Angriffe des belagerten Karthago. Nachdem er auf der Landenge, durch welche die Stadt mit dem Festlande zusammenhing, ein Bollwerk hatte aufführen lassen, um sie außer Verbindung mit dem Lande zu setzen, unternahm er es, sie auch von der Seeseite abzuschließen, indem er den Zugang zu dem äußern Hafen durch einen großen Steindamm verrammeln ließ. Aber so großartig diese Arbeit

der Römer auch war, die Karthager überboten sie durch ein ungleich größeres und müh samere Unternehmen, welches das des Aemilianus fast nutzlos machte; sie gruben mi bewundernswürdigem Eifer einen neuen Hafen aus, bahnten sich dadurch wieder eine Weg in die See und befuhren denselben zugleich mit einer Flotte von 50 neuerbaute Ruderschiffen, welche die Stadt nicht allein wieder mit Lebensmitteln versorgte, sonder auch sogar dem römischen Geschwader ein nicht unglückliches Treffen lieferte.

Wie erfinderisch die Karthager waren, wenn es galt, die Unternehmungen der Röme zu vereiteln, das beweist folgender Vorfall. Aemilianus hatte sich an der Spitze eine ziemlich beträchtlichen Kriegerschar eines kleinen Walles bemächtigt, welcher die Stadt a der Seeseite deckte. Die Karthager erkannten die Wichtigkeit dieses Postens und beschlosse die Römer daraus zu vertreiben. Deshalb ging eine Anzahl der Belagerten in eine finstern Nacht, mit unangezündeten Fackeln in der Hand, nackt und unbewaffnet ins Wasse um sich theils schwimmend, theils watend dem Walle zu nähern. Nachdem dies glücklic geschehen war, schlugen sie Feuer an, steckten die Fackeln in Brand und warfen sie mi Heftigkeit gegen die römischen Posten. Der unerwartete Anblick dieser nackten, flammen schleudernden Gestalten, welche sich wie gespenstische Ungeheuer aus den Fluten erhoben erschreckte die Römer dergestalt, daß sie in der größten Eile und Verwirrung die Fluch ergriffen. Und wie sehr Aemilianus selbst sich abmühte, seine Leute zum Stehen zu bringen ja wie viele der Flüchtigen er sogar niederhauen ließ, die ganze Besatzung des Walle wurde durch die bloßen Fackeln vertrieben, und die Karthager nahmen Besitz von den verlassenen Posten.

Aber so große Anstrengungen die Karthager auch machten, die Pläne des Konsuls zu vereiteln, ihre Kräfte scheiterten endlich an der Unermüdlichkeit und Ausdauer desselben Denn Aemilianus, welcher die belagerte Stadt mehr durch Mangel an Lebensmitteln und Streitkräften, als durch einen offenen Angriff zu bezwingen gedachte, eroberte nach und nach sämmtliche Orte des karthagischen Gebiets, so daß die Karthager endlich nicht mehr wußten, woher sie Vorräthe beziehen sollten. Als die Stadt auf diese Weise dem Hunger preisgegeben war und es ihr auch bereits an waffenfähiger Mannschaft zu fehlen begann machte Aemilianus zu Anfang des folgenden Jahres (146 v. Chr.), da er den Krieg als Prokonsul fortführte, ernstliche Anstalt zur Bestürmung Karthago's. Nachdem er sich völlig in den Besitz des äußern Hafens gesetzt hatte, eroberte er mit Hülfe eines gegen die Byrsa (d. i. die Stadtburg) gerichteten Scheinangriffs den Hügel, auf welchem die Burg stand und wurde dadurch zugleich Herr eines Stadtthores, welches seinem Heere den Weg in die Straßen öffnete. Nach einem blutigen, verzweiflungsvollen Kampfe innerhalb derselben und nachdem ein Theil der Einwohner sich in die Burg gerettet hatte, fanden sich die Römer im Besitz der mit Leichen erfüllten Stadt; und um das Bild des Schreckens noch zu vermehren, gab Aemilianus sogleich den Befehl, die Häusermassen in Brand zu stecken.

Während nun das entfesselte Element verheerend die Straßen durchwogte und die schöne, stolze Stadt in einen Trümmer- und Aschenhaufen verwandelte, bahnten sich die siegestrunkenen Römer durch das Feuermeer hindurch einen Weg nach der Burg, um auch dieses letzte Asyl der karthagischen Patrioten zu zertrümmern. Der größte Theil dieser Letztern, da sie ihre Vaterstadt in Rauch aufgehen sahen, ergab sich, 50,000 an der Zahl, den Römern ohne Widerstand; der kleinere Theil, meist aus römischen Ueberläufern bestehend, die keine Gnade zu erwarten hatten, vertheidigte sich in einem auf der höchsten Spitze stehenden Tempel noch so lange, bis an Rettung nicht mehr zu denken war, und steckte alsdann den Tempel in Brand, so daß die kühnen Streiter unter seinen flammenden Trümmern ihr Grab fanden.

Bei Erstürmung der Burg Byrsa erzählt uns die Geschichte ein tief ergreifendes Beispiel von der Selbstaufopferung eines patriotischen Weibes. Hasdrubal, der Befehlshaber in der Stadt, hatte sich mit seiner Gattin und seinen zwei jungen Söhnen ebenfalls

in die Burg zurückgezogen, wo er Anfangs mit den übrigen Patrioten kämpfend zu fallen entschlossen war; ja er hatte selbst die Bitte seines Weibes, ihr und ihren Söhnen zu erlauben, sich wie die Anderen der Gnade des Prokonsuls zu überliefern, mit harten Drohungen abgewiesen. Endlich aber, als die Gefahr nahe war, erfaßte ihn ein so weibisches Zagen, daß er sich, und zwar aus Scham vor seiner Gattin allein und heimlich, zu dem Sieger schlich und fußfällig um sein Leben bat, das ihm auch geschenkt wurde. Sein verrathenes, preisgegebenes Weib, welches sich mit ihren Söhnen auf das Dach des brennenden Tempels geflüchtet hatte, sah von dort aus ihren ehrlosen Gatten demüthig zur Seite des Prokonsuls stehen. Dieser schmachvolle Anblick empörte ihr Herz und sie beschloß, dem schmachvoll feigen Manne ein Beispiel weiblichen Muthes zu geben, das zugleich die Strafe für seine Verrätherei enthalten sollte. „Feiger Nichtswürdiger", rief sie ihm zu, „die knechtische That, welche du zur Rettung deines eigenen Lebens verübt hast, soll dich nicht retten; denn wenigstens in deinen beiden Kindern sollst du sterben!" Mit diesen Worten zog sie einen Dolch hervor, erstach vor den Augen des beschämten Vaters die beiden Knaben, warf sie noch halb lebend von der Zinne des Tempels herab und stürzte sich ihnen nach in die Flammen.

Der Kampf war zu Ende, Byrsa, der letzte feste Punkt Karthago's, in den Händen des Siegers. Als Aemilianus seinen Blick auf das Flammenmeer warf, welches über der einst so herrlichen Stadt wogte, überwältigte ihn jenes wehmüthige Gefühl, das er stets beim Lesen der beiden Homerischen Verse:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
„Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!"

empfunden hatte, und es überkam ihn, wie der Geschichtschreiber Polybios, welcher den Prokonsul auf dessen Kriegszuge begleitet hatte und beständig um ihn war, erzählt, die Ahnung, daß auch für Rom einst solch ein Tag der Vergeltung kommen könne. Der römische Senat hatte auf ergangene Anfrage den Feldherrn bedeutet, das Henkeramt an der unglücklichen Stadt vollends zu vollziehen und Karthago selbst sowie dessen Außenstadt Megalia der Erde gleich zu machen. Siebzehn Tage lang brannten die Reste der phönikischen Herrlichkeit. Als man vor wenigen Jahren erst die Trümmer der alten karthagischen Stadtmauer aufgrub, fand man sie mit einer anderthalb Meter tiefen Schicht aus Asche, verkohltem Holz und Metallmassen bedeckt.

Durch den Fall und die Zerstörung Karthago's hatte der dritte Punische Krieg sein natürliches Ende erreicht. Auch alle Städte, welche den Karthagern Beistand geleistet hatten, wurden gänzlich geschleift; Utika aber erhielt für seine den Römern bewiesene Freundschaft den Landstrich zwischen sich und Karthago; endlich ward das übrige karthagische Gebiet zur römischen Provinz.

Nachdem Aemilianus Scipio die Angelegenheiten des unterworfenen Landes diesen Verfügungen gemäß geordnet hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo ihm die Ehre eines glänzenden Triumphes bewilligt und für die Besiegung Karthago's, eben so wie seinem Adoptivgroßvater, der Beiname Africanus ertheilt wurde.

Gleiches Schicksal mit Karthago erlitt in einem und demselben Jahre auch Korinth; denn noch während der Dauer des dritten Punischen Krieges hatte sich im Osten ein neuer Kampf entsponnen, welcher mit der völligen Unterjochung Makedoniens und Griechenlands endigen sollte.

Der Griechische Krieg (149—146 v. Chr.), so wollen wir die dreijährigen Unterwerfungskämpfe der Römer in den Ländern griechischer Zunge nennen, war Niemand erwünschter als den Römern, welche endlich die Zeit gekommen sahen, wo sie die Maske der Freiheitsbringer abwerfen konnten.

Die Streitigkeiten begannen zuerst in Makedonien, wo ein Abenteurer, Namens Andriskos, ein Mysier von niederer Herkunft, auftrat unter dem Vorgeben, ein

Sohn des Perseus zu sein, dem er ähnlich sah. Als solcher nannte er sich Philipp und unterwarf sich mit einer Schar Thrakier in kurzer Zeit ganz Makedonien, da dies Land bald eingesehen hatte, daß die ihm von den Römern gebrachte Freiheit in der That nichts Anderes war, als eine Sklaverei, die um so härter erschien, als sie unter dem Titel der Freiheit erduldet wurde. So gab denn der Pseudo-Philipp den Makedoniern eine willkommene Gelegenheit, das römische Joch abzuschütteln. Die Römer aber waren nicht gesonnen, sich ihren Einfluß im Osten so leichten Kaufes zerstören zu lassen. Sie sandten den Prätor Publius Juventius Thalna nach Makedonien und ersetzten denselben, als er in einer Schlacht gegen Pseudo-Philipp geschlagen und getödtet wurde, durch den Prätor Quintus Cäcilius Metellus. Erst diesem gelang es, den Prätendenten zu überwinden, indem er ihn in zwei Schlachten schlug und endlich nach verzweifeltem Widerstand gefangen nahm, worauf Makedonien (148 v. Chr.) für eine Provinz des Römischen Reiches erklärt wurde.

Kaum hatte Metellus, welcher den Beinamen Macedonicus erhielt, die makedonische Angelegenheit geordnet, als seine Gegenwart schon in Griechenland nothwendig wurde. Hier hatten die Vorfälle in Makedonien die Hoffnungen derjenigen Partei von Neuem erweckt, welche Rom feindlich gesinnt war, und welche von den Römern die makedonische Partei genannt wurde, obgleich zwischen den makedonischen und den griechischen Patrioten keine andere Verbindung bestand, als der gleiche Haß gegen das römische Joch und der gleiche Trieb, es abzuwerfen. Die Römer, von solchen Gesinnungen der griechischen Vaterlandsfreunde längst in Kenntniß gesetzt, gingen gleichwol Anfangs mit Milde gegen Griechenland vor und behandelten verschiedene ihnen dort widerfahrene Kränkungen durch ein maßvolles Verfahren. Da ereignete es sich, daß Sparta durch gewisse Verdächtigungen seitens der achäischen Eidgenossenschaft in die Lage gebracht wurde, das Schiedsrichterwort Roms anzurufen. Infolge dessen ging eine römische Gesandtschaft nach Griechenland ab, um auf der nach Korinth zusammenberufenen Tagsatzung den Befehl des römischen Senats zu verkünden, daß der Achäische Bund nur für die achäischen Städte bestehen solle, und alle außerhalb Achaia gelegenen Staaten sich von demselben zu trennen hätten. In diesem Befehle lag die Absicht Roms, durch Theilung zu herrschen, allerdings zu klar am Tage, um nicht unter den Gliedern des Bundes eine allgemeine Entrüstung gegen die römische Republik hervorzurufen; da man nun in der Leidenschaft so weit ging, die römischen Gesandten zu beschimpfen, so erklärte Rom, welches zuvor noch durch seinen Abgesandten Sextus Julius Cäsar einen vergeblichen Sühneversuch gemacht hatte, wegen des Punischen Krieges nach einigem Zögern und nachdem der Aufstand in Makedonien gestillt war, dem Achäischen Bunde den Krieg, und Metellus erhielt den Befehl, von Makedonien aus in Griechenland einzurücken.

Kritolaos, der damalige Strateg des Bundes, und sein Vorgänger Diäos betrieben die Rüstungen zum Kriege mit dem rühmlichsten Eifer, und ihren Bemühungen gelang es, die Thebaner und die Bewohner von Chalkis auf die Seite des Bundes zu ziehen. Um das Eindringen des Metellus in Griechenland zu verhindern, sollte der Paß von Thermopylä noch einmal der Wahlplatz eines Freiheitskampfes werden. Kritolaos brach dahin auf; indem er aber noch die in der Nähe gelegene, den Römern ergebene Stadt Heraklea belagerte, erschien Metellus bereits auf griechischem Boden, und Kritolaos hatte nun nicht Muth genug, ihm die Spitze zu bieten. Er hob die Belagerung Heraklea's auf und zog sich zurück, wurde aber von Metellus in Lokris ereilt, bei Skarpheia zur Schlacht genöthigt und völlig geschlagen. Da Kritolaos auf der Flucht das Leben verlor, so trat dem Herkommen zufolge sein Vorgänger Diäos das Amt des Strategen und somit den Oberbefehl über das geschlagene Heer an. Er besaß mehr Muth und zugleich mehr Römerhaß als Kritolaos; davon zeugten die verzweifelten Rüstungen, welche er unternahm, um den Römern die Spitze zu bieten.



Zerstörung von Karthago. Erstürmung der Byrsa. Nach H. Leutemann.

Diäos hatte sich unter den 300 Geiseln befunden, welche erst vor wenigen Jahren aus der römischen Gefangenschaft entlassen worden waren. Sein Haß gegen Rom wurde nur von der Liebe zu seinem Vaterlande übertroffen, und so bedarf es denn kaum des Hinweises darauf, daß, wenn Griechenland noch zu retten gewesen wäre, dies wol durch Diäos hätte geschehen können. Er berief 12,000 der kräftigsten Sklaven unter die Waffen, forderte selbst die Greise zur Vertheidigung des Vaterlandes auf, und wußte die Reichen zu starken Geldbeiträgen zu bewegen, um an Kriegsbedürfnissen keinen Mangel zu leiden. Hätte in den Griechen noch die alte Begeisterung gelebt, die zu Xerxes' Zeiten ganz Hellas durchflammte, so brach hier vor Korinth der römische Herrscherstab in Stücke; allein die Griechen waren durch die Herabwürdigungen, die sie seit des makedonischen Philipp Zeiten fast unausgesetzt hatten erfahren müssen, entmannt worden; ihr Freiheitssinn war eingeschlafen; sie kämpften nicht mehr für Ruhm, Ehre und Freiheit, sie kämpften nur noch für ein augenblickliches Interesse; der Feind war ihnen an moralischer Kraft und an Kriegstüchtigkeit überlegen; Griechenland mußte besiegt werden, denn die Begeisterung des griechischen Volkes für die Freiheit hielt nicht Schritt mit seinen hochfliegenden Plänen. Als nun (146 v. Chr.) Metellus abberufen und durch den kriegserfahrenen Konsul Lucius Mummius ersetzt wurde, da hatte Griechenlands letzte Stunde geschlagen. Bei Leukopatra, einem Dorfe auf dem Isthmos, erlag Diäos der Uebermacht des römischen Heeres; Korinth fiel infolge dieser Niederlage den Römern in die Hände und erlitt darauf durch Mummius, welcher den Beinamen Achaicus erhielt, das Schicksal Karthago's: es wurde geplündert und den Flammen übergeben.

Diäos, welcher sehr richtig erkannte, daß mit der verlorenen Schlacht auch Griechenlands Freiheit verloren war, eilte nach seiner Vaterstadt Megalopolis und machte dort seinem Leben durch Gift ein Ende. Er wollte die Freiheit seines Vaterlandes nicht überleben.

Unter den Maßregeln, welche der römische Senat zur Unterdrückung der griechischen Freiheitsbestrebungen durchführte, steht die Beseitigung der demokratischen Ortsverfassung und die Erschwerung des Verkehrs unter den einzelnen Gemeinden obenan. Zwar blieb den einzelnen Städten ihre eigene Verwaltung und ein großer Theil ihrer Gerichtsbarkeit; allein das Regiment ward in jedem Orte einem Rathe, aus den wohlhabenderen Bürgern gebildet, in die Hand gegeben; auch mußte jede Gemeinde eine festbestimmte Abgabe nach Rom entrichten und dazu erhielt der Statthalter von Makedonien als oberster Militärchef auch eine Art Oberleitung über die einzelnen Stadtgemeinden.

Ein strenges Gericht verhängte Rom über die Städte Theben, Chalkis und namentlich Korinth. Die ersten beiden wurden ihrer Mauern und Wehrkräfte beraubt und in offene Plätze umgewandelt; dem reichen Handelsplatz Korinth aber erging es, im Interesse der reichen Kaufherren Roms, wie Karthago: die Stadt ward einer barbarischen Verwüstung anheimgegeben, sodann der Erde gleich gemacht und die Einwohner mußten, soweit sie nicht dabei ums Leben gekommen, in die Sklaverei wandern. Auch in diesem Falle erhielt der römische Konsul den strengen Auftrag zur Vernichtung eines blühenden Handelsplatzes seitens des römischen Senates; und die ihm selbst, als einem rohen Kriegsmanne, später zugerechnete Verheerung griechischer Herrlichkeit läßt sich kaum mit der sonstigen Milde vereinigen, die er gegen die Griechen bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen. So wies er unter anderen den ihm gemachten Antrag, die Statuen Philopömen's, des Begründers der achäischen Freiheitspartei, umstürzen zu lassen, mit Unwillen zurück; auch verfügte er, daß die den griechischen Gemeinden auferlegten Geldbußen nicht dem römischen Staate, sondern den geschädigten griechischen Städten zufloßen. Dagegen ließ er allerdings die besseren Kunstschätze aus Korinth, Thespiä und anderen Orten nach Italien abführen, während er die minder hervorragenden Kunstwerke zur Versteigerung bestimmte, ein Verfahren, welches übrigens auf die wohlmeinende Absicht hinweist, die Kunsterzeugnisse selbst vor der Verwüstung zu retten.

Mit dem Falle Korinths, des Schlüssels zum Peloponnes, war über den Achäischen Bund entschieden; er war besiegt, und da er schon längst als die einzige Stütze der griechischen Freiheit galt, mit ihm auch ganz Griechenland.



Metellus in Griechenland.

Das Geschick dieses einst so glorreichen Landes war beklagenswerth, denn zugleich mit den schon oben angedeuteten Veränderungen erging von Rom aus die Verfügung, daß alle Bundesversammlungen verboten seien und ganz Griechenland unter dem Namen Achaia eine römische Provinz werde. So war denn endlich der Schritt gethan, vor welchem Rom sich noch wenige Jahrzehnte zuvor gescheut hatte: die Republik hatte eine Menge freier Staaten unterjocht!

Es war, als ob der Geist der geopferten Freiheit anderer Völker Rache nehmen wollte an der eigenen Freiheit Roms; denn von der Unterwerfung Griechenlands an wird Rom über ein Jahrhundert hindurch die Beute blutiger und heftiger innerer Kämpfe, bis endlich die Republik unter dem Fußtritte selbstgeschaffener Despoten ihren letzten Athem aushaucht. Bevor wir aber in die hier angedeutete Periode der Bürgerkriege treten, müssen wir noch einige kleinere Kämpfe erwähnen, die zwar an und für sich von keiner welthistorischen Bedeutung sind, die aber den Beweis zu liefern scheinen, daß Rom mit der Unterwerfung Griechenlands auf dem Gipfelpunkt seiner moralischen Macht angelangt war. Denn indem die mächtige Republik einen vieljährigen und keineswegs durchaus glücklichen Krieg mit einem Räuber, einer kleinen Stadt und einem Haufen Sklaven führte, gab sie ein Zeugniß von der beginnenden Abnahme ihrer inneren Kraft.

Der Viriathische Krieg (151—140 v. Chr.) ist unter den fortwährenden Kriegen der Römer in Spanien der durch seine Eigenthümlichkeit ausgezeichnetste und interessanteste. Er führt seinen Namen von Viriathus, dem denkwürdigen Helden des Kampfes. Die römischen Feldherren nämlich, welche die Kriegszüge in Spanien leiteten, konnten sich keiner sehr günstigen Erfolge erfreuen. Theils die Beschaffenheit des gebirgigen Landes, welche eine den Römern neue Art der Kriegführung erforderte, theils der kriegerische Sinn der Bewohner, die ihre Unabhängigkeit mit unbegrenzter Hartnäckigkeit vertheidigten, waren die Ursachen davon. So nahmen denn die römischen Feldherren endlich ihre Zuflucht zum Verrath, um die Kraft der tapferen Völker zu brechen. Unter diesen hatten sich die Lusitanier vor allen anderen durch Kühnheit und kriegerisches Glück ausgezeichnet; endlich aber waren sie so in die Enge getrieben, daß sie um Frieden baten, wahrscheinlich in der Absicht, sich zu neuen Kämpfen zu stärken. Doch der Prätor Servius Sulpicius Galba, welcher zu jener Zeit (151 v. Chr.) das Kommando in Spanien führte, wollte dies gerade verhindern. Um aber die kriegserfahrenen Feinde durch eine Verweigerung des Friedens nicht aufs Aeußerste zu bringen, und sie um so sicherer vernichten zu können, spiegelte er ihnen Frieden, sogar Freundschaft vor, und als sie diesen Versicherungen trauten und ihre Waffen ablegten, ließ sie Galba umzingeln und niederhauen.

Der strenge Cato wollte auch hier die Ehre des Vaterlandes wahren, indem er den Konsul Galba wegen jenes schändlichen Verraths anklagte; allein das römische Volk nahm die Verantwortlichkeit des Verbrechens auf sich, indem es den Konsul freisprach, und so fällt denn naturgemäß die Schande jener Verrätherei auf die Republik.

Diese Schandthat brandmarkte den Namen der Römer in ganz Spanien, und als daher Viriathus, ein kühner lusitanischer Abenteurer, der dem allgemeinen Blutbade entronnen war, an die Spitze eines Haufens gleichgesinnter Landsleute trat, um die Römer durch einen Freischarenkrieg allmählich, aber um so gewisser aufzureiben, da fand die kühne Schar, wo sie sich blicken ließ, Aufmunterung und Unterstützung.

Viriathus war erst Hirt, sodann Jäger und endlich Freibeuter gewesen. Er galt als ein kluger, kühner und hochherziger Mann, dem bei seinem ersten Auftreten für die Sache des Vaterlandes alle Herzen der Patrioten entgegenschlugen. Nur in ihn setzte man die Hoffnungen, welche in der Brust der verrathenen Lusitanier noch wach wurden; und die körperlichen und geistigen Eigenschaften des Häuptlings waren wohl geeignet, jene Hoffnungen zu rechtfertigen. Die Natur hatte ihn stark gebildet und Uebung seine Kraft gestählt; an Schnelligkeit und Gewandtheit übertraf er alle seine Landsleute, Anstrengung und Arbeit galten ihm als Erholung, und sein Zelt war der freie Himmel, unter dem er den größten Theil seines Lebens zubrachte. Ehrlichkeit, Gradheit und Treue ragten als die vorzüglichsten Züge seines Charakters hervor, und Umsicht, Klugheit wie Geistesgegenwart als Haupteigenschaften seiner Seele. Seine Freunde folgten ihm mit blindem Vertrauen, und seine Feinde zitterten vor ihm. So war der Mann beschaffen, der an der Spitze einer kleinen Schar mehrere Jahre hindurch dem allmächtigen Rom die Spitze bot.

Wie überlegen die lusitanischen Waffen durch Viriathus den römischen geworden waren, das ergiebt sich aus den Zahlenverhältnissen bei einer der vielen kleinen Niederlagen, welche die Römer durch den kühnen Häuptling erlitten. Als einst in einem Walde 1000 Römer auf 300 Lusitanier stießen, wurden die Ersten nicht nur gänzlich geschlagen, sondern sie büßten auch 370 Mann ein, während von den Lusitaniern nur gegen 70 fielen. Der Nachtheil, welchen Viriathus mit seiner Schar den Römern mehrere Jahre hindurch zufügte, die kleinen Niederlagen, welche er ihnen beibrachte, entmuthigten Rom in demselben Augenblicke, da es über Könige und mächtige Freistaaten siegte; und wenngleich die Römer sich den Anschein gaben, als blickten sie mit Geringschätzung auf den kühnen Häuptling, und obschon sie ihn verächtlich einen „Räuber" nannten, dieser Räuber fand in ganz Rom keinen Helden, der ihm gewachsen war; er schaltete weit über die Grenzen Lusitaniens hinaus und brachte es endlich so weit, daß ganz Spanien auf dem Punkte stand, für die Römer verloren zu gehen, und diese sich sogar genöthigt sahen, mit dem Lusitanier (141 v. Chr.) Frieden zu schließen.

Zu diesem Frieden wurden die Römer durch die Aussicht gezwungen, ihr ganzes Heer vernichtet zu sehen. Der Prokonsul Quintus Fabius Maximus Servilianus, welcher zu jener Zeit den Krieg in Spanien führte, sah sich nämlich plötzlich von Viriathus in einer wilden Gebirgsgegend umzingelt und dem Feinde so widerstandlos preisgegeben, daß er bereits sein ganzes Heer niedergehauen sah. Doch Viriathus war großmüthiger, als die Römer es zehn Jahre zuvor gewesen waren; er bewilligte dem eingeschlossenen Heere einen freien Abzug unter der Bedingung, daß Rom Frieden halten, seine weiteren Eroberungen in Spanien einstellen und ihn selbst in seinem bis jetzt gewonnenen Besitzthume als König anerkennen sollte. Der Prokonsul ging die Bedingung ein, und der römische Senat bestätigte den Frieden. Es war das erste Mal, daß die besiegten Römer Frieden schlossen; aber vielleicht meinten sie, es geschähe ja nur gegen einen „Räuber", von dem ihre Annalen keine Notiz zu nehmen brauchten.

Dieser Friede erschien ihnen indessen so schimpflich, daß sie ihn (140 v. Chr.) durch den Schimpf eines Treubruches vertilgen zu müssen glaubten. Der Konsul Quintus Servilius Cäpio hatte den Friedensbruch beim Senate durchgesetzt, und ihm lag es nun ob, die verletzte Ehre Roms wenigstens mit den Waffen wieder herzustellen.

Viriathus erlitt einige Verluste und wurde endlich so in die Enge getrieben, daß er den Frieden in wenig ehrenvoller Weise durch Auslieferung von Bundesgenossen, darunter sein eigener Schwiegervater, erkaufte. Als jedoch der Konsul die Entwaffnung des ganzen Volkes verlangte, griff Viriathus nochmals zum Schwert, und nun faßte Cäpio den nichtswürdigen Entschluß, Viriathus durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen.

Cäpio hatte einige der Freunde und Genossen des Viriathus, die von Eigennutz nicht frei waren, durch reiche Geschenke und große Versprechungen dahin gebracht, ihren Freund und Feldherrn im Schlafe zu ermorden. Nach Verübung der niederträchtigen That flohen die Mörder ins römische Lager und verlangten die versprochene Belohnung, mußten es jedoch bitter erfahren, daß ein Verräther selbst von Demjenigen verachtet wird, der ihn zu dem Verrathe verleitet hat und Nutzen daraus zieht. Cäpio erklärte ihnen, Alles, was er für sie thun könne, bestehe darin, ihnen Schutz vor der Rache der Lusitanier zu gewähren, indem er mit einer verachtenden Miene, die freilich dem Anstifter des Meuchelmordes sonderbar genug stehen mußte, hinzufügte, daß die römische Republik nicht geneigt sei, Diejenigen zu belohnen, welche ihre Feldherren ermordeten. So fügte der römische Konsul zu seinem an Viriathus begangenen Verbrechen auch noch den Wortbruch und den Betrug. Und für alles dies blieb er unbestraft, denn Cato lebte nicht mehr, um ehrlose Feldherren anklagen zu können, und der über den Tod seines gefürchtetsten Feindes innerlich erfreute Senat hatte nur eben noch so viel Ehrgefühl, um dem verbrecherischen Konsul den verlangten Triumph abzuschlagen.

Nach dem Tode des Viriathus wurden die Lusitanier, obschon sie den Kampf unter einem neuen Führer, Tautamus, fortzusetzen suchten, doch leicht überwältigt, so daß sie sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben mußten.

Der Krieg gegen Numantia (141—133 v. Chr.) ist ein würdiges Seitenstück zu dem Viriathischen Kriege; denn auch in ihm leistet eine kleine unbedeutende Macht der großen Republik einen jahrelangen Widerstand. Numantia, eine im Herzen Spaniens gelegene, wohlbefestigte, aber nicht große Stadt, deren ganze streitfähige Mannschaft die Zahl 8000 nicht überstieg, hatte sich während der Kriege der Römer in Spanien stets frei und unabhängig zu erhalten gewußt. Als aber im Jahre 141 v. Chr. der Konsul Quintus Pompejus den Befehl in jenem Theile von Spanien führte, verlangte er von Numantia als Preis der ferneren Freundschaft mit Rom die Auslieferung sämmtlicher Waffen. Darüber entspann sich ein Krieg, welcher der Republik zahllose Opfer an Menschen kostete und zum Schlusse nichts einbrachte, als einen Haufen menschenleerer Häuser.

Alle Angriffe der römischen Heere auf die kleine Stadt wurden mit einer Entschiedenheit zurückgeschlagen, welche in der Geschichte fast ohne Beispiel dasteht; ja endlich gingen die Numantiner sogar zum Angriffe über, indem sie (137 v. Chr.) den Konsul Cajus Hostilius Mancinus mit seinem ganzen Heere so einschlossen, daß er um Frieden bitten mußte. Derselbe kam auch wirklich unter der Bedingung eines freien Abzuges für die Römer und fernerer Unabhängigkeit Numantia's zu Stande; doch als der Senat das 20,000 Mann starke Heer infolge der abgeschlossenen Uebereinkunft gerettet sah, da verweigerte er die Bestätigung des Friedens und der Krieg hatte seinen Fortgang.

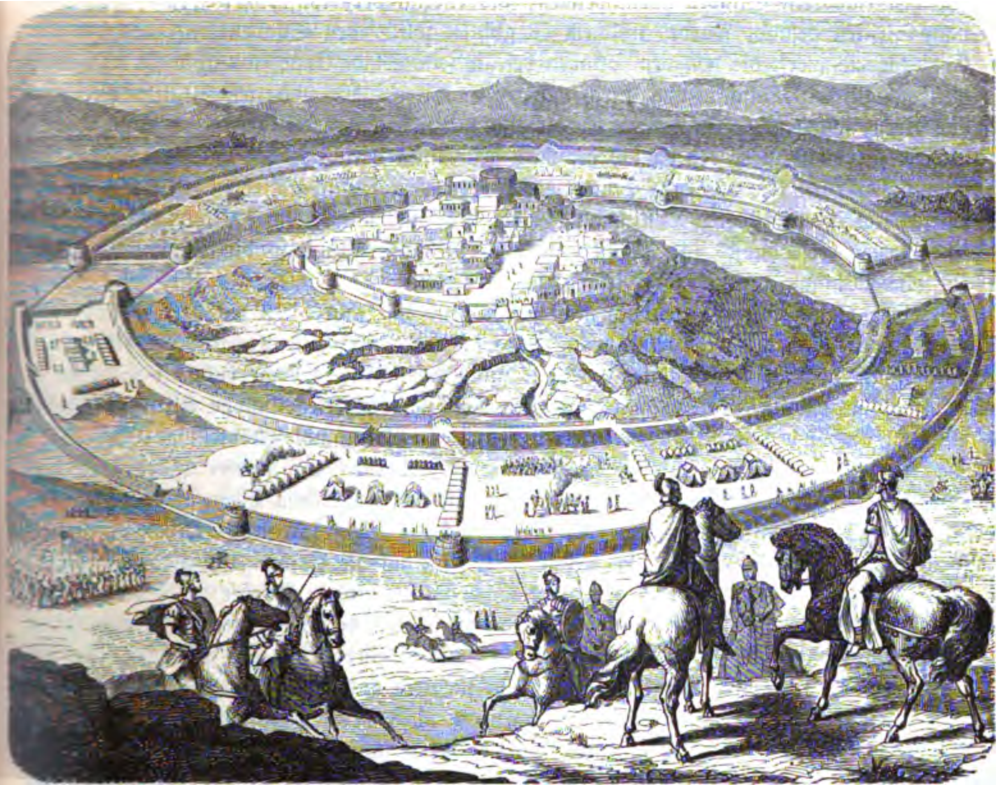
Der römische Senat wiederholte hier die Treulosigkeit von den Caudinischen Pässen, und wie damals die Samniter, so beschämten auch hier die Numantiner das stolze Rom durch edelmüthiges Handeln. Als der Senat den abgeschlossenen Vertrag verwarf, wollte er wenigstens den Schein der Ehre retten und verurtheilte den Konsul Mancinus zur Auslieferung an die Numantier. Demgemäß wurde dieser bis auf den Gürtel entblößt und so vor die Thore Numantia's gebracht, wo ihn die Bewohner in Empfang nehmen und sich an ihm rächen sollten, dafür, daß er, wie die spitzfindige Ausführung der Römer lautete, die Numantiner durch einen falschen Frieden und unrechtmäßigen Eid betrogen habe. Doch die wackeren Bewohner Numantia's wiesen die Annahme des Konsuls zurück, wenn er sich nicht nebst dem ganzen Heere stellen wolle, denn, so sagten sie, das Blut eines einzelnen Mannes könne ihnen keine Genugthuung sein für den Bruch eines beschworenen Vertrages.

Die Numantiner hatten sich den Römern bereits so furchtbar gemacht, daß es den späteren Feldherren im eigentlichsten Verstande an Muth fehlte, die heldenmüthige Stadt anzugreifen, bis endlich (134 v. Chr.) der Besieger Karthago's, Publius Aemilianus Scipio Africanus, zum Konsul gewählt und ihm ohne Los der Oberbefehl in Spanien übertragen wurde. Der ehrenwerthe Kriegsheld rechtfertigte die Hoffnungen, welche die Republik auf ihn setzte; und es ist nur zu beklagen, daß es abermals keine gerechtere Sache war, für die er sein Genie zu verwenden hatte; denn keine Stadt war es mehr werth, von dem römischen Joche frei zu bleiben, als das freiheitsmuthige Numantia.

Die ersten Monate nach seiner Ankunft in Spanien verwandte Aemilianus dazu, die gesunkene Mannszucht in dem Heere, welches er vorgefunden hatte, wieder herzustellen. Nachdem er sodann in Berücksichtigung aller Umstände den Entschluß gefaßt, Numantia nicht durch Gewalt zu erobern, sondern durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, begann er eine förmliche Absperrung der Stadt durch Gräben und Wälle, so daß den Numantinern jede Verbindung nach außen und also auch alle Zufuhr abgeschnitten wurde. Die Folge davon war eine Hungersnoth, deren Qualen noch dadurch vermehrt wurden, daß die Belagerer der Stadt auch allen Zufluß von Wasser abgesperrt hatten. Der Hunger wurde endlich so fürchterlich, daß die Eingeschlossenen, nachdem sie sich schon mit dem Fleisch der

gefallenen Pferde, ja selbst mit dem menschlicher Leichname genährt hatten, auf die rasende Idee gefallen sein sollen, um die Erhaltung des Lebens miteinander zu kämpfen, um den Sieger mit dem Körper des Besiegten zu sättigen. Aber auch die gräßlichste Noth konnte die wackeren Numantiner nicht bestimmen, der Aufforderung des Aemilianus zur Ergebung in die Gnade der Römer zu folgen.

Aemilianus verlangte von der unglücklichen Stadt, sich mit allen Bewohnern und Waffen ohne allen Rückhalt seiner Gnade zu überliefern. Vergebens baten die Verzweifelnden den harten Feldherrn, entweder ihnen zu gestatten, als tapfere Männer ihr Leben in einer offenen Feldschlacht zu wagen, oder ihnen freien Abzug aus der Stadt zu bewilligen.



Einschließung von Numantia.

Vergebens wiesen sie darauf hin, wie unwürdig es des römischen Namens sei, ein Volk, das seine Liebe zur Freiheit so tapfer an den Tag gelegt habe, mit anderen Waffen als dem Schwert zu bekämpfen. Aemilianus, der hier aus Liebe zum Ruhm und zu seinem Vaterlande unmenschlich wurde, blieb unerbittlich; und so beschlossen denn die edlen Numantiner, lieber sämmtlich unterzugehen, als sich der Gnade eines grausamen Siegers zu überliefern. Sie begruben sich unter den Trümmern ihrer in Brand gesteckten Häuser. Aemilianus eroberte (133 v. Chr.) eine nur von Leichen erfüllte und zum Theil zerstörte Stadt, deren Name in dem seinigen fortleben sollte; denn zu dem schon früher erhaltenen Beinamen Africanus empfing er jetzt noch den zweiten Beinamen Numantinus.

Mit dem tragischen Falle Numantia's sanken die Hoffnungen der spanischen Völker auf endliche Befreiung völlig danieder, und das ganze Land unterwarf sich den Römern, welche es zu einer Provinz ihres Reiches machten.

Der **Sklavenkrieg** (136—133 v. Chr.) hatte seine Ursache in den Mißhandlungen, welche die römischen Landbesitzer auf der Insel Sizilien gegen ihre Sklaven verübten.

Ein allgemeiner Aufstand der sizilischen Sklaven war die Folge der erduldeten Grausamkeit. Die Römer achteten dieses Vorfalls Anfangs sehr wenig, da sie ihn als eine Empörung betrachteten, welche der verwaltende Prätor in Sizilien leicht ersticken würde. Als aber ein Sklave, der Syrer Eunus, ein Mann voll List und Verschlagenheit, sich an die Spitze des Aufstandes stellte und alle Sklaven sich unter seinem Befehle versammelten, so daß sein Heer sich bald auf 70,000 Mann belief, als sich Eunus sodann zum König von Sizilien ausrufen ließ und die Stadt Taurominium eroberte, da erschien den Römern der Aufstand bedeutend und zugleich gefährlich genug, um ein konsularisches Heer nach der Insel zu schicken. Doch mehrere Jahre hindurch mußten die Waffen der mächtigen Republik vor den empörten Sklaven zurückweichen, bis endlich der Konsul Publius Rupilius nach Sizilien gesandt wurde, welchem es glücken sollte, den Sklavenkrieg zu beendigen. Er belagerte zuerst die von den Sklaven besetzte feste Stadt Enna, nöthigte sie nach einer mehrmonatlichen Einschließung durch Hunger zur Uebergabe und ließ 20,000 Menschen ans Kreuz schlagen. Dann suchte er die einzelnen zerstreuten Sklavenheere auf und vernichtete sie, nachdem er den Eunus gefangen genommen hatte, welcher bald darauf im Gefängnisse starb. Die von dem Schwerte der Römer verschont gebliebenen Sklaven unterwarfen sich ihrer früheren Bestimmung; aber Rupilius unternahm es, durch Einführung eines neuen Gesetzbuches für Sizilien ihr Los zu mildern, um so die Ursache zu neuen Aufständen hinwegzuräumen. Diese Gesetze fruchteten aber, wie es scheint, sehr wenig; die reichen Landbesitzer kehrten sich nicht daran, und im Jahre 103 v. Chr. empörten sich die Sklaven abermals unter Anführung eines andern Syrers, Tryphon, der sich gleichfalls König von Sizilien nannte. Drei Konsuln versuchten es vergebens, die Sklaven zu besiegen, bis endlich Tryphon starb und sein Gehülfe, der kriegskundige kilikische Räuber Athenion von dem Statthalter Manlius Aquillius im Kampfe getödtet war (98 v. Chr.).

Außer den bisher erzählten kriegerischen Fortschritten der Römer haben wir noch einer Ländererwerbung zu gedenken, zu welcher sie auf friedlichem Wege gelangten. Die Freundschaft und Ergebung gegen Rom, welche Attalos I. und Eumenes II. von Pergamos so oft und thatsächlich an den Tag gelegt, hatte sich auf die Nachfolger dieser Könige des Pergamenischen Reiches vererbt. Attalos II. Philadelphos, Bruder des Eumenes II., führte die Regierung während der Minderjährigkeit von dessen Sohne, bis dieser seinen Oheim durch Gift aus dem Wege räumen ließ und als Attalos III. Philometor den Thron bestieg. Er schändete ihn durch Grausamkeiten und Verbrechen aller Art, bis er zuletzt wahnsinnig wurde und starb. Bei seinem Tode (133 v. Chr.) vermachte er seine Schätze und sein Land der Römischen Republik, welche die ersteren nach Rom schaffen ließ und das letztere unter dem Namen eigentliches Asien zur römischen Provinz machte. Da trat ein Verwandter des königlichen Hauses, Namens Aristonikos, mit Ansprüchen an die Erbschaft kriegerisch auf und bemächtigte sich fast des ganzen Reiches. Er überfiel den Konsul Publius Licinius Crassus Mucianus, der gefangen von den Soldaten erschlagen wurde (131 v. Chr.). Das Glück blieb dem Aristonikos jedoch nicht treu; er gerieth seinerseits in Gefangenschaft und wurde in Rom hingerichtet (130 v. Chr.).

Um diese Zeit dehnte sich das Scepter der Republik über den größten Theil der damals bekannten Welt aus, so daß das Machtwort der Römer von den Säulen des Hercules bis zum Taurus unterthänige Ohren fand. Der Glanz und der Ruhm des römischen Namens waren nach außen im Steigen, und mit staunender Bewunderung erzählten sich die Völker des Ostens von der mächtigen Republik des Westens, „welche die Königreiche bezwang, fern und nah, und wer ihren Namen vernahm, der fürchtete sich; mit den Freunden und Schutzbefohlenen aber hielt sie guten Frieden. Solche Herrlichkeit war bei den Römern, und doch setzte keiner die Krone sich auf und prahlte keiner im Purpurgewand; sondern wen sie Jahr um Jahr zu ihrem Herrn machten, auf den hörten sie, und es war bei ihnen nicht Neid noch Zwietracht.“

Dieser glanzvolle Zauber, der damals die römische Herrlichkeit in den Augen ferner Völker umschwebte, schwand freilich, je näher man dem Mittelpunkte des mächtigen Reiches kam und die inneren Zustände des römischen Gemeindewesens betrachtete. Hier begegnen wir um diese Zeit den ersten Spuren einer schweren Heimsuchung, welche noch stets die Säulen eines Staates untergrub: Es beginnt für Rom das Zeitalter der Bürgerkriege!

Die **Gracchischen Kämpfe** (133—121 v. Chr.) waren das Vorspiel jenes hundertjährigen Krieges, in welchem Parteileidenschaft, Habsucht und Ehrgeiz die Bürger eines Staates gegen einander in die Waffen hetzten, so daß der Boden der Republik ärger, als je von dem Blute der Feinde, mit dem ihrer eignen sich gegenseitig zerfleischenden Glieder getränkt ward. Und wie die mächtige Republik in der letztern Zeit an moralischer Stärke abgenommen hatte, so wird sie von jetzt an durch das vergossene Bürgerblut auch an physischer Kraft geschwächt und verliert mit beiden zugleich den Sinn für die Freiheit, diese Lebensluft eines Freistaats, so daß endlich auf den abgematteten Körper jenes Staatskolosses ein einzelner Mann seinen Fuß setzen und sagen konnte: ich werde dein Despot sein!

Zum Verständniß jener Kämpfe, welche mit dem Namen der gracchischen bezeichnet werden, ist es nothwendig, dem bürgerlichen Zustande Roms um diese Zeit eine kurze Betrachtung zu widmen. Der Standesunterschied zwischen Patriziern und Plebejern, die Quelle aller früheren Parteikämpfe, hatte schon seit längerer Zeit alle Bedeutung verloren. Da man bei der Erwählung zu den Aemtern der Republik kein Zahlenverhältniß zwischen Patriziern und Plebejern mehr beobachtete, überhaupt dabei auf diesen Standesunterschied keine Rücksicht mehr nahm, so kann man sagen, daß Patriziat und Plebejat gegen das Ende der Punischen Kriege aus der römischen Geschichte verschwanden und nur noch als historische Erinnerungen fortdauerten. Dagegen hatte sich allmählich durch Hintansetzung gesetzlicher Bestimmungen eine andere Ungleichheit gebildet, die um so gefährlicher war, als sie sich nicht nur auf eingebildete Vorrechte der Geburt, sondern auch auf die reellen des Besitzes gründete. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß Diejenigen, welche hohe Staatswürden bekleidet und dabei oft eine Macht ausgeübt hatten, welche der eines Königs gleichkam, sich auch im Privatleben von der Masse des Volkes absonderten in dem eitlen Gefühle, etwas Besseres zu sein als jenes. Auch ihre Nachkommen glaubten irrigerweise, zu solcher Absonderung berechtigt zu sein, und so entstand denn aus diesen angeseheneren Familien allmählich eine Art Adel, der sich dem Volke gegenüber bald so in Geltung zu setzen wußte, daß er durch enges cliquenartiges Zusammenhalten und dadurch geförderte Wiederwahlen fast in den ausschließlichen Besitz aller hohen Staatsämter kam.

Wenn es auch durch kein Gesetz bestimmt war, daß die Verwalter der hohen, namentlich der curulischen Aemter aus dem Adel gewählt werden mußten, so hatte doch allmählich der Gebrauch eine Regel daraus gemacht, und zwar eine so herrschende, daß jeder nicht zum Adel gehörige Bürger, der durch seine Verdienste im Felde oder auf der Rednerbühne die Bahn hoher Staatswürden betrat, den Adligen ein Neuling oder Emporkömmling (homo novus) hieß.

Aber damit noch nicht zufrieden, zeigte auch der römische Adel jene Grundsätze, die den Adel aller Nationen charakterisiren und in dem Bestreben gipfeln, im alleinigen Besitz des Grund und Bodens die besitzlosen Bürger für sich arbeiten zu lassen, während sie für diese das Leben genießen. Die vielen Ländereien, durch die zahllosen Kriege erworben, hatte man zwar als Gemeindegut betrachtet; allein, da der Boden doch bebaut werden mußte, so hatten die Adligen dies zu besorgen übernommen, und auf diese Weise war jenes Land allmählich mit Umgehung des Licinischen Gesetzes in den stillschweigenden Besitz des Adels gekommen. So lange die großen Kriege das römische Volk nach außen hin beschäftigten, war dieser Uebelstand weniger fühlbar geworden; als aber die Kriege sich verminderten und die niederen römischen Bürger genöthigt waren, sich an ihrem eigenen Herde umzusehen, fanden sie denselben öde und leer. Sie hatten die Welt

erobert, sie waren die Regenten ihres Vaterlandes; aber sie hatten keine Scholle Land im Besitz, auf der sie sich ein Gericht Rüben bauen konnten. Es blieb ihnen also nichts übrig als bei dem Adel in Arbeit zu gehen; allein theils geriethen sie dadurch in ein abhängiges Verhältniß zum Adel und die demokratische Verfassung lief Gefahr, theils ließ auch der Adel seine weitläufigen Länder lieber von Sklaven als von freien Bürgern bebauen, weil er gegen die Ersteren mit mehr Willkür verfahren konnte. Indem sich also auf der einen Seite die Nahrungslosigkeit des Volkes geltend machte, auf der andern seine Selbständigkeit in Gefahr stand, erkannten die Freunde des Vaterlandes die dringende Nothwendigkeit, den gefährlichen Zustand zu ändern. Unter solchen Männern nennt uns die Geschichte vor allen **Tiberius Sempronius Gracchus**, einen adligen Römer, als denjenigen, in welchem zuerst die Idee aufstieg, durch eine Reform auf gesetzlichem Wege dem gefahrdrohenden Zustande der Republik ein Ende zu machen.

Die Familie der Sempronier gehörte dem Adel der Nation an und stand in Verwandtschaft mit den edelsten Geschlechtern Roms. Der Vater der berühmten Gracchen, welcher gleichfalls Tiberius Sempronius Gracchus hieß, hatte sich als Statthalter in Spanien durch Tapferkeit und als Censor durch seine Gerechtigkeit ausgezeichnet. In letzterem Amte (169 v. Chr.) hatte er unter Anderem auch zu Gunsten der damals angeklagt gewesenen beiden Scipionen, obschon ihm diese persönlich verfeindet waren, doch aus ritterlichem Standesgefühl sein Wort eingelegt. Infolge solcher hochherzigen Gesinnung war er dann von dem großen Scipio, dem Sieger bei Zama, zum Schwiegersohn erkoren und hatte dessen Tochter Cornelia geheirathet. Diese Cornelia, ein Muster hoher weiblicher Tugend, durch griechische Literatur und Philosophie vortrefflich gebildet, schlug nach dem Tode ihres Gatten die ihr angetragene Hand des ägyptischen Königs Ptolemäos Philometor aus, um sich im treuen Andenken an den Verstorbenen ganz der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Es waren zwei Söhne und eine Tochter: der hier zunächst in Rede stehende Tiberius Gracchus, sein später noch berühmter werdender Bruder **Cajus Gracchus**, und **Sempronia**, welche die Gattin des zweiten Africanus, Aemilianus Scipio, wurde. Cornelia leitete die Erziehung ihrer Kinder mit musterhafter Sorgfalt und sah in ihnen ihr größtes Kleinod. Als sie einst von einer befreundeten Campanerin nach ihrem Schmuck gefragt wurde, holte sie ihre Kinder herbei und sagte: „Dies ist mein größter und bester Schmuck!"

Man hat die Beweggründe des Tiberius Gracchus zu seinen Reformanträgen vielfach verdächtigt, indem man erzählt, er habe sich dazu aus Rache gegen den Senat verleiten lassen, weil dieser den Frieden mit Numantia, welchen der damals als Quästor unter Mancinus stehende Tiberius Gracchus größtentheils unterhandelte, nicht bestätigt hatte. Einen zweiten Beweggrund soll die Anreizung seiner Mutter Cornelia gegeben haben. Man erzählt darüber Folgendes: Cornelia äußerte einst in einer Unterredung mit ihrem Sohne, daß er zur Ehre ihrer Familie etwas Großes unternehmen müsse, indem sie sagte: „Mein gewöhnlicher Ehrenname ist: Tochter des großen Scipio und Schwiegermutter des zweiten Africanus. Warum nennt man mich nicht die **Mutter der Gracchen**? Unternimm etwas, mein Sohn, das diesen Namen als ehrenvoller erscheinen läßt, denn jenen." Dies habe den Tiberius Gracchus bestimmt, die Rolle eines Demagogen zu spielen. Mag nun auch die Ruhmsucht Theil gehabt haben an dem Auftreten des Tiberius Gracchus, sein Hauptbeweggrund war gewiß die Noth des ärmeren Volkes und die Gefahr, welche für die Demokratie daraus entstand. Da aber die Gesinnung kühner Volksführer von Seiten der Aristokratenpartei stets verdächtigt wird, so darf es uns nicht wundern, diese Erscheinung auch bei Tiberius Gracchus anzutreffen.

Als er im Jahre 133 v. Chr. zum Tribun erwählt worden war, trug er sofort auf Wiederherstellung des Licinischen Gesetzes an mit dem Hinzufügen, daß alles dadurch gewonnene Gemeindeland unter die römischen Bürger als Eigenthum vertheilt werden solle.

Tiberius Gracchus war weit entfernt, den Aristokraten rücksichtslos das zu nehmen, was sie ihr Eigenthum nannten, obschon es in der That nichts Anderes war als Nationalgut. Er wollte nicht einmal die ganze Strenge des Licinischen Gesetzes walten lassen, denn dieses bestimmte, daß kein Bürger mehr als 500 Jugern (Morgen) Acker besitzen dürfe, und der gracchische Antrag setzte nur fest, daß Diejenigen, welche mehr als 500 Jugern für sich und 250 Jugern für jedes ihrer Kinder besäßen, den Ueberschuß herausgeben sollten, daß ihnen aber der volle Werth der ausgelieferten Aecker aus dem Staatsschatze zu vergüten sei. Natürlich nahm das Volk diesen Antrag mit stürmischem Jubel auf; begreiflicher Weise widersetzte sich ihm aber auch der Adel aus allen Kräften, und der Senat ließ kein Mittel unversucht, sich von dem ihm gefährlichen Demagogen zu befreien.



Cornelia und ihre Kinder. Zeichnung von Hermann Vogel.

Unter diesen Mitteln standen nicht nur allerlei Verdächtigungen der Gesinnung des Volksfreundes obenan, indem man ihn namentlich beschuldigte, nach der Königskrone zu streben, sondern man dingte sogar Meuchelmörder gegen ihn! Doch ein freies Volk, welches seine Freunde von seinen Feinden stets sehr gut zu unterscheiden weiß, läßt sich nicht so leicht bethören. Die Römer verlachten jene Verdächtigungen und schützten das Leben ihres Vertreters durch starke Wachen, die ihn freiwillig umgaben.

Der herrschenden Partei aber gelang es, einen der Tribunen, Namens Marcus Octavius Cäcina, zu bewegen, von seinem Veto gegen den gracchischen Antrag Gebrauch zu machen. Dadurch wurde die zu einem giltigen Antrage nothwendige Einstimmigkeit der Tribunen verhindert, und das Gesetz konnte nicht durchgehen. Allein Tiberius Gracchus, nachdem er vergebliche Versuche gemacht hatte, seinen Kollegen zum Aufgeben seines volksfeindlichen Vorhabens zu bereden, trug beim Volke auf die Absetzung des seinem Interesse entgegenhandelnden Tribun an; die Volksversammlung, zu welcher die ländlichen Proletarier in Masse nach der Stadt hereingeströmt waren, erkannte die Nothwendigkeit eines solchen

bisher unerhörten Schrittes an; es entsetzte den unwillfährigen Tribun, und der gracchische Antrag ward zum Gesetz.

So machte der ehrgeizige Tiberius Gracchus von einem Mittel Gebrauch, das zwar nicht ungesetzlich genannt werden kann, weil in einem Freistaate der Wille des Volkes stets Gesetz ist, das aber noch nie vorgekommen war und also mit gehässigen Augen betrachtet werden konnte, von einigen Schriftstellern auch wirklich so betrachtet worden ist.

Aber Tiberius Gracchus hatte in der ganzen Angelegenheit durchaus ehrlich und offen gegen seinen widerstrebenden Kollegen gehandelt. Er stellte es zuerst dem Volke anheim, zwischen dem Vertheidiger und dem Bekämpfer des Licinischen Gesetzes zu entscheiden; er wandte persönlich Alles an, um den Octavius von seinem Vorhaben abzubringen; er bat ihn im Angesichte des Volkes so rührend, sich dem Wohle desselben nicht zu widersetzen, daß Octavius selbst weinte; aber dieser schämte sich, seinem den Aristokraten gegebenen Versprechen untreu zu werden, und blieb standhaft. Schon hatte die Hälfte der 35 Tribus die Entsetzung des Octavius ausgesprochen, nur eine Stimme fehlte noch zur Rechtskraft der Absetzung, da ließ Tiberius Gracchus mit dem Abstimmen einhalten, um seinen Kollegen noch einmal zur Nachgiebigkeit zu bewegen; ja er erbot sich sogar, wenn Octavius vielleicht aus persönlichem Interesse also handle, ihm trotz seiner Armuth aus eigenen Mitteln das zu ersetzen, was er durch das Gesetz verlöre. Umsonst! eine falsche Scham hielt den Tribun ab, umzukehren; er blieb bei seinem Veto; da stimmte die achtzehnte Tribus, und Octavius — war abgesetzt. Die Wuth des Volkes gegen den bestochenen Octavius war so groß, daß, nachdem er abgesetzt, seine Person also nicht mehr unverletzlich war, die Menge auf ihn zueilte, ihn vom Rednerstuhle riß, mißhandelte und getödtet haben würde, wenn ihm nicht die ihm befreundeten Senatoren einen Weg zur Flucht gebahnt hätten.

Zur Ausführung des Gracchischen Gesetzes wurde eine Kommission von drei Männern (Triumvirn) erwählt: Tiberius Gracchus, sein Bruder Cajus und sein Schwiegervater Appius Claudius. Mit je größerem Eifer diese Männer an die Lösung der schwierigen Aufgabe gingen, desto mehr Hindernisse wurden ihnen von Seiten des Adels entgegengelegt. Doch sie blieben unerschüttert auf ihrer Bahn und boten Alles auf, um den Zustand der ärmeren Bürger zu verbessern. Da sie sich aber endlich überzeugten, daß das dem Adel abgenommene Gemeindeland nicht überall zureichen würde, es auch den meisten Bürgern an Mitteln fehlte, sich in dem neuen Eigenthume einzurichten, so trat Tiberius Gracchus mit einem weiteren Antrage hervor, der die Unruhen alsbald erneuerte. Die Schätze der pergamenischen Erbschaft waren gerade in Rom angekommen, und Tiberius verlangte, daß dieselben nicht nur unter die armen Bürger vertheilt würden, sondern daß auch die Verwaltung der Einkünfte des ererbten Pergamos dem Senat abgenommen und den Comitien zugewiesen werden solle. Auch dies Gesetz ging durch, und nun war Tiberius Gracchus der Abgott des Volkes geworden, in demselben Maße aber auch der Gegenstand des stärksten Hasses für den Adel. Um gegen dessen Verfolgungen gesichert zu sein und über die Ausführung seines Gesetzes besser wachen zu können, wünschte er, auch für das folgende Jahr Tribun zu bleiben. Dies war zwar gegen die gesetzlichen Bestimmungen; indeß konnte ja das souveräne Volk gesetzlich diese Bestimmung nach Belieben abändern. Es that dies auch für den vorliegenden Fall auf den Antrag des Tiberius; infolge solcher ungewöhnlichen Neuerung aber kannte der Adel unter Leitung des Scipio Nasica nun seinerseits keine Mäßigung mehr.

Scipio Nasica war ein Urenkel des in Spanien gefallenen Cnejus Cornelius Scipio und mithin ein Verwandter der Gracchen, allein diesen durchaus unähnlich an Adel der Gesinnung; denn Lust an Gewaltthätigkeiten, unerträglicher Stolz und Verachtung der ärmeren Volksklassen waren die Grundzüge von dem Charakter eines Mannes, welcher viel Unheil über die Republik hätte bringen können, wenn seine politische Laufbahn nicht glücklicherweise sehr kurz gewesen wäre.

Als die Tribus über die abermalige Erwählung des Tiberius Gracchus abstimmten und das für diesen günstige Resultat schon an den ersten Stimmen zu ersehen war, erhoben die Aristokraten einen betäubenden Lärm, indem sie riefen: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! diese Leute gehen mit dem Umsturz aller Gesetze um. Kein Mensch kann das Amt eines Tribuns zwei Jahre hintereinander behalten!“ Da es hier dem Adel mehr um sein Interesse als um Gerechtigkeit zu thun war, indem er wissen mußte, daß der Beschluß eines sich selbst regierenden Volkes unter allen Umständen gesetzlich ist, so hätte sein Einspruch wenig gefruchtet, wenn sich nicht unter den Tribunen selbst Streitigkeiten entsponnen hätten. Dies bestimmte den Tiberius Gracchus, die Volksversammlung aufzulösen und erst für den folgenden Tag wieder zu bestellen, wo er die Meinungsverschiedenheiten der Tribunen beigelegt zu sehen hoffte. Während sich aber nun das Volk am folgenden Tage auf dem Kapitol versammelte, trat der Adel an einer andern Stelle dieses Berges zusammen, um — Maßregeln der Gewalt zu berathen unter dem Vorgeben, Tiberius Gracchus strebe nach der Königskrone. Der Senat ertheilte daher dem Konsul Mucius Scävola den Auftrag, mit seinen Legionen das Volk auseinander zu treiben. Da dieser sich aber weigerte, sein Konsulat durch Bürgerblut zu beflecken, und sein Kollege nach Sizilien abwesend war, so erhob sich Scipio Nasica und stürmte mit dem Rufe: „Da unser Konsul ein Verräther ist, so folgt mir Alle, die ihr die Republik liebt!“ von einer großen Schar Bewaffneter gefolgt in die Versammlung des Volkes. Nun begann ein fürchterliches Handgemenge, in welchem Tiberius Gracchus von seinen Amtsgenossen Satureјus und von Lucius Rufus — nach Anderen von Scipio Nasica's eigener Hand — durch mehrere Schläge auf den Kopf getödtet wurde und die Aristokratenpartei endlich das Feld behauptete. Ueber 300 von der Volkspartei waren erschlagen worden; ihre Leichen, unter ihnen die des Tiberius Gracchus, wurden auf Befehl des rachgierigen Senats in den Tiber geworfen.

Aber der Tod des wackern Demagogen hatte nicht die Vernichtung der von ihm durchgebrachten Gesetze zur Folge; denn der Grimm des Volkes gegen die Aristokratenpartei war so groß, daß man dabei das Aeußerste hätte fürchten müssen.

Da diese Wuth sich besonders gegen Scipio Nasica richtete, den man nicht nur als Anstifter jenes ersten Bürgerkampfes verfolgte, sondern auch als den Mörder des vergötterten Tiberius Gracchus verabscheute, so fand der Senat für gut, den Gegenstand des allgemeinen Volkshasses zu entfernen. Scipio Nasica wurde zu seiner eigenen Sicherheit mit einer Gesandtschaft nach Asien geschickt, wo er bald darauf, wie man sagt, aus Verdruß über sein Exil, starb.

Indem man nun aber dem Gracchischen Gesetze vor der Hand seinen Verlauf ließ, und die Stelle des Tiberius Gracchus bei den Triumvirn durch Publius Crassus, den Schwiegervater des Cajus Gracchus, besetzte, so beruhigte sich das Volk allmählich, bis Aemilianus Scipio Africanus II. aus Spanien zurückkehrte und den Unruhen einen neuen Anstoß gab. Dieser wackere Kriegsheld, in vielen Beziehungen so durchaus ehrenwerth, war gleichwol ein so eifriger Aristokrat, daß er die Ermordung seines Schwagers Tiberius Gracchus nicht allein gut geheißen hatte, sondern auch seinen Einfluß geltend zu machen suchte, um dessen Gesetz zu vernichten. Doch man merkte seine Absicht, obgleich er dieselbe mit vieler Schlauheit ganz heimlich durchzuführen glaubte, nur zu bald, und eines Morgens fand man den Helden mit allen Anzeichen der Erdrosselung todt in seinem Bette.

Aemilianus Scipio hatte seine Operationen gegen das Gracchische Gesetz damit begonnen, daß er allen seinen Einfluß anwandte, um die Entscheidung über die Frage, was von dem Besitzthum der Aristokraten Gemeindeland und was Privateigenthum sei, den Triumvirn zu entziehen und dem Konsul Cajus Sempronius Tuditanus zu überweisen. Da dieser aber theils aus Abneigung gegen das Gracchische Gesetz, theils aus Scheu vor den damit verbundenen verwickelten Arbeiten zu einem Feldzuge nach Illyrien

abging, so blieb das Gesetz, was Aemilianus ohne Zweifel beabsichtigt hatte, eine Zeit lang ruhen und gab somit den Aristokraten Hoffnung, vergessen zu werden.

Daß Aemilianus Scipio als ein Opfer der Volkspartei, welche er zu hintergehen beabsichtigte, gefallen ist, kann zwar nicht als gewiß verbürgt werden, läßt sich indeß als wahrscheinlich annehmen. Den Nachrichten einiger Geschichtschreiber zufolge soll seine Gattin Sempronia, die Schwester der Gracchen, selbst die Hand zu seiner Ermordung geboten haben, indem man erzählt, sie habe ihren Bruder Cajus nebst den beiden Triumvirn Cajus Papirius Carbo und Marcus Fulvius Flaccus, welche an Appius Claudius und Publius Crassus Stelle ernannt waren, Nachts in das Zimmer ihres Gatten gelassen, wo der Mord an dem schlafenden Helden verübt worden sei. Solch ein unrühmliches Ende nahm der Besieger Karthago's und Numantia's, gewissermaßen als ein Opfer der Vergeltung für die an Tiberius Gracchus vollzogene blutige That der Aristokratenpartei.

Das Ereigniß rief die kaum eingeschlummerten Parteileidenschaften wieder wach, und ein Mann trat auf, welcher mit dem Entschlusse, dem Volke zu seinem Rechte zu verhelfen, zugleich die sich auferlegte Pflicht verband, seinerseits den Tod des Bruders an den Aristokraten zu rächen. Es war der schon mehrfach genannte Cajus Sempronius Gracchus, ein kühner Geist, seinem Bruder Tiberius an demokratischer Gesinnung gleich, aber ihm überlegen an persönlichen Vorzügen sowie demagogischen Talenten.

Man giebt dem Cajus Gracchus das Zeugniß, der beste Redner gewesen zu sein, welcher jemals die römische Tribüne bestiegen habe. Seine schöne Gestalt, sein edler Anstand, sein würdevolles Erscheinen nahmen unwiderstehlich für ihn ein; seine starke und wohltönende Stimme, die Art seines Ausdrucks und das Treffende seiner Gedanken rissen so sehr hin, daß, wenn er von traurigen Ereignissen, besonders von dem Tode seines Bruders sprach, kein Auge der Zuhörer trocken blieb.

Gleich seinem verewigten Bruder war Cajus Gracchus, Dank der sorgfältigen Erziehung, die er genossen, allem niedrigen Treiben abhold, ein tapferer Held im Lager, ein feingebildeter Geist im geselligen Verkehr, von wahrhaft staatsmännischer Begabung, wie die zahlreichen von ihm vorbereiteten Reformgesetze bekunden. So betrat er klaren Sinnes und sicheren Blickes den Weg der Revolution und strebte nach dem Ziele seines Rachegefühls, das ihn freilich selbst gegen die tiefgedachten Mahnungen der hochherzigen, in ihrer wahrhaft patriotischen Gesinnung unübertroffenen Mutter unempfindlich machte. „Auch mir", schrieb Cornelia ihrem Sohne, „scheint nichts schöner, als dem Feinde zu vergelten, wofern es geschehen kann, ohne daß das Vaterland darunter leidet. Ist letzteres aber nicht möglich, da mögen unsere Feinde bestehen und bleiben, was sie sind, tausendmal, als daß das Vaterland verderbe." So edel dachte die Mutter, deren Sohn in seinen leidenschaftlichen Rachehandlungen nur die Annahme entschuldigt, daß er bei seinen Plänen doch an eine mögliche Verbesserung des Gemeindewesens geglaubt habe.

Die Liebe des Volkes zu seinem Bruder Tiberius ging sogleich auf Cajus über, als man sah, daß er in dessen Fußstapfen zu treten entschlossen sei. Seine Bewerbung um das Tribunat hatte trotz der Intriguen der Aristokraten den glänzendsten Erfolg, und nun trat Cajus Gracchus (123 v. Chr.) mit seinen Plänen entschieden hervor. Die Mäßigung, welche sein Bruder in seinen Forderungen bewiesen, hielt er in dieser Zeit des gegenseitigen Hasses für unweise; denn jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, die Ungleichheit unter den Bürgern einer Republik zu vernichten. Deshalb rief Cajus Gracchus nicht allein das Gesetz seines Bruders wieder ins Leben, sondern er brachte auch zwei neue, dem Adel eben so lästige Gesetze durch: das Korngesetz, nach welchem der Staat gefüllte Kornmagazine zu errichten und an die ärmeren Bürger Getreide zu liefern hatte, je nach Umständen unentgeltlich oder zu sehr niedrigen Preisen; und das Kompetenzgesetz, nach welchem das Richteramt über Staatsverbrechen vom Senate auf die Ritter überging, weil die Senatoren gegen den Adel stets unverantwortlich nachsichtig gewesen waren.

Mit jedem öffentlichen Schritte, den Cajus Gracchus that, stieg er in der Gunst des Volkes, das ihn auch für das folgende Jahr (122 v. Chr.) zum Tribun erwählte und sich von ihm wie von einem unumschränkten Gebieter leiten ließ. Diese Popularität eines ihm feindlich gegenüberstehenden Mannes zu erschüttern, bequemte sich der Senat zur Anwendung eines sonderbaren Mittels, welches in dem Plane gipfelte, den lästigen Gegner gewissermaßen mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen und ihn sowol hinsichtlich der Getreidespenden als der Landanweisungen an das Volk durch noch weitergehende Bewilligungen zu überbieten.



Tod des Cajus Sempronius Gracchus. Zeichnung von Hermann Vogel.

Der Tribun Livius Drusus wurde zu solchem Zwecke gewonnen, durch Steigerung der liberalen Anträge des Cajus Gracchus diesem den Rang in der Volksgunst abzulaufen. So oft Cajus Gracchus einen auf das Wohl des Volkes abzielenden Gesetzvorschlag that, mußte Livius Drusus mit einem ähnlichen, aber noch umfassenderen hervortreten. Z. B. wenn Cajus Gracchus die Anlegung zweier neuen Kolonien beantragte, so forderte Livius Drusus deren zwölf. Indem nun der Senat die gracchischen Anträge verwarf, die des Drusus aber sofort bestätigte, wollte er die Meinung verbreiten, daß sein Widerstand gegen die gracchischen Rogationen nicht aus einer Abneigung gegen das Wohl des Volkes, sondern nur aus einem Widerwillen gegen die Person des Gracchus entsprang. Das Spiel glückte dem blinden Volke gegenüber nur zu gut; denn es fing endlich an, gegen Cajus Gracchus und seine Gesetzvorschläge lau zu werden, während es die des Drusus mit steigendem Jubel begrüßte.

Die Popularität des Cajus Gracchus fing an zu erbleichen, um so mehr, als sich auch noch das Schicksal in das Spiel mischte, den demagogischen Tribun von Rom zu entfernen, da ihm durch das Los der Auftrag zufiel, auf dem Boden des zerstörten Karthago eine römische Kolonie anzulegen.

Man erzählt, der Beschluß, eine Kolonie auf karthagischem Boden zu gründen, sei einzig und allein in der Absicht zu Wege gebracht worden, um den Cajus Gracchus bei solcher Gelegenheit von Rom zu entfernen. In diesem Falle müßte man aber auch annehmen, daß bei dem Losen, wodurch Cajus Gracchus für jene Unternehmungen bestimmt wurde, Unterschleife stattgefunden hätten, was freilich nicht ganz unwahrscheinlich ist. Denn daß es bei der fraglichen Unternehmung hauptsächlich auf die Entfernung des Gracchus abgesehen war, geht wol mit ziemlicher Gewißheit daraus hervor, daß nach seiner Rückkehr der Plan förmlich aufgegeben wurde; und zwar geschah dies unter dem Vorwande, daß bei der Zerstörung Karthago's auf den Wiederaufbau der Stadt Verwünschungen gelegt worden seien, was man ja aber doch schon früher gewußt hatte.

Die Feinde des Cajus Gracchus wußten seine Abwesenheit trefflich zu benutzen; und als einer der eifrigsten derselben, Lucius Opimius, zum Konsul erwählt wurde, machte dieser seinen Einfluß gegen den Cajus Gracchus so erfolgreich geltend, daß Letzterer sich bei seiner Rückkehr nach Rom selbst von seinen Freunden mit Kälte empfangen sah und seine nochmalige Wahl zum Tribun nicht durchzusetzen vermochte. Der Senat hatte sein auf die Undankbarkeit des Volkes gebautes Spiel gewonnen; und da Cajus Gracchus jetzt eine bloße Privatperson war, so konnte man der Rache freien Lauf lassen. Eine gegen ihn gerichtete Beschuldigung, den Frieden der Volksversammlung gestört zu haben, brachte den Parteihaß zum Ausbruch.

Beim Schlusse einer Volksversammlung auf dem Kapitol trieb einer der Liktoren, welche den Konsul Opimius begleiteten, die Anhänger des Gracchus, die den Weg versperrten, mit den Worten zurück: „Machet Platz, ihr Aufrührer!“ worauf er, von dem Dolche eines Dieners des gracchischen Hauses getroffen, todt zur Erde fiel. Die Bewegung wurde allgemein; man beschuldigte den Cajus Gracchus, der Anstifter des Mordes zu sein, und der Waffenkampf würde sogleich begonnen haben, wenn nicht ein heftiger Regen die Streitfertigen auseinander getrieben hätte. Am folgenden Tage aber konnte der blutige Kampf desto gründlicher unternommen werden, weil man Zeit gehabt hatte, sich dafür vorzubereiten.

Die Aristokratenpartei, welche dem Konsul Opimius diktatorische Gewalt beilegte, sammelte sich auf dem Kapitolinischen, die kleinere gracchische auf dem Aventinischen Hügel, und endlich entspann sich zwischen beiden ein förmliches Gefecht, welches mit der Niederlage der letzteren endete und so blutig war, daß die Zahl der Gebliebenen auf 3000 angegeben wird. Cajus Gracchus selbst hatte an dem Kampfe keinen Antheil genommen aus Abscheu, seine Hände mit Bürgerblut zu beflecken. Von einigen seiner Freunde, welche die ihn Verfolgenden mit eigener Lebensgefahr zurückhielten, geschützt, floh er mitten durch die Stadt über eine Brücke in den heiligen Hain, welcher den Furien geweiht war. Dort angekommen, übergab er dem ihn begleitenden treuen Sklaven Philokrates seinen Dolch mit dem Befehl, ihm denselben in die Brust zu stoßen. Der Sklave gehorchte, wollte aber seinen geliebten Herrn nicht überleben, und stieß die Klinge, welche noch von dem Blute des Gracchus rauchte, in sein eigenes Herz.

Da Lucius Opimius den Kopf des Cajus Gracchus mit Gold aufzuwiegen erklärt hatte, so hieben die in den Hain dringenden Verfolger der Leiche des gefallenen Demagogen das Haupt ab, um es dem Konsul zu überbringen, der denn auch wirklich dafür das Gewicht desselben an Golde zahlte. Der Leichnam des Cajus Gracchus wurde Anfangs mit den übrigen Erschlagenen seiner Partei in den Tiber geworfen, später aber seiner Mutter Cornelia ausgeliefert, die ihm ein feierliches Leichenbegängniß veranstaltete.

Gegen die überlebenden Anhänger der besiegten Partei wüthete Opimius mit einer an Unmenschlichkeit grenzenden Härte und mit offenbarer Verletzung der Gesetze. Ohne Anklage, ohne Vertheidigung ließ er sie in die Gefängnisse werfen und hinrichten; ihre Güter zog er ein, und ihren Wittwen und Waisen verbot er bei harter Strafe, Trauerkleider um die Geopferten anzulegen. Und als der Unmensch auf diese Weise die Ruhe des Grabes über seine Vaterstadt ausgebreitet hatte, ging er in seiner Anmaßung so weit, der Göttin der Eintracht einen Tempel zu erbauen!

So endeten die Gracchen als Märtyrer für die Sache des Volkes, welches sie verrathen und verlassen hatte. Aber die Strafe folgte dem Vergehen auf dem Fuße, denn die nächste Folge des Unterganges der Gracchen war die völlige Vernichtung der wichtigsten gracchischen Gesetze, die daraus hervorgehende Unterdrückung des Volkes von Seiten der Aristokraten, und so in immer weiterer Folge das Hinschwinden der Republik.

Die sagenhafte Geschichte des Coriolan abgerechnet, waren die gracchischen Kämpfe seit dem Bestehen der Republik das erste Ereigniß gewesen, welches uns Römer gegen Römer in Waffen zeigt. Von dieser Zeit an aber wechseln äußere Kriege mit inneren beständig ab, und während die ersteren den Umfang des Römischen Reiches noch erweitern, erschöpfen die letzteren seine innere Kraft dergestalt, daß uns die endliche Verwandlung der Republik in eine Despotie nur als eine ganz natürliche Folge erscheint.

Feldzüge gegen die Völker des Nordens. Unter den wichtigeren äußeren Ereignissen haben wir aus dieser Zeit zuerst einiger Eroberungen zu gedenken, welche die Römer in dem südlichen Theile des jenseitigen Gallien machten, als die gracchischen Kämpfe in den Mauern der Hauptstadt tobten. Die Ursache zu den mehrjährigen Kriegen, welche in jenem Lande geführt wurden, lag in der rücksichtslosen Eroberungssucht der Römer und dem Widerstreben der dortigen gallischen Völkerschaften gegen das römische Joch. Die Kämpfe wurden mit abwechselndem Glücke geführt, von Seiten der Römer häufig mit den Waffen der Verrätherei, und sie endeten mit der Unterwerfung aller Völker, welche von den Alpen bis zu den Pyrenäen wohnten, der Salier, Allobroger, Arverner und anderer, ohne daß diese jedoch die Hoffnung aufgaben, sich bei günstiger Gelegenheit der ihnen aufgedrungenen Herrschaft wieder zu entschlagen.

Um zu zeigen, wie sehr man in Rom das, was man römische Tugend nennt, schon jetzt aus den Augen setzte, und wie wenig die blinde Eroberungssucht der Römer nach den Gesetzen der Ehre fragte, wollen wir folgendes Beispiel römischer Treulosigkeit mittheilen. In dem Kriege gegen die Arverner, eine jener gallischen Völkerschaften, erlitten Letztere einst eine große Niederlage. Der römische Prokonsul Domitius war aber mit seinem Siege allein noch nicht zufrieden; er wollte auch den König der Arverner, Namens Bituitik, in seine Gewalt bekommen. Deshalb ließ er ihn nach der Schlacht zu einer Unterredung einladen, und der treuherzige Gallier folgte der Aufforderung, ohne irgend eine größere Begleitung für nöthig zu erachten. Sein biederer Sinn konnte an keinen Verrath denken. Wie aber erstaunte er, als er sich, da er den zur Zusammenkunft bestimmten Ort kaum betreten hatte, von einer zahlreichen römischen Wache umgeben sah, und als zugleich der Prokonsul ihm erklärte, daß er ihn mit nach Rom nehmen müsse, wo der König Rechenschaft über seine Feindseligkeit gegen die Römer abzulegen habe. Diese Gefangennehmung ihres Königs ließ zwar den fast schon beendigten Krieg noch einmal auflodern; das Keltenheer wurde aber an der Rhone (unweit Avignon) gänzlich geschlagen, infolge dessen die ganze Bevölkerung zwischen Alpen und der Rhone von den Römern abhängig und das Land zwischen den Seealpen und Pyrenäen nun zu einer römischen Provinz gemacht.

Vorgänge in Numidien. Entschiedener als die Unterwerfung der Völker im transalpinischen Gallien war die Eroberung des Numidischen Reiches, wo Jugurtha, ein unehelicher Sohn des Manastabal, ein Mann von Schlauheit und Ehrgeiz, sich nach

Ermordung seiner Verwandten auf den Thron geschwungen hatte und in allen seinen politischen Handlungen mit einer Rücksichtslosigkeit verfuhr, die endlich selbst des mächtigen Wortes der einschreitenden Römer spottete.

Von den Söhnen des Masinissa, unter welche die Regierung Numidiens vertheilt war, hatte Micipsa seine beiden Brüder Gulussa und Manastabal überlebt und seit deren Tode das Reich allein regiert, da der Sohn des Erstern, Namens Massiva, und die beiden Söhne des Letztern, Jugurtha und Gauda, sämmtlich mit Beischläferinnen erzeugt und also dem Herkommen nach von der Thronfolge ausgeschlossen waren. Unter diesen Kindern zeichnete sich Jugurtha schon als Knabe durch große Verschlagenheit und einen ehrgeizigen Sinn aus, so daß der König Micipsa von ihm eine Beeinträchtigung seiner beiden zu seinen Nachfolgern bestimmten Söhne Hiempsal und Adherbal befürchtete. Auf der andern Seite wußte sich aber Jugurtha bei dem alten Könige, seinem Oheim, auch wieder durch allerlei Künste so einzuschmeicheln, daß es theils jene Furcht, theils Zuneigung sein mochte, was den Micipsa bestimmte, seinen Neffen Jugurtha an Kindesstatt anzunehmen und ihm dadurch gleiche Rechte auf die Thronfolge mit Hiempsal und Adherbal einzuräumen. Doch kaum hatte der alte Micipsa die Augen geschlossen, als Jugurtha mit seinen beiden Vettern über die Thronfolge in einen Streit gerieth, dem Hiempsal als erstes Opfer fiel. Jugurtha hatte ihn in seinem Palaste ermorden lassen und strebte nun unter dem Beistande eines großen Theiles der Bevölkerung, die er durch sein heuchlerisch liebenswürdiges Wesen zu bestechen wußte, dahin, den Adherbal zu vertreiben und sich des ganzen Reiches zu bemächtigen. Adherbal suchte Schutz bei seinen politischen Vormündern, den Römern; aber Jugurtha war ihm bereits durch Bestechungsmittel aller Art zuvorgekommen, denn redliche Senatoren fingen bereits an, in Rom eine Seltenheit zu werden, und einen Fabricius hätte man jetzt dort vergebens gesucht. So handelte denn der Senat bei dem Prozesse der beiden numidischen Fürsten wie bestochene Richter zu handeln pflegen, und Alles, was Adherbal erreichte, war, daß der Senat eine römische Gesandtschaft unter dem uns schon bekannten Lucius Opimius nach Numidien abschickte, um das Reich zwischen Adherbal und Jugurtha zu theilen. Hatte sich Opimius bei den gracchischen Kämpfen als ein Wütherich gezeigt, so zeigte er sich hier als ein feiler Schurke. Er ließ sich von Jugurtha durch große Summen Geldes gewinnen, um diesem bei der Theilung die blühendsten Länder und die festesten Städte zuzusprechen. Der schwache Adherbal wäre auch damit noch zufrieden gewesen, wenn Jugurtha sich mit seinen Vortheilen begnügt hätte; allein dieser hatte es auf den Alleinbesitz des ganzen Reiches abgesehen, und so überzog er denn endlich den Adherbal mit einem Kriege, der sich sehr bald auf die Belagerung der Stadt Cirta (jetzt Constantine) beschränkte, in welcher Adherbal als in seiner letzten Zufluchtsstätte eingeschlossen war. Vergebens rief er von hier aus die Römer um Schutz gegen seinen räuberischen Vetter an; denn dieser wußte die beiden zu verschiedenen Malen abgeschickten Gesandtschaften durch seine gewöhnlichen Mittel, eine schlaue Ueberredungskunst und unmäßige Summen, zu bestechen. So blieb denn dem gänzlich verlassenen Adherbal nichts übrig, als sich und die bereits ausgehungerte Stadt dem Feinde zu übergeben. Es geschah unter der zugestandenen Bedingung, daß Jugurtha das Leben Adherbal's und der Bewohner Cirta's schonen solle. Aber kaum hatten sich die Thore der Stadt dem Sieger geöffnet, als dieser alle waffentragende Mannschaft überfallen und tödten, seinen Vetter Adherbal aber unter ausgesuchten Martern hinrichten ließ.

Diese Schandthat erfüllte selbst die Römer mit Abscheu; und als nun der wackere Tribun Cajus Memmius im Ausbruche des gerechten Unwillens seine Stimme erhob, um zu zeigen, wie schmachvoll es für die Republik sei, nachdem sie sich die Schutzherrschaft über Numidien beigelegt, ein räuberisches Ungeheuer in dessen Herzen wüthen zu lassen, da ließ sich der Senat theils aus Furcht vor dem Volke, theils aus eigener Scham bestimmen, den Krieg gegen Jugurtha zu erklären.

Der Jugurthinische Krieg (111—106 v. Chr.) erscheint uns, obgleich arm an geschichtlichen Ereignissen, doch um deswillen beachtenswerth, weil er ein neues Zeugniß giebt von dem moralischen Verderben, dem die Bürger der Republik bereits zur Beute geworden waren. Denn die beiden ersten Jahre hindurch hielt sich Jugurtha gegen die römischen Waffen einzig und allein durch Intriguen und — Bestechungen, denen die gegen ihn gesandten Konsuln unterlagen.

Der Konsul Calpurnius Bestia und ein höherer Kriegsbeamter, Namens Scaurus, begannen den Krieg mit Erfolg, und Bocchus, König von Mauretanien, bot den Römern seine Hülfe gegen Jugurtha an, obwol er eine Tochter desselben zur Frau genommen hatte.



Jugurtha verläßt das „feile Rom“. Zeichnung von H. Leutemann.

Allein er bot nur seine Hülfe, aber kein Geld, und an diesem lag den römischen Anführern mehr als an der Besiegung des Jugurtha. Diesem wurde angedeutet, daß er gegen gute Bezahlung Frieden erhalten könne. Er verstand den Wink, zahlte, erlangte zuerst einen Waffenstillstand, dann für noch mehr Geld einen Frieden und, als er sich auf Gnade und Ungnade ergab — sein Königreich Numidien unter sehr milden Bedingungen zurück. Der bessere Theil des römischen Volkes war empört über die Schändlichkeit eines solchen Ausganges, und das Eifern des Memmius gegen die Bestechlichkeit der römischen Heerführer brachte es endlich dahin, daß Jugurtha unter dem Versprechen eines sicheren Geleits nach Rom gefordert wurde, um die näheren Umstände anzugeben, welche sein glückliches Hintertreiben des gegen ihn beschlossenen Strafgerichts begünstigt hatten. Jugurtha konnte nicht umhin zu erscheinen; aber während er durch sein demüthiges Auftreten der Republik eine scheinbare Huldigung darbrachte, setzte er inmitten des römischen Volkes seine Bestechungskünste fort, und namentlich wußte er durch Gewinnung des Tribuns Cajus

Bäbius Salca das ganze gegen ihn gerichtete Verfahren zu hintertreiben. Denn als Memmius ihn vor dem versammelten Volke aufforderte, Rede zu stehen, erhob sich Bäbius und rief, auf sein Vetorecht gestützt: „Obgleich man dich zum Reden zwingt, Jugurtha, so lege ich dir doch völliges Stillschweigen auf.“ Damit hatte die Verhandlung ein Ende, und Jugurtha, um seinem Hohne gegen die Republik die Krone aufzusetzen, bezeichnete seine unfreiwillige Anwesenheit in Rom sogleich durch eine neue Schandthat, indem er seinen Vetter Massiva, welcher sich vor seinen Nachstellungen dorthin zurückgezogen hatte, durch einen Vertrauten umbringen ließ. Obgleich sich Jugurtha durch diesen Mord des ihm zugesicherten Geleits unwürdig gemacht hatte, so fand man sich doch nicht veranlaßt es zu brechen; und vielleicht war diese in Rom schon so ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit die Frucht neuer Bestechungen von Seiten des Numidiers; denn wie dieser selbst über die feile Stadt urtheilte, das ersieht man aus den Worten, mit welchen er ihr den Rücken kehrte: „O du geldgierige Stadt“, rief er aus, „du würdest dich selbst verkaufen, wenn du Jemand fändest, der reich genug wäre, dich zu bezahlen!“

In dem weiteren Verlauf des Krieges war es dem Jugurtha einst durch Bestechung gelungen, das feindliche Heer einzuschließen. Die Freude des Numidiers über dies Ereigniß war so groß, daß er alle Rücksicht gegen Rom aus den Augen setzte und die Eingeschlossenen nur unter der Bedingung frei ließ, daß sie durchs Joch gingen und Numidien innerhalb zehn Tagen räumten. Die Schmach des Joches, den Römern von einem Feinde zugefügt, den sie als ihren Unterthan zu betrachten gewohnt waren, regte jedoch ihren ganzen Stolz auf und brachte den Entschluß zu Wege, den Krieg gegen Jugurtha zu einem Vernichtungskriege zu machen.

Der Tribun Cajus Mamilius Limetanus beantragte eine genaue richterliche Untersuchung gegen alle Diejenigen, welche das Vaterland an die Feinde verkauft hatten, und infolge dieser Untersuchung wurden vier Konsularen, unter ihnen auch Opimius, zur Strafe der Verbannung verurtheilt.

In der Person des Quintus Cäcilius Metellus Macedonicus sandten nun die Römer dem Jugurtha einen Mann entgegen, der sich den Künsten der Bestechung unzugänglich erwies. Daher galt es jetzt einen Kampf der Waffen, und in einem solchen waren Jugurtha's Scharen den Römern nicht gewachsen. Er wurde trotz seiner vorzüglichen Kriegsleitung doch wegen der geringen Widerstandskraft des numidischen Fußvolkes gegen den Ansturm der römischen Legionen wiederholt (z. B. am Flusse Muthul) geschlagen und mußte seinem Sieger endlich einen Vergleich anbieten, infolge dessen er 200,000 Pfund Silber zu zahlen, alle seine Elefanten und eine große Anzahl Pferde und Waffen auszuliefern hatte. Nachdem dies geschehen war, verlangte Metellus das persönliche Erscheinen des Jugurtha im römischen Lager, um ihm den Beschluß über sein ferneres Schicksal zu verkünden. Diese Forderung aber erschien dem Numidier so bedenklich, daß er sich trotz seiner theilweisen Entwaffnung zur Fortsetzung des Krieges entschloß, der indeß nur noch entschiedener gegen ihn ausfiel. Es blieb dem Jugurtha endlich nichts übrig, als die Getuler, eine südlich von Numidien lebende nomadische Völkerschaft, zu seinem Beistande aufzurufen und sich zugleich mit seinem Schwiegervater Bocchus, dem Könige von Mauretanien zu verbinden. Numidien befand sich zwar jetzt fast ganz in der Gewalt der Römer; allein das eigentliche Ziel des Krieges, die Ergreifung oder Vernichtung Jugurtha's schien in die weite Ferne gerückt. Letzterer verstärkt und neu gerüstet, wollte nunmehr dem Metellus entgegenziehen, als dieser (107 v. Chr.) von seinem bisherigen Posten abgerufen und durch einen Mann ersetzt wurde, welcher in der weiteren Geschichte Roms eine überaus wichtige Rolle spielen sollte.

Cajus Marius war von so niederer Herkunft, daß weder seine Familie, noch selbst sein Geburtsort genau bekannt ist. Er soll der Sohn eines Landmanns aus dem Volscischen gewesen sein. Schon in früher Jugend nahm er Kriegsdienste, in welchen er sich

bald durch seine riesige Leibesgröße, sein wildes Aussehen und seine Tapferkeit bemerkbar machte. Aemilianus Scipio entdeckte schon vor Numantia das große Talent, welches unter dem rohen Wesen des jungen Marius verborgen lag; denn als man gegen den Feldherrn einst äußerte, daß ihn nach seinem Tode Niemand würde ersetzen können, schlug er den Marius auf die Schulter und sprach: „Doch — dieser!“



Einmarsch der Cimbern in das römische Gebiet. Nach Bendemann.

Nachdem der tapfere Soldat alle Rangstufen des Heeres durchlaufen hatte, ohne eine Befriedigung seines Ehrgeizes gefunden zu haben, fing er an, sich um Staatsämter zu bewerben. Er wurde Tribun, sodann Prätor, und endlich als Legat von Metellus mit nach Numidien genommen. Hier stieg der Entschluß in ihm auf, sich um das Konsulat zu bewerben, um den Jugurthinischen Krieg auf seine eigene Rechnung beendigen, einen Triumph erhalten und so die erste Stufe der Feldherrngröße betreten zu können. Denn die Erfordernisse dazu fehlten ihm nicht. Tapferkeit, Liebe zur Kriegszucht, Gewalt über die Herzen der Soldaten, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in Zeiten des Mangels, Unerschrockenheit und Geistesgegenwart in Gefahren, Ruhe in der Schlacht, Unerschöpflichkeit im Auffinden passender Mittel zu seinen Zwecken, das waren die Eigenschaften, welche den Marius zu der großen Rolle geschickt machten, die er spielen wollte.

Um sein erstes Ziel, das Konsulat, zu erreichen, dazu mußte ihm selbst die Verleumdung die Mittel bieten. Er schwärzte den Metellus beim Heere und beim Volke an,

indem er ihn als einen Ehrsüchtigen darstellte, der den Krieg nur in der Absicht verzögerte, sich noch länger im Besitze der Gewalt zu erhalten, und indem er zugleich auf das Alter des Feldherrn aufmerksam machte, welches ein energisches Auftreten desselben verhindere. Dabei versäumte er nicht, von sich selbst zu versichern, daß er es mit der Hälfte der Truppen in einem Feldzuge dahin bringen würde, den Jugurtha todt oder lebendig nach Rom zu liefern. Nachdem er die öffentliche Meinung auf diese Weise bearbeitet hatte, begab er sich selbst nach Rom, um seine Wahl zum Konsul zu betreiben; und er setzte sie um so eher durch, als das Volk längst einen entschiedenen Demokraten an der Spitze der Gewalt zu sehen gewünscht hatte. Mit Hülfe des Volkes brachte es denn Marius auch dahin, daß Metellus aus Afrika abberufen und ihm selbst die Kriegführung gegen Jugurtha aufgetragen wurde.

Mit frischen Truppen war Marius in Afrika angekommen, um den Krieg gegen Jugurtha so schnell wie möglich zur Entscheidung zu bringen. Alle Städte, die noch in der Gewalt des Numidiers waren, mußten sich den Waffen des energischen Römers unterwerfen, und Jugurtha hatte bald keinen andern Zufluchtsort mehr, als das Reich seines Schwiegervaters Bocchus. Aber diesen hatten die schnellen Fortschritte der Römer für seinen eigenen Thron bereits so besorgt gemacht, daß er den Entschluß faßte, sich denselben um jeden Preis und nöthigenfalls durch einen Verrath an seinem Schwiegersohne zu sichern. Er ließ sich mit Marius in Unterhandlungen ein, welche damit endigten, daß Bocchus den Jugurtha an die Römer, und zwar an den Kriegszahlmeister und Unterfeldherrn des Marius, Lucius Cornelius Sulla, der ihm als Quästor neue Truppen zugeführt hatte, auslieferte! Damit hatte denn (106 v. Chr.) der Jugurthinische Krieg ein Ende. Jugurtha starb, nachdem er zu Rom im Triumphe des Marius aufgeführt worden war, im Gefängnisse, und sein Reich wurde mit Ausnahme einiger an Bocchus geschenkten Landstriche zu der römischen Provinz Africa geschlagen.

Der Cimbrische Krieg (113—101 v. Chr.), welcher schon während des Jugurthinischen Feldzuges das Römische Reich heimsuchte, gab dem Marius noch mehr Gelegenheit, seinen Feldherrnruf zu begründen; ja er wurde die Veranlassung zur Erringung jenes allmächtigen und leider so unheilvollen Einflusses, den dieser merkwürdige Mann von jetzt an auf das Schicksal der Republik ausübte.

Mit Ausnahme der ersten gallischen Einfälle waren die bisherigen Kriege der Römer nur Eroberungszüge gewesen. Der sie jetzt bedrohende Kampf setzte das große Reich zum ersten Male in die Nothwendigkeit, einen Vertheidigungskrieg führen zu müssen. Denn unerwartet war den Römern die Nachricht zugegangen, daß sich von Norden her unübersehbare Schwärme einer bisher unbekannten Völkerschaft den Grenzen Italiens näherten, in der unzweifelhaften Absicht, sich dort neue Wohnsitze zu erkämpfen. Man nannte sie Cimbern (eigentlich Chempho, so viel als Kämpen oder auch Räuber) und sie wurden Anfangs für einen keltischen später für einen germanischen Volksstamm gehalten, ohne daß man unzweifelhafte Beweise für diese Meinung hat. Es genüge uns zu wissen, daß sie nordischer Abstammung waren, wofür ihre riesige Leibesgröße, ihr blondes Haar und ihre blauen Augen sprechen. Ihre Lebensweise hatte Aehnlichkeit mit der der gallischen Völkerschaften; sie waren kriegerische Nomaden, die von Zeit zu Zeit mit Weib und Kind aufbrachen, um sich bequemere Wohnsitze zu suchen, und die für die Besitznahme derselben kein anderes Recht, als das ihres Schwertes aufzuweisen für nöthig hielten. Körperstärke, Wildheit und kriegerischer Muth zeichneten sie aus, und schon ihre äußere Erscheinung, durch eine ungewöhnliche Bewaffnung noch furchtbarer gemacht, war geeignet, die Römer mit Schrecken vor ihnen zu erfüllen.

Dieser Schrecken wurde noch vermehrt, als der den feindlichen Horden entgegengeschickte Konsul Cnejus Papirius Carbo (113 v. Chr.) bei Noreja an der illyrischen Grenze eine entschiedene Niederlage erlitt; und schon glaubte man die furchtbaren Gäste

auf italischem Boden zu sehen, als sie den Römern plötzlich aus dem Gesichte verschwanden. Sie hatten, ohne daß man die Ursache dieses ihres Entschlusses kennt, ihren weiteren Zug durch Helvetien (Schweiz) und das transalpinische Gallien nach Spanien gerichtet, überall die Spuren wilder Verheerungen zurücklassend, und überall durch eine Vereinigung mit ähnlichen Völkerschaften sich verstärkend, so daß wir in ihren Reihen besonders folgende Völker vorfinden: Tiguriner, Ambronen und Tungern aus den helvetischen Gegenden, Tectosagen aus dem südlichen Gallien, endlich auch Teutonen, ein wahrscheinlich germanischer Volksstamm, welcher sich unter seinem Häuptling Teutoboch muthmaßlich schon früher nach dem südlichen Gallien gewandt hatte, und dessen zahllose Scharen sich jetzt mit den Cimbern zur Erreichung gleicher Zwecke verbanden.

Noch war bei den Römern die Freude über das Vorübergehen der ihnen drohenden Gefahr nicht verhallt, als (109 v. Chr.) die Cimbern unter ihrem Könige Bojorix nebst den ihnen verbündeten Horden plötzlich wiederum erschienen und nun ernstlich Miene machten, sich im Norden Italiens niederzulassen. Die Römer sandten ihnen Heere über Heere entgegen; aber nur in Trümmern und als Flüchtlinge sahen sie dieselben zurückkehren. Eine Schreckensnachricht jagte die andere, und jede Niederlage schien nur der Vorbote einer größeren zu sein. Von den Cimbern wurde (108 v. Chr.) der Konsul Marcus Junius Silanus geschlagen, von den Tigurinern (107 v. Chr.) der Konsul Lucius Cassius Longinus, von den Cimbern und Tectosagen in demselben Jahre eine Heeresabtheilung unter dem Legaten Marcus Aurelius Scaurus, und endlich (105 v. Chr.) erlitten zwei römische Heere unter dem Konsul Cnejus Mallius Maximus und dem Prokonsul Quintus Servilius Cäpio an den Ufern der Rhone bei Aurasio durch sämmtliche verbündete Barbaren eine so fürchterliche Niederlage, daß über 80,000 Römer an einem Tage vernichtet wurden und von beiden Heeren nur die Feldherren mit zehn Mann entkommen sein sollen, die Nachricht von dieser unerhörten Niederlage nach Rom bringend.

Die Schlacht an der Rhone war ein Seitenstück zu der von Cannä gewesen, und ebenso groß wie nach dieser war auch jetzt der Schrecken der Römer. Man glaubte, die wilden Horden jeden Augenblick vor den Thoren Roms zu erblicken. Doch zum Glück für diese Stadt verstanden die Barbaren wol zu siegen, nicht aber einen Sieg zu benutzen, und ehe sich ihre unbeholfenen Massen über die Alpen wälzen konnten, hatte Rom schon den Mann gefunden, der jetzt allein fähig schien, das römische Reich vor dem Untergange zu bewahren, Marius. Noch in Numidien mit dem Ordnen der dortigen Angelegenheiten beschäftigt, sah sich dieser Kriegsheld (104 v. Chr.) mit Hintansetzung der gesetzlichen Bestimmungen zum zweiten Male zum Konsul erwählt und mit der Führung des Cimbrischen Krieges beauftragt.

Die römischen Gesetze bestimmten, daß kein Abwesender zum Konsul erwählt werden und daß ein und dieselbe Person innerhalb zehn Jahren das Konsulat nicht zweimal bekleiden dürfe. Beide Gesetze wurden bei Marius aus Machtvollkommenheit des römischen Volkes hintangesetzt, ein Beweis, daß man nur durch ihn Rettung aus der großen Gefahr zu finden hoffte. Er eilte nach Rom, und kaum hatte er seinen numidischen Triumph gefeiert, so stand er auch schon an der Spitze eines neuen Heeres, um der cimbrischen Ueberschwemmung einen Damm entgegenzusetzen. Doch die Barbaren hatten sich abermals von einem Einfalle in Italien abhalten lassen und waren statt dessen zum zweiten Male in Spanien eingedrungen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die Cimbern nach der Schlacht an der Rhone nur durch die Aeußerung eines gefangenen Römers von einem sofortigen Einfall in Italien hatten abhalten lassen. Unter ihren früheren Gefangenen befand sich nämlich der geschlagene Legat Marcus Aurelius Scaurus, den sie nach der Schlacht an der Rhone in ihren Kriegsrath zogen, damit er seine Meinung über den von ihnen beabsichtigten Einfall

in Italien abgebe. Der wackere Römer rieth ihnen, jeden Gedanken daran aufzugeben, da sie das Schicksal des Pyrrhos und Hannibal zuverlässig theilen würden. Denn wenn es ihnen auch, so fuhr Scaurus fort, gelungen sei, wegen einer Uneinigkeit zweier schlechten Feldherren einen Sieg zu erringen, so würden sie doch die Römer, welche sie später unter einem kriegskundigen Führer antreffen würden, unüberwindlich finden. Diese zuversichtliche Rede empörte zwar den cimbrischen König Bojorix, welcher in Antwort darauf den stolzen Römer niederstieß, schien aber nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen zu sein, denn die Cimbern standen von dem Einfalle in Italien vor der Hand ab.

Indessen schien Marius die Ueberzeugung von ihrer baldigen Rückkehr zu haben, denn er benutzte die Zeit der Ruhe, um sein Heer durch Uebungen aller Art für den bevorstehenden Kampf vorzubereiten. Und wirklich hatte er sich in seiner Voraussetzung auch nicht getäuscht, denn nach Verlauf von zwei Jahren, während welcher Marius ausnahmsweise im Besitze des Konsulats gelassen worden war, erschien ein Theil der Barbaren bereits wieder im südlichen Gallien. Es waren die mit den Ambronen vereinigten Teutonen, welche nach Ueberschreitung des Rhoneflusses an dessen linkem Ufer den Kampf mit den Römern wieder aufzunehmen sich anschickten.

Marius hatte die Ankunft der Barbaren in einer festen Verschanzung erwartet, welche die beiden gangbaren Heerstraßen nach Italien, sowol über den kleinen Bernhard als längs der Küste, beherrschte. Aber selbst als sie nun erschienen, glaubte er, das verschanzte Lager nicht verlassen zu dürfen, weil er seinen Kriegern erst Gelegenheit geben wollte, sich an das furchtbar klingende Feldgeschrei, an die wilden Geberden und das Waffengeräusch der fremden Feinde zu gewöhnen, zu welchem Zwecke er sie, als die Teutonen das Lager umkreisten, auf die Wälle steigen ließ. Drei Tage lang versuchten die Teutonen, das Lager der im Festungskrieg wohlgeübten Römer unter großen Verlusten vergeblich zu erstürmen; dann gaben sie dieses Beginnen auf und zogen unter Verhöhnung der römischen Krieger an deren fester Stellung vorüber nach Italien hinein. In strenger Ordnung und allnächtlich sich wohlverschanzend folgte Marius dem Feinde. Da kam es, infolge eines Zusammentreffens einzelner Truppentheile von beiden Seiten bei Aquä Sextiä (102 v. Chr.) zu einer allgemeinen Schlacht, die zu den blutigsten zählt, welche jemals geliefert worden sind. Die Ueberzahl und persönliche Tapferkeit der Feinde mußte der römischen Kriegskunst und dem Genie des Marius unterliegen.

Der erste Tag der Schlacht galt fast nur den Ambronen, welche Marius zuerst angriff und nach einer verzweifelten Gegenwehr völlig vernichtete. Was sich vor dem Schwerte der Römer rettete, kam in dem Rhoneflusse um, und nur eine geringe Zahl der Feinde erreichte das jenseitige Ufer, wo sie sich in eine Art Verschanzung flüchteten, die sie aus ihren Wagen gemacht, und in welcher ihre Weiber Schutz gesucht hatten. Doch als diese nun ihre Männer fliehen und von den Römern verfolgt sahen, da wurden sie von dem ihnen angeborenen Heldenmuthe beseelt, und beschlossen, die Wagenburg mit ihrem letzten Blutstropfen zu vertheidigen, zugleich aber auch die feigen Flüchtlinge die Schwere ihres weiblichen Armes fühlen zu lassen. Nachdem sie sich mit Aexten bewaffnet hatten, überfielen sie Verfolgte und Verfolger ohne Unterschied, bis sie, den römischen Waffen unterliegend, theils von den Feinden getödtet wurden, theils sich selbst nebst ihren Kindern ums Leben brachten. Zwei Tage dauerte das Morden in den dichten Reihen der Barbaren. Nachdem die Ambronen geschlagen und vernichtet waren, überfiel Marius die Teutonen mit gleichem Glück. Ihr ganzes Lager fiel den Römern in die Hände und wurde geplündert, 90,000 Mann geriethen in die Gefangenschaft der Römer, alle Uebrigen fielen unter den Streichen der römischen Schwerter. Wie groß die Zahl der Erschlagenen gewesen sein mag, das geht aus den Angaben hervor, nach welcher die Bewohner der Gegend mit den Gebeinen derselben ihre Weinberge umzäunten, und das mit den Leichen gedüngte Feld im folgenden Jahre eine doppelt so reiche Ernte getragen haben soll als früher.

Teutoboch, das Oberhaupt der Teutonen, soll nach einigen Geschichtschreibern in dieser Schlacht gefallen, nach anderen gefangen worden sein und den Triumph des Marius mit verherrlicht haben.

Die Teutonen waren vernichtet. Während diese den also mißglückten Versuch gemacht hatten, vom südlichen Gallien aus in Italien einzudringen, war es den Scharen der Cimbern auf einem anderen Wege gelungen, den italischen Boden zu erreichen. Durch Helvetien nach Italien dringend, waren sie erst jenseit der Alpen auf einen, aber freilich nur schwachen Widerstand gestoßen.



Teutoboch's Gefangennahme bei Aquä Sextiä. Nach H. Leutemann.

Der Prokonsul Quintus Lutatius Catulus stand hier mit einem so unbedeutenden Heere, daß er sich bei der Annäherung der Cimbern, ohne eine Schlacht zu wagen, bis an die Athesis zurückziehen mußte, wo er sich nothdürftig verschanzte. Ohne Zweifel würde er hier vernichtet worden sein, wenn ihm Marius nicht als Retter erschienen wäre. Dieser aber war sogleich nach dem Siege bei Aquä Sextiä nach Oberitalien aufgebrochen, um seinem bedrängten Kollegen zu Hülfe zu kommen. In den Ebenen von Verona in der Nähe von Vercellä, wo die Sesia in den Po mündet, entbrannte (101 v. Chr.) die zweite Vertilgungsschlacht, die fast noch blutiger war als die erste.

Dort kämpften 50,000 Römer gegen 150,000 Cimbern, und vielleicht würden die römischen Legionen den ungeschlachten Massen der Feinde haben weichen müssen, wenn diese nicht noch die Natur zu ihrem Gegner bekommen hätten. Denn nachdem die Römer den ersten Angriff der Cimbern ausgehalten hatten, wurden diese des südlichen Klimas ungewohnten Männer von der hervortretenden glühenden Sonne theils geblendet, theils ermattet, so daß sie den andringenden Feinden nur schwachen Widerstand leisten konnten.

Dazu kam noch, daß die Cimbern durch einen eigenthümlichen Gebrauch ihren Massen jede Beweglichkeit genommen, indem sie ihre Reihen zum besseren Zusammenhalten derselben durch Stricke aneinander gebunden hatten. Dadurch wurde ihnen auch das letzte Rettungsmittel, die Flucht, erschwert, und die römischen Schwerter konnten in jenen gefesselten Gliedern auf die bequemste Weise die furchtbarsten Verheerungen anrichten.

Nachdem die cimbrischen Krieger auf diese Art geschlagen waren, hatten die Römer noch einen harten Kampf in dem Lager des Feindes, in der Wagenburg, zu bestehen. Von dieser Wagenburg herab empfingen die kriegerischen Weiber ihre fliehenden Männer und die sie verfolgenden Feinde mit einem Hagel von Pfeilen; und als sie sahen, daß dies die römischen Legionen nicht zum Weichen brachte, beschlossen sie, sich selbst das Leben zu nehmen, nachdem sie zuvor ihre Kinder erwürgt hatten, damit diese den Römern nicht in die Hände fielen. Was dem Schwerte dieser Letzteren bisher noch entgangen war, das fiel hier an der Wagenburg theils unter den Streichen der Römer, theils erwürgte sich die Mehrzahl der Cimbern oder erhängte sich an der Wagenburg. Nur wenige hatten Muth und Kraft genug, kämpfend zu fallen, wie dies Bojorix, das Haupt der Cimbern, that. Er starb, von seinen verzweifelnden und durch die Verzweiflung feig gewordenen Kriegern umgeben, einen wirklichen Heldentod.

Es war ein entscheidender Kampf der Civilisation gegen die Barbarei. Die letztere unterlag, und mit den 120,000 Leichen, welche die Cimbern auf den Gefilden Verona's zurückließen, war ihre Macht zerstört. Man hat von dem Volke der Cimbern eben so wenig wie von dem der Teutonen jemals wieder etwas gehört.

Obgleich man darüber einig ist, und selbst auf dem Schlachtfelde einig war, daß der Sieg bei Verona vorzüglich der Tapferkeit des Catulus und seines Heeres und den klugen Rathschlägen des Legaten Sulla zuzuschreiben war, so legte doch das römische Volk die Ehre des Tages nur dem Demokraten Marius bei, weil dieser Mann, der jetzt schon zum fünften Male, und dabei vier Jahre hintereinander, zum Konsul erwählt worden war, bereits die Achse bildete, um welche sich die römischen Ereignisse drehten. Man konnte einen erfochtenen Sieg von dem Namen Marius nicht mehr trennen. Indem dieser Mann jetzt nach Beendigung des Cimbrischen Krieges mit Hülfe von allerlei Intriguen seine sechste Konsulwahl durchsetzte und bei der Ruhe in der äußeren Politik seinen Einfluß im Innern des Staates geltend machte, wurde sein Ehrgeiz für Rom fast eben so verderblich, wie seine Siege heilbringend gewesen waren. Denn nichts Geringeres scheint in der Seele des Marius gegährt zu haben, als der Plan, sich eine unumschränkte Gewalt über die Republik anzueignen. Dahin zielte wenigstens seine vertraute Verbindung mit zwei Männern, die sich über den Pöbel des römischen Volkes eine unbedingte Herrschaft erworben hatten, dem Tribun Lucius Apulejus Saturninus und dem Prätor Servilius Glaucia.

Lucius Apulejus Saturninus war schon früher Tribun gewesen, hatte sich aber nur bei dem Pöbel Anhänger zu verschaffen gewußt. Seine zweite Wahl zum Tribunen, welche er bei seiner Verbindung mit Marius betrieb, war ihm daher so zweifelhaft erschienen, daß er es für nöthig hielt, seinen Mitbewerber, Aulus Nonnius, aus dem Wege zu räumen, und seine von Marius unterstützte Partei war stark genug, um nicht allein den Mörder vor Verfolgungen zu sichern, sondern auch seine Wahl zum Tribunen durchzusetzen.

Nachdem es dem Marius gelungen war, seinen Hauptwidersacher, den greisen Metellus, aus Rom zu vertreiben, suchte er seinen Freund Glaucia zu seinem Mitkonsul zu machen. Es war eine feine Intrigue, durch welche Marius die Verbannung des alten Metellus, seines Vorgängers im Jugurthinischen Kriege, zu bewerkstelligen wußte. Durch Apulejus ließ er das Gracchische Ackergesetz aufs Neue anregen und sogar den Vorschlag thun, der Senat solle die Aufrechterhaltung desselben durch einen Eid bekräftigen. Marius widersetzte sich einem solchen Ansinnen scheinbar und ermuthigte dadurch den ganzen Senat, ein Gleiches zu thun.

Allein am folgenden Tage erklärte Marius, sich eines Besseren besonnen zu haben und leistete den Eid. Der furchtsame Senat wurde dadurch veranlaßt, ihm nachzuahmen, und nur Metellus hatte Muth genug, das, was er Tags zuvor erklärt, auch jetzt zu vertheidigen; er verweigerte den Eid. Dies hatte Marius gewollt; denn jetzt konnte er den Metellus dem Volke als einen Mann darstellen, welcher sich dem öffentlichen Wohle widersetze, und so seine Verbannung zu Wege bringen.



Die cimbrischen Frauen vertheidigen ihre Wagenburg. Nach Ehrhardt.

Apulejus wurde bei den Intriguen, die dazu nothwendig waren, des Marius Helfershelfer, ging aber in seinem blinden Eifer so weit, daß ihn Marius, wollte er nicht seine ganze Popularität aufs Spiel setzen, scheinbar verlassen und bekämpfen mußte. Apulejus hatte nämlich den Mitbewerber des Glaucia, den beliebten früheren Tribun Memmius, auf offenem Markte erschlagen lassen; darüber war es zu einem Bürgerkampfe gekommen, in welchem Marius als Konsul gegen die aufrührerische Partei des Apulejus und Glaucia, welche sich des Kapitols bemächtigt hatte, die Waffen ergreifen mußte.

Nachdem Marius das Kapitol umzingelt hatte, nöthigte er sie zur Uebergabe und ließ sie in das Gebäude der Volksversammlungen einschließen unter dem Vorgeben, sie gerichtlich verurtheilen zu lassen, da er entweder die Absicht hatte, ihnen heimlich den Weg zur Flucht zu öffnen, oder die Hoffnung, ihre Freisprechung auf dem richterlichen Wege bewerkstelligen zu können. Doch die Adelspartei, in diesem Falle von dem besseren Theile des Volkes unterstützt, merkte die Absicht des Marius und vereitelte dieselbe.

Das Volk fiel über Apulejus und Glaucia her und ermordete sie und den größten Theil ihrer Anhänger. Marius fühlte wohl, daß sein Verhalten in dieser Angelegenheit ihm einen großen Theil seiner Beliebtheit geraubt hatte, und als er es endlich selbst nicht einmal verhindern konnte, daß sein Feind Metellus aus dem Exile wieder zurück-

berufen wurde, verbannte sich Marius selbst freiwillig auf einige Jahre aus Rom, um eine günstigere Zeit für seine ehrgeizigen Pläne abzuwarten (99 v. Chr.).

Allein als er nicht lange nachher zurückkehrte, vor Begierde brennend, seinen Namen wieder an die Spitze der Politik treten zu sehen, da mußte er zu seinem Schrecken bemerken, daß sein Ruf noch mehr gesunken war als vor seiner Selbstverbannung; denn während derselben hatte sich ein Mann erhoben, der bei dem Wunsche, den Marius zu stürzen, in ganz Rom vielleicht der Einzige schien, der auch die Kraft dazu besaß.

Lucius Cornelius Sulla, an politischem Talent sowie auch an Ehrgeiz dem Marius völlig gleich, war an Charakter ihm zu gleicher Zeit ähnlich und unähnlich, und nur in seiner äußeren Erscheinung, seiner Geistesbildung und seiner aristokratischen Gesinnung das offenbare Widerspiel des Marius. Es hatte sich zwischen diesen beiden Männern schon früher eine heimliche Feindschaft entsponnen, die endlich in einen offenbaren Bürgerkrieg ausarten sollte. Sulla, aus dem vornehmen Geschlecht der Cornelier, also von Geburt Aristokrat, vereinigte in sich alle Vorzüge und alle Fehler seines Standes. Seine Jugend in Ueppigkeit verlebend, hatte er sein geringes Vermögen bald vergeudet; allein die Erbschaft seiner Geliebten Nikopolis, einer griechischen Hetäre, welche sich durch ihre Reize ein bedeutendes Kapital erworben hatte und den jungen Sulla zu ihrem Erben einsetzte, sodann die Hinterlassenschaft einer Verwandten, stellten seine zerrütteten Vermögensumstände glänzend wieder her, und nun beschloß Sulla, eine politische Rolle zu spielen. Seine schöne Gestalt, seine anziehende Umgangsweise, seine einschmeichelnden Sitten, seine vollendete Geistesbildung und seine genaue Kenntniß griechischer Wissenschaft und Kunst kamen ihm dabei vortrefflich zu statten und machten ihn geschickt, der Leiter der aristokratischen Partei zu werden, ein Ziel, welches ihm Anfangs freilich nur unbestimmt vor der Seele geschwebt hatte. Erst die großen Erfolge des Marius mögen seinen Ehrgeiz zu dem Traume einer unumschränkten Herrschergewalt getrieben haben.

Die Feindschaft zwischen Marius und Sulla, welche so viel Leid und Verderben über Rom bringen sollte, entsprang bei dem Ersteren dem Neide, bei dem Letzteren dem Hasse, den der junge und eifrige Aristokrat gegen den Mann des Pöbels empfinden mußte, und sie schrieb sich schon von der Zeit her, da Marius das Kommando gegen Jugurtha übernahm. Damals nämlich stand Sulla als Quästor bei dem Heere des Marius und fand manche Gelegenheit sich auszuzeichnen, so daß Marius bereits anfing, mit neidischen Blicken auf das Talent seines Untergebenen herabzusehen, als die Unterhandlungen mit Bocchus begannen. Sulla leitete dieselben, und ihr für die Römer so günstiger Ausgang wurde verdientermaßen ihm angerechnet und brachte seinen Namen in den Mund des Volkes; ja es ließen sich selbst Stimmen vernehmen, welche dem Sulla allein die Beendigung des Jugurthinischen Krieges zuschrieben. Dies war für den ehrsüchtigen Marius genug, um auf seinen Nebenbuhler im Ruhm einen tödlichen Haß zu werfen. Da sich nun Sulla auch später im Cimbrischen Kriege, theils unter Marius, theils unter Catulus dienend, durch vielfache Proben von Umsicht, Klugheit und Tapferkeit auszeichnete, so wuchs der Neid des Marius gegen ihn zu immer gefährlicherer Höhe an, und bei dem Hasse, den Sulla gegen den allmächtigen Konsul als einen Mann des Pöbels immer mehr empfand, würde der Bruch zwischen Beiden schon früher hervorgetreten sein, wenn Sulla nicht schlau genug gewesen wäre, eine günstigere Zeit für die Pläne zu erwarten, durch welche er den Sturz des Marius herbeiführen wollte. Bis zu dieser günstigeren Zeit aber versäumte Sulla nichts, um ganz in der Stille für seine Zwecke zu wirken.

Sulla, dessen nächstes Ziel die Erringung des Konsulats war, hatte nun die Abwesenheit des Marius benutzt, um sich auf jede Art die Zuneigung des Volkes zu gewinnen. Unter den Mitteln, welche er anwandte, um sich die Gemüther der Römer zuzuwenden, finden wir auch die Veranstaltung prachtvoller Schauspiele, für deren Herstellung er einen großen Theil seines Vermögens verwandte. Es bestanden diese Schauspiele, welche im

Circus maximus aufgeführt wurden, aus großen Kämpfen mauretanischer Jäger mit Löwen, die Sulla durch die Gefälligkeit des ihm befreundeten Bocchus aus Mauretanien erhalten hatte.

Der Bundesgenossenkrieg (90—89 v. Chr.) gab Sulla eine erwünschte Veranlassung, die Volksgunst noch durch kriegerische Erfolge zu vermehren, denn er fand in demselben, wie wir weiter unten sehen werden, Gelegenheit zu herrlichen Siegen.

Den Anstoß zu diesem Kriege, der zwei Jahre hindurch Italien mit dem Blute seiner Bewohner tränkte, gab der Tribun Marcus Livius Drusus, der Sohn des in den Gracchischen Kämpfen genannten, ein junger Mann von der achtbarsten Gesinnung und der glühendsten Liebe zu seinem Vaterlande, für dessen innere Wohlfahrt er lebte, wirkte und starb. Nachdem er verschiedene Gesetze, unter anderen ein Geschwornengesetz, ein Acker- und Getreidegesetz, in Vorschlag gebracht hatte, welche die Ruhe und das Wohlbefinden namentlich der ärmeren Bürger bezweckten, trat er endlich mit dem Antrage hervor, den gedrückten italischen Bundesgenossen, die bisher stets nur als Unterthanen der Republik betrachtet und behandelt worden waren, das Recht römischer Bürger einzuräumen. Unter den heftigsten Kämpfen brachte er seine Gesetze durch; allein unmittelbar darauf fiel der wackere junge Mann als ein Opfer seiner volksfreundlichen Bestrebungen. Der Streit um die Anträge des Drusus wurde mit einer Erbitterung geführt, der an die Gracchischen Kämpfe gemahnte und hinlänglich bewies, wieviel Gewicht die Republik auf die Herrschermacht über ihre Eroberungen legte, und wie wenig sie geneigt war, die Freiheit, die sie selbst genoß, Denjenigen zuzugestehen, mit deren hauptsächlichster Hülfe sie die Herrschaft über die Welt errungen hatte. Als Drusus vor der Volksversammlung seine Anträge entwickelte, ging einer der Konsuln, Marcius Philippus, sogar so weit, ihm das Wort zu verbieten. Dies gegen die geheiligte Person eines Tribunen bisher noch nicht gewagte Auftreten brachte den Drusus so in Wallung, daß er einem seiner Diener befahl, den Konsul zu ergreifen und ins Gefängniß zu führen. Zur Rache für solche Behandlung bot später der Konsul Alles auf, um die von Drusus durchgeführten Gesetze wieder zum Fall zu bringen. Anfangs stieß er beim Senate noch auf Widerstand, und zog sich sogar ein Mißtrauensvotum zu. Endlich aber wich man seinem unablässigen Andrängen und beschloß insbesondere die Vernichtung des Gesetzes, welches an Stelle der verhaßten Rittergerichte das Geschwornenverfahren einführte, auf Grund angeblicher Formmängel. Aber die durch den Erfolg kühner gewordene Reaktionspartei begnügte sich nicht mit diesem politischen Siege.

Als Drusus eines Abends von einem großen Volksschwarme begleitet, nach Hause zurückkehrte, wurde er im Gedränge an der Thür seiner Wohnung erstochen, ohne daß es gelang, den Mörder oder Anstifter der Unthat zu entdecken. Nur ein Verdacht konnte rege werden, und er fiel auf den Konsul Philippus.

Mit seinem Urheber fiel auch das von ihm erfochtene Gesetz; der Senat vernichtete es bis auf das Andenken daran. In Zukunft sollte Jeder, der das Gesetz des Drusus wieder in Vorschlag bringen würde, als ein Verräther und Feind der Republik betrachtet werden. Und wie viel Hohn für den Freistaat in einer solchen Verordnung auch liegen mußte, sie ging nichtsdestoweniger durch!

Allein die blutigen Folgen des Gesetzes ließen sich nicht mehr abwenden, denn die Bundesgenossen, welche dem Wirken des Drusus mit Begeisterung gefolgt waren, erhoben sich jetzt, um den Tod ihres Wortführers zu rächen, und um sich das Recht, welches man ihnen nicht geben wollte, zu nehmen. Die Samniter, Marser, Maruciner, Vestiner, Picenter und Peligner erhoben sich, um das Recht freier Bürger sich zu erkämpfen. Da man ihnen die Theilnahme an der Römischen Republik nicht hatte einräumen wollen, so erklärten sie sich für einen selbständigen Freistaat, zu dessen Hauptstadt sie Corfinium unter dem Namen Italica machten. Roms Existenz stand auf dem Spiele, denn eine neue

Republik im Herzen von Italien, ja vor den Thoren der Stadt, mußte seine Weltherrschaft vernichten, und so galt es denn, Alles aufzubieten, das furchtbare Ungewitter zu beschwören. Um die noch nicht empörten Völker, wie die Latiner, Etrusker und Umbrier, von dem Aufstande abzuhalten, räumte man ihnen das römische Bürgerrecht ein infolge eines Gesetzes, welches der Konsul Lucius Julius Cäsar eingebracht hatte, und welches nach ihm das Julische Gesetz genannt wird. Was Rom an kriegserfahrenen Feldherren besaß, darunter auch Marius und Sulla, wurde bei den Heeren, welche die beiden Konsuln Lucius Julius Cäsar und Publius Rutilius Lupus ins Feld führten, als Legaten untergebracht und ihnen zugleich das Recht eingeräumt, vorkommenden Falles mit ihren untergebenen Heeresabtheilungen selbständig als Prokonsuln zu operiren, da die vielen aufgestandenen Völker verschiedene Heere nothwendig machten. Denn ganz Mittelitalien stand in Waffen, theils für, theils gegen Rom. Es war ein eigentlicher Völkerkrieg, in welchem die Schlachten nicht mehr aufgezählt, die Heereszüge nicht mehr verfolgt werden können, wenn es nicht gerade die Absicht ist, eine Spezialgeschichte dieses sonst so merkwürdigen Kampfes zu liefern. Die Weltgeschichte muß davon absehen, und so müssen wir uns denn begnügen, nur die Ergebnisse des von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführten Krieges mitzutheilen. Im ersten Jahre desselben waren die Römer meist unglücklich. Die Italiker, so hießen die vereinigten Bundesgenossen von ihrer neuen Hauptstadt Italica, wurden von tüchtigen Feldherren angeführt und waren begeistert für diesen Kampf der Freiheit und Unabhängigkeit; die Römer mußten ihre Kräfte viel zu sehr zersplittern, um entscheidend auftreten zu können. Allein im nächsten Jahre, da Cnejus Pompejus Strabo und Lucius Porcius Cato als Konsuln den Krieg führten, änderte sich die Scene, und zwar vorzüglich durch die Anwendung des Julischen Gesetzes auf die geschlagenen Italiker. Jedem der einzelnen Völker, welche eine Niederlage erlitten hatten, bot man das römische Bürgerrecht an; dadurch wurden die übrigen bethört, und ihr Eifer für den Krieg nahm ab, weil man den eigentlichen Zweck desselben auf friedlichem Wege erreichen konnte. Dazu kam noch eine Reihe glänzender Siege, welche Sulla über die Italiker errang, so daß mit Ablauf des Jahres nur noch Samniter und Lucaner in den Waffen standen, und der Bundesgenossenkrieg somit als beendet betrachtet werden konnte. Die Frucht desselben, nachdem er 300,000 Menschen hingerafft hatte, war die Einverleibung der Bundesgenossen in die Republik Rom, so daß diese jetzt das ganze eigentliche Italien umfaßte.


Cornelius Sulla.

Für Sulla, dessen kriegerischen Verdiensten man die Beendigung des Bundesgenossenkrieges hauptsächlich zuschrieb, hatte derselbe die Erreichung seines sehnlichsten Zieles zur Folge; er wurde für das Jahr 88 v. Chr. zum Konsul erwählt. Allein diese Wahl gab nun auch den nächsten Anlaß zu dem jetzt beginnenden ersten förmlichen Bürgerkriege. Wie dies geschah, werden wir sogleich sehen, wenn wir unsern Blick auf den Anfang eines neuen auswärtigen Krieges richten, welcher die Römer, die sonst gewohnt waren, in wenigen Feldzügen Sieger zu sein, mit geringen Unterbrechungen vierundzwanzig Jahre lang ernstlich beschäftigte. Es ist dies

Der Pontische Krieg (88—64 v. Chr.), auch der Mithridatische genannt, weil er gegen den König Mithridates VI. von Pontos gerichtet war. Mithridates VI. von Pontos (123—64 v. Chr.) mit dem Beinamen Eupator (der Edelgeborne), weil sein Vater von den altpersischen Königen und seine Mutter von den Saleukiden abstammte, war

ein Mann von vielen Vorzügen und manchen Talenten, aber daneben auch grausam und lasterhaft. Mit einem schönen, kräftigen Körper und einem regen, feurigen Geiste verband er einen wilden und zugleich argwöhnischen Sinn, woran wahrscheinlich der Aufenthalt in Einöden und Wäldern schuld war, zu welchem er in seiner Jugend durch die Verfolgungen seiner Mutter gezwungen worden, die auch in den Verdacht gerieth, Mithridates ermordet zu haben. Erst als es dem flüchtigen Könige gelang, sich seiner Verfolgerin durch Mord zu entledigen, konnte er den Thron endlich einnehmen (114 v. Chr.). Während seiner ganzen langen Regierung wurde er von der Furcht gefoltert, das Opfer einer Vergiftung zu werden, und um sich dagegen zu schützen, soll er sich durch den allmählichen Genuß von Giften so sehr an letztere gewöhnt haben, daß eine Vergiftung ihm nicht mehr schädlich werden konnte; ja man schreibt ihm auch die Erfindung des lange Zeit berühmten Universalmittels zu, welches unter dem Namen Mithridat bekannt ist. Im Uebrigen war Mithridates zu seiner Zeit unter den Fürsten Asiens die hervorragendste Erscheinung, ausgezeichnet als Gelehrter, des Gebrauchs von zweiundzwanzig Sprachen mächtig; auch erzählt man von ihm, daß er ein tüchtiges Werk über die Kräuterkunde verfaßte; desgleichen war er berühmt wegen seines Gedächtnisses, das es ihm möglich gemacht habe, sämmtliche Soldaten seines Heeres mit Namen zu nennen.

Nachdem dieser herrschsüchtige Mann den Thron des Pontischen Reiches bestiegen hatte, war all sein Sinnen auf eine Vergrößerung desselben gerichtet. Nicht nur hatte er in einer Reihe glücklicher Feldzüge die umliegenden Völkerschaften unterjocht, die Reiche Bithynien, Paphlagonien und Kappadokien heimgesucht sondern auch das ganze Kleinasien erobert, ehe die Römer daran dachten, ihm ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen; denn über die kleineren Heere, welche Rom zur Deckung Kleinasiens dort in Bereitschaft hatte, war Mithridates mit seinen gutgeübten Truppen und seiner vortrefflichen Flotte leicht Herr geworden. Jetzt endlich beschloß der Senat den förmlichen Krieg gegen Mithridates in demselben Jahre, als Sulla sein Konsulat angetreten hatte. Den gesetzlichen Bestimmungen zufolge fiel diesem also auch die Führung des Pontischen Krieges anheim, und wirklich war ihm dieselbe denn bereits übertragen und er mit seinem Heere schon auf dem Marsche begriffen, als der alte Marius, welcher seinem Todfeinde die zu erwartenden Lorbern und den damit verbundenen neuen Einfluß unmöglich gönnen konnte, eine mit Hülfe des Tribuns Publius Sulpicius eingeleitete Intrigue zum Ausbruch kommen ließ, um sich selbst in den Besitz des Oberbefehls gegen Mithridates zu bringen.



Cajus Marius.

Marius hatte schon früher mit dem Tribun Publius Sulpicius, einem talentvollen und verschlagenen Menschen von imponirendem Wesen, eine enge Freundschaft geschlossen, um mit Hülfe desselben über den Pöbel zu herrschen, wie er es einst mit Hülfe von Glaucia und Apulejus versucht hatte. Sulpicius leistete ihm aber bessere Dienste, als jene Beiden, weil seine Gewalt über den Pöbel, die er sich durch viele zu dessen Gunsten ausschlagende Gesetzanträge erworben hatte, größer war, und er fast beständig, außer einer bedeutenden Gesellschaft von Rittern, die er seinen Gegensenat nannte, einen 3000 Mann starken Haufen liederlichen Gesindels im Solde hielt, welches für seine Zwecke thätig war. So hatte Sulpicius bald nach Sulla's Konsulatsantritt einen Aufruhr erzeugt, um die von Sulla aus Politik angeordneten Ruhetage, außerordentliche religiöse Festlichkeiten, zu hintertreiben, da während derselben alle Volksversammlungen ausfielen, also die demokratische Partei unthätig bleiben mußte. Der Aufstand war geglückt und hatte Sulla

genöthigt, die Flucht zu ergreifen, auf welcher er durch Zufall oder aus Absicht in das Haus seines Feindes Marius gerieth. Und hier haben wir von dem „Manne des Pöbels" einen wahrhaft großherzigen Zug zu erzählen. Sein Todfeind war in seiner Gewalt; durch die Auslieferung desselben an die Verfolger hätte er sich für immer von dem verhaßten Nebenbuhler um Ruhm und Herrschaft befreien können. Doch dieser Nebenbuhler war als Flüchtling in sein Haus gekommen, und Marius — öffnete ihm den Weg, um ungefährdet zu seinen Anhängern gelangen zu können, unter der einzigen Bedingung, die Festlichkeiten zu widerrufen, ein Versprechen, das Sulla auch gewissenhaft erfüllte.

Sulpicius brachte nun mit Hülfe seines Anhanges ein Gesetz durch, das den Konsuln verbot, Italien zu verlassen, und während dadurch Sulla an der Führung des Pontischen Krieges verhindert ward, setzte es Sulpicius durch, daß sie dem Marius übertragen wurde. Doch Sulla's Heer, seinem Führer bereits fanatisch ergeben, weigerte sich, einen andern Feldherrn anzunehmen, und verlangte, nach Rom geführt zu werden, um die Partei des Marius mit gewaffneter Hand zum Schweigen zu bringen. Sulla war viel zu ehrgeizig, um dem Verlangen seines Heeres die dem Gesetze schuldige Achtung entgegenzuhalten; er brach mit ihm nach Rom auf und führte so den ersten Schlag in dem nunmehr beginnenden ersten Bürgerkriege.

Denn das ganze Volk theilte sich jetzt in zwei scharf gegenübertretende Parteien, von denen sich die eine um Marius, die andere um Sulla scharte, ohne daß die ursprünglichen Richtungen, die demokratische und die aristokratische, hierdurch besonders vertreten wurden. Die Interessen der Parteien fingen vielmehr bereits an unterzugehen in den Interessen der Parteihäupter. Es handelte sich nicht mehr darum, ob die Demokratie oder die Aristokratie herrschen, sondern nur noch darum, ob Marius oder Sulla siegen sollte. Rom kämpfte nicht mit Rom, sondern Marius kämpfte mit Sulla. Daher hatten denn auch mit dem Aufbruch Sulla's nach Rom alle Verhandlungen auf gesetzlichem Boden ein Ende, und die Parteien traten sich mit den Waffen in der Hand entgegen. Sulla wollte Rom erobern, welches Marius vertheidigte. Nach einem langen Kampfe in den Straßen der Stadt blieb Sulla Sieger.

Den regelmäßigen Truppen des Sulla hatte Marius nur einen ungeordneten Haufen schlecht bewaffneten Pöbels entgegenzustellen; allein die Besorgniß der Bürger, Sulla werde die Stadt seinen Soldaten zur Plünderung übergeben, machte, daß sie sich auf die Seite des Marius schlugen und Alles aufboten, um die Krieger des Sulla wieder aus den Thoren zu treiben, die sie bereits eingenommen hatten. Indem die Bewohner eines jeden Hauses auf die Dächer stiegen und von dort aus Ziegel- und andere Steine auf die eindringenden Krieger schleuderten, hatten sie dieselben schon zum Rückzuge genöthigt, als Sulla mit einer Fackel in der Hand sich an die Spitze des Heeres stellte und so die Drohung ausstieß, die ganze Stadt in Brand zu stecken, wenn die Bürger nicht sofort ihre Feindseligkeiten gegen sein Heer einstellten. Diese Drohung wirkte so viel, daß die Bürger sich theilnahmlos verhielten, und die Truppen des Marius nun mit leichter Mühe überwunden werden konnten. Wie wenig aber die Ueberwinder in ihrem Siege eine Sache des Vaterlandes sahen, das geht aus ihrem Verlangen hervor, die eingenommene Stadt, ihre eigene Hauptstadt, zu plündern, einem Verlangen, dem Sulla nicht ohne Mühe, aber auch nicht ohne Erfolg entgegentrat.

Die Republik mußte es alsbald empfinden, daß er nicht blos zu siegen, sondern auch zu herrschen verstand. Denn an der Spitze seines Heeres diktirte er nun die Gesetze, die sonst von dem Volke berathen und beschlossen wurden; und wenn er auch zum Scheine seine Verordnungen in der Form von Anträgen der Volksversammlung zur Genehmigung vorlegte, so konnten sie doch, von einem schlagfertigen Heere unterstützt, in Wahrheit nur Dekrete genannt werden, die der Sieger Sulla an das besiegte Rom erließ. Durch diese Dekrete schienen die wesentlichsten Stützen der bisherigen demokratischen Verfassung zerstört.



Sulla dringt in Rom ein. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Ja, sie dienten außerdem auch dazu, den Partei- und Privathaß des Siegers zu befriedigen; denn infolge derselben wurden Marius und Sulpicius, welche die Flucht ergriffen hatten, als Feinde des Vaterlandes in die Acht und somit für vogelfrei erklärt.

Die Hauptpunkte des von Sulla ausgehenden Verfassungsumsturzes, wodurch Rom eine völlig aristokratische Republik wurde, waren folgende: 1) Kein Gesetz sollte fernerhin vor das Volk eher gebracht werden, als bis es vom Senate eingesehen und genehmigt worden sei, eine Bestimmung, welche die ganze Gesetzgebung in die Hände des Senats gab; 2) die Volksversammlungen sollten künftighin nicht mehr nach Tribus, sondern nach Centurien stimmen, eine Verfügung, durch welche die Früchte der früheren mehrjährigen Parteikämpfe mit einem Federstriche vernichtet wurden; 3) kein gewesener Tribun sollte in Zukunft zu anderen magistratlichen Aemtern befähigt sein, eine Bestimmung, welche die talentvollsten Männer verhindern konnte, sich um das so einflußreiche Tribunat zu bewerben, so daß dies den weniger befähigten Köpfen verbleiben mußte.

Die Acht, welche über Marius und seinen Verbündeten Sulpicius ausgesprochen worden war, suchte Sulla sogleich zu vollziehen, da er nach allen Gegenden berittene Soldaten aussandte, um die Flüchtigen aufzuspüren und ihm todt oder lebendig zu überliefern, wobei er auf ihre Köpfe einen bedeutenden Preis setzte. Sulpicius fiel diesen Nachstellungen zum Opfer; er wurde von einem seiner Sklaven, einem sullanischen Reiter, erfaßt, der ihm sogleich den Kopf abhieb und denselben nach Rom brachte, wo ihn Sulla an einer Stange der Rednerbühne gegenüber aufstecken ließ als ein Schreckenszeichen für Jeden, der nach dem Beispiele des Sulpicius im Interesse des Volkes reden würde. Während Sulla hierbei mit verächtlicher Roheit verfuhr, zeigte er sich auf der andern Seite wieder gerecht, indem er den Sklaven, welcher den Sulpicius verrathen hatte, zwar in Freiheit setzte und mit der versprochenen Summe belohnte, unmittelbar darauf aber auch zur Strafe für den an seinem Herrn verübten Verrath vom Tarpejischen Felsen herabstürzen ließ.

Marius, der wenige Jahre vorher als Retter des Vaterlandes so vergötterte Greis, entging nur mit der äußersten Mühe und unter mancherlei Abenteuern und Gefahren dem Schicksale, das seinen Freund getroffen hatte. Nachdem ein Versuch, von Ostia aus zu Schiffe seine Flucht aus Italien zu bewerkstelligen, wegen widrigen Windes mißlungen war und er sich wieder ans Land gesetzt sah, schweifte er mehrere Tage ohne alle Begleitung und den Qualen des Hungers preisgegeben im freien Felde umher, bis er endlich in den Morästen von Minturnä unter dem Beistande eines armen Mannes Nahrung und in einer der dortigen Höhlen Schutz vor der Witterung fand. Doch nicht lange war ihm dies Asyl vergönnt; denn bald hörte er Hufschläge, welche ihn aus seinem Schlummer aufrüttelten. Da er mit Recht vermuthete, daß seine Verfolger ihm auf der Spur seien, so hielt er sich in seiner Höhle nicht mehr für sicher, verließ dieselbe und schlich sich in einen nahe dabei liegenden See, wo er bis an das Kinn ins Wasser ging und seinen Kopf mit Schilf zudeckte, um in dieser Lage zu warten, bis die Reiter die Höhle durchsucht und die Gegend verlassen haben würden. Allein die Reiter wurden durch das von seinem Hineinspringen getrübte Wasser aufmerksam, entdeckten ihn, zogen ihn an einem um seinen Hals geworfenen Stricke heraus und schleppten den dereinstigen Befreier Roms gebunden und nackt, wie er war, nach Minturnä, wo man ihn in ein Gefängniß warf, um ihn dem an alle Ortschaften ergangenen Befehle Sulla's gemäß hinrichten zu lassen. Im Allgemeinen sträubten sich die Minturner gegen diesen Befehl, weil ihr Gefühl sich bei dem Gedanken empörte, die Henker eines Mannes zu werden, der das Vaterland durch so viele rühmliche Schlachten verherrlicht und es vor dem gewissen Untergange durch die Barbaren gerettet hatte. Allein es schien gefährlich, einem Befehle Sulla's nicht Folge zu leisten, und so gab man endlich einem cimbrischen Sklaven den Auftrag, den Gefangenen zu tödten. Doch als nun der Cimber in das Gefängniß trat, und der Greis, sein großes lebhaftes

Auge gegen ihn erhebend, ausrief: „Wie, Mensch, du willst den Cajus Marius tödten?!“ da fühlte der Sklave vor Schreck seinen Arm gelähmt, ließ das Schwert fallen und stürzte auf die Straße hinaus mit dem Rufe: „Ich kann den Cajus Marius nicht tödten!“ Dies soll den Minturnern ein Wink des Himmels gewesen sein, den Helden zu befreien und ihm zur Flucht behülflich zu werden, wozu sie auch mit mehr Wahrscheinlichkeit die Betrachtung gestimmt haben mag, daß die Partei des Marius noch immer mächtig war und Sulla's Konsulat bald zu Ende ging. Genug, sie öffneten das Gefängniß des Greises und waren ihm behülflich, sich sicher einzuschiffen.

Doch noch immer nicht war der große Verbannte an das Ziel seiner Irrfahrten gekommen; und als das Schiff, auf welchem er sich befand, bei Eryx auf Sizilien landete, um Wasser einzunehmen, entging er nur mit der äußersten Mühe einer neuen Gefangenschaft. Endlich erreichte der überall verfolgte Greis das feste Land von Afrika, den Schauplatz seiner ersten Siege, die Wiege seines Ruhms. Noch immer nicht sicher vor dem Arme der Römer, die ja auch hier geboten, irrte Marius ruhelos und verlassen auf dem Gebiete des einst, wie er, mächtigen und jetzt, wie er, vernichteten Karthago umher. Auf den Trümmern dieser herrlichen Stadt sitzend, ein treues Bild ihrer Größe und ihres Falles, dachte Marius vielleicht zum ersten Male an die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens, als ihn ein Bote des Proprätors Sextilius, der die Provinz Afrika verwaltete und von der Ankunft des Verbannten gehört hatte, antraf und ihm den freundschaftlichen Rath seines Herrn brachte, dessen Gebiet zu meiden, da der Proprätor nicht in die Gefahr kommen möchte, den Befehl des Konsuls Sulla vollziehen zu müssen. Marius sah den Boten eine lange Zeit ernst und schweigend an; und als dieser endlich fragte, welche Antwort er seinem Herrn bringen sollte, brach der Greis in die bedeutungsvollen Worte aus: „Sage deinem Herrn, du habest den verbannten Cajus Marius auf den Trümmern von Karthago gesehen.“

Von hier aus ging Marius auf eine einsame Insel an der afrikanischen Küste, wo sich nach und nach viele der übrigen von Sulla Verbannten um ihn sammelten, mit Sehnsucht des Augenblicks harrend, als es ihnen gelingen werde, in das Vaterland zurückzukehren, um dessen Tyrannen zu stürzen.

Lucius Cornelius Cinna. Obgleich sich Sulla an der Spitze seines Heeres als den unumschränkten Gebieter betrachten durfte, so gab ihm doch seine Klugheit den Rath ein, die Parteileidenschaften nicht zu sehr aufzuregen, da er sich wegen des Pontischen Krieges nothwendigerweise von Rom entfernen mußte. Er mied also den Schein jeder weiteren Gewalt und hinderte auch nicht die Wahl eines Demokraten, des Lucius Cornelius Cinna, zu seinem Nachfolger im Konsulat, als dasselbe abgelaufen war und er den Pontischen Krieg in der Eigenschaft eines Prokonsuls zu führen hatte.

Sulla glaubte von dem Konsulate des demokratischen Cinna um so weniger etwas fürchten zu dürfen, als er vor seinem Abgang den Konsuln einen Eid abgenommen hatte des Inhalts, daß sie die Verbindung mit Marius nicht erneuern und überhaupt nichts unternehmen wollten, was den Interessen der neuen Verfassung, d. h. des Sulla entgegen sei. Aber dies Spiel, so fein es auch sein mochte, verfehlte seinen Zweck, und in Cinna, einem rohen, unklugen, dabei aber muthigen und der Volkspartei treu ergebenen Manne, erhielt Rom ein drittes Parteihaupt, welches mit den Waffen in der Hand der Republik entgegentrat. Denn kaum war Sulla mit seinem Heere nach Asien aufgebrochen, als Cinna in den Straßen Roms einen neuen Kampf zwischen seiner und der Sullanischen Partei entflammte. Die Veranlassung zu dem Aufruhr des Cinna war folgende. Nachdem man die Bundesgenossen in die Republik aufgenommen, hatte man sie, die so zahlreich waren, nicht unter die bestehenden 35 Tribus vertheilt, sondern acht neue Tribus aus ihnen gebildet, so daß sie von den alten Bürgern stets überstimmt werden konnten. Sulpicius schon hatte diese Vertheilung im Interesse der neuen Bürger verworfen; allein die von ihm desfalls durch-

gebrachten Gesetze waren von Sulla wieder aufgehoben worden. Da nun Jeder, der sich die neuen Bürger zu Freunden machen wollte, nur auf deren Vertheilung unter die 35 Tribus zu dringen brauchte, so that dies auch Cinna, indem er zugleich die neuen Bürger bewaffnete, um ihren Forderungen den entscheidenden Nachdruck zu geben. Darüber brach der Kampf aus, welcher so blutig wurde, daß man von 10,000 Todten berichtet, welche die neuen Bürger zu betrauern hatten.

Die Partei des Cinna wurde besiegt; allein er floh zu dem Heere, welches vom Bundesgenossenkriege her noch gegen die Samniter im Felde stand, stellte demselben seine Vertreibung als eine Verletzung der Volksrechte dar, trat an die Spitze der Soldaten, rief (87 v. Chr.) den Marius aus seiner Verbannung zurück und rückte nun gegen die Hauptstadt der Republik. Zum zweiten Male sollte sich Rom gegen Römer vertheidigen. Cinna und Marius standen vor den Thoren der Stadt, nachdem der Letztere auf seinem Heimzuge, namentlich in Etrurien, Alles gesammelt hatte, was sich an waffenfähiger Mannschaft noch unbeschäftigt vorfand. Der Senat wollte das Schicksal der Stadt nicht abermals durch Vergießen von Bürgerblut entscheiden lassen und unterhandelte dahin, daß Marius und Cinna in Rom aufgenommen und dem Letztern sein Konsulat erneuert werden, er dagegen das Leben der Bürger schonen sollte. Nichtsdestoweniger begannen Marius und Cinna, nachdem sie sich im Besitze der Stadt sahen, eine fürchterliche Blutherrschaft, da Beide gleich sehr danach strebten, ihre Rache an den Bürgern Roms zu sättigen; und wie einst Marius von Sulla, so wurde jetzt dieser von jenem als ein Feind des Vaterlandes und somit in die Acht erklärt.

Das Erste freilich, was Marius und Cinna nach dem Einzuge unternahmen, war eine Plünderung der Stadt, welche man ohne Einschränkung den rohen Soldaten überließ. Sodann begann das Werk der Rache an der Sullanischen Partei. Alles, was im Verdachte stand, zu ihr zu gehören, wurde verbannt, die einflußreichsten Anhänger des Sulla aber erlitten den Tod, indem man sie, je nach ihrer politischen Wirksamkeit theils milder, theils grausamer hinrichtete. Bei den Rittern begnügte man sich mit der bloßen Ermordung, bei den Senatoren aber wurden die abgeschlagenen Köpfe vor der Rednerbühne aufgepflanzt; und einige der namhaftesten Bürger mußten einen Tod erleiden, dessen Qualen alle Beschreibung übertreffen. Die Straßen waren mit zum Theil gräßlich verstümmelten Leichen bedeckt, da es verboten war, dieselben zu beerdigen. Marius war in allen Künsten der Henkerei so erfinderisch, daß selbst der rohe Cinna davor zurückschauderte. Der Racheburst hatte dem wilden Soldatenherzen des Greises auch den Rest menschlicher Gefühle geraubt, so daß von dem gekrönten Feldherrn nichts übrig geblieben zu sein schien, als ein nach Blut lechzendes Raubthier, das nur so weit noch an den Menschen erinnerte, als seine raffinirte Mordlust von Ueberlegung und Erfindungsgeist zeugte. Daß bei dem Wüthen der Schreckensmänner von einem richterlichen Verfahren nicht die Rede war, sondern das Leben der Bürger an dem bloßen Wink der Tyrannen hing, versteht sich wol von selbst, und so sehen wir denn bereits hier neben den Greueln des Bürgerkrieges alle Schrecken der Despotie.

Zur Zeit als Marius und Cinna Rom mit Mord und Schrecken füllten und Sulla in die Acht erklärten, stand dieser im Felde gegen Mithridates, welcher unmittelbar nach der Kriegserklärung der Römer den Krieg durch einen Massenmord eröffnet hatte. Alle seine Befehlshaber der kleinasiatischen Städte hatten den geheimen Befehl erhalten, an einem bestimmten Tage die Römer überfallen und ermorden zu lassen. Dies Bluturtheil traf nicht blos die streitfähigen Männer, sondern Alles, was Römer oder römischer Bundesgenosse hieß, Weiber und Kinder mit inbegriffen. Es wurde mit wahrhaft viehischer Grausamkeit vollstreckt, indem man selbst die zu den Götterbildern Geflohenen am Fuße derselben niederstreckte, die Unglücklichen herdenweise zusammentrieb und unter den wehrlosen Haufen das befohlene Blutbad mit solcher Lust an Jammer und Qual anrichtete,



Illustrirte Weltgeschichte. II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Marius auf den Trümmern von Karthago.

Zeichnung von Hermann Vogel.

daß man die Kinder an dem Busen der Mütter, die Frauen vor den Augen der Männer und diese selbst endlich unter allen erdenklichen Martern abschlachtete. Man begnügte sich nicht mit dem bloßen Morden; man wollte in der Mordluft schwelgen! Und so umfassend hatte man den Blutbefehl des grausamen Mithridates vollzogen, daß nach den geringsten Angaben 80,000 Römer an diesem einen Tage umgekommen waren (88 v. Chr.).

Hierauf trachtete Mithridates danach, sich Griechenlands zu versichern, wo Athen sogleich auf seine Seite trat, und wohin er seinen Feldherrn Archelaos mit einem Heere sandte, um das Land den Römern gänzlich zu entreißen.

Die Athener waren zum Bündnisse mit Mithridates von einem Sophisten aus der Epikuräischen Schule, Namens Aristion, überredet worden. Mithridates erhob denselben zum Dank für diesen Dienst zum Tyrannen Athens, und Aristion, ein frecher und grausamer Mensch, versäumte nichts, um diesen Titel auch in seiner verabscheuenswürdigen Bedeutung zu rechtfertigen; denn alle römisch gesinnten Bürger wurden von ihm theils hingerichtet, theils an Mithridates ausgeliefert.

Archelaos machte dadurch, daß er die bedeutendsten der übrigen griechischen Städte zum Abfall von Rom bewegte, in kurzer Zeit große Fortschritte, als Sulla endlich in Griechenland erschien (87 v. Chr.) und denselben ein Ziel setzte. Athen wurde von ihm nach kurzer Belagerung eingenommen.

Sulla entwickelte vor Athen ein nicht unbedeutendes Talent in der Belagerungskunst; aber eben so rücksichtslos war er auch in der Erwerbung der Mittel, die ihm zur Berennung der Stadt dienen sollten. Denn um Holz zum Bau der Belagerungswerkzeuge zu gewinnen, ließ er den schönen Hain der Akademie ausrotten, und um sich Geld zur Bezahlung seiner Truppen zu verschaffen, plünderte er die Tempelschätze von Olympia und Delphi. Bei der Belagerung selbst wurde Sulla durch die List zweier attischen Sklaven unterstützt, die entweder aus römischer Gesinnung oder um sich bei den Belagerern für alle Fälle in Gunst zu setzen, den Prokonsul von Allem, was in der Stadt gegen die Belagerer beabsichtigt wurde, auf eine höchst listige Weise in Kenntniß setzten. Sie schrieben nämlich ihre Mittheilungen auf bleierne Bolzen und schossen dieselben nach einem bestimmten Orte ins römische Lager.

Mit Hülfe dieser Mittheilungen gelang es dem Sulla, der Stadt alle Zufuhren von Lebensmitteln abzuschneiden und alle ihre Ausfälle zu vereiteln, so daß er Athen endlich theils durch Hunger, theils durch Erstürmung in seine Hände brachte. Ein furchtbares Strafgericht erging über die abtrünnige Stadt; sie wurde der Plünderung preisgegeben, und Aristion und sein ganzer Anhang dem Schwert überliefert. Ja, es schien darauf abgesehen zu sein, ganz Athen zu entvölkern, als sich Sulla endlich durch das Flehen der Unglücklichen zum Mitleid bewegen ließ und der noch verschonten Hälfte der Bewohner das Leben schenkte, indem er, auf die ruhmwürdige Vorzeit Athens hindeutend, sagte: er wolle Vieler um Weniger und der Lebendigen um der Todten willen schonen. Der Feldherr des Mithridates, Archelaos, wurde (86 v. Chr.) bei Chäroneia von Sulla geschlagen.

Das 120,000 Mann zählende Heer des Archelaos war zwar dem römischen um das Dreifache überlegen, allein es war aus den verschiedenartigsten Völkerschaften zusammengesetzt und entbehrte schon aus diesem Grunde jener Einheit, Zucht und Ordnung, die das römische Heer des Sulla in so hohem Grade auszeichneten, und die in der Schlacht entscheidender sind als die Zahl der Streiter.

Kaum hatte Mithridates die Nachricht von der Niederlage bei Chäroneia erhalten, als er auch schon Anstalten traf, ein neues und besser organisirtes Heer zu sammeln. Es gelang ihm dies so gut, daß er dem Archelaos noch in demselben Jahre 80,000 Mann zusenden konnte, die sich namentlich durch ihre vortreffliche Reiterei auszeichneten. Diese war es denn auch, welche in der Schlacht auf den Ebenen bei Orchomenos, wo die Heere noch in demselben Jahre wieder zusammentrafen, den Sieg den Römern lange Zeit streitig

machte; ja sie würde ihn in eine Niederlage verwandelt haben, wenn Sulla seinen entmuthigten Truppen im entscheidenden Augenblick nicht neue Kraft einzuflößen verstanden hätte. Als sie bereits anfingen zu weichen, sprang er vom Pferde, riß einem Adlerträger das Feldzeichen aus der Hand, warf sich damit, nur von seiner Leibwache umgeben, zwischen beide Heere und rief seinen Truppen mit dem Ausdrucke der Verzweiflung zu: „Römer, wenn euch Jemand fragt, wo ihr euern Feldherrn Sulla verrathen habt, so sagt: bei Orchomenos!“ Dieser Zuruf fuhr wie ein elektrischer Schlag in die Reihen der Römer und begeisterte sie zu neuem Muthe, so daß bald darauf — der Feind geschlagen war. Auf diese Weise war der Kern der Mithridatischen Landmacht vernichtet, Griechenland für Rom gerettet, und Mithridates zu Friedensvorschlägen gezwungen.

Inzwischen hatte die Partei des Marius, die nach der Achtserklärung Sulla's dessen Feldherrnstelle nicht anerkennen konnte, ein eigenes Heer nach Asien gesandt, um den Krieg gegen Mithridates zu führen, zugleich aber auch die Acht an Sulla zu vollstrecken. Unter der Anführung des Legaten Flavius Fimbria drang dieses Heer in Kleinasien vor, vertrieb den Mithridates aus Pergamos (85 v. Chr.) und bedrängte ihn so sehr, daß er seine Friedensunterhandlungen mit Sulla (84 v. Chr.) zum Abschluß brachte.

Mithridates hatte gehofft, der von Fimbria bedrängte Sulla werde sich, um den Krieg schnell zu beendigen, sehr billig finden lassen, und um ihn noch günstiger zu stimmen, bot er ihm sogar Hülfe gegen seinen römischen Nebenbuhler an. Allein er betrog sich in seiner Hoffnung, denn Sulla ließ hier sein persönliches Interesse ganz außer Betracht und gedachte nur seiner Ehre als Feldherr und der Größe seines Vaterlandes. Er verlangte von Mithridates die Räumung aller von ihm eroberten Länder, 2000 Talente Kriegsentschädigung und die Auslieferung von 70 Kriegsschiffen. Als Mithridates diese Bedingungen für übertrieben erklärte, rief Sulla ganz verwundert: „Wie, Mithridates dankt es mir nicht fußfällig, daß ich ihm noch die rechte Hand lasse, mit welcher er so viele Römer getödtet hat?!“ — und erklärte, den Krieg fortsetzen zu wollen. Da gab Mithridates in der Hoffnung nach, bei günstiger Gelegenheit das Verlorene wieder zu gewinnen, und in einer persönlichen Zusammenkunft, welche der König mit Sulla in der am Hellespont gelegenen Stadt Dardanos hatte, kam der Friede zu Stande.

Jetzt hatte Sulla, ehe er an die Rückkehr nach Rom denken konnte, noch den Fimbria zu beseitigen und die Provinz Asien zu züchtigen dafür, daß sie dem Mithridates nicht größeren Widerstand geleistet hatte.

Fast scheint die Aussicht auf das Blutbad, welches Sulla in Rom anzurichten beschlossen hatte, ihn bestimmt zu haben, gegen Kleinasien seine Blutgier zu zügeln. Er verhängte hier über Niemand ein Todesurtheil, sondern begnügte sich damit, einige Städte ausplündern und ihrer Mauern berauben zu lassen, der abgefallenen Provinz eine Geldstrafe von 20,000 Talenten aufzuerlegen und sie zu verpflichten, sein ganzes Heer bis zu seinem Abmarsche aufs Kostbarste zu bewirthen.

Die Besiegung des Fimbria kostete Sulla wenig Mühe, denn kaum hatte er ihn in dem festen Lager desselben eingeschlossen, als das Heer dem Legaten den Gehorsam verweigerte und zu Sulla überging, worauf Fimbria die Flucht ergriff und sich auf derselben in sein Schwert stürzte.

So brach denn endlich der geächtete Prokonsul an der Spitze eines zahlreichen und ihm treu ergebenen Heeres nach Rom auf, um in einem neuen Bürgerkriege seine Feinde zu vernichten. Zwar lebte der älteste und gefährlichste derselben nicht mehr; denn Cajus Marius war (86 v. Chr.) gestorben. Kurz zuvor hatte er sein siebentes Konsulat angetreten, zu welchem er sich mit Cinna nicht wählen lassen, sondern selbst erhoben hatte, um eine ihm einst gemachte Prophezeiung zu erfüllen, daß er siebenmal Konsul werden würde: Theils Altersschwäche, theils die Furcht vor der Zurückkunft des siegreichen Sulla machte den greisen Marius in der letzten Zeit seines Lebens so schwermüthig, daß sein

geistiger Zustand oft an Wahnsinn grenzte. Um sich zu betäuben, ergab er sich dem Trunke, und dieser zerstörte den letzten Rest seiner Lebenskräfte, so daß die Annahme, Marius habe seinem Dasein selbst ein Ziel gesetzt, überflüssig erscheint. Man erzählt über sein Lebensende Folgendes. Nach einem Spaziergange, den der Greis mit einigen seiner Freunde unternommen, und den er mit der Aeußerung beendet hatte, daß es für einen Mann seines Alters thöricht sei, den Launen der Glücksgöttin noch länger zu trauen, umarmte er seine Freunde mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit und begab sich nach Hause und zu Bette.



Cinna von seinen eignen Soldaten erschlagen. Zeichnung von Conrad Ermisch.

Am andern Morgen traf man ihn im Zustande völliger Raserei an, und wenige Tage darauf war der Besieger der Cimbern eine Leiche. Er würde das Zeugniß, ein großer Mann gewesen zu sein, mit ins Grab genommen haben, wenn die Roheit seines Charakters und das Verderben, welches er durch seinen Ehrgeiz über die Republik gebracht hatte, ihn nicht aus der Liste wahrhaft großer Männer strichen, und es zweifelhaft ließen, ob der Ruhm oder die Schmach des Marius größer war.

Die Rüstungen, welche die in Rom herrschende Partei des Marius machte, um dem bereits in Italien gelandeten siegreichen Sulla Widerstand zu leisten, waren außerordentlich. Man brachte 200,000 Mann zusammen, mit welchen man das nur 40,000 Mann starke, aber kriegsgeübte und wohlgeordnete Heer Sulla's zu bewältigen hoffte. Doch jene 200,000 Mann bestanden aus den verschiedenartigsten Scharen, deren Anführer einem Sulla nicht gewachsen waren, und der Einzige, der sich mit ihm hätte messen können, Cinna, war noch vor Sulla's Ankunft (84 v. Chr.) von seinen Soldaten erschlagen worden.

Cinna, welcher sich drei Jahre lang in dem Konsulat erhalten hatte, zu dem er sich aus eigener Macht erhoben, war zu dem Entschlusse gekommen, den Sulla an der Landung in Italien zu hindern und demzufolge ein Heer nach Illyrien zu führen, um den Geächteten dort anzugreifen und zu vernichten. Schon war ein Theil seines Heeres eingeschifft, als der andere den Gehorsam verweigerte mit der Aeußerung, man sei nicht gesonnen, gegen Mitbürger freiwillig zu Felde zu ziehen. Um sie zu ihrer Pflicht zurückzubringen, berief Cinna die Soldaten zu einer allgemeinen Versammlung. Sie erschienen zwar, aber zum Widerstande entschlossen. Da geschah es, daß einer der Lictoren, welche dem Konsul Platz machten, einen im Wege stehenden Soldaten schlug und dieser den Schlag erwiederte. Als nun Cinna befahl, den Soldaten festzunehmen, brach ein allgemeiner Tumult los, in welchem man nach dem Konsul mit Steinen warf, so daß dieser sich zur Flucht genöthigt sah. Allein die ergrimmten Soldaten eilten ihm nach und hieben ihn mit ihren Schwertern nieder. So starb Cinna, ein Mann, welcher vielleicht im Stande gewesen wäre, in jener Zeit der Anarchie eine der ersten Rollen zu spielen, wenn ihm der Zufall in Marius und Sulla nicht zwei Männer zu Nebenbuhlern gegeben hätte, denen er an der Verfolgung verderblicher Pläne so gleich, aber an dem Talente, sie zu verwirklichen, so sehr untergeordnet war.

Bei Brundisium hatte Sulla den italischen Boden betreten, und sein Zug von dort nach Rom glich einem ununterbrochenen Siegeslaufe; denn die ihm entgegengesandten Heere wurden von ihm theils geschlagen, theils zum Uebergehen beredet, theils traten sie ohne alle Aufforderung auf die Seite des siegreichen Feldherrn; kurz das Soldatenthum hatte in dem Boden der Republik bereits so starke Wurzeln geschlagen, daß man dem glorreichsten Sieger blindlings anhing, ohne nach seinen politischen Tendenzen zu fragen. So stand denn Sulla endlich (82 v. Chr.) vor den Thoren Roms, in das er nach Blute dürstend seinen Einzug hielt.

Fast hätte Sulla seinen Schreckensplan auf Rom noch vor den Thoren der Stadt scheitern sehen. Die Samniter und Lucaner nämlich, welche vom Bundesgenossenkriege her mit Rom noch immer im Kampfe lagen, hatten die allgemeine Bestürzung benutzt und waren unter der Anführung zweier wackeren Männer, der Feldherren Telesinus und Lamponius, vor die Thore Roms gerückt, um die ohne Vertheidigung gelassene Stadt für sich in Besitz zu nehmen. Schon waren sie im Begriffe, ihren Einzug zu halten, als Sulla erschien. Jetzt entspann sich zwischen diesem und den feindlichen Völkern unter den Augen der Hauptstadt ein hitziger und blutiger Kampf, der aber endlich mit der Besiegung der Samniter und Lucaner endigte, von denen der größte Theil der Ueberlebenden in die Gefangenschaft des Sulla gerieth.

Kaum hatte der Soldatenabgott seinen Platz auf dem Stuhle der Konsuln eingenommen, als auch seine Lippen von Blutbefehlen überströmten und er über ganz Italien eine Schreckensherrschaft verhängte, welche die des Marius weit hinter sich ließ, und welche nicht eher endete, als bis die Marianische Partei bis auf den letzten Mann vertilgt war. Um den Römern sogleich zu zeigen, wessen sie sich von dem Manne zu versehen hatten, der jetzt an der Spitze seines Heeres über Rom nach Gutdünken zu schalten hatte, ließ Sulla die gefangenen Samniter und Lucaner (6000 an der Zahl) in die Nähe der von ihm berufenen Senatsversammlung bringen und — bis auf den letzten Mann niedermetzeln! — Das Jammergeschrei der unglücklichen Schlachtopfer erfüllte die versammelten Senatoren mit Entsetzen und Grausen. Doch mit ruhiger, eiskalter Miene ermahnte Sulla die Verstörten, lieber seinen Eröffnungen mit Aufmerksamkeit zuzuhören, als sich um Vorfälle zu bekümmern, die nur ihn angingen. „Es sind“, so schloß er seine Ermahnung mit verächtlichem Lächeln, „einige Elende, die auf meinen Befehl gezüchtigt werden.“

Hierauf fuhr er in seinen Eröffnungen fort, indem er nach Tyrannenart versicherte, daß er den Zustand des Volkes verbessern werde, wenn man ihm gehorsam sei, und

hinzufügte, daß er aber alle seine Feinde und Gegner bis auf den Letzten vernichten werde. Um sogleich den Beweis davon zu geben, bezeichnete er durch öffentlichen Anschlag an den von ihm zuerst eingeführten sogenannten Proskriptionstafeln gegen 40 Senatoren und 1600 Ritter als zum Tode verurtheilt, bestimmte ihren Mördern und Angebern einen Preis von zwei Talenten für den Kopf und setzte auf die Verheimlichung eines Proskribirten die Todesstrafe.

Aber dies war erst der Anfang des blutigen Regiments; die Proskriptionslisten wurden Tag für Tag fortgesetzt, und das Morden wollte kein Ende finden. Denn jetzt begann die scheußlichste aller Niederträchtigkeiten, die Angeberei, ihre Wirksamkeit zu entwickeln; und zum Angegebenwerden reif war Jeder, der mit den Feinden Sulla's in einer, sei es auch noch so entfernten, Verbindung gestanden hatte. Wer ihnen als Befehlshaber oder gemeiner Soldat Kriegsdienste gethan, oder sie mit Geld oder Rath unterstützt, oder freundschaftliche oder geschäftliche Unterhandlungen mit ihnen gepflogen; ja selbst wer sie nur bewirthet hatte oder mit ihnen gereist war, für dessen Namen war die Proskriptionsliste geöffnet, die mit der Anklage zugleich das Urtheil enthielt; denn von einer Untersuchung oder Vertheidigung war nicht die Rede, und um des Todes schuldig befunden zu werden, genügte es auch für den Unschuldigsten, einen Feind zu haben. Mit einer kleinen Lüge konnte dieser seinen Widersacher dem Henkerschwerte überliefern; und wer also nicht Gefahr laufen wollte, selbst angeklagt zu werden, dem blieb nichts übrig, als seine Feinde anzuklagen.

Und nicht blos in Rom wüthete die Proskription; nein, sie breitete sich über ganz Italien aus und sandte den Schrecken in alle Städte der Halbinsel. Als keine Anklagen gegen Einzelne mehr eingingen, verhängte Sulla sein Strafgericht über ganze Städte, indem er theils ihre Mauern niederreißen ließ, theils ihnen eine unerschwingliche Geldbuße auferlegte, theils auch ihre Ländereien nahm, um sie an seine Soldaten zu verschenken. Denn wo nur irgend eine Spur von Anhängern der Marianischen Partei sich zeigte, da griff die Mörderhand Sulla's hin, um sie zu vernichten.

Die Zahl der Menschen, welche der Rache des Despoten zum Opfer gefallen war, läßt sich nicht berechnen; denn es wurden ihrer mehrere Tausend oft an einem Tage hingeschlachtet und häufig die Bevölkerungen ganzer Orte ausgerottet. Die Halbinsel schwamm in Blut, Felder wurden mit Leichen gedüngt, und der Tod hielt eine Ernte, als wenn die Pest über das Land hinzöge. Und solch ein Schreckensregiment konnte in der Republik Rom von dem Machtworte eines Menschen ausgehen! Und in dem an Helden einst so reichen Freistaate fand sich nicht ein Mann, der dem Leben des Würgers ein Ziel setzte!

Bei dieser Gelegenheit müssen wir einen Zug aus der Denkweise eines vierzehnjährigen Knaben erwähnen, welcher der Einzige gewesen zu sein scheint, der das Heilmittel für seines Vaterlandes Leiden kannte. Es war der nachmals so berühmte Marcus Porcius Cato, ein Urenkel des gleichnamigen Censors. Da Sulla der Familie des Knaben aus alter Anhänglichkeit an dieselbe viele Freundschaft bewies, so brachte ihn sein Erzieher Sarpedo häufig in des Tyrannen Palast, der von den Wehklagen der dort zur Hinrichtung aufbewahrten Senatoren widerhallte, und vor welchem Sulla seine Bluturtheile vollziehen ließ. Als einst eine solcher Greuelscenen, welche den Knaben schon oft empört hatten, abermals vor seinen Augen stattfand, fragte er seinen Erzieher, wie es möglich sei, daß der Urheber so vieler Mordthaten ungestraft bleibe und nicht selbst ermordet werde, worauf Sarpedo diese unnatürliche Erscheinung dadurch zu erklären suchte, daß er sagte: „Die muthlosen Bürger fürchten den Sulla mehr, als sie ihn hassen.“ — „Wohl denn“, entgegnete der Knabe Cato, „ich hasse ihn mehr als ich ihn fürchte. So gieb mir ein Schwert, und ich will mit einem Hiebe das Vaterland von seinem Tyrannen befreien.“ Sarpedo beschwichtigte den aufgeregten muthvollen Knaben, und ließ ihn seit dieser Zeit nicht aus den Augen, um zu verhindern, daß ein nutzloser Mordversuch ihn und seine Familie ins Verderben stürze.

Der letzte Rest der Volksherrschaft war vertilgt, und an deren Stelle trat eine Soldatenregierung, deren unumschränktes und allmächtiges Haupt Sulla blieb. Da die Konsuln und die Besitzer der höchsten Staatswürden dem Blutspruche desselben zum Opfer gefallen waren, die Republik also ohne ein gesetzliches Oberhaupt dastand, so ließ sich Sulla, als seine Mordlust gestillt war und er an die Wiederherstellung der Ordnung denken konnte, zum immerwährenden Diktator ernennen, eine Würde, welche ihn bei der sich selbst beigelegten Befugniß zum unumschränkten Herrn der Staatsgewalt, zum despotischen Gebieter machte, so daß Rom unter ihm dem Wesen nach aufhörte, eine Republik zu sein.

Mit dem Titel Diktator war aber die Eitelkeit Sulla's noch nicht befriedigt; er legte sich noch den Beinamen Felix (der Glückliche) bei, und die Schmeichler, an denen es den Tyrannen gerade am wenigsten fehlt, nannten ihn Imperator (Gebieter), ein Titel, welcher nachmals, wie wir sehen werden, ausschließliches Eigenthum der römischen Kaiser wurde. Die Aristokraten, deren Herrschaft Sulla neu begründete, gingen in ihrer Dankbarkeit gegen ihn bis zur Unverschämtheit; sie nannten den Mann des Bluts Vater und Erretter und errichteten ihm vor der Rednerbühne, wo er so viele Köpfe der von ihm gemordeten Römer hatte aufstecken lassen, eine vergoldete Reiterstatue!

Man weiß nicht, aus welcher Absicht Sulla nicht auch die Formen des Freistaates vernichtete; denn die Verfassung, mit deren Umgestaltung er sich jetzt befaßte, behielt ihre alten Formen bei, und Sulla that hierbei weiter nichts, als daß er die Befugnisse der einzelnen Aemter theils erweiterte, theils beschränkte, alle zu Gunsten der Demokratie erkämpften Rechte aufhob und eine neue Gesetzgebung ins Leben rief, so daß im Allgemeinen die Republik ihre frühere aristokratische Grundlage wieder erhielt, wie wir dies in der Kulturgeschichte ausführlicher entwickeln werden.

Nachdem Sulla auf solche Weise die Ruhe und Ordnung, welche er selbst auf eine so unmenschliche Art gestört, wieder hergestellt hatte, suchte er das römische Volk für die ausgestandenen Leiden durch große Schauspiele und Gastmähler zu entschädigen und gab sich alles Ernstes dem schmeichelhaften Glauben hin, der zweite Gründer Roms zu sein. Der Staat genoß nach den langen Bürgerkriegen einer kurzen Zeit der Ruhe und des Friedens. Zwar hatte sich mit Mithridates von Pontos (82 v. Chr.) ein neuer Kampf entsponnen, als der römische Prätor in Asien, Lucius Licinius Murena, von Ruhmsucht getrieben, in das Mithridatische Gebiet einfiel; allein Murena wurde geschlagen, und Sulla, welcher nicht Lust hatte, seine Muße nach so vielen Stürmen durch einen neuen Krieg zu stören, legte die Streitigkeit durch friedliche Uebereinkunft bei (80 v. Chr.), indem er dem Mithridates einige von diesem gemachte Eroberungen in Kappadokien ließ. Daher wurde Rom selbst durch dies kriegerische Zwischenspiel nicht berührt. Sulla war des Blutvergießens überdrüssig; er wollte Ruhe, er wollte die mit so vielen Menschenopfern errungene Macht in Frieden genießen; aber es scheint auch, als hätte er ernstlich daran gedacht, durch eine wirklich große Handlung das römische Volk und die Geschichte einigermaßen mit sich auszusöhnen. Denn welcher andere Grund ließe sich dafür denken, daß er den gewiß großen Entschluß faßte, sich seiner Allgewalt freiwillig zu entäußern? Nachdem er sie kurze Zeit uneingeschränkt besessen, legte er sie (79 v. Chr.) aus freiem Antriebe nieder und trat bis zu seinem schon im folgenden Jahre (78 v. Chr.) erfolgenden Tode in das Privatleben und in die ersehnte Ruhe zurück.

Die letzte politische Handlung Sulla's, seine Entsagung, stellt ihn in die Reihe der räthselhaften historischen Persönlichkeiten, während er durch sein übriges Leben sich keinen andern Anspruch erwarb, als unter den tüchtigen Feldherren und zugleich unter den Wütherichen der Geschichte genannt zu werden. Sein Leben macht ihn zu einer wichtigen, sein Ende zu einer interessanten Erscheinung. Denn wenn es auch in früherer und späterer Zeit Herrscher gab, welche der Macht freiwillig entsagten, so thaten sie dies doch nur zum Vortheile ihrer Kinder oder Erben; Sulla aber ist der Erste und Einzige, welcher die

errungene Herrschaft den Beherrschten zurückgab. Hätte er sie durch edle Mittel errungen gehabt, er stände durch seine Entsagung als einer der größten Männer der Weltgeschichte da. Aber was uns mit noch größerem Staunen erfüllen muß, als jene Entsagung selbst, ist die Furchtlosigkeit, mit welcher ein Mann, dessen Machtspruch Hunderttausende von Menschen weggerafft, und der fast jedem Römer einen Angehörigen ermordet hatte, sich der Gewalt entkleidete, die ihn allein vor der Rache der Beleidigten schützen konnte.



Sulla's Abdankung. Zeichnung von Hermann Vogel.

Ja, diese Furchtlosigkeit, ging so weit, daß Sulla in seiner Abdankungsrede öffentlich erklärte, er sei auf Verlangen bereit, dem Volke Rechenschaft über alle seine Handlungen abzulegen. Aber Niemand verlangte sie, und Niemand behelligte den Diktator, auch als er sich schon seiner ganzen Macht entäußert und seine Leibwache entlassen hatte; er schritt auf dem Wege von der Rednerbühne nach seinem Hause durch die Massen des Volkes, welches er dezimirt hatte, so unangefochten, wie ein ungekannter Privatmann.

Nach seiner Abdankung zog er sich auf seine Güter bei Cumä zurück und lebte dort theils mit Landbau, Jagd und Fischerei beschäftigt, theils die Denkwürdigkeiten seines Lebens niederschreibend, theils in den Wollüsten eines üppigen, schwelgerischen Lebens, zu dem ihn die Neigungen seiner Jugend jetzt von Neuem hinzogen. Die Schwelgereien des Mahls wechselten mit den Genüssen der physischen Liebe; allein allen diesen Ausschweifungen war der sechzigjährige Mann nicht gewachsen; sein Körper unterlag den Beschwerden unnatürlicher Genüsse, und eine verzehrende Krankheit, nach einer anderen Ueberlieferung ein plötzlicher Blutsturz ihn hinwegraffte. Das römische Volk, welches durch die großherzige Abdankung Sulla's mit ihm versöhnt schien, veranstaltete dem Todten ein überaus prachtvolles Leichenbegängniß und ließ es als ein Zeichen besonderer Ehre zu, daß sein Körper auf dem Marsfelde verbrannt wurde, wo seit den Zeiten der Könige niemals einem Todten ein Scheiterhaufen errichtet worden war.

Cnejus Pompejus Magnus. Durch die Erscheinung des Marius und Sulla hatte das politische Wesen des römischen Volkes einen von dem frühern ganz verschiedenen Charakter angenommen. Sonst scharte es sich um Grundsätze, Ansichten und Verfassungsfragen, kämpfte dafür oder dagegen, und wenn einzelne große Männer auftraten, so erschienen sie nur als Vorfechter in diesem Kampfe. Jetzt sammelte sich das römische Volk um die Persönlichkeiten solcher hervorragenden Männer und focht für oder gegen ihre persönliche Machtstellung. Es bildete sich die Uebergangsperiode von der Volksherrschaft zur Alleinherrschaft, und man arbeitete so gewissermaßen an der Brücke, welche von der Republik zur Despotie führt. Diese Verhältnisse konnten denn auch nicht verfehlen, außerordentliche Männer hervorzubringen, welche sich der Verhältnisse hinwiederum bemächtigten, um die Leiter zur unumschränkten Gewalt zu erklimmen; und so dreht sich denn von jetzt an die Geschichte Roms um die Lebensgeschichte einzelner ausgezeichneter Männer. Unter diesen nennen wir zuerst Cnejus Pompejus Magnus, Sohn des im Bundesgenossenkriege genannten Konsuls Cnejus Pompejus Strabo, einen jungen Mann von weniger außerordentlichen als für die rechte Behandlung seiner Zeitgenossen glücklichen Anlagen, der aristokratischen Partei blind ergeben, ein wahres Schoßkind des Glückes und dabei voll des Verlangens, in jenen Zeiten bürgerlicher Kämpfe eine Rolle zu spielen.

Cnejus Pompejus Magnus hatte sich schon in seinen Jünglingsjahren durch kriegerische Vorzüge ausgezeichnet und das Auge des Volkes auf sich gelenkt. Der aristokratischen Partei stets ergeben, erklärte er sich bei Sulla's Rückkehr aus Asien sogleich für denselben, siegte unter seinen Fahnen und hing ihm auch während der Blutherrschaft mit hingebender Liebe an, die ihn jedoch nicht verhinderte, danach zu streben, den Ruhm seines allmächtigen Freundes und Gönners zu verdunkeln. Dieser gab ihm dazu selbst, wiewol unabsichtlich, Gelegenheit, indem er ihn dazu verwandte, die Marianische Partei zu besiegen, namentlich in Afrika, wo sie sich unter der Leitung des Cnejus Domitius Ahenobarbus, eines Vetters des Marius, wieder gesammelt hatte. Pompejus, damals erst 24 Jahre alt, bekriegte den Domitius mit so vielem Glück, daß dieser Heer und Leben verlor, und Afrika in 40 Tagen von der Marianischen Partei gesäubert war. Der ungewöhnliche Erfolg des jungen Feldherrn hatte den Sulla mit Ehrneid gegen ihn erfüllt und veranlaßt, den Helden zurückzurufen, noch ehe dieser die afrikanischen Angelegenheiten völlig geordnet hatte. So kränkend dies für Pompejus und sein Heer auch war; er gehorchte, weil er die Zeit zu seinem selbständigen Auftreten noch nicht gekommen wähnte. Der über seinen Gehorsam erfreute Diktator hatte ihn mit vielen Ehrenbezeigungen empfangen und ihm den Beinamen Magnus (der Große) zuertheilt, allein den Triumph, auf welchen der junge Sieger Anspruch machte, als ungesetzlich verweigert. Pompejus erklärte dem Sulla hierauf mit seltenem Muthe, daß an seiner Einwilligung nichts gelegen sei, wenn das Volk ihm den Triumph gestatte, und das Volk werde es auch gegen den Willen des Diktators thun, weil die Mehrzahl desselben eher die aufsteigende als die niedersinkende Sonne anbete. Sulla, von der Wahrheit dieser Worte eben so getroffen wie von ihrer Kühnheit, und durch die letztere entwaffnet, rief in seiner halb läßlichen und halb ironischen Weise aus: „Nun so mag er in der Götter Namen triumphiren!“ Und so erlebte denn Rom das bisher unerhörte Schauspiel, daß ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling, der noch keine andere Staatswürde bekleidet hatte als die eines römischen Ritters, einen Triumph feierte! Mit diesem Triumph hatte Pompejus die erste Sprosse seines nachmals so bedeutenden Ruhmes erklommen.

Nach Sulla's Tode fand sich für Pompejus bald eine Gelegenheit, sich aufs Neue auszuzeichnen; denn in Spanien hatte sich gegen die Römer ein Feind erhoben, welcher um so gefährlicher sein mußte, als er selbst Römer und einer der wackersten war. Quintus Sertorius, ein edler Demokrat und aus Liebe zu seiner Partei Anhänger des Marius und Cinna, hatte für diese beiden Männer gekämpft und war als ein von Sulla Geächteter

nach Spanien geflohen, wo ihn die dortigen nach Freiheit dürstenden Völker zu ihrem Anführer gemacht hatten. Sertorius, dem diese Gelegenheit zur Bekämpfung der Sullanischen Partei willkommen war, hatte der Diktatur den Krieg erklärt, und die ihm entgegengesandten Heere theils geschlagen, theils zum Uebertritte bewogen. An der Spitze der muthigen spanischen Völker, namentlich der Lusitanier, und von ihnen als König verehrt, fing Sertorius bereits an, zu den gefährlichsten Feinden Roms gerechnet zu werden, um so mehr, da seine dem spanischen Boden angepaßte Art der Kriegführung den Römern zahllose Opfer an Menschen kostete.

Sertorius wurde wegen seiner Milde, seines Verstandes und seiner Kriegserfahrenheit von den spanischen Völkern so verehrt, daß er sich eine unumschränkte Oberherrschaft über sie aneignen und sich ohne Widerspruch zum wirklichen König machen konnte. Allein der wackere Mann wollte nicht König, sondern Bürger, nicht Spanier, sondern Römer sein. Er wollte Spanien zu einer Republik Rom machen, da die eigentliche Republik Rom unter Sulla's Fußtritt zu einer Despotie herabgesunken war. Deshalb erklärte er die Regierung Sulla's für eine unrechtmäßige und erwählte aus den ihn umgebenden geächteten Römern 300 Senatoren, die er den wahren Senat des römischen Volkes nannte.

Nachdem Sertorius für die Ausbildung der Spanier in römischer Kriegskunst mit dem größten Eifer gesorgt hatte, mußten sie, die zugleich in der taktischen Benutzung ihres heimischen Bodens den Römern überlegen waren, unter der Anführung eines Mannes wie Sertorius unbesiegbar sein. Das Talent des Feldherrn zeigte sich besonders in der Kunst, den Feind durch Märsche zu ermüden, ihm Ueberfälle zu bereiten, seine Heeresmassen zu vereinzeln und jede Hauptschlacht, welche den Sieg zweifelhaft erscheinen ließ, zu vermeiden. So widerstand er mit seinem nur 8000 Mann starken Heere den gegen ihn kämpfenden 120,000 Römern, ja er brachte ihnen auch solche Niederlagen bei, daß ihre Heereshaufen sichtlich zusammenschmolzen.

So hatte Sertorius schon fünf Jahre lang den Römern die Spitze geboten, und sein Kriegsruhm erscholl bereits bis über die Grenzen des Römischen Reiches, daß selbst Mithridates um seine Hülfe warb, als Pompejus in der Besiegung des Sertorius eine seiner würdige Aufgabe sah und (77 v. Chr.) ein Heer nach Spanien führte. Aber auch er mußte die Ueberlegenheit des Helden empfinden, und wahrscheinlich würde sein Ruhm hier gescheitert sein, wenn Sertorius nicht (72 v. Chr.) dem Meuchelmorde eines zu ihm übergetretenen römischen Befehlshabers, Namens Cajus Perperna, zum Opfer gefallen wäre. Cajus Perperna, der demokratischen Partei angehörend, war, obgleich ohne alles Talent, von Ruhmsucht getrieben worden, ein Heer nach Spanien zu führen, um sich dort von Rom unabhängig zu machen. Allein seine Soldaten hatten ihn gezwungen, sich mit Sertorius zu verbinden und seine Stelle zunächst unter diesem zu nehmen. Dies erbitterte den ehrgeizigen Perperna dergestalt, daß er über einem Plane brütete, um den Sertorius zu stürzen und sich dessen Obergewalt zuzueignen. Er suchte allmählich durch Anschwärzungen aller Art die Gemüther des Heeres von dem Feldherrn abzuwenden, und als dieser die Kälte und das Mißtrauen seiner Soldaten merkte, ohne den Grund davon erfahren zu können, bemächtigte sich der Mißmuth seiner Brust so sehr, daß er jetzt wirklich solche Handlungen beging, die Perperna ihm angedichtet hatte, und sich die Herzen seines Heeres also wirklich entfremdete. Er gab demselben fast täglich beleidigende Beweise von dem Mißtrauen, welches er in die Soldaten setzte, und behandelte sie mit Strenge, ja selbst mit Grausamkeit. Als sich auf diese Weise die frühere Liebe des Heeres zu Sertorius in Haß verwandelt hatte, glaubte Perperna den Zeitpunkt gekommen, den Feldherrn mit Erfolg aus dem Wege räumen zu können. Er stiftete eine Verschwörung gegen das Leben desselben, und bei einem Gastmahle, zu welchem Sertorius von Perperna eingeladen worden war, fiel der Erstere unter den Dolchen der Verschworenen.

Perperna übernahm nun selbst den Oberbefehl der spanischen Völker, war aber dem jungen Pompejus so wenig gewachsen, daß er wenige Tage darauf geschlagen, gefangen und hingerichtet wurde, worauf Pompejus den spanischen Aufstand mit leichter Mühe vollends unterdrückte.

Der Gladiatorenkrieg (73—70 v. Chr.). Wenn wir den Pompejus oben ein Schoßkind des Glückes nannten, so geschah dies nicht blos deshalb, weil alle seine Unternehmungen glücklich ausfielen, sondern vorzüglich, weil ihm namentlich in der ersten Zeit seines Auftretens Verdienste beigemessen wurden, an denen das Glück mehr Antheil hatte als seine Thaten. Wie dies in dem Kampfe gegen Sertorius durch dessen Tod der Fall war, so geschah es auch bei der Beendigung des unter dem Namen der Gladiatorenkrieg bekannten Aufstandes der römischen Fechter (Gladiatoren). Dies war eine Menschenklasse, welche den Sklaven gleich geachtet wurde, deren Los aber um so viel schrecklicher war denn das der Sklaven, als die Gladiatoren die unmenschliche Bestimmung hatten, in den öffentlichen Spielen zum Vergnügen des Volkes sich gegenseitig bis auf den Tod zu bekämpfen. Das Empörende dieses Handwerks hatte in einem der auf der Fechterschule zu Capua befindlichen Gladiatoren, dem edelgesinnten Spartacus, den Entschluß hervorgebracht, seine und seiner Schicksalsgenossen Ketten mit Gewalt zu zerbrechen.

Spartacus, ein Thrakier von Geburt, hatte das Unglück gehabt, in die römische Gefangenschaft zu gerathen, und war dann unter die Gladiatoren verkauft worden. Sein edler Sinn empörte sich gegen das ihm gewordene Los, und da sein Leben überdies jeden Augenblick für das Vergnügen des Volkes eingesetzt wurde, so beschloß er, diesen Einsatz lieber zur Gewinnung der Freiheit zu wagen. In solchem Sinne wirkte er auf seine Schicksalsgenossen ein, und siebzig derselben erklärten sich bereit, ihm zu folgen.

An ihrer Spitze brach er (73 v. Chr.) von Capua auf, sammelte die Sklaven der Umgegend unter sein Banner und setzte in kurzer Zeit durch Plündern und Beutemachen seine sich mit jedem Tage vermehrende Schar in vollkommen waffenfähigen Stand. Als die Römer ihm das erste Heer unter Publius Varinius Glaber entgegenschickten, war seine Mannschaft bereits so stark und so kriegsfähig, daß die Römer eine entschiedene Niederlage erlitten. Dieser erste glückliche Erfolg ermunterte die italischen Fechter und Sklaven so sehr zur Theilnahme an dem Aufstande, daß sich Spartacus kurze Zeit darauf an der Spitze eines Heeres von 10,000 Mann sah. Mit demselben wandte er sich unter glücklichen Kämpfen, in denen er ein seltenes kriegerisches Talent entwickelte, nach dem Cisalpanischen Gallien, um sich unter den dortigen zum Aufstande geneigten Völkern zu verstärken und sodann auf Rom loszurücken. Obgleich sich die Römer im Sklavenkriege schon einmal überzeugt hatten, daß Männer, welche für die Erringung der Freiheit kämpfen, noch tapferer sein können, als solche, die für die Erhaltung derselben streiten, und daß der verächtliche Name eines Sklaven noch immer den achtungswerthen Muth des Mannes zuläßt, so betrachteten sie in ihrem Dünkel den Aufstand der Gladiatoren noch immer als eine bloße Meuterei, zu deren Erstickung es nur der Absendung eines Heeres bedürfe. Doch als die ausgesandten Konsuln von Spartacus, dessen Truppenzahl sich bereits auf 70,000 Mann belief, zu wiederholten Malen geschlagen wurden, da fing man endlich an einzusehen, daß man es mit einem förmlichen Kriege zu thun habe, und zwar mit einem solchen, der für Roms Existenz bereits gefahrdrohend wurde. Denn erschien Spartacus mit seiner siegreichen Schar vor Rom, so hing das Schicksal der Republik an dem Ausgange einer einzigen Schlacht, und der Gladiatorenhäuptling hatte schon gezeigt, daß er über Römer zu siegen verstehe. Da nun die Römer aus Erfahrung wußten, daß die Siege ihrer Heere sich an die Persönlichkeit und das Talent des Feldherrn knüpften, so waren sie darauf bedacht, einen Mann zu finden, dessen Name ihnen den Sieg verbürgen konnte. Aber der Einzige, zu dem man in dieser Hinsicht unbedingtes Vertrauen hatte, Pompejus, war in Spanien; und die Siege des mächtigen Spartacus hatten bereits

so niederschlagend auf die übrigen römischen Feldherren gewirkt, daß sich keiner von ihnen um den Oberbefehl gegen die Gladiatoren bewarb. In dieser Noth trat ein Mann auf, welcher später noch wichtiger für die Geschichte der Republik werden sollte, indem er von dem Verlangen getrieben wurde, das aufsteigende Gestirn des Pompejus zu verdunkeln.

Marcus Licinius Crassus, ein durch persönliche Rührigkeit und Beharrlichkeit ausgezeichneter, besonders aber durch großen Reichthum mächtiger Anhänger der aristokratischen Partei, der schon in den Bürgerkriegen manchen Beweis von Tapferkeit gegeben hatte, bewarb sich um die Feldherrnstelle gegen die Gladiatoren, erhielt sie und führte sie mit so entschiedenem Glück, daß sich Spartacus zum ersten Male geschlagen sah.



Tod des Spartacus. Zeichnung von Hermann Vogel.

Crassus war der Meinung gewesen, daß die Feigheit der römischen Soldaten an den bisherigen Siegen des Spartacus die größte Schuld gehabt hätte. Um diese Feigheit durch den Schrecken zu unterdrücken, ein Mittel, welches nicht selten seinen Zweck erreicht, hatte Crassus das geschlagene römische Heer dezimiren, d. h. den zehnten Mann hinrichten lassen. So ungerecht ein solches Verfahren auch war, es schien durch den Erfolg gerechtfertigt; denn gleich in der nächsten Schlacht konnten sich die Römer Sieger nennen.

Spartacus sah sich durch seine Niederlage genöthigt, seinen Plan gegen Rom aufzugeben, und eilte nach dem Süden Italiens, um von da aus nach Sizilien überzusetzen und dort den Sklavenkrieg von Neuem anzufachen. Doch Crassus versperrte ihm den Weg und schloß ihn in Bruttien durch große Verschanzungen ein. Inzwischen erschienen den Römern auch die Fortschritte des Crassus zu langsam, und da Pompejus eben von Spanien zurückkehrte, so ernannten sie diesen zum Mitbefehlshaber im Gladiatorenkriege. Dies erregte den Ehrneid des Crassus, und er bot Alles auf, um den Krieg noch vor der Ankunft seines Nebenbuhlers zu beendigen, was um so schwerer erschien, als es dem Spartacus gelungen war, die um ihn her errichtete Einschließung zu durchbrechen und mit seinem Heere nach Brundisium zu ziehen, wo er sich zu einer verzweifelten Gegenwehr rüstete.

Spartacus sah sehr wohl ein, daß die Annäherung des Pompejus sein und seiner Genossen Schicksal entscheiden und er bei Brundisium entweder glänzend siegen oder untergehen müsse. Wie sehr er auf Beides gefaßt war, und mit welcher heldenmüthigen Ruhe der kühne Gladiatorenhäuptling auf seine nächste Zukunft blickte, das zeigt uns sein Benehmen kurz vor dem Beginn der Schlacht. Als man ihm sein Streitroß vorführte, um es besteigen zu können, zog er sein Schwert und erstach das edle Thier vor Aller Augen, indem er, wahrscheinlich auch um seinen Gefährten das Entscheidende des bevorstehenden Kampfes anzudeuten, die Worte ausrief: „Siege ich, so werde ich eine Menge besserer Pferde erbeuten; werde ich aber besiegt, so bedarf ich auch dieses nicht mehr!“

Crassus, fest entschlossen, Alles auf einen Wurf zu setzen, griff bei Brundisium (71 v. Chr.) an, die Gladiatoren wehrten sich wie Verzweifelte, Spartacus selbst focht mit dem Muthe eines Löwen, er schlug eigenhändig zahlreiche Feinde, darunter auch zwei Centurionen, nieder und verwundet hingesunken führte er noch den Speer gegen die andringenden Feinde. An 40,000 Mann seines Heeres blieben auf dem Platze. Die Uebrigen hatten, in verschiedene Haufen getheilt, die Flucht ergriffen, und der größte dieser Haufen, 5000 Mann stark, seinen Weg nach Norden eingeschlagen. Hier aber trat den Flüchtigen der aus Spanien zurückkehrende Pompejus entgegen und vernichtete sie, ein Umstand, der ihn in den Augen des Volkes als den eigentlichen Beendiger des Gladiatorenkrieges erscheinen ließ und die Ursache wurde zu einer eifersüchtigen Feindschaft zwischen Pompejus und Crassus, die, wenn ihr Ausbruch nicht durch die Vermittlung des Senats verhindert worden wäre, Rom aufs Neue mit Bürgerblut getränkt hätte.

Die Furcht vor einem zwischen Pompejus und Crassus ausbrechenden Bürgerkriege war allgemein, und der Senat bot alle Mittel auf, um die beiden Widersacher, wenn auch nur scheinbar, zu versöhnen. Ein Ritter wurde gewonnen, um in der Volksversammlung zu erklären, daß Jupiter ihm im Traume erschienen sei mit dem Gebot, die beiden Helden zur Eintracht zu ermahnen. Das Volk gab durch Beifallsruf seinen Wunsch für eine Aussöhnung derselben zu erkennen, und endlich trat Crassus auf Pompejus zu, um ihm die Hand zu reichen. Kaum sah dieser, daß sein Widersacher den ersten Schritt gegen ihn that, als er, seinen Stolz befriedigt fühlend, dem Crassus entgegentrat und — ihn umarmte. Beide Nebenbuhler, für das Jahr 70 v. Chr. gemeinschaftlich zu Konsuln ernannt, strebten nun eifrig danach, die Herzen des römischen Volkes zu gewinnen; Pompejus durch Wiederherstellung demokratischer Einrichtungen, namentlich der tribunischen Gewalt, Crassus durch Verwendung seines unermeßlichen Reichthums zu öffentlichen Gastmählern. Pompejus, weniger umgänglich und gesellig als Crassus und keineswegs reich, mußte zu rein politischen Mitteln greifen, um die Volksgunst zu gewinnen. Dabei aber glückte es ihm doch auch, durch einzelne Züge seines großherzigen Charakters sich den Beifall des Volkes zu erwerben. Dahin gehört folgende Ueberlieferung: Pompejus hatte vor Erlangung des Konsulats noch keine andere Staatswürde bekleidet, als die eines Ritters. Bei einer durch den Censor abgehaltenen Heerschau über die Ritter fand er sich daher mit seinem Pferde eben so wie die anderen Ritter ein und antwortete auf die übliche Frage des Censors, ob und unter wem er seine Feldzüge gethan habe, mit ehrgeiziger Bescheidenheit: „Ich habe sie alle gethan, und zwar unter meiner eigenen Anführung.“ Das Volk jauchzte dieser Antwort des jungen Konsuls lauten Beifall zu.

Unter den Geldkönigen der Geschichte wird stets auch Crassus genannt, und in der That war sein Reichthum wenigstens für die damaligen Verhältnisse unglaublich groß; denn das Vermögen, über welches er zu gebieten hatte, soll sich auf 7000 Talente belaufen haben. Freilich hatte er diese Geldmacht durch bloße kaufmännische Spekulationen erworben, sofern er bei Sulla's Proskriptionen die großen Ländereien der Geächteten für unbedeutende Preise ankaufte und den Zeitpunkt ihrer Verwerthung abwartete; indem er ferner alle eingefallenen Gebäude durch ein unbedeutendes Kaufgeld an sich brachte und

dieselben durch seine zahlreichen Sklaven wieder aufbauen ließ, so daß er endlich Eigenthümer eines großen Theils der Häuser Roms geworden war. Mit seinem Reichthum verband Crassus überdies eine ungewöhnliche Freundlichkeit und ein nach allen Seiten entgegenkommendes Wesen, und da er dabei die Absicht hatte, das römische Volk für sich zu gewinnen, so konnte es ihm nicht schwer werden, seinen Zweck zu erreichen.

Doch so entartet war das römische Volk noch nicht, daß es den an seinen Magen gerichteten Schmeicheleien den Vorzug gab vor denen, welche seinem Freiheitssinne galten, und so erhielt denn Pompejus sehr bald den größeren Einfluß und durch denselben Gelegenheit zu neuen Verdiensten um den Staat.

Dahin rechnen wir namentlich seine glücklichen Unternehmungen gegen die Seeräuber, welche seit einiger Zeit, von Mithridates unterstützt, das Mittelmeer heimsuchten und für alle Handelsverhältnisse so unsicher machten, daß die Römer sich zum Einschreiten genöthigt sahen. Pompejus wurde (67 v. Chr.) mit diktatorischer Gewalt über das Meer ausgerüstet, um die Seeräuber zu vertilgen, und er entledigte sich seines Auftrages mit so viel Glück, Klugheit und Umsicht, daß in der kurzen Zeit von vier Monaten das ganze Mittelmeer als von den Seeräubern gereinigt gelten konnte.

Es waren die Tribunen, welche dem Pompejus zu jener außergewöhnlichen Gewalt verhalfen zum Danke dafür, daß er die Macht des Tribunats wieder hergestellt hatte. Der Tribun **Gabinius** brachte ein Gesetz folgenden Inhalts in Vorschlag: die Republik solle einen Mann wählen, dem die Vertilgung der Seeräuber übertragen werde. Um seinen Zweck desto sicherer erreichen zu können, solle der Erwählte über seine Flotte und das ganze Mittelmeer drei Jahre hindurch diktatorische Gewalt haben und die Vollmacht bekommen, so viel Mannschaft wie ihm nöthig scheine, auszuheben und aus der Staatskasse so viel Geld zu erheben, wie ihm gut dünken werde, ohne in der einen oder der andern Befugniß durch eine Rechenschaftsablegung beschränkt zu werden. So unrepublikanisch dies Gabinische Gesetz auch war, es ging durch; und wie es dem Pompejus zu Gunsten eingebracht worden, so fiel auch natürlich die Wahl zum Seediktator auf diesen.

Der Seeräuberkrieg ist vielleicht die glänzendste That des Pompejus, denn der gute Zweck wurde hier durch Mittel erreicht, die nicht blos durch das Glück, sondern weit mehr durch das Talent des Feldherrn so erfolgreich wirkten. Ausgerüstet mit 500 Schiffen und einem Heere von 120,000 Mann und bekleidet mit einer Gewalt, wie sie von dem römischen Volke freiwillig noch keinem Feldherrn zuertheilt worden war, verließ Pompejus den Hafen, um den Vertilgungskrieg sogleich zu beginnen. Unter die 13 Legaten, die er ernannt hatte, vertheilte er seine Kriegsmacht und zugleich das Mittelmeer dergestalt, daß jeder Legat eine bestimmte Station zu durchkreuzen und von den Seeräubern zu reinigen hatte, während Pompejus selbst die Oberaufsicht über die verschiedenen Stationen behielt. Durch diesen vortrefflichen Operationsplan, welcher jede Flucht der Seeräuber unmöglich machte, gelang es dem Feldherrn, seinen Auftrag ohne eigentliche Schlacht binnen vier Monaten vollständig zu erfüllen. An 20,000 Seeräuber und eine große Menge ihrer Schiffe waren in seine Hände gefallen und die von ihnen besetzten Küstenstädte erobert. Den größten Theil der Gefangenen versetzte Pompejus als Kolonisten in die vom Meere entfernteren Länder, um sie dadurch von ihrem räuberischen Gewerbe abzubringen und einem geregelten Leben zuzuwenden.

Die so glorreiche Vertilgung der Seeräuber hatte des Pompejus Namen auf die Spitze der Popularität gehoben. Kein Wunder, daß seine Freunde ihre Bemühungen, dem Gefeierten Gelegenheit zu neuem Ruhme zu eröffnen, mit Erfolg gekrönt sahen. Eine solche Gelegenheit gab der Pontische Krieg, welcher im Jahre 75 v. Chr. abermals zum Ausbruch gekommen war und dessen bisherige Ereignisse daher hier nachzuholen sind.

Die glücklichen Kämpfe des Sertorius in Spanien hatten den Mithridates angereizt, noch einmal sein Glück gegen die Römer zu versuchen, und mit Sertorius im Bunde hatte

er gehofft, in einem dritten Kampfe gegen Rom Sieger zu bleiben. Nachdem er überall in Europa und Asien Bündnisse angeknüpft und durch die eifrigsten Rüstungen seine streitbare Macht auf 140,000 Mann zu Fuß und 16,000 Reiter gebracht hatte, begann er den Krieg ohne alle Veranlassung, indem er Bithynien, dessen König Nikomedes III. Philopator, ein Enkel des Prusias, eben gestorben war und sein Reich den Römern vermacht hatte, ohne Weiteres in Besitz nahm. Marcus Aurelius Cotta, der römische Befehlshaber in Asien, war nicht der Mann, um dem kühnen Mithridates die Spitze bieten zu können, und so machte dieser abermals schnelle Fortschritte. Zum Unglück für diesen fiel aber nun Sertorius, seine wichtigste Stütze; die Römer erhielten freiere Hand und sandten in dem Konsul Lucius Licinius Lucullus einen Mann nach Asien, der, gleich ausgezeichnet durch gelehrte Bildung wie kriegerisches Talent, dem Kriege sogleich eine andere Wendung gab. Mithridates mußte auf den Angriff verzichten, um alle seine Macht auf seine Vertheidigung zu richten; denn in einer See- und Landschlacht bei Kyzikos (74 v. Chr.) hatte er die große Ueberlegenheit seines Gegners bereits erfahren müssen; nicht minder entscheidend war die Mithridatische Flotte, welche nach Italien zur Unterstützung der Gladiatoren bestimmt war, bei der Insel Tenedos (73 v. Chr.) geschlagen worden. In kurzer Zeit sah sich Mithridates auf sein Stammreich Pontos beschränkt; aber auch hierhin verfolgte ihn der unermüdliche Lucullus, und in einigen glücklichen Treffen hatte dieser das Pontische Reich erobert (72 v. Chr.) und den Mithridates zur Flucht gezwungen. Nach seiner Flucht, als Mithridates sein Reich für völlig verloren hielt, beschloß er noch eine That, die es zweifelhaft läßt, ob man sie unter die Beispiele seiner Grausamkeit reihen oder sie als einen sinnlosen Akt der Verzweiflung betrachten soll. Er sandte einen ihm vertrauten Verschnittenen, Namens Bacchides, in seine Residenz mit dem Befehle, seine Schwestern, seine Weiber und Beischläferinnen sämmtlich umzubringen, sei es durch Schwert, Gift oder Strick. Der grausame Befehl wurde ausgeführt, die ahnungslosen Opfer wurden abgeschlachtet, also bleibt nur die unnütze Grausamkeit des Mithridates zu verabscheuen. — Da Lucullus den Pontischen Krieg als beendigt ansah, trat er als Ordner des römischen Asiens auf. Seine Einrichtungen, die alle darauf abzielten, das traurige Los der so oft und hart heimgesuchten Bewohner zu mildern, wurden von denselben mit lautem Jubel begrüßt und geben ein schönes Zeugniß von der menschenfreundlichen Gesinnung des talentvollen Feldherrn.

Die Strafsumme, welche Sulla der Provinz Asien auferlegt hatte, war durch den Wucher der Kapitalisten, welche die Gelder vorschossen und die Bewohner sodann als ihre Schuldner behandelten, von 20,000 Talenten auf 150,000 angewachsen. Um diese unerschwingliche Summe einzutreiben, ließen die Kapitalisten kein Mittel unversucht, mochte es so grausam und unmenschlich sein, wie es sich immer denken ließ. Wir wollen nichts dagegen sagen, daß sie die Tempelschätze der verschuldeten Städte einzogen; denn dies war von allen Mitteln, ihr Geld einzutreiben, das wenigst drückende und vielleicht nur für die damaligen Anschauungen schrecklich; allein hierbei blieben die Wucherer nicht stehen. Um die Bewohner zur Zahlung zu zwingen, ließen sie dieselben nach Gutdünken fesseln und in die Kerker werfen, ja sie erfanden auch neue und furchtbare Martern; man ließ die unglücklichen Schuldner im glühendsten Sommer nackt in der Mittagshitze brennen, ohne sie mit einem Trunk Wasser zu erfrischen, im Winter mit bloßen Füßen im Kothe oder in der Nässe stehen; und nachdem man sie so genug gemartert hatte, verkaufte man sie mit Weib und Kindern in die Sklaverei, um wenigstens auf diese Weise zu einem Theil seines Geldes zu kommen.

So war die von Sulla gegen Asien geübte Milde den Bewohnern zu einer wahren Höllenstrafe geworden, und Lucullus, der sogleich Einrichtungen traf, dem Unwesen zu steuern, mußte ihnen als ein Bote der Götter erscheinen. Er trat dem Wucher entgegen, indem er den Zinsfuß auf das gesetzliche Maß von 12 Prozent zurückführte und den

Zinseszins unterdrückte; er verordnete, daß kein Schuldner mit seiner Person für die Schuld zu haften habe, und daß ihm bei der Wegnahme seines Besitzthums so viel gelassen werden müsse, wie er zum nothwendigen Lebensunterhalte bedürfe; endlich traf er noch Anstalten, daß die Forderungen auf eine billige Weise in bestimmten Fristen befriedigt werden konnten.

Wenn sich der menschenfreundliche Lucullus dadurch auf der einen Seite den Segen der gedrückten Bewohner und den Dank der Menschenfreunde erwarb, so zog er sich doch auf der andern Seite den Haß der reichen Wucherer zu, deren Willkür er durch seine Verordnungen Schranken gesetzt hatte; und wir werden gleich unten sehen, wie sich jene Blutsauger dafür zu rächen suchten, daß ihnen Lucullus die Macht entzogen hatte, Unmenschen zu sein. Leider wurde er bei seiner friedlichen Beschäftigung durch einen neuen Feind gestört. Mithridates war nämlich zu seinem Schwiegersohne **Tigranes II.** von Groß-Armenien geflohen, der zugleich Beherrscher des Syrischen Reiches geworden war, und hatte diesen zum Kriege gegen die Römer angereizt. Tigranes, ein hochmüthiger, doch nicht ganz talentloser Mann, glaubte sich mächtig genug, den Fortschritten der Römer ein Ziel zu setzen. Deshalb und weniger aus verwandtschaftlichem Gefühle verweigerte er die von den Römern begehrte Auslieferung seines Schwiegervaters und erklärte sich dadurch für einen Feind Roms. Lucullus hatte keine Ursache, den neuen Gegner zu fürchten, denn indem er gegen Syrien vordrang, überzeugte er sich in dem ersten Treffen, welches er dem ihm entgegengesandten Tigranischen Heerhaufen lieferte, daß die feindlichen Massen nicht geeignet waren, der römischen Kriegskunst zu widerstehen. Und so geschah es denn auch, daß Tigranes sein 300,000 Mann starkes Hauptheer von dem nur 30,000 Mann befehligenden Lucullus bei Tigranokerta (69 v. Chr.) vollständig geschlagen und diese seine von ihm erst erbaute Hauptstadt in die Gewalt der Römer fallen sah, welche sich durch die hier vorgefundene unermeßliche Beute für die bisherigen Kriegslasten hinlänglich belohnt fanden. Mithridates und Tigranes rafften zwar ihre letzte Kraft zusammen, um ein neues Heer aufzubringen; allein Lucullus zog demselben entgegen in der Absicht, die am Araxes liegende reiche Stadt Artaxata zu nehmen. Er fand indessen in den schneebedeckten Gebirgs- und wohlvertheidigten Engpässen sehr entschlossenen Widerstand. Gern hätte er den Krieg durch eine Schlacht entschieden, allein der Feind kannte seinen Vortheil und wich einer solchen aus. Trotz aller dieser Schwierigkeiten gelangte Lucullus bis in die Nähe von Artaxata und schlug den Feind am Flusse Arsanias (68 v. Chr.)



Cn. Pompejus.

Nun aber wurde der ruhmvollen Laufbahn des wackeren Römerfeldherrn plötzlich ein Ziel gesteckt durch — Rom selbst. Zuerst weigerten sich die durch die reiche Beute üppig und weichlich gemachten Soldaten, dem in der Mannszucht so überaus strengen Feldherrn ferner zu folgen. Die Unzufriedenheit, welche darüber in Rom gegen Lucullus laut wurde, benutzten dessen Feinde, um seine Abberufung durchzusetzen, gerade in dem Augenblicke, wo die Gefahren des Pontischen Krieges überstanden und nur Lorbern desselben zu ernten waren.

Unter diesen Feinden waren jene zahllosen Wucherer, gegen deren Bedrückungen Lucullus die Bewohner Asiens geschützt hatte, am thätigsten; denn sie hatten sich ja dafür zu rächen, daß er ihrer Willkür und ihren Grausamkeiten Einhalt geboten. Man suchte in Rom den Glauben zu verbreiten, der Pontische Krieg könnte längst beendet sein, wenn Lucullus denselben nicht absichtlich in die Länge zöge, um seine Geldgier zu befriedigen. Läßt sich nun auch dem sonst als Mensch und Feldherrn so vortrefflichen Lucullus ein gewisser Grad von Habsucht und Eigennutz nicht absprechen, so war doch die Behauptung, daß er den Krieg in seinem eigenen Interesse verzögere, geradezu eine Verleumdung; doch fand dieselbe um so leichter Glauben, als auch die zahlreichen Freunde des Pompejus eine Gelegenheit suchten, diesem zu einem neuen Lorberkranze zu verhelfen, der bei der Beendigung des Pontischen Krieges unter den gegenwärtigen Umständen freilich auf die wohlfeilste und bequemste Art zu erlangen war.

Mit gerechtem Unmuthe über die Blindheit und Ungerechtigkeit des römischen Volkes hatte der edle Lucullus den Oberbefehl über sein siegreiches Heer niedergelegt, und kaum gelang es dem Besieger des Mithridates, dieses gefährlichsten Feindes der Römer, einen Triumph zu erlangen. Alle seine bitteren Erfahrungen bestimmten Lucullus, den öffentlichen Geschäften von jener Zeit an fast ganz zu entsagen; denn wer nicht von seinem Ehrgeize getrieben wird, seine Kräfte einem undankbaren Volke zu opfern, der muß auf diesem dornenvollsten aller Wege sehr bald ermüden. Wer möchte es dem gebildeten und edelgesinnten Lucullus, der nur einem edlen Ehrgeiz huldigte, verdenken, daß er sich von dem Wirken für ein undankbares Volk lossagte und fortan nur seinen eigenen Genüssen lebte? Er theilte den Rest seines Lebens zwischen wissenschaftlicher Beschäftigung und allen den Freuden der Sinne, die ihm sein großes Vermögen erkaufen konnte. Seine prachtvollen Landhäuser und Gärten, seine kostbaren Sammlungen von Kunstwerken, seine reichen und bequemen Geräthschaften, der üppige und verschwenderische Aufwand seiner Gastmähler, das bei ihm herrschende Ausgesuchte und Vollständige aller jener Mittel, die zu einem bequemen, genußreichen und wollüstigen Leben dienen, haben den Namen **Lucullus** zur Bezeichnung des feinern Sinnengenusses sprüchwörtlich gemacht. Beiläufig wollen wir hier bemerken, daß wir dem Lucullus die Kirschen in Europa verdanken; er brachte sie aus Asien mit, und ein Kirschbaum nahm eine Stelle bei seinem Triumphzug ein. — Pompejus wurde also zum Nachfolger des Lucullus ernannt und mit diktatorischer Gewalt nach Asien gesandt. Aber die Freunde des Pompejus begnügten sich nicht damit, ihm die schönen Aussichten eines Oberfeldherrn in Asien zugewandt zu haben, sie wollten ihn auch mit außerordentlicher Gewalt bekleidet sehen. Deshalb schlug der Tribun **Manilius**, der die Abberufung des Lucullus betrieben hatte, ein Gesetz vor, durch welches dem Pompejus die Verwaltung des ganzen römischen Asien übertragen, die diktatorische Gewalt über das Meer noch fernerhin gelassen, alle außerhalb Italiens stehenden Heere ihm untergeordnet, und ihm zugleich die unumschränkte Vollmacht über Krieg und Frieden gegeben werden sollte. Dies Manilische Gesetz, welches den Grund zu der nachmaligen Herrschermacht des Pompejus legte, fand zwar bei den Republikanern und zugleich auch bei dem auf seine Macht eifersüchtigen Senate entschiedenen Widerstand, indem man geradezu erklärte, daß es die Republik in eine Monarchie umwandle und noch über die Despotie des Sulla hinausgehe; allein das Volk sah die Schlinge nicht, in die jenes Gesetz seine Freiheit brachte, und so ging der Manilische Vorschlag durch.

Lucius Sergius Catilina. Während Pompejus nun in Asien theils durch die Gewalt der Waffen, theils durch die feinere Unterhandlung sich und dem Römischen Reiche neue Macht erkämpfte, wurde die schon in ihren Fugen wankende Republik mit einem völligen Umsturze bedroht durch eine Verschwörung, welche als mißglückt keine historische Wichtigkeit haben würde, wenn sie nicht von einem Manne ausgegangen wäre, der unter allen Umständen eine der eigenthümlichsten Erscheinungen ist, welche die Geschichte uns

vorführt. Lucius Sergius Catilina, ein der aristokratischen Partei angehörender Wüstling, ist vielleicht das seltenste Gemisch von Größe und Laster; und wäre das letztere nicht so überwiegend gewesen, man würde versucht sein, ihn unter die außerordentlichen Männer zu reihen, während man ihn doch nur unter den Mißgeburten der Geschichte nennen kann.

Lucius Sergius Catilina hatte seinen Namen schon von früher Jugend an zu einem Schrecken aller gutgesinnten Römer gemacht. Sinnliche Ausschweifungen, in deren Gefolge sich Verführungen, Ehebruch und Blutschande fanden, nahmen in dem Register seiner Laster noch den niedrigsten Rang ein. Mancherlei Mordthaten, nicht blos an seinen Feinden, sondern auch an seinen nächsten Verwandten verübt, machten ihn zu einem Abscheu der Edlen, und schwerlich möchte es eine Frevelthat geben, die Catilina nicht begangen hatte oder die zu begehen er nicht jeden Augenblick bereit gewesen wäre. Mit dieser vollendeten Lasterhaftigkeit verband er alle Vorzüge des Körpers und des Geistes: Schönheit, Liebenswürdigkeit der Manieren, gebildeten Verstand, List, Kühnheit, Tapferkeit, eine hinreißende Ueberredungskunst und das große Talent, besser zu scheinen, als er war und der Ruf ihn schilderte. Das Bild, welches uns sein Zeitgenosse und Widersacher Cicero von diesem merkwürdigsten aller öffentlichen Charaktere entwirft, ist das sonderbarste Gemisch von Widersprüchen, das sich denken läßt. Diesem zufolge war Catilina ein aus so widersprechenden und unverträglichen Trieben und Begierden zusammengesetztes Wesen, wie nicht leicht ein zweites auf der Erde gelebt hat. Beliebt bei edlen und berühmten Männern und zugleich der Vertraute aller Schurken, ausgerüstet mit Begeisterung für das Vaterland und zugleich der größte und gefährlichste Feind des Staates, verweichlicht durch alle Arten von Ausschweifungen und zugleich unermüdlich und ausdauernd bei der angestrengtesten Arbeit, unersättlich in der Sucht nach Schätzen und zugleich verschwenderisch in der Freigebigkeit, vollendet in der Kunst, sich Freunde zu erwerben und zugleich niemals übertroffen in dem Bestreben, sich den allgemeinen Haß zuzuziehen, willig zu jeder guten That und zugleich bereit zu jeder schlechten; bei allem diesen ein Meister in der Kunst, den Mantel nach dem Winde zu tragen, ernst mit den Strengen, heiter mit den Fröhlichen; sittsam mit den Ehrbaren, unzüchtig mit den Wüstlingen; gesetzt mit dem Alter, ausgelassen mit der Jugend; betend mit den Frommen, fluchend mit den Gotteslästerern. In der Periode der Sullanischen Diktatur war der Name des Catilina zuerst in den öffentlichen Angelegenheiten aufgetreten. Damals hatte er sich die Gunst des Diktators erworben und sich zu einem unmenschlichen Werkzeuge von dessen Tyrannei hergegeben, so daß das Blut vieler Hunderte römischer Bürger an seinen Händen klebte. Durch Sulla's Gunst war er fast zu allen öffentlichen Aemtern befördert worden, hatte sie aber größtentheils nur dazu benutzt, sich die Mittel zu immer neuen Ausschweifungen zu erwerben. Dieser Mann strebte aber nach nichts Geringerem als der unumschränkten Herrschaft über Rom, und dies weniger aus Ehrgeiz als aus Rücksichten für seine Vermögensumstände. Letztere waren stets zerrüttet gewesen; allein mit Sulla's Ende versiegten nicht nur alle seine Hülfsquellen, sondern er hatte sich auch durch sein ausschweifendes Leben in eine so furchtbare Schuldenlast gestürzt, daß er nur in einem gewaltsamen Umsturze der Verfassung das Mittel sah, sich aus seiner Geldverlegenheit zu befreien. Seine glänzenden persönlichen Eigenschaften machten es ihm leicht, unter gleichgesinnten jungen Römern, abenteuerlichen Frauen und Sullanischen Soldaten, welche Letzteren von Sulla reich beschenkt worden, aber bereits wieder in Armuth gerathen waren und sich nach einem Bürgerkriege als dem Mittel zur Erlangung neuer Schätze sehnten, eine Verschwörung zu stiften, die keinen andern Zweck hatte, als Konsuln und Senatoren zu ermorden und die Verschworenen unter Catilina's Oberherrschaft an die Regierung zu bringen. Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, bewarb sich Catilina für das Jahr 63 v. Chr. um das Konsulat; allein da seine geheimen Pläne bereits ruchbar geworden waren, so wurde seine Bewerbung mit Entrüstung aufgenommen.

Die Verschwörung zum Umsturze der Republik war zwar so geheim gehalten worden, daß Niemand das Bestehen derselben ahnte; allein die unüberlegten Reden eines der Verschworenen, Namens Quintus Curius, machten endlich darauf aufmerksam. Fulvia, eine edle Römerin und die Geliebte des Curius, schien ihres Verhältnisses mit dem jungen Manne überdrüssig zu sein und zeigte ihm dies ziemlich klar. Curius, welcher seine zerrütteten Vermögensumstände für die Ursache ihres Kaltsinnes hielt, gab ihr zu verstehen, daß er bald reich genug sein würde, um ihre Gunst wieder zu erwerben. Auf Fulvia's Frage nach dem Mittel, durch welches er zu neuem Reichthume zu gelangen hoffe, erwiederte Curius, dies sei ein großes Geheimniß, das er ihr nie entdecken dürfe und werde, gab aber doch endlich den Liebkosungen des neugierigen Weibes so weit nach, um ihr die Existenz der Verschwörung anzuvertrauen. Fulvia, dadurch erschreckt, theilte die Nachricht den obersten Beamten mit, ohne indeß den Namen Desjenigen zu nennen, der ihr dieselbe anvertraut hatte.

Marcus Tullius Cicero. Statt Catilina wurde nun ein Mann zum Konsul erwählt, dem die Republik die Zertrümmerung des Verschwörungsplanes zu verdanken haben sollte. Es war der auch als Redner so berühmte Marcus Tullius Cicero, in geistiger Hinsicht einer der begabtesten Römer, in seiner politischen Haltung jedoch nicht immer tadellos.

Cicero stammte aus einer unbekannten Familie der Stadt Arpinum, wurde aber durch die Sorgfalt, mit welcher sich sein Vater die Ausbildung des Knaben angelegen sein ließ, zu der großen Rolle befähigt, die er später als Staatsmann und Redner spielte. In Rom erzogen und unterrichtet, hatte der junge Mann dort keine Gelegenheit versäumt, um sich unter den Augen griechischer Lehrer durch das Studium griechischer Literatur und Kunst zu dem gebildetsten Manne seiner Zeit zu machen. Philosophie und Redekunst waren seine Lieblingsstudien, und namentlich in der letztern zeichnete er sich durch die entschiedensten Anlagen aus. Er wollte dieselben benutzen, um als Sachwalter zu wirken, und dies führte ihn auf das Studium der Rechte und der Politik. In allen von ihm ergriffenen Fächern arbeitete er mit einem Fleiße, der ihm keine Erholung gönnen wollte, und besonders ließ er keinen Tag vergehen, ohne sich in der großen Kunst der freien Rede zu üben, worin er es bald zu einer Vollendung brachte, die seinen Namen neben den eines Demosthenes stellt. Indem er seine Kunst bei den vielen Prozessen anwandte, welche zu seiner Zeit in Rom geführt wurden, erwarb er sich unter allen Volksklassen Freunde, bei den reicheren durch seine Geschicklichkeit, bei den ärmeren durch die menschenfreundliche Vertheidigung unschuldig Unterdrückter. Sein Talent als Anwalt machte sich bald so allgemein geltend, daß man von ihm behauptete, es könne keine Sache geben, die zu schwierig für ihn sei.

Nachdem Cicero zu seiner weitern Ausbildung noch einige Reisen besonders nach Griechenland unternommen hatte, betrat er die politische Laufbahn mit einem solchen Glück, daß er kurz hintereinander Quästor, Aedil, Prätor und endlich Konsul wurde. Doch bei aller Anerkennung, die man dem Talente und der Gesinnung des Cicero angedeihen lassen muß, darf man doch nicht vergessen, daß er durch seine einflußreiche Unterstützung des Manilischen Gesetzes das Meiste zur Erhebung des Pompejus und also zur Vernichtung der Republik beitrug, ein Vorwurf, welcher indeß das römische Volk ebensowol trifft wie seine Stimmführer.

Cicero hatte kaum das Konsulat angetreten, als er die ganze Macht seines Geistes und seiner politischen Gewalt auf die Entdeckung und Vernichtung der Catilinarischen Verschwörung verwandte. Noch kannte man dieselbe lediglich durch das Gerücht; überführende Beweise fehlten, und obgleich man wußte, daß einer der Verschwornen, Cornelius Manlius, nach Etrurien gegangen war und dort ein Heer für die Absichten des Komplots gesammelt hatte, so konnte man die Verschwörung in Rom selbst um so weniger ans Tageslicht ziehen, als Catilina mit unerhörter Dreistigkeit täglich im Senate erschien und

den Gerüchten entgegentrat, welche über seine Verschwörung bereits von Mund zu Mund liefen. Als sei er einer der eifrigsten Vaterlandsfreunde, so erschien er jeden Tag im Senate und bot allen Anspielungen auf seine geheimen Pläne die frechste Stirn.



Cicero auf der Rednertribüne. Nach H. Leutemann.

Cicero besonders war es, der durch die heftigsten gegen ihn gerichteten Reden, bekannt und zum Theil aufbewahrt unter dem Namen der Catilinarien, den Verschwörer einzuschüchtern und zur Flucht aus Rom zu bewegen suchte. Doch Catilina hielt verwegen Stand; ja er erklärte einst auf die Aufforderung, sich von dem auf ihm ruhenden Verdachte zu reinigen, gradezu: „Gewiß, es giebt zwei Parteien in der Republik.

Die eine ist schwach und hat ein kraftloses Haupt; die andere ist stark, und ihr soll, so lange ich lebe, ein Haupt nicht fehlen." — Endlich aber siegte Cicero's Beredsamkeit über Catilina's Keckheit. Eine der Catilinarischen Reden benahm dem Letztern die bisher behauptete Haltung dergestalt, daß er für gerathen fand, die Stadt zu verlassen und zu dem Heere des Manlius zu gehen, nachdem er zuvor mit den übrigen Häuptern der Verschwörung, Publius Lentulus Sura, Cajus Cethegus, Lucius Statilius, Lucius Cassius Longinus, den Ausbruch derselben verabredet und auf einen bestimmten Tag festgesetzt hatte, die Hauptstadt an zwölf Orten zugleich in Brand zu stecken. Während des Feuers sollten Cicero, der größte Theil der Senatoren und alle einflußreichen Männer der Gegenpartei ermordet werden. Catilina wollte sich um diese Zeit mit dem Heere des Manlius in der Nähe halten und die allgemeine Verwirrung benutzen, um die Stadt einzunehmen.

Die Gefahr war um so größer, als Niemand die Häupter des Komplots kannte. Endlich aber, kurz vor dem festgesetzten Ausbruche des Aufruhrs, spielte der Zufall dem Cicero die Namen sämmtlicher Verschworenen in die Hände, und nun hatte dieser gewonnene Sache. Es befand sich nämlich um diese Zeit eine Gesandtschaft der Allobroger in Rom, die im Interesse ihres gedrückten Volkes mit dem Senate zu verhandeln hatte. Die Verschworenen wollten die Gesandten in ihr Interesse ziehen, da sie sich von dem Beistande der Allobroger bedeutenden Nutzen versprachen und infolge des gedrückten Zustandes von diesem Volke eine Bereitwilligkeit wol erwarten durften. Wirklich schwankten die allobrogischen Gesandten einige Zeit, fanden aber zuletzt doch für gut, dem Cicero den Anschlag zu entdecken. Dieser benutzte den Verrath, um die Fäden des Komplots in seine Hände zu bekommen. Auf sein Geheiß mußten die Gesandten sich stellen, als gingen sie auf die Anträge der Verschwörer ein, und nachdem sie vollkommen eingeweiht waren, dem Cicero die Namen und den ganzen Plan der Verschworenen ausliefern.

Er ließ die Verschwörer mit großer Vorsicht einzeln in Verhaft nehmen, ihnen mit tadelnswerther Schnelligkeit den Prozeß machen und sie sodann hinrichten.

Wie groß in den Augen des Volkes das Unheil war, aus dem es durch die Wachsamkeit des Cicero gerettet worden, das geht wol am besten aus den Ausbrüchen der Dankbarkeit hervor, mit welchen derselbe belohnt wurde. Als Cicero in der Nacht aus dem Senate, wo die Verschwörung mit den Verschworenen vernichtet worden war, nach Hause zurückkehrte, wurde er von einer zahllosen Menge Volkes unter Jauchzen und Freudengeschrei begleitet. Die Straßen der Stadt waren mit Fackeln erleuchtet, die von den Weibern sogar auf die Dächer der Häuser gepflanzt wurden; und in das feierliche Schauspiel mischten sich von allen Seiten her die fröhlichen Zurufe, welche den Cicero als den „Retter der Republik", den „Vater des Vaterlandes", den „zweiten Gründer der Stadt" priesen. Nie ist die Vernichtung einer Verschwörung vom Volke mit größerem und aufrichtigerem Jubel gefeiert worden; denn es war eine Verschwörung gegen seine Freiheit und Ordnung gewesen. Rom war allerdings für den Augenblick gerettet, allein noch standen Catilina und Manlius in Etrurien an der Spitze eines 20,000 Mann starken Heeres, bereit, die Gallier zum Aufstande zu bewegen und dann gegen Rom aufzubrechen. Cicero's Kollege im Konsulat, Cajus Antonius Hybrida, erhielt den Auftrag, die Feinde des Vaterlandes zu vertilgen, und Catilina entschloß sich, sein Schicksal durch den Ausgang einer Schlacht zur Entscheidung zu bringen. Sie wurde bei Pistoria (62 v. Chr.) geschlagen; und obgleich Catilina und Manlius mit bewundernswerther Tapferkeit kämpften, und das römische Heer einen außerordentlichen Verlust erlitt, so blieb das letztere dennoch Sieger; Catilina und Manlius fielen in der Schlacht, ihr Heer wurde vernichtet.

In der Schlacht bei Pistoria gaben Catilina und die Seinen, welche sich das Gelübde auferlegt hatten, zu siegen oder zu sterben, die glänzendsten Beweise von Muth und Tapferkeit. Sie kämpften mit einer Todesverachtung, die einer bessern Sache werth

gewesen wäre. Erst als Manlius gefallen war, wichen sie, immer noch kämpfend, der Uebermacht, und Catilina selbst stürzte sich fechtend in den Tod, noch im Fallen seine Feinde niedermetzelnd. Die Zahl seiner erschlagenen Anhänger belief sich auf 3000; sie lagen in fest geschlossenen Reihen da, und keiner ihrer Leichname zeigte eine Wunde auf dem Rücken.

So war denn die Catilinarische Verschwörung erstickt und das Schicksal einer Despotie, welches der Republik harrte, vor der Hand noch abgewendet worden. Daß sie demselben aber nicht entgehen konnte, dafür hatte um eben diese Zeit Pompejus durch festere Begründung seiner Macht gewirkt. Wir verließen denselben, als er zur Beendigung des Pontischen Krieges mit diktatorischer Gewalt nach Asien abgesandt worden war. Nachdem er in dem dortigen verweichlichten Heere Mannszucht und Kriegslust wieder hergestellt hatte, wandte er sich zuerst gegen Mithridates, der sich nach der letzten Niederlage durch Lucullus von seinem Schwiegersohne Tigranes getrennt und mit einem neu gesammelten Heere in Pontos am obern Euphrat festgesetzt hatte. Ein entscheidendes Treffen am Lykosfluß (66 v. Chr.) nöthigte ihn indeß zur Flucht nach der Ostküste des Pontos Euxeinos; denn dort hoffte der unermüdliche Römerfeind bei seinem Sohne Machares, welcher als König über jene Länder herrschte, Unterstützung zu finden. Während Pompejus durch geschickte Unterhandlungen den Machares auf die Seite der Römer zog und ihn so von einer Verbindung mit seinem Vater abhielt, richtete er seine Waffen gegen Tigranes, dessen Seele der seines Schwiegervaters zu unähnlich war, als daß er wie dieser den Muth gehabt hätte, nach seinem letzten Unfalle den Römern abermals feindlich gegenüber zu treten. Mit einer seinem frühern Stolze hohnsprechenden Demuth bot er Unterwerfung an, und Pompejus war ein viel zu kluger Diplomat, um das Anerbieten zu verwerfen.

Tigranes, der sich als Herrscher des einst so großen Syrischen Reiches „König der Könige“ nannte, erschien vor Pompejus mit der Unterwürfigkeit eines Verbrechers, der um Verzeihung fleht. Er warf sich vor ihm zur Erde nieder, bat wegen des Vorgefallenen um Nachsicht und Milde und unterstützte seine Bitte durch zahlreiche Geschenke, die er für Pompejus und dessen Soldaten austheilen ließ. Von dem Ehrgeize des Römers ist anzunehmen, daß ihn die Demuth des Königs mehr als sein Geschenk besänftigte; und zudem mochte die Politik ihn bestimmen, der Republik in Asien einen durch Milde besiegten Freund zu erhalten.

Er ließ ihm sein Stammland Armenien und erklärte die übrigen Besitzungen des Tigranes, namentlich die Trümmer des Syrischen Reiches, für Eigenthum der Römischen Republik.

Jetzt beschloß Pompejus, sich zu einem letzten Vernichtungskampfe gegen Mithridates zu wenden, der mit seinem Sohne Machares wegen dessen römischer Gesinnung in offene Feindseligkeit gerathen war, dieselbe durch Ermordung seines Sohnes beendet hatte und jetzt die Bewohner der Länder im Norden und Osten des Pontos Euxeinos um sich versammelte, um einen abermaligen Versuch zum Sturze der römischen Herrschaft in Asien zu machen. Pompejus ging ihm entgegen. Da er sich aber bald überzeugte, daß die Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche ein Krieg in den dortigen Gegenden mit sich brachte, des Preises nicht werth war, besonders da von dem greisen Mithridates eine für Rom gefährliche Unternehmung nicht zu erwarten stand, so überließ er denselben seinem Schicksale, um sich mit dem Ordnen der asiatischen Angelegenheiten zu befassen. Allein der kluge Pompejus hatte sich in dem Charakter des Mithridates getäuscht. Dieser, an Haß gegen die Römer und an Unermüdlichkeit, ihn zu befriedigen, dem Hannibal gleich, wollte Letzteren auch in der Erfindung und Ausführung der Pläne dazu erreichen. Nachdem er sich ein beträchtliches Heer aus den skythischen Völkern jener Gegend gesammelt hatte, faßte er den Entschluß, auf dem Landwege durch die großen sarmatischen Steppen zu ziehen, ins nördliche Italien einzufallen und Rom selbst zu bedrohen. Diesen riesigen Plan auszuführen, war Mithridates vielleicht nur zu alt; allein wer kann wissen, ob seine Charakterstärke über sein Alter nicht dennoch den Sieg davon getragen haben würde, wenn das

Schicksal den Plan nicht vereitelt hätte. Denn eben als Pompejus heranzog, um denselben durch Waffengewalt zu verhindern, empfing er die Nachricht von dem Tode des Königs.

Mithridates, dessen letzte Kämpfe gegen die römische Herrschaft das Gepräge wahrer Größe tragen, starb dieser Kämpfe würdig einen selbstgewählten Tod. Der geliebteste seiner Söhne, Pharnakes, von ihm schon längst zum Nachfolger ernannt, glaubte von dem verzweifelten Plane seines Vaters auf Italien den Verlust seines Erbes fürchten zu müssen. Theils um sich dies zu erhalten, theils um sich bei den Römern beliebt zu machen, suchte er also den Einfall in Italien zu vereiteln, indem er das Heer gegen seinen Vater aufwiegelte. Dieses, dem bevorstehenden Zuge ohnehin abgeneigt, forderte von Mithridates die Abtretung seiner Krone an Pharnakes. Der greise König, von dem Verrathe seines Sohnes und der Treulosigkeit seines Heeres gleich sehr empört, wollte das letztere durch Ueberredung zu sich zurückführen; allein er fand so thatsächlichen Widerstand, daß er kaum seine Person in Sicherheit bringen konnte. Er floh in seinen Palast; aber das Gefühl, nun auch der letzten Hoffnung seines Lebens beraubt zu sein, gab ihm den Entschluß ein, demselben ein Ende zu machen. Er nahm das Gift, welches er in einem an seinem Schwerte angebrachten Behälter bei sich trug, um es zu mischen. Da baten ihn zwei seiner Töchter, Mithridatis und Nyssa, ein paar noch junge Mädchen, die beständig um ihn waren, vor ihm von dem Gifte nehmen zu dürfen. Der Greis gab den dringenden Bitten seiner heldenmüthigen Töchter nach, und alle Drei tranken aus der Schale. Bei den Mädchen zeigte sich sogleich die tödliche Wirkung des Giftes; sie sanken zur Erde. Allein Mithridates, dessen Natur — wie wir wissen — an den Genuß von Giften gewöhnt war, erwartete vergebens den Tod. Da bat er denn einen vorübergehenden Krieger seines Heeres, ihm durch einen Schwertstoß den letzten Liebesdienst zu erweisen; und der Krieger erfüllte die Bitte des Greises. Von dem Schwerte seines Untergebenen getroffen, sank Mithridates todt zur Seite seiner Töchter nieder.

Jetzt hatte Pompejus über das ganze Vorderasien das Scepter der römischen Republik ausgestreckt. Kleinasien mit Einschluß des Pontischen Reiches war römische Provinz; das Syrische Reich, in welchem der Herrschaft der Seleukiden für immer ein Ende gemacht wurde, ward ebenfalls römische Provinz; und daß auch das Reich Judäa ein ähnliches Schicksal erfuhr, dazu gaben Thronstreitigkeiten, welche in demselben ausgebrochen waren, jetzt die Veranlassung. Zwei Brüder aus dem Geschlechte der Makkabäer, Hyrkan und Aristobul, machten sich den judäischen Thron streitig und riefen endlich den mächtigen Pompejus zum Schiedsrichter auf.

Durch Anerbieten einer großen Summe wußte Aristobul Pompejus für sich zu gewinnen; als dieser jedoch den Feldherrn Gabinius nach Jerusalem sandte, das Geld zu holen, ließen ihn die Juden nicht in die Stadt und verweigerten die Zahlung. Dadurch gereizt rückte Pompejus mit seinem Heere vor die Stadt. Die Anhänger Hyrkan's ließen ihn ein und die Partei des Aristobul zog sich auf den Tempelberg zurück und vertheidigte denselben drei Monate lang mit großer Tapferkeit.

Wie schon mehrmals wurde ihr religiöser Fanatismus auch hier den Juden verderblich. Pompejus, der mit den jüdischen Gebräuchen nicht unbekannt sein mochte, wählte den Sabbath zum Sturm. Die eingeschlossenen Juden feierten ihren Gottesdienst, und selbst als die Mauern bereits erstiegen und die Römer im Tempel waren, ließen sich die Priester in ihren religiösen Verrichtungen nicht stören. Obwol diese Handlungsweise dem Pompejus imponirte und er manches Leben deshalb schonte, so war das angerichtete Blutbad doch gräßlich. Gegen 12000 Juden wurden niedergehauen. Der Politik der Römer getreu, fremde Religionen zu achten, ließ auch Pompejus den Tempel säubern und den Gottesdienst ungestört. Hyrkan wurde zum Hohenpriester und Fürsten von Judäa unter römischer Oberhoheit ernannt und Aristobul mit seiner Familie gefangen nach Rom geführt. So endete die Herrschaft und das Jüdische Reich der Chasmonäer (63 v. Chr.).

Wenn auch nicht sieggekrönter, so doch glorreicher als irgend ein früherer römischer Feldherr, kehrte Pompejus nach Italien zurück, als die Republik soeben aus der Gefahr gerettet war, in welche die Catilinarische Verschwörung sie gestürzt hatte. Vielleicht hielt es der Sieger eben wegen dieses Ereignisses für bedenklich, in dem Gewande eines Diktators vor Rom zu erscheinen; vielleicht glaubte er Zeit und Volksstimmung für seine Herrscherpläne noch nicht geeignet; vielleicht auch schlummerten diese Pläne noch zu tief in seiner Brust, als daß sie ohne ein begünstigendes Ereigniß hervortreten konnten: genug, Pompejus entließ gleich nach der Landung bei Brundisium sein ganzes Heer und zog blos in der Eigenschaft eines Privatmannes in Rom ein. Diese Bescheidenheit, welche ihm die Herzen des Volkes in solchem Maße unterthan machte, daß man an ihre Absichtlichkeit glauben möchte, wurde durch einen zweitägigen Triumph belohnt.



Mithridates giebt sich selbst den Tod. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die Thaten des Pompejus glänzten mehr wegen ihrer in großen Zahlen gerühmten Mannichfaltigkeit als durch ihre Großartigkeit hervor; aber eben deshalb erhöhte sich auch der Reichthum und der Glanz seines Triumphes. Denn imponirend mußte es sein, auf einer großen Tafel, die dem Triumphator vorangetragen wurde, alle jene Thaten verzeichnet zu finden, die er bisher vollbracht. Man sah auf dieser Tafel die Namen aller von ihm unterworfenen Völker und Herrscher; man las, daß er 1000 feste Schlösser erobert, 900 Städte bezwungen, den Seeräubern 800 Schiffe abgenommen, 39 Städte gegründet und den Staatsschatz durch mehr als 20,000 Talente vermehrt habe. Vor dem Wagen des Triumphators gingen 324 der angesehensten Gefangenen, unter ihnen Aristobul, dessen Sohn, ein Sohn des Tigranes, nebst seinem Weibe und seiner Tochter, fünf Söhne und zwei Töchter des Mithridates und mehrere andere Könige besiegter Völkerschaften. Von denjenigen besiegten Häuptern, welche abwesend oder todt waren, erschienen bei dem Triumphe die Porträts; ja selbst ganze Scenen aus den Feldzügen des Pompejus wurden ihm im Bilde vorangetragen. Die im Triumphe aufgeführte Beute an goldenen und silbernen Geräthschaften und

Schätzen war so bedeutend, daß die Uebergabe derselben an den öffentlichen Schatz dreißig Tage dauerte. Pompejus selbst erschien auf einem prachtvoll verzierten Triumphwagen in des großen Alexander's Rüstung, die sich unter den Schätzen des Mithridates vorgefunden haben sollte. Hierauf folgte sein ganzes Heer, welches außer der Ehre, am Triumphe des Feldherrn Theil zu haben, von diesem noch besonders belohnt wurde, indem er jedem seiner Soldaten 1500 attische Drachmen als Geschenk auszahlen ließ.

Pompejus war der Abgott des Volkes geworden. Unter solchen Umständen wäre es ihm ein Leichtes gewesen, seine Pläne auf eine lebenslängliche Diktatur durchzuführen, wenn Rom nicht gerade damals mehrere Männer gezählt hätte, die sich an Talent mit ihm messen konnten, die ihm in der Popularität jeden Augenblick den Rang streitig machten, und die theils aus Ehrgeiz, theils aus Neid, theils aus wahrer republikanischer Gesinnung seinen Absichten entgegentraten. Dahin gehörten namentlich Lucullus, Crassus und vor Allen der berühmte Republikaner Marcus Porcius Cato, ein Urenkel des gleichnamigen Censors und der letzte wahre Römer. Nicht durch kriegerische Thaten und menschenvernichtende Talente erwarb sich Cato seinen großen Namen in der Geschichte, sondern einzig und allein durch die vielen menschlichen und staatsbürgerlichen Tugenden, als deren Ideal er dasteht, ausgezeichnet durch die Unerschütterlichkeit seiner republikanischen Gesinnung, die Erhabenheit seiner Vaterlandsliebe, die Unbeugsamkeit seines Freiheitsinnes, die Reinheit seiner Sitten und die blinde Strenge seiner Gerechtigkeit, ein hohes, fast unerreichbares Musterbild eines Republikaners.

Marcus Porcius Cato, ein Mann von edler Gesinnung, entwickelte schon in seiner frühesten Jugend Unbeugsamkeit, Gerechtigkeitsgefühl und Furchtlosigkeit. Einen glänzenden Beweis dieser Eigenschaften, die er schon als Knabe zeigte, haben wir bereits mitgetheilt. Als Jüngling neigte sich Cato der stoischen Philosophie zu, der er sein ganzes Leben hindurch treu blieb, und als deren herrlichsten Repräsentanten man ihn betrachten kann. Seine kriegerische Laufbahn vollendete er während des Sklavenkrieges in untergeordnetem Range, worauf er alsdann die politische betrat, indem er zuerst Quästor und alsdann Tribun wurde. Als solcher war er in seinem eigentlichen Element; denn die Rechte des Volkes gegen die Bedrückungen der Großen zu vertheidigen, erschien ihm mit Grund als die höchste und edelste Bestimmung des Menschen. In diesem Sinne zeichnete er sich bei der Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung aus, indem er als der eifrigste Verfolger der adligen Verschworenen auftrat. Als man auf Cicero's Antrag im Senat über das Schicksal derselben entschied, und man ziemlich einstimmig den Tod gegen sie beschließen wollte, hatte der nachmals so berühmte Cajus Julius Cäsar, der hierbei seine besonderen politischen Pläne verfolgen mochte, seine Stimme für Milde, wenigstens für eine Verschiebung des Prozesses erhoben und es durch seine eindringliche Rede auch wirklich dahin gebracht, daß man allgemein anfing ihm beizupflichten. Da aber erhob sich Cato mit der ganzen Macht seiner feurigen Beredsamkeit, um die Verbrecher in ihrer grenzenlosen Verworfenheit zu zeichnen, die Unnatürlichkeit eines milden Verfahrens gegen sie nachzuweisen, sie als Feinde der Republik zu schildern und so den Eindruck der Rede Cäsar's zu verwischen. Es gelang ihm über alle Erwartung; denn bis auf Cäsar selbst wurden alle Mitglieder der Versammlung anderen Sinnes, und diese sprach sich nun mit Entschiedenheit für den Tod der Verbrecher aus.

Wäre das römische Volk nicht schon zu entartet gewesen, um sich zu einem solchen Ideale des Bürgersinnes emporzuschwingen, hätte es noch einen Begriff gehabt von jener hohen Tugend, als deren letztes Abbild der große Cato dasteht: dieser allein würde sich der Herzen des Volkes bemächtigt haben, und die Republik wäre nicht untergegangen. So aber stand Cato mit seiner hohen, reinen Seele allein unter einem Haufen von Menschen, von denen ein kleinerer Theil es für eine Ehre hielt, gewaltthätig zu herrschen, und deren anderer, größerer Theil es nicht mehr als eine Schande betrachtete, willkürlich beherrscht

zu werden. Indeß so viel Cato durch die Ueberlegenheit seines Geistes im Sinne der Freiheit wirken konnte, so viel wirkte er, und so sehen wir ihn denn mit den übrigen Gegnern des Pompejus diesem überall entgegentreten, wo es sich darum handelte, die Souveränetät des Volkes gegen die Pläne der Diktatur zu vertheidigen.

In derselben Weise wie Cäsar's Ansicht über die Verschwörer, obwol mit geringerem Erfolge, hatte Cato das Gabinische und Manilische Gesetz bekämpft, so wie er überhaupt gegen jede Maßregel auftrat, welche dazu dienen konnte, die höchste Gewalt von dem Volke auf einen Einzelnen zu übertragen; und sein Scharfblick erschaute eine solche Absicht auch unter dem dichtesten Schleier. — Als Pompejus aus Asien zurückgekommen war, verlangte er vom Senate die Bestätigung aller der dort von ihm getroffenen Anordnungen, und zugleich für seine Soldaten Anweisungen auf Ländereien. Cato sah in diesem Begehren eine despotische Absicht und widersetzte sich mit einigen Gleichgesinnten so entschieden, daß sich der Streit im Berathungssaal in einen förmlichen Kampf verwandelte, bis Pompejus die Ruhe dadurch wieder herstellte, daß er auf seinen Antrag verzichtete.

Cajus Julius Cäsar. Vom Volke zwar vergöttert, aber im Senate fast einzig und allein von dem aristokratisch gesinnten Cicero unterstützt, sah Pompejus seine Pläne immer mehr zurückgedrängt und fing schon an, die Entlassung seines Heeres, das ihm nach Sulla's Beispiel über alle Bedenklichkeiten hätte hinweghelfen können, zu bereuen, als sich ihm ein Mann näherte, der vom Schicksale bestimmt war, zu der Despotie, in welche die Republik sich bald verwandeln sollte, den Grund zu legen. Dieser Mann war Cajus Julius Cäsar, was kriegerisches und politisches Genie betrifft, der größte Mann des Alterthums. Die Familie, welcher Cäsar entstammte, war in der politischen Geschichte Roms bisher sehr unbedeutend geblieben, so daß wir bis jetzt blos ein Glied derselben, den im Bundesgenossenkriege auftretenden Konsul Lucius Julius Cäsar kennen lernten. Sie gehörte dem großen Julischen Geschlechte an und führte den besonderen Namen Cäsar nach einigen Angaben, weil der Stammvater der Familie seiner gestorbenen Mutter aus dem Leibe geschnitten (caesus est), nach anderen, weil er mit Haaren geboren worden (caesaries), nach noch anderen, weil er einen Elefanten (im Mauritanischen caesar) getödtet habe. Cajus Julius Cäsar war um das Jahr 100 v. Chr. zur Welt gekommen und entwickelte schon in frühester Jugend ausgezeichnete Geistesgaben. Doch gab er sich in seinen Jünglingsjahren, wo sein Alter ihm noch jede politische Wirksamkeit verschloß und der Drang seines feurigen Blutes Befriedigung forderte, allen Arten von Ausschweifungen hin, bis er sich mit Cinna's Tochter Cornelia vermählte und durch diese Heirath theils einem geregelteren Leben, theils den öffentlichen Angelegenheiten zugewendet wurde, zeitweilig sogar die Priesterwürde bekleidete. Doch bald setzten Sulla's Verfolgungen der Marianischen Partei seinen Bestrebungen ein Ziel; denn jener verlangte von dem Schwiegersohne seines Feindes Cinna, daß er sich von dessen Tochter scheiden lasse, worauf Cäsar fest erklärte, daß keines Menschen Befehl ihn zwingen werde, sich von einem Weibe zu trennen, welches er liebe. Diese Widersetzlichkeit gegen einen allmächtigen Herrscher ließ den Sulla einen richtigen Blick in Cäsar's Charakter thun, und indem er von ihm sagte, „daß in diesem einen Jünglinge viele Mariusse lebten“, erschien ihm Cäsar gefährlich genug, um seinen Namen auf die Proskriptionstafel zu setzen. Doch der junge Mann entging dem ihm zugedachten Schicksale durch die Flucht, indem er einige Zeit im Lande der Sabiner umher schweifte. Indeß war er dort bald nicht mehr sicher; denn einst hatte er der Gefangennehmung durch einen sullanischen Soldatenhaufen nur dadurch entgehen können, daß er dem Anführer desselben die zwei Talente zahlte, welche der Preis für den Kopf eines Proskribirten waren. So floh er denn nach Bithynien, von wo er in die Reihen des römischen Heeres trat, welches in Asien stand, und bei welchem er sich während des Pontischen Krieges bedeutende Auszeichnungen erwarb. Erst nach Sulla's Tode kehrte Cäsar wieder nach Rom zurück, fand aber für gut, vor Betretung seiner politischen Lauf=

bahn sein Rednertalent noch weiter auszubilden. Deshalb unternahm er eine Reise nach Rhodos zu einem dort lebenden Redekünstler, hatte aber unterwegs das Unglück, einigen Seeräubern in die Hände zu fallen, welche die dortigen Gewässer unsicher machten. Bei dieser Gelegenheit erzählt man von ihm eine That, die seinen Namen in Rom einige Zeit zum Tagesgespräch machte und also nicht wenig dazu beitrug, die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn hin zu lenken.

Die Seeräuber verlangten als Lösegeld für ihren Gefangenen zwanzig Talente. Cäsar verlachte sie, daß sie einen Mann wie ihn auf nur zwanzig Talente schätzten, und versprach ihnen fünfzig. Während nun die von ihm zur Herbeischaffung dieser Summe abgesandten Diener ihren Auftrag vollzogen, blieb Cäsar einen ganzen Monat lang in Gesellschaft der Seeräuber, über die er sich allmählich eine solche Gewalt verschaffte, daß er mehr ihr Herrscher als ihr Gefangener zu sein schien. Häufig las er ihnen Reden oder Gedichte vor, die er in der Einsamkeit des Schiffslebens verfertigte, und wenn sie dieselben nicht bewunderten, so nannte er sie halb im Zorne, halb im Scherz Barbaren ohne Bildung und ohne Geschmack, und gelobte es ihnen, sie sammt und sonders kreuzigen zu lassen, sobald er wieder frei sein würde. Die Seeräuber ließen es sich nicht einfallen, daß dieses Gelübde jemals zur Wahrheit werden könne; allein als die Diener mit den fünfzig Talenten ankamen, und Cäsar befreit wurde, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als nach Milet zu gehen, dort einige Schiffe auszurüsten und die Seeräuber zu überfallen. Es gelang ihm auch, sie gefangen zu nehmen, worauf er das ihnen abgelegte Gelübde erfüllte, indem er sie sämmtlich zu Pergamos ans Kreuz schlagen ließ.

Nach einem kurzen Aufenthalte auf Rhodos kehrte Cäsar wieder nach Rom zurück, wo er den unbekümmerten Stutzer spielte, während sein Geist bereits mit großen Entwürfen sich beschäftigte. Er wollte Rom beherrschen. Zwei Wege konnten ihn zu diesem Ziele führen: die Begünstigung der Aristokraten nach Sulla's Beispiele und die Begünstigung des Volkes nach dem Muster des Marius. Cäsar entschied sich für den letztern Weg, ohne dabei das Betreten des erstern ganz zu verschwören; vielmehr paßte er seine Politik jedesmal den obwaltenden Umständen an, und so erklärt sich denn auch manches Widersprechende in seiner Handlungsweise. Sein Ehrgeiz kannte nur das eine Ziel: zur Herrschaft zu gelangen, und die Wege, welche ihn am schnellsten und sichersten dahin führten, waren ihm die willkommensten. Zunächst kam es ihm zu solchem Zwecke sogleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten darauf an, das Volk für sich zu gewinnen.

Unter den Handlungen Cäsar's zu diesem Zwecke zeichnet sich folgende durch die Kühnheit aus, welche der junge Mann dabei an den Tag legte. Es war von früher her noch streng verboten, das Andenken des Marius zu ehren, und die Aristokraten wachten über dies Verbot mit einem Eifer, wie ihn nur die Parteileidenschaft möglich macht. Cäsar aber, welcher recht wohl berechnete, daß ein gegen mächtige Aristokraten gezeigter Trotz in den Augen des Volkes ein Verdienst ist, hielt nicht allein der um diese Zeit gestorbenen Wittwe des Marius eine ehrenvolle Leichen- und Gedächtnißrede, sondern stellte auch öffentlich des Marius Bild aus. Das Volk jauchzte dem kühnen Cäsar, der den mächtigen Aristokraten Hohn zu sprechen gewagt, seinen Beifall zu und betrachtete ihn von diesem Augenblicke an als den Verfechter der Volksrechte, nicht ahnend, daß es Denjenigen vergöttere, der einst auf die Volksrechte keine Rücksicht nehmen werde.

Als Quästor in Spanien versäumte Cäsar keine Gelegenheit, sich hervorzuthun und sich als Freund des Volkes und des Heeres zu zeigen.

Welche ehrgeizigen Gefühle in der Brust des damals noch im Jünglingsalter stehenden Cäsar gährten, davon giebt ein Ausruf Zeugniß, welcher in der spanischen Stadt Gades im Anblicke eines Standbildes des großen Alexander seinen Lippen entschlüpfte: „Der hatte," rief Cäsar aus, „in meinem Alter schon die Welt erobert: und ich — habe noch nichts gethan!"

Später als Aedil gewann er sich die Herzen der Römer nicht allein durch seine überall zur Schau getragene Leutseligkeit und Freigebigkeit, sondern auch vornehmlich durch die Veranstaltung der prachtvollsten Schauspiele, verschwenderischesten Gastmähler und zugleich durch mannichfache Verbesserungen und Verschönerungen der öffentlichen Straßen und Plätze. Endlich, nachdem er noch die Würde des Pontifex maximus bekleidet hatte und Prätor geworden war, fiel ihm in der Eigenschaft eines Proprätors Spanien als Provinz zu.



Cajus Julius Cäsar.

Auf der Reise nach Spanien kam Cäsar in ein kleines, von wenigen armen Leuten bewohntes Alpendorf. Einige seiner Freunde fragten ihn mit spottendem Scherz, ob er glaube, daß es hier auch Streit und Kabale um die Oberherrschaft gäbe, worauf Cäsar die für seinen Ehrgeiz bezeichnenden Worte sprach: „Ich wenigstens möchte lieber in solch kleinem Orte der Erste als in Rom der Zweite sein!"

Von nun an begann er, für seinen längst genährten Plan direkt zu arbeiten, indem er sich namentlich ein ihm völlig ergebenes Heer zu schaffen suchte. An der Spitze desselben verrichtete er in Spanien kriegerische Thaten, die über sein Feldherrngenie keinen Zweifel ließen und seinen Namen mit hinlänglichem Ruhm bekränzten, um ihn bei seiner Bewerbung um das Konsulat den glänzendsten Erfolg hoffen zu lassen.

Das erste Triumvirat (59—44 v. Chr.). Cäsar wurde (59 v. Chr.) Konsul. Um aber nun in seinen weiteren Plänen von seinen Nebenbuhlern nicht behindert zu werden, faßte er den Entschluß, mit den beiden bedeutendsten derselben, Crassus und Pompejus, vor der Hand gemeinschaftliche Sache zu machen, es den Umständen überlassend, ihm später zur Beseitigung derselben eine Gelegenheit zu bieten. Nachdem Cäsar die beiden sich feindlich gegenüber stehenden Männer mit der ihm eigenen Geschicklichkeit versöhnt hatte,

machte er ihnen den Vorschlag, durch eine unter ihnen Dreien zu schließende feste Verbrüderung die höchste Gewalt in der Republik an sich zu reißen, derart, daß durch gemeinschaftliches Wirken der Parteien die Macht des Senats und des Volkes gebrochen und ihr Wille Gesetz würde. Crassus, der bisher durch Pompejus verdunkelt worden war, fand die Gelegenheit zu neuem Einfluß viel zu verlockend, um sie nicht mit Freuden zu ergreifen; Pompejus stand gerade auf dem Punkte, wo ihm eine Unterstützung bei seinen eigenen Herrscherplänen wünschenswerth sein mußte, und so kam denn zwischen Crassus, Pompejus und Cäsar jene bekannte politische Verbindung zu Stande, welche man in der Geschichte Roms als das erste Triumvirat (Dreimännerbund) bezeichnet, und durch dessen Verlauf den Bürgerkriegen eine neue Nahrung geboten wurde.

Cäsar begann die weitere Verfolgung seiner Pläne unmittelbar nach dem Antritte des Konsulats mit seltenem Eifer und Geschick. Um zuerst die aristokratische Partei mit Hülfe der demokratischen und alsdann diese durch seinen über sie gewonnenen Einfluß zu besiegen, bestieg er das Steckenpferd der nach Popularität strebenden Volkstribunen, indem er ein Ackergesetz in Vorschlag brachte, was bis dahin noch nicht von einem Konsul geschehen war. Da er hierbei der Mitwirkung der beiden anderen Triumvirn gewiß war, und die Volksthümlichkeit des Vorschlages an sich auch die eifrigsten Volksvertreter, selbst den edlen Cato, von einer Opposition abhielt, brachte er das Gesetz mit leichter Mühe durch, und das Volk war für immer gewonnen.

Die Feinde des Ackergesetzes hofften, da sie von der Existenz des Triumvirats noch nichts wußten, auf einen Widerstand des aristokratisch gesinnten Pompejus. Wie erstaunt waren sie daher, als dieser, sowie sein früherer Feind Crassus, sich zur Vertheidigung des Cäsarischen Ackergesetzes erhob. Und ihr Erstaunen wurde zur Bestürzung, als Cäsar an Pompejus die Frage richtete, ob er seinen Antrag unterstützen werde? und der Letztere mit Pathos ausrief: „Ja! und wenn Einer das Schwert dagegen erhöbe, so würde ich mit Schwert und Schild erscheinen, um den Antrag zu vertheidigen!“

Cato's Scharfblick hatte die eigentliche Triebfeder der Cäsarischen Rogation sehr wohl erkannt; allein was konnte und durfte der Volksfreund gegen eine Maßregel sagen, die offenbar im demokratischen Sinne war? Er konnte und durfte nur seine Meinung über die Absicht laut werden lassen, aus der sie hervorging. Und das that der würdige Mann mit seinem gewohnten Freimuthe, indem er sagte: „Ich erkläre mich mit Entschiedenheit gegen diese Neuerung, nicht weil es eine Neuerung ist, nicht weil ich das Ackergesetz scheue, dessen Ausführung ich im Gegentheile zum Besten des Volkes wünsche, sondern einzig und allein, weil ich den Lohn fürchte, welchen jene Schmeichler des Volks dafür verlangen werden!“

Um dem erlangten Ackergesetze Bestehen zu sichern, setzte Cäsar einen Volksbeschluß durch, nach welchem der Senat dasselbe beschwören und Jeder, der den Schwur verweigern würde, mit Landesverweisung bestraft werden sollte. Cato ließ sich dadurch nicht schrecken; er wollte lieber sein Vaterland verlassen, als seine Stimme zu einer Maßregel hergeben, aus welcher er den Untergang der Freiheit hervorgehen sah, und erst als Cicero die denkwürdigen Worte zu ihm sprach: „Wenn Cato auch Roms nicht bedarf, so bedarf doch Rom des Cato!“, da erst ließ sich der wackere Volksvertreter zu jenem Schwure bestimmen, der dem Gesetze ewige Dauer und seinem Urheber die despotische Gewalt sichern sollte. In derselben Art machte sich Cäsar auch die Ritter, die Pächter der Staatsgüter, unterthan, indem er ein Gesetz erwirkte, nach welchem ein Drittheil der bisherigen Pacht erlassen wurde, eine Begünstigung, welche von den Rittern schon oft gefordert, aber nie erlangt worden war.

Obgleich die Triumvirn ihre Verbindung sehr geheim gehalten hatten, so war sie doch in ihren auffallenden Folgen und Erscheinungen bald zu Tage getreten, aber immerhin zu spät für die Volksfreunde, um ihr einen kräftigen Damm entgegensetzen zu können, da dem römischen Volke die sicherste Stütze der Freiheit, die Einigkeit, jetzt mehr als jemals fehlte.

Jeder Pfeil des demokratischen Strebens prallte bereits machtlos ab von dem Eisenpanzer der triumvirischen Gewalt, und zwar um so mehr, da dieselbe sich noch immer mit dem Scheine der Gesetzlichkeit zu umgeben wußte. Wol fing Rom an zu fühlen, welche eherne Gewalt die Republik zu erdrücken drohte, allein es fehlte ihm an Muth und, wie es scheint, auch an Lust, diese Gewalt zu brechen; und fast möchte man aus den räthselhaften Bahnen, welche die Völker der Weltgeschichte durchlaufen, den betrübenden Schluß herleiten, daß, wie die Natur nur durch den Wechsel der Jahreszeiten gedeiht, auch ein Volk nur in dem Wechsel seiner Verfassung lebenskräftig bleiben kann; und daß, wie Zeiten der Erhebung eintreten, wo eine Nation die Fesseln langer Despotie mit Empörung abschüttelt, es auch Momente der Ermattung giebt, wo ein Volk selbst der Freiheit müde, und jener Schlaf, während dessen man sie erdrosselt, eine natürliche Nothwendigkeit wird.

Diesen Zustand politischer Unkraft schilderte Cicero in einem seiner Briefe höchst treffend folgendermaßen: „Der Staat stirbt an einer neuen Krankheit; denn obgleich Jeder das, was geschehen ist, mißbilligt, beklagt und bejammert, und über alles dies nur eine Meinung herrscht, welche man unter lauten Seufzern offen ausspricht, so erscheint doch Niemand mit einem Heilmitttel; denn wir glauben, daß wir nicht widerstreben können, ohne uns ins Unglück zu stürzen, und sehen doch wieder auf der andern Seite, daß auch unser Nachgeben mit dem allgemeinen Untergange enden muß."

[Cäsar stand moralisch als Sieger über die Republik da; und sein politisches Genie erkannte, daß ihm, um dereinst auch der förmliche Beherrscher derselben zu werden, nur noch der Lorberkranz des Helden und die damit verbundene Waffenmacht fehlte. Aber wo sollten diese erworben werden, da alle bekannten Reiche der Erde dem römischen Scepter bereits unterworfen waren? Cäsar richtete also seinen Adlerblick auf die noch unbekannten Länder, und hier war es namentlich das jenseitige Gallien, dessen geographische und politische Verhältnisse ihm vorzüglich geeignet schienen, der Erfüllung seiner großen Träume von Ruhm und Allmacht zur Wiege zu dienen.]

Gallien, das heutige Frankreich, von den Römern zur Unterscheidung von dem cisalpinischen das jenseitige Gallien (Gallia transalpina) genannt, hieß im Alterthume alles Land zwischen dem Rhein, den Alpen, dem Atlantischen Meere und den Pyrenäen. Außer den hier genannten Grenzgebirgen finden wir noch den Jura, die Cevennen und das Arduennagebirge.

An Flüssen kommen in Betracht: Der Rhenus (Rhein), Grenzfluß gegen Germanien, nimmt links die auf dem Arduennagebirge entspringende Mosella auf. Der Rhodanus (die Rhone), aus Helvetien kommend, nimmt den Arar (Saone) auf und ergießt sich in den Theil des Mittelmeeres, welcher Gallischer Busen genannt wurde. Die Garumna (Garonne), auf den Pyrenäen entspringend, ergießt sich in den Theil des Atlantischen Ozeans, welcher Aquitanischer Busen heißt. Der Liger (Loire) entspringt auf den Cebennen und mündet nach einem langen Laufe in den Aquitanischen Busen. Die Sequana (Seine) entquillt dem Arduennagebirge und ergießt sich in die Gallische Meerenge, welche das Land von Britannien trennt. Die Mosa, auf dem Arduennagebirge entspringend, vereinigt sich auf ihrem Laufe kurz vor der Mündung mit dem Rhenus, trennt sich aber wieder von ihm und geht durch mehrere Ausflüsse in das Gallische Meer.

Das Land war im Ganzen fruchtbar, obgleich das Klima selbst in den südlichen Gegenden weit rauher erschien, als in Norditalien. Die Stammnamen der Bewohner erzeugen gewöhnlich durch Verwechselung viel Wirrwarr. Das klarste Bild über die oft verwechselten Namen wird man durch folgende Angaben erhalten. Alle Völker, welche das westliche Europa vom Rhenus an und das südliche von der Donau an bis an Mittel-Italien und Makedonien bewohnten, gehörten dem größten Theile nach dem großen keltischen Volksstamme an, und wurden nach ihren Wohnsitzen unterschieden in iberische Kelten (in Spanien), gallische Kelten (im Trans- und Cisalpinischen Gallien), Alpen-Kelten (in den

Alpengegenden) und illyrische Kelten (südlich von der untern Donau). Der große Volksstamm der gallischen Kelten heißt gewöhnlich einfacher Gallier, und es sei nun hier der Ort, uns über das Leben und die Verfassung dieses oft genannten Volksstammes näher zu unterrichten.

Die Gallier waren ein kriegerisches und muthiges, stets zum Kampfe bereites Volk, dabei aber ehrlich und nicht bösartig. Ihre Hauptbeschäftigung war der Krieg, den sie als Raubzug betrieben; doch gaben sie sich auch gern friedlichen Beschäftigungen hin, namentlich der Viehzucht, Jagd und Fischerei. Ihre Lebensart war mäßig und der Produktion des Landes angemessen: Milch und Fleisch, besonders Schweinefleisch, bildeten die Hauptbestandtheile ihrer Nahrung; eine Art Bier, nämlich ein Gebräu aus Gerste, war außer Wasser das einzige Getränk, welches sie genossen. Eben so einfach waren sie in Wohnung, Kleidung und Bewaffnung. Hütten gegen die üble Witterung, zu Dörfern und Städten vereinigt, machten die erstere aus. Kurze weite Hosen, ein kurzer Rock und ein Kriegsmantel bildeten ihre Bekleidung. Da sie sich das Haar lang wachsen ließen, so erhielten sie bei ihrer riesigen Körperlänge ein furchtbares Ansehn besonders für Diejenigen, die sich an ihren Anblick noch nicht gewöhnt hatten. Ihre Bewaffnung entsprach ihrer Gestalt: ein langes Schwert, an der rechten Seite hängend, ein langer Schild, ein großer Speer und kurzer Wurfspieß dienten dem Krieger zum Angriff und zur Vertheidigung. Doch führten Einige auch Bogen und Schleuder. Ihre politische Verfassung war sehr einfach. Die einzelnen Völkerstämme wählten sich fast alljährlich einen Vorsteher mit unumschränkter Gewalt, und wenn sich die Stämme zu einem Kriegszuge verbanden, so ernannten sie einen gemeinschaftlichen Anführer. Ueber die Religion der Gallier besitzen wir nur sehr unvollständige Angaben. Als Gottheiten wurden unsterbliche, mächtige und weltregierende Wesen verehrt, und als Hauptgötter besonders Taranis (der Herrscher des Himmels und der Erde), Esus (der Kriegsgott) und Teutates (der gallische Merkur). Der Gottesdienst bestand in Opfern, wozu nicht blos Thiere, sondern auch Menschen auserwählt wurden; die Opferstätten befanden sich meist in Wäldern, welche wie die Inseln und Berge als heilig galten und als Tempel dienten. Die Sittenlehre der gallischen Religion beschränkte sich auf drei Gebote: ehre die Götter, thue nichts Böses, sei tapfer; und man muß bekennen, daß in dieser reinen Moral eine Einfachheit liegt, welche mancher andern Religion zu wünschen wäre. Priesterliche und als solche besonders verehrte Personen waren die Druiden, welche sich mit der Naturwissenschaft und der Sittenlehre beschäftigten, aber auch Zauberei und Weissagung trieben; die Vaten, welche den Dienst bei den Opfern versahen, und die Barden, begeisterte Dichter, welche die Ehre der Götter und der Krieger verkündeten und besangen.

Was die Eintheilung des Landes betrifft, so bestand das Transalpinische Gallien nach der Eintheilung der Römer aus vier größeren Theilen:

1. Das Narbonensische Gallien (Gallia Narbonensis) umfaßte den Küstenstrich des Mittelmeeres von den Alpen bis zu den Pyrenäen, welcher von dem Rhodanus durchflossen wird, und welchen die Römer bis zur Zeit Julius Cäsar's bereits erobert hatten. Dieser Theil war es daher auch, welchen man im engeren Sinne Transalpinisches Gallien, und als es für eine römische Provinz erklärt worden wor, vorzugsweise Provincia (die Provinz) nannte, woraus für diese Gegend der heutige Name Provence entstand. Hierin wohnten folgende Hauptvölker: Sardonen (Hauptstadt Narbo, von welcher die Provinz den Namen Narbonensisches Gallien führte), Tectosagen, Tolosaten (Hauptstadt Tolosa), Arecomiciner (Stadt Nemausus), Helviner, alle diese am rechten Ufer des Rhodanus; Allobroger (Hauptstadt Valentia), Tricastiner, Caverier, Salyer (Stadt Aquä Sextiä), Comonier (Stadt Massilia).

2. Aquitanien hieß der Theil des Landes, welcher westwärts von der Provinz zwischen dem Ligerflusse und den Pyrenäen lag. Darin nennen wir folgende Völker, die nicht

rein, sondern nur gemischt gallischen Stammes waren und sich mehr den Iberiern näherten: Santonen (Hauptstadt Mediolanum), Tarbeller, Convener (Stadt Lugdunum), Auscier, Arverner (Hauptstadt Augusta Nemetum), Limovicier, Pictonen.

3. Das Lugdunensische Gallien, der Theil des Landes, welcher von dem Liger bis etwas über die Sequana hinaus liegt, war von folgenden Völkern bewohnt: Segusianer (Hauptstadt Lugdunum, nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Stadt der Convener, am Einflusse des Arar in den Rhodanus, gab dem Landestheil den Namen), Senonen, Lingonen, Parisier (Hauptstadt Lutetia Parisii), Carnuten, Badicassier, Veloeassen, Diablinten, Namneten, Aeduer (Städte Bibracta und Alesia).



Keltische Steinkolosse.

4. Das Belgische Gallien, begrenzt im Norden von der Gallischen Meerenge, im Osten vom ganzen Laufe des Rhenus, im Süden vom Rhodanus, im Westen vom Arar und dem Gebiet der Sequana, enthielt die meisten und größten Städte. Die Bewohner dieses Landtheils führten früher sämmtlich den Hauptnamen Belgier, doch verschwand derselbe bald vor den Namen der vielen einzelnen Völkerschaften, welche sich bildeten, und von denen wir nur folgende nennen wollen: Helvetier, Nantuaten (Stadt Geneva), Sequaner (Hauptstadt Besontio), Triboccier (Hauptstadt Argentoratum), Leucier (Hauptstadt Tullium), Vangionen (Hauptstadt Mogontiacum), Trevirer (Hauptstadt Augusta Trevirorum), Eburonen (Hauptstadt Colonia Agrippina), Tungrier, Bethasier, Nervier, Ambianier, Remier.

Während Cäsar sich nach Ablauf seines Konsulats vom Senate für die Dauer von fünf Jahren zum Feldherrn im jenseitigen Gallien ernennen ließ, um dort durch Eroberungen den Gipfel kriegerischer Gewalt zu erklimmen, brachte er es zugleich dahin, daß ihm die Volksversammlung die Verwaltung des diesseitigen Galliens und Illyriens übertrug, wodurch es ihm möglich ward, Italien und Rom mit einer ihm gehorchenden Waffenmacht zu beobachten und zu umlagern. Um aber während seiner Abwesenheit auch in Rom selbst seinen Einfluß zu wahren, so verband er sich nicht allein dem Pompejus und einem der Konsuln des folgenden Jahres, Namens **Lucius Calpurnius Piso**, durch Heirathen, sondern auch mit einem als Ränkemacher berüchtigten, aber beim Volke sehr beliebten jungen Patrizier, **Publius Clodius**, durch Freundschaftsbande, indem er zugleich dessen Erwählung zum Tribunen durchsetzte, in welcher Eigenschaft Clodius vorzüglich fähig war, für Cäsar's Interesse zu wirken.

Dem Pompejus gab Cäsar seine Tochter **Julia** zur Gattin, und er selbst heirathete, da **Cornelia** inzwischen gestorben war, die Tochter des Calpurnius Piso, Namens **Calpurnia**

Da das Tribunat ein rein plebejisches Institut war, zu dem noch von Alters her kein Patrizier zugelassen wurde, Clodius aber einem patrizischen Geschlechte entstammte, so vermittelte es Cäsar, daß sein dienstbereiter Freund von einem Plebejer an Sohnesstatt angenommen wurde, um dadurch seine Bewerbung um das Tribunat gesetzlich möglich zu machen. Clodius begann seine Wirksamkeit im Interesse Cäsar's unmittelbar nach dem Antritte des Tribunats, indem er vor allen Dingen eine Reihe von Gesetzen in Vorschlag brachte, die sämmtlich darauf berechnet waren, dem Volke zu schmeicheln und es so für seine geheimen Zwecke dienstbar zu machen, als deren erster die Beseitigung der beiden entschiedensten Feinde des Triumvirats, Cicero's und Cato's, dastand.

Unter diesen Gesetzen des Clodius heben wir folgende hervor. Die Bestimmung, nach welcher die Volksversammlungen aufgehoben wurden, während man Beobachtungen am Himmel anstellte, eine Anordnung, welche es den Behörden möglich machte, Volksbeschlüsse hinauszuschieben, ward dadurch zum Vortheile des Volkes umgewandelt, daß künftig keine Himmelsbeobachtungen an einem Tage stattfinden durften, an welchem dem Volke Vorschläge zur Beschlußfassung vorlagen. Die Befugniß der Censoren, einen Römer durch willkürliche Weglassung seines Namens aus der Senatorenliste vom Senate auszuschließen, wurde aufgehoben, eine Bestimmung, durch welche Clodius zugleich die Aristokraten gewann. Die bisherige Losung unter den Konsuln über die von ihnen zu verwaltenden oder zu erobernden Provinzen wurde abgeschafft und der Wille des Volkes an deren Stelle gesetzt, wodurch nicht nur dem Volke ein Recht eingeräumt ward, sondern auch die Konsuln in ein abhängigeres Verhältniß zu dem Volke und seinen Tribunen kamen.

Nachdem sich Clodius auf diese Weise die Bereitwilligkeit des Volkes, allen seinen Anträgen beizustimmen, gesichert hatte, schlug er das Gesetz vor, daß Jeder geächtet werden solle, der einen römischen Bürger ohne Urtheil des Volkes habe hinrichten lassen. Dieser Gesetzvorschlag zielte auf Cicero in Bezug auf sein Verhalten bei der Catilinarischen Verschwörung, deren Theilnehmer nur durch Senats-, nicht aber durch Volksbeschluß hingerichtet worden waren Sobald dann das Gesetz in Kraft getreten, und Cicero vergebliche Versuche gemacht hatte, das allgemeine Mitleid und den Schutz des Pompejus anzuflehen, verbannte er sich freiwillig aus seiner Vaterstadt, gefolgt von der Achtserklärung, die auf Clodius' Betreiben dem „Retter des Vaterlandes" nachgeschleudert wurde, derart, daß Cicero bei Todesstrafe sich auf 100 Meilen weit von Rom entfernt halten sollte und sein Vermögen eingezogen, sein Haus geplündert und sein Landgut verheert wurde.

Das Benehmen Cicero's zur Abwendung des gegen ihn gesponnenen Verderbens war eines Mannes von seinem Geiste und seiner Kraft wahrhaft unwürdig, denn er ließ sich zu einem demüthigen, kriechenden Anflehen des Mitleids herab. Er ging, in Trauerkleider gehüllt, von Haus zu Haus, um hier den Schutz seiner Freunde, dort das Erbarmen seiner Feinde zu erbetteln. Doch seine Freunde waren ohne Macht und seine Feinde am Ruder der Gewalt. Endlich wandte er sich an Pompejus, der durch Cicero's Einfluß ja so mächtig geworden war, und von dem sich also am ersten Schutz erwarten ließ. Allein Pompejus dachte nicht edel genug, um seine Dankbarkeit auf Kosten seiner Verbindung mit Cäsar zu bethätigen. Denn da dieser mächtige Mann, in der Ferne um seine Meinung befragt, auf die bei der Verurtheilung der Catilinarischen Verschwörer ausgesprochene Ansicht verwies, so wagte es Pompejus nicht, eine andere zu haben. Er wich den Bitten des Cicero lange Zeit aus, indem er sich auf seine Landgüter begab. Endlich aber, als Cicero ihn persönlich aufsuchte und sich ihm mit unmännlicher Verzagtheit zu Füßen warf, wies er den Flehenden mit der kalten Versicherung ab, daß er gegen Cäsar's Willen nichts zu thun vermöge.

Gern hätte Clodius auch den zweiten Hauptfeind des Triumvirats auf eine ähnliche Weise beseitigt; allein weder an dem Charakter noch an der Handlungsweise des großen Cato fand sich ein Auswuchs, welcher der Intrigue zur Handhabe hätte dienen können.

Daher blieb denn dem Clodius nichts übrig, als für Cato eine Gesandtschaft auszuwirken, die ihn von Rom entfernte. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die nichtswürdige Gesinnung jenes Tribunen in ihrer wahren Gestalt. Er befriedigte durch die dem Cato zugedachte Gesandtschaft drei unedle Leidenschaften mit einem einzigen Wurf seiner Kabale. Ptolemäos, König von Cypern, ein Nachkomme des ägyptischen Ptolemäos Lagos, hatte einst den Stolz des Clodius verletzt. Aus Rache dafür brachte dieser jetzt den Vorschlag durch, den Ptolemäos seiner reichen Insel und seiner Schätze zu berauben, und ließ den edlen Cato, an dessen Händen noch kein Verbrechen klebte, mit der entehrenden Ausübung dieses Raubes beauftragen. Und wie sehr der würdige Mann auch gegen die Maßregel und endlich auch gegen die ihm dabei zugedachte Rolle protestirte, er mußte sich, wollte er nicht Alles wagen, dem Gebot des Volkes unterwerfen und abreisen, entledigte sich aber seines zweideutigen Auftrages auf eine Weise, die seine Ehre so viel wie möglich unangefochten ließ.

Das Schicksal hatte sich ins Mittel geworfen, um dem Cato das Gehässigste der ihm aufgezwungenen Rolle zu ersparen. Als Ptolemäos von dem gegen ihn ergangenen Beschlusse der Römer Kunde erhielt, bemächtigte sich seiner die bitterste Verzweiflung, denn es erschien ihm völlig unmöglich, ohne sein Reich und seine Schätze leben zu können. Cato empfing daher schon auf seiner Reise nach Cypern die Nachricht, daß Ptolemäos sich aus Furcht und Verzweiflung vergiftet habe, und hatte also weiter nichts zu thun, als die Hinterlassenschaft des Königs im Namen Roms in Besitz zu nehmen. Er verfuhr dabei mit einer so weisen Sorgfalt und einer so strengen Uneigennützigkeit und Redlichkeit, daß er sich die lauteste Anerkennung des römischen Volkes erwarb und bei seiner Rückkehr mit Ehrenbezeigungen aller Art empfangen wurde.

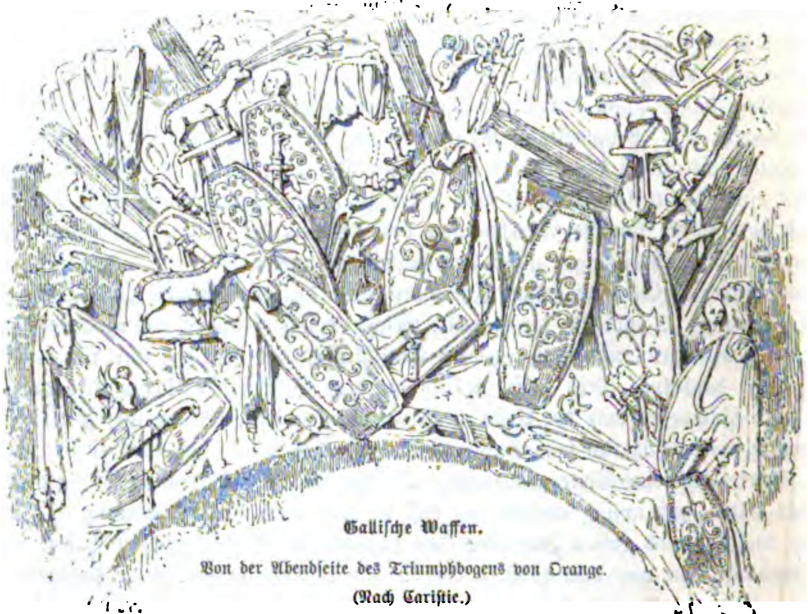
Das bisherige Gelingen seiner Intriguen hatte den ehrsüchtigen Clodius übermüthig gemacht. Er fand es thöricht, die Gewalt, welche er sich errungen, als Hoheitsschemel für Andere zu gebrauchen, und kam zu dem Entschlusse, von jetzt an nur für seine eigene Rechnung zu handeln. Dies hieß zugleich an dem Sturze der Triumvirn arbeiten zu müssen, und Pompejus war der Erste, gegen welchen er seine Minen springen ließ. Pompejus wußte, wie gefährlich sein Gegner war, und bot Alles auf, wenigstens die aristokratische Partei auf seine Seite zu bringen. Da diese die Zurückberufung Cicero's wünschte, Pompejus selbst auch anfing einzusehen, daß er sich durch die Mitwirkung für die Verbannung dieses seines besten Freundes den schlechtesten Dienst geleistet hatte, und daß dessen Beistand ihm von dem größten Nutzen sein würde, so betrieb er Cicero's Zurückberufung mit dem wärmsten Eifer, konnte sie aber erst im folgenden Jahre (57 v. Chr.) durchsetzen, als das Tribunat des Clodius abgelaufen war.

So waren denn die Intriguen dieses Mannes ohne bleibenden Nachtheil für Diejenigen, denen sie galten, abgelaufen. Cicero kehrte ehrenvoll zurück. Er hatte sich während seiner Verbannung in Thrakien und Griechenland aufgehalten und ging auf die erste Kunde von seiner Zurückberufung nach Brundisium ab, wo ihm von seinen Freunden und einem großen Theile des Volkes der ehrenvollste Empfang bereitet wurde. Ganz Italien nahm an seiner Freude Theil, und von vielen Städten waren Abgeordnete erschienen, um den zurückkehrenden Verbannten willkommen zu heißen. In Rom glich seine Aufnahme einem Triumphe; seine Güter wurden ihm zurückgegeben, und was in denselben zerstört worden war, auf Kosten des Staates wieder hergestellt.

Cäsar's Kriegführung in Gallien (58—50 v. Chr.). Durch Beendigung seiner Gesandtschaft hatte sich Cato die Anerkennung der Republik erworben, und Pompejus stand wieder unangefochten da. Aber nicht unerschüttert; denn von Gallien her drohte seiner Macht ein neuer und gewaltigerer Sturm durch den bisher unerhörten Kriegesruhm, mit welchem der Gallische Krieg die Stirn des großen Cäsar bekränzt hatte. Es ist daher jetzt an der Zeit, diesem für die europäische Geschichte wichtigen Kriege unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Mit einem richtigen Blick in die Mittel zu seinen Zwecken hatte sich Cäsar das große Gallien zur Wiege seiner Macht ausersehen. Die vielen Siege, die hier zu erringen waren, mußten seinen Feldherrnruhm und damit seinen Einfluß in Rom auf den Gipfel heben; die großen Eroberungen, welche hier gewonnen werden konnten, waren geeignet, ihm die Dankbarkeit und, was gleichbedeutend damit war, die Unterthänigkeit des römischen Volkes zu sichern; und mit der Beute, die sich in dem weiten reichen Lande erwerben ließ, konnte er sein Heer sich bis zur Aufopferung ergeben und zu einem blinden Werkzeuge seines Willens machen. Diese unumschränkte Gewalt über das Heer zu gewinnen, war seine erste Sorge, als er den gallischen Boden betrat, und nie vielleicht hat es ein Feldherr besser verstanden als Cäsar, bei der strengsten Disziplin die Herzen der Soldaten an sich zu ketten.

Cäsar wurde der Abgott seines Heeres. Diese völlige Ergebenheit seiner Truppen, die römische Kriegskunst, Cäsar's Feldherrngenie bildeten ein Dreiblatt, dem weder die Massenhaftigkeit noch die Tapferkeit der gallischen Völker widerstehen konnte.



Gallische Waffen.

Von der Abendseite des Triumphbogens von Orange.

(Nach Caristie.)

Seinen ersten Angriff richtete Cäsar gegen die Helvetier, welche selbst die Veranlassung gaben, seine ersten Waffenthaten an ihnen zu versuchen. Des unergiebigen Bodens überdrüssig und nach reicheren Wohnsitzen lüstern, fielen sie, nachdem sie alle ihre Wohnungen verbrannt hatten, in das den Römern bereits unterworfene Gebiet der Allobroger ein; allein eine Schlacht, die ihnen Cäsar an den Ufern des Arar (58 v. Chr,) lieferte, belehrte sie, daß sie sich im Kampfe gegen die Römer nutzlos aufopfern würden. Deshalb schlugen sie einen andern Weg ein, indem sie sich dem Gebiete der Aeduer näherten. Diese, von dem ersten Siege der Römer über die Helvetier mit Bewunderung für die römischen Waffen erfüllt, riefen den Cäsar zu Hülfe, und diesem war die Gelegenheit, in jenem Landtheile festen Fuß zu fassen, viel zu erwünscht, um die Bitte zu versagen. Er kam, und durch eine zweite blutige Schlacht bei Bibracta (58 v. Chr.) wurde das Volk der Helvetier bis auf einen geringen Rest vernichtet. Dieser Rest unterwarf sich dem Sieger und erhielt von ihm die Weisung zur Rückkehr in das helvetische Stammland, wo die Heimkehrenden sich von Neuem anbauen und das Eindringen germanischer Völker verhindern sollten. Denn gegen diese brauchte Cäsar während seiner Unternehmungen in Gallien eine Schutzmauer, und Helvetien, das er als unterworfen betrachten konnte, sollte sie ihm bieten.

Cäsar gegen Ariovist. Nach diesen ersten glänzenden Siegen dachte Cäsar darauf, sich in dem Lugdunensischen Gallien festzusetzen, und von dort aus seine weiteren Eroberungen zu betreiben. Der Zufall war ihm günstig. Die Sequaner, Arverner und Aeduer baten ihn um Hülfe gegen die Anmaßungen der Markomannen, eines germanischen Volksstammes, der unter seinem Könige Ariovist von den Sequanern und Arvernern gegen die Aeduer zu Hülfe gerufen worden war. Der Letztere hatte ihnen diese Hülfe auch geleistet, aber nur für den Preis des eigenen Besitzthums, da Ariovist zum Lohne für seine Unterstützung den Sequanern und Arvernern und als Sieger auch den Aeduern ein Stück Land nach dem andern abgefordert und — in Besitz genommen hatte. Cäsar bewilligte die erbetene Hülfe mit großer Bereitwilligkeit. Nachdem er von Ariovist die Räumung der gallischen Besitzungen vergeblich verlangt hatte, rückte er demselben entgegen.



Gallische Reiter. Zeichnung von A. Beck.

Cäsar hatte eine Gesandtschaft an Ariovist geschickt mit dem Ersuchen, sich zu einer persönlichen Zusammenkunft zu ihm zu verfügen, damit sie über die streitigen Punkte Unterhandlungen pflegen könnten. Ariovist fand dies Begehren im höchsten Grade anmaßend und ließ dem Cäsar sagen, er wisse gar nicht, was er in seinem Lande Gallien mit dem römischen Volke zu verhandeln habe. Hierauf sandte ihm Cäsar im Namen des römischen Volkes die Aufforderung zu, die gallischen Völker nicht ferner zu bedrücken, da sie Bundesgenossen der Römer seien, und diese sich befähigt fühlten, die ihren Freunden zugefügten Unbilden zu rächen. Doch der stolze Ariovist gab ihm als Antwort zurück: „Ich bin berechtigt, Krieg zu führen, wann und wo ich will; ich bin nicht verpflichtet, irgend Jemand Rechenschaft über die Bedingungen abzulegen, unter denen ich Frieden schließe; es ist Kriegsrecht, daß der Sieger den Besiegten beherrscht, und die Römer selbst handeln nie

anders als nach diesem Rechte. Will Cäsar mit mir kämpfen, so mag er nur kommen, und er soll sich überzeugen, was der Kriegsarm eines germanischen Volkes bedeutet, welches in vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen ist." Gewiß eine stolze Sprache; aber der wirkliche Kampf sollte die großsprecherischen Worte Lügen strafen.

Vor dem Aufbruche gegen die Feinde gab Cäsar einen glänzenden Beweis von der moralischen Gewalt, die er über seine Truppen ausübte, bei welcher Gelegenheit wir zugleich die Art und Weise kennen lernen, wie er die Soldaten zu behandeln verstand.

Cäsar's Heer, durch die Schilderungen der Gallier von dem riesigen Körperbaue, den zahllosen Massen und der unbezwinglichen Kriegskraft der Germanen kleinmüthig gemacht, schien Lust zu haben, sich dem bevorstehenden Feldzuge zu widersetzen. Cäsar hatte die unter seinen Truppen herrschende Stimmung kaum erfahren, als er sogleich das Heer zusammenberief, um dieselbe mit Hülfe seiner unwiderstehlichen Ueberredungskunst zu unterdrücken. Nachdem er die versammelten Soldaten an die Siege ihrer Väter über denselben Feind, nämlich über die Cimbern und Teutonen, erinnert und ihnen gezeigt hatte, daß an diesen so glorreichen Siegen das römische Heer nicht kleineren Antheil gehabt, als das Talent des römischen Feldherrn; nachdem er sie ferner auf ihre Siege über die Helvetier hingewiesen, als über ein Volk, welches so oft siegreich gegen dieselben Germanen gekämpft habe, vor denen sie, die Besieger der Helvetier, sich also nie zu fürchten brauchten, nach allen diesen Hinweisungen schloß er seine Rede mit folgenden Worten: „Den Ungehorsam, von dem man mir gesagt hat, fürchte ich nicht; denn nur ungerechte, habsüchtige und unglückliche Feldherren haben ihn zu fürchten. Für meine Gerechtigkeit bürgt ihr selbst, die ihr fünf Jahre lang Zeuge derselben waret, für meine Redlichkeit bürgt mein ganzes bisheriges Leben und für mein Glück der Helvetierkrieg. Ich werde also noch in dieser Nacht den Befehl zum Aufbruche geben, um sobald wie möglich zu erfahren, was in euern Seelen überwiegend ist: die Ehre, die Scham oder die Furcht. Will sonst Niemand meinem Befehle folgen, so werde ich mit der zehnten Legion allein vorwärts gehen, an deren Muth ich noch niemals gezweifelt, und die daher auch in Zukunft meine Leibwache sein soll."

Cäsar hätte ebenso gut irgend eine andere Legion nennen können; indem er nun hier auf ehrenvolle Weise eine Legion namhaft machte, wie sie ihm der Zufall gerade eingab, erweckte er bei derselben den Stolz und das Verlangen, sich dieser Auszeichnung und des in sie gesetzten Vertrauens würdig zu beweisen. Sie drückte dem Feldherrn ihre unbedingte Ergebenheit aus, und die Uebrigen folgten aus Scham ihrem Beispiele.

Hierauf rückte Cäsar sofort dem Feinde entgegen und nahm seinen Weg durch die Gegend des heutigen Belfort in das Rheinthal nach dem jetzigen Ober-Elsaß. Angesichts des feindlichen Heeres, das in gedeckter Stellung hinter den Sümpfen des Thurflusses stand, schlug Cäsar auf einer Höhe sein Lager auf. Eine Unterredung zwischen beiden Heerführern hatte keinen Erfolg, und es blieb nur die Entscheidung der Waffen, zu welcher Cäsar ohne weiteren Aufschub zwang, obschon die Germanen, einer Weissagung wegen, gern noch bis zum Neumond gewartet hätten. Bei Vensontio (58 v. Chr.) kam es zur Schlacht, welche von beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit geschlagen wurde, aber endlich mit der Zertrümmerung des markomannischen Heeres endete. Die Ueberbleibsel desselben, unter ihnen Ariovist selbst, flohen entsetzt über den Rhein zurück.

Die Römer verfolgten die flüchtigen Germanen bis an den Rhenus, über welchen die Letzteren den Uebergang nur in der wildesten Unordnung und mitten unter Kämpfen bewerkstelligen konnten. Viele retteten sich durch Schwimmen, Viele fanden theils durch das Schwert der Römer, theils durch die Fluten des Stromes ihren Tod. Ariovist selbst setzte auf einem kleinen Nachen über den Fluß. Seine beiden Frauen, die ihn begleitet hatten, waren erschlagen; von seinen Töchtern gerieth die eine in Gefangenschaft die andere wurde noch auf dem rettenden Kahne von den Wurfspießen der Feinde getödtet. Ihren Leichnam in seinen Armen, erreichte der unglückliche Vater das germanische Ufer.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Römer in Germanien. Zeichnung von Hermann Vogel.

Cäsar handelte indessen gegen die Gallier nicht anders, als der von ihm deshalb getadelte Ariovist. Dadurch, daß er seine Truppen in den gallischen Ländern einlagerte, erklärte er ziemlich unzweideutig, daß er sich als den Herrn dieser Länder betrachtete, und die Gallier kamen sehr bald zu der Ueberzeugung, daß sie das germanische Joch mit dem römischen vertauscht hatten. Zu kraftlos, um dasselbe mit eigener Macht abzuwerfen, riefen sie nun die Belgier zu ihrem Beistande auf; allein Cäsar kam mit blitzähnlicher Schnelligkeit dem Sturme zuvor, indem er, noch ehe die verschiedenen belgischen Völkerschaften sich zu einem Hauptschlage vereinigen konnten, dieselben einzeln überfiel und sie in einer Reihe siegreicher Schlachten (57 v. Chr.) theils zurückdrängte, theils vernichtete.

Konsulat des Pompejus und Crassus. Die glänzenden Siege Cäsar's mußten in Rom maßlosen Jubel, aber auch die gegründetsten Besorgnisse vor der anwachsenden Gewalt des Siegers erregen. Die Republikaner und die beiden anderen Triumvirn blickten mit gleicher Sorge auf den Alles überragenden Ruhm Cäsar's. Pompejus und Crassus beschlossen daher, zur Wiedererhebung ihres sinkenden Einflusses sich für das Jahr 55 v. Chr. um das Konsulat zu bewerben, versäumten es aber dabei nicht, zur leichteren Durchführung ihrer Bewerbung in einer persönlichen Zusammenkunft die alte Verbindung mit Cäsar aufs Neue zu befestigen, und dieser war damit um so mehr einverstanden, als alle seine Pläne in Gallien erst verwirklicht sein mußten, bevor er an die Erringung der Alleinherrschaft die letzte Hand legen konnte. Trotzdem aber nun die beiden Triumvirn bei ihrer Bewerbung um das Konsulat durch die Zustimmung Cäsar's ein Haupthinderniß für ihre Absichten hinweggeräumt hatten, so konnten sie wegen der Opposition der republikanischen Partei ihre Erwählung doch nur mittels offenbarer Gewaltthätigkeiten durchsetzen.

Cato und die übrigen Republikaner boten Alles auf, um das für die Freiheit des Vaterlandes so gefährliche Konsulat des Pompejus und Crassus zu hintertreiben. Als letztes Mittel veranlaßten sie den Lucius Domitius Ahenobarbus, einen aufrichtigen Freund der Republik, als Bewerber um das Konsulat aufzutreten, indem sie ihm ihre sämmtlichen Stimmen zusicherten. Als der Tag der Wahl kam, begab sich Domitius am frühesten Morgen in Begleitung Cato's und eines Fackelträgers zu der Versammlung. Aber kaum hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als einige gedungene Mörder auf ihn zustürzten, den Fackelträger tödteten und nun über Domitius und Cato herfielen. Nur die schnelle Ergreifung der Flucht konnte die beiden Republikaner retten, nachdem Cato schon am Arm verwundet war. Die Nachricht dieses Mordanfalls brachte einen gewaltigen Sturm in der Volksversammlung hervor; aber eben unter dieser Unordnung, die sich in eine völlige Schlägerei auflöste, wußten die beiden Triumvirn ihre Wahl durchzusetzen.

Um so mehr begriffen sie, daß sie jetzt die wahrscheinlich zum letzten Male erlangte Gewalt mit Wucher zu nützen hatten, wenn sie derselben nicht für immer entsagen wollten; und wie Cäsar, so suchten jetzt auch Pompejus und Crassus nach den besten Mitteln, um sich dereinst die Alleinherrschaft zu sichern. Cäsar hatte diese Mittel in den Kriegen gegen Gallien gefunden und ließ sich seine dortige Stellung, deren auf fünf Jahre festgesetzte Dauer abgelaufen war, auf neue fünf Jahre sichern. Pompejus suchte die Mittel für seine Zwecke in dem unmittelbaren Einfluß auf Rom. Er benutzte zwar sein Konsulat blos dazu, nach Ablauf desselben die Verwaltung der Provinz Spanien auf neue fünf Jahre zu erhalten; allein dies geschah vorzüglich, um daran die Befugniß knüpfen zu lassen, unter den Bürgern eine so große Heeresmacht zu werben, wie er für gut fände; denn er selbst ging nicht nach Spanien ab, sondern blieb in Rom und ließ seine Provinz, was bisher unerhört war, von seinem Legaten verwalten. Crassus dachte wie Cäsar; auswärtige Kriege sollten ihm die Staffel werden, um die Alleinherrschaft zu erklimmen. Deshalb ließ er sich die Verwaltung der Provinz Syrien auf fünf Jahre übertragen, womit gleichfalls die Befugniß verbunden ward, sein Heer nach Gutdünken zu werben, und beschloß hierauf, einen Unterjochungskrieg gegen die Parther zu unternehmen.

Das Gesetz, welches dem Pompejus und Crassus diese außergewöhnliche Macht einräumte, war von dem verrätherischen Tribun Titus Trebonius eingebracht worden und hieß deshalb auch das Trebonische Gesetz. Die Parteien Cato's und Cäsar's sträubten sich, wiewol aus sehr verschiedenen Gründen, auf gleiche Weise dagegen, jedoch ohne Erfolg. Trebonius und seine Anhänger hatten den ganzen Markt mit ihren Pöbelhaufen besetzt und wehrten allen ihren Gegnern den Zutritt mit Gewalt. Als Cato und seine Freunde sahen, daß diese widerrechtlich zusammengesetzte Versammlung den Trebonischen Vorschlag durchbringen würde, suchten sie dieselbe dadurch aufzuheben, daß sie auf die Schultern der hinten Stehenden kletterten, um eine Himmelsbeobachtung anzukündigen. Allein dies Mittel fruchtete um so weniger, als das dahin einschlagende Gesetz bereits aufgehoben war; und zudem wurden Cato und seine Freunde durch die Lictoren herabgerissen und in die Flucht getrieben, wobei Verwundungen und Todtschläge vorfielen.

Der Parthische Krieg (54—53 v. Chr.) ist an und für sich unbedeutend und nur insofern merkwürdig, als die Römer hier zum ersten Male auf einen Feind trafen, der ihnen nicht nur Widerstand leistete, sondern auch als unbesiegt bleibend furchtbar wurde. Crassus war übrigens nicht der Mann, dessen Feldherrntalent der Aufgabe gewachsen war, denn seine Maßregeln zeugten von kriegerischem Ungeschick. Es wäre nach dem Uebergange über den Euphrat angezeigt gewesen, die unvorbereiteten Parther zu überfallen und den Angriff energisch fortzusetzen; Crassus dagegen zog sich, nachdem er durch einen schwachen Einfall seine Absicht verrathen, nach Syrien zurück, so daß die Parther hinlänglich Zeit und Muße hatten, sich zu sammeln und zu rüsten.

Anstatt weiterhin die so unklug gewählte Muße in Syrien für die Ausbildung und Vervollständigung seines Heeres zu benutzen, verwandte sie Crassus allein auf Pläne zur Befriedigung seiner Habsucht. Wo sich Reichthümer vorfanden, besonders in Tempeln, da war Crassus bei der Hand, sie für sich in Beschlag zu nehmen, und ganze Tage brachte er in der Wollust des Geizigen zu: mit Abwägen und Zählen der gewonnenen Schätze.

Orodes I., der König der Parther, erwartete mit Ruhe die weiteren Angriffe der Römer, und der Erfolg lehrte, daß er sie nicht zu fürchten hatte. Denn als Crassus (53 v. Chr.) den Parthern wiederum entgegenzog, wurde er zu wiederholten Malen so geschlagen, daß er sich in einer gebirgigen Gegend fest verschanzen mußte, um vor den Verfolgungen der Feinde sicher zu sein. Da diese jetzt sahen, daß sie hier mit ihrer Tapferkeit weiter nichts ausrichten konnten, so nahmen sie zu einer Verrätherei ihre Zuflucht, um den Crassus zu verderben.

Orodes hatte demselben melden lassen, daß er mit ihm über seinen Abzug unterhandeln wolle und ihn deshalb zu einer persönlichen Unterredung erwarte. Obgleich Crassus mißtrauisch genug war, um eine solche Einladung abzulehnen, so wurde er doch von seinem nach Befreiung verlangenden Heere gezwungen, sie anzunehmen. Mit wenigen Begleitern näherte er sich zu Fuße dem bestimmten Orte, wo er sogleich von den Parthern mit verdächtiger Zudringlichkeit genöthigt wurde, sich auf ein bereitstehendes Pferd zu setzen. Als man dies Pferd endlich mit seinem Reiter davon führte, merkten die Begleiter des Crassus den Verrath und fielen über die Parther her. In dem Getümmel, welches dadurch entstand, wurde Crassus getödtet. Seine Begleiter flohen. Die Parther, um sich noch an der Leiche ihres Feindes zu rächen und zugleich seinen Geiz zu verhöhnen, schnitten dem Triumvir den Kopf ab und gossen demselben geschmolzenes Gold in den Mund. Das römische Heer selbst fand auf seinem Rückzuge den Untergang, nur wenige hundert Reiter unter Cassius entkamen.

Auf diese Weise wurde der Krieg, den Crassus auf seine eigene Hand unternommen hatte, beendigt. Er hatte für die Parther den Nutzen, daß sie seitdem von den Römern gefürchtet wurden, und den Römern diente er als ein Zeichen, daß die Eroberung des Ostens hier ihr Ziel finden würde.

Cäsar's Fortschritte in Gallien. Mit weit mehr Glück und Erfolg hatte inzwischen Cäsar seine gallische Unternehmung fortgesetzt. Nachdem er festen Fuß im Lande gefaßt, war es ihm ein Leichtes, der verschiedenen gallischen Völkerschaften einzeln Herr zu werden, und eine ununterbrochene Reihe von Siegen machte das römische Schwert zum Gesetzgeber Galliens, derart, daß das Machtwort Cäsar's bis zur Donau, dem Rheine, der Gallischen Meerenge und dem Aquitanischen Busen Gehorsam fand. Aber selbst über den Rhein und die Gallische Meerenge hinaus wollte der Sieger die römischen Waffen tragen, nicht aus Gründen der Politik, sondern aus eitler Ruhmsucht und um des stolzen Bewußtseins willen, dorthin gedrungen zu sein, wo vor ihm noch kein römischer Adler erblickt worden war. Eine Veranlassung zum Ueberschreiten des Rheins gaben ihm die Usipeter und Tenchterer, zwei germanische Völkerschaften, welche in das Land der Belgier einfielen, um sich Wohnungen zu suchen.



Landung der Römer in Britannien. Zeichnung von A. de Neuville.

Sie waren über 400,000 Mann stark in Gallien eingedrungen. Einer solchen Macht hielt sich Cäsar mit seinem Heere nicht gewachsen, und er beschloß, die germanischen Völker durch Unterhandlungen hinzuhalten. Diese kamen ihm dabei entgegen, indem sie ihm ihre Hülfe anboten unter der Bedingung, daß er ihnen Land anweise. Cäsar antwortete ausweichend, versprach aber doch, wegen ihres Antrages mit einer der belgischen Völkerschaften Rücksprache zu nehmen. Auf diese friedlichen Aussichten hin lagerten sich die Germanen sorglos in der Gegend, um den Ausgang der Unterhandlungen zu erwarten. Zwar überfiel eine kleine Schar der Germanen einen römischen Kriegshaufen; allein wie wenig die beiden Völker dies billigten, bewiesen sie dadurch, daß sie eine Gesandtschaft an Cäsar abgehen ließen, um wegen des Vorgefallenen Genugthuung anzubieten und Verzeihung zu erwirken. Cäsar dachte weniger edel und weniger friedlich. Er hielt die germanischen Abgesandten fest und überfiel die sorglos lagernden Usipeter und Tenchterer so unerwartet, daß sie nur geringen Widerstand leisten konnten und Alles, was nicht die Flucht ergriff, unter dem Schwerte der Römer dahinsank.

Die Nachricht von diesem verrätherischen Ueberfalle Cäsar's erregte in Rom bei der Gegenpartei Entrüstung und — Freude; denn möglicherweise ließ sich diese Treulosigkeit zum Sturze des gefährlichen Triumvirs benutzen. Cato erschien mit dem Antrage, den Feldherrn, der so muthwillig friedsame Völker überfallen und durch eine verrätherische Handlung die Waffen der Republik entehrt habe, den Verrathenen auszuliefern, damit er

selbst den Lohn seiner That empfange und nicht auf die Republik die Schmach des verletzten Völkerrechts falle. Allein der Antrag wurde verworfen, und so fand sich denn Cäsar bereits gepanzert gegen die Pfeile der Gegenparteien.

Landung in Britannien. Cäsar überschritt hierauf, die geschlagenen Völker verfolgend, den Rhein auf einer nach seiner Anordnung unterhalb Colonia Agrippina geschlagenen kunstreichen Brücke (55 v. Chr.). Da durch diesen Rheinübergang seine Eitelkeit befriedigt war, so begnügte er sich, die umliegenden germanischen Ländereien zu verwüsten, kehrte sodann auf das linke Rheinufer zurück und ließ die Brücke hinter sich wieder abbrechen.

Gefährlicher als dieser Uebergang war die Unternehmung gegen Britannien, da Küste und Bewohner dieser großen Insel den Römern gänzlich unbekannt waren und das Eiland seit dem Untergange des phönikischen und karthagischen Handels außerhalb der Welt zu liegen schien. Doch je fabelhafter das Land war, desto mehr Ruhm versprach sich Cäsar von einem Einfalle in dasselbe. Daher sammelte er noch in demselben Jahre, in welchem er aus Germanien zurückkehrte (55 v. Chr.), alle Schiffe an der Küste und ließ sich mit seinem Heere auf gut Glück nach Britannien übersetzen. Allein die Bewohner des Landes waren gerüstet genug, um ihre Heimat gegen den Eroberer zu vertheidigen.

Die hohe und steile Küste Britanniens machte die Landung an und für sich schwierig; sie wurde aber dadurch fast zu einer Unmöglichkeit, daß die Bewohner sie mit Kriegern und Sichelwagen dicht besetzt hatten. Cäsar schiffte daher die Küste einige Meilen entlang, um einen bequemern Landungsplatz zu suchen; allein als er ihn gefunden, sah er zugleich die Britannier, die ihm gefolgt waren, sich aufs Neue zum Widerstande aufstellen. Cäsar versuchte es vergebens, sie durch Wurfmaschinen und Schleudern, die er auf leichten Kähnen bis nahe an das Ufer schickte, zu vertreiben; und die Römer selbst zögerten, von ihren Schiffen aus bis ans Ufer zu waten. Da endlich sprang ein Adlerträger der zehnten Legion ins Meer und rief: „Folgt mir, Kameraden, wenn ihr nicht den Feinden euern Adler überlassen wollt, denn ich wenigstens werde für die Republik und den Feldherrn meine Pflicht thun!“ — Dieser Aufruf und das gegebene Beispiel von Muth thaten ihre Wirkung; die römischen Krieger stürzten ihrem Adler nach und gewannen, Schritt für Schritt im Wasser kämpfend, das feindliche Ufer.

Nachdem Cäsar seiner Ruhmsucht genügt hatte und sagen konnte, daß er in Britannien gelandet sei, beschloß er seine Rückkehr um so eher, als die Seestürme zugleich seine Flotte bedrohten.

Ein zweiter Uebergang über den Rhein und ein zweiter Einfall in Britannien hatten vielleicht nur deshalb keinen größern Erfolg, weil Cäsar einsah, daß die allzugroße Ausdehnung seiner Eroberungen die Festigkeit derselben beeinträchtigen und ihm also mehr schaden als nützen würde; denn daß selbst Gallien noch nicht als eine unbestreitbare Erwerbung anzusehen war, bewies ihm nicht lange nachher (51 v. Chr.) ein allgemeiner Aufstand der unterworfenen gallischen Völker, der Cäsar's sämmtliche bisherigen Erfolge vernichtet hätte, wenn er gelungen wäre. Doch das außerordentliche kriegerische Genie des römischen Feldherrn machte alle Anstrengungen der zur Erkämpfung ihrer Freiheit verbundenen Völker nutzlos, und die Unterdrückung dieses Aufstandes ist es vorzüglich, durch welche Cäsar den Beweis lieferte, daß er der größte Feldherr des Alterthums, vielleicht aller Zeiten war.

Um die Größe des kriegerischen Genies auszudrücken, welches Cäsar in diesen Feldzügen entwickelte, sagte ein römischer Geschichtschreiber: diese Thaten Cäsar's schienen nicht von Menschen, sondern von Göttern ausgeführt zu sein.

Leider ist es uns nicht vergönnt, durch eine spezielle Geschichte dieser Feldzüge hierauf näher einzugehen; wir müssen uns vielmehr auf die allgemeingeschichtlich wichtigen Thatsachen beschränken.

Cäsar gegen Vercingetorix. Unter den aufgestandenen Völkern waren die gefährlichsten die Trevirer unter **Induciomar**, die Eburonen unter dem siegreichen **Ambiorix**, die Nervier, die Carnuten und die Arverner unter dem heldenmüthigen Jünglinge **Vercingetorix**, der bald als Leiter des ganzen Aufstandes betrachtet wurde.

Die Carnuten hatten das Zeichen zu dem allgemeinen Aufstande gegeben, indem sie einige römische Kaufleute und einen Proviantmeister ermordeten. Ihr Aufruf zur Befreiung schallte mit Blitzesschnelle durch das Land, da die Gallier eine Mittheilungsart erfunden hatten, die in gewisser Weise an unsere heutigen Telegraphen erinnert. In bestimmten Entfernungen nämlich waren Leute aufgestellt, die ein bezeichnendes Geschrei erhoben, welches so von Posten zu Posten weiter gegeben wurde. Diese Mittheilung geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß ein Ereigniß, welches bei den Carnuten stattfand, zwölf Stunden darauf schon zur Kunde der Arverner gebracht war.

Der Plan des Vercingetorix ging dahin, eine Hauptschlacht zu vermeiden und die Römer so endlich zu ermüden. Allein unter Cäsar's Anführung erschienen diese als unermüdlich, und ihre Legionen zogen siegreich und verheerend von Land zu Land, alle Hindernisse überwindend, welche ihnen Vercingetorix entgegenwarf. Dieser, welcher inzwischen alle aufgestandenen Völker vereinigt hatte und sich an der Spitze eines zahlreichen Bundesheeres sah, beschloß endlich, in die Provinz einzufallen, um den unbesiegbaren Cäsar von der Verbindung mit Italien und also von seinen Hülfsquellen abzuschneiden. Doch Cäsar schien nicht blos unbezwingbar, er schien auch allmächtig und allwissend zu sein; denn durch einige geschickte Märsche und siegreiche Gefechte hatte er den ganzen Plan vereitelt und den Vercingetorix so bedrängt, daß dieser sich mit seinen übriggebliebenen Truppen in die feste Stadt Alesia werfen mußte. Nach einer mehrmonatlichen heldenmüthigen Vertheidigung, aber auch höchst ruhmwürdigen und geschickten Belagerung mußte Vercingetorix sich und die Stadt der Gnade Cäsar's übergeben.

Die Stadt **Alesia** schien wegen der Höhe ihrer Mauern und der Vortrefflichkeit ihrer Vertheidigungsanstalten unbezwingbar zu sein, besonders da das sie vertheidigende Heer des Vercingetorix 80,000 Mann stark war, während Cäsar's Armee nur 60,000 zählte, und zu dem Allen noch die Nachricht einlief, daß ein 250,000 Mann starkes vereinigtes gallisches Heer zum Entsatz heranrücke. Doch Cäsar verließ sich auf sein Genie und sein Glück. Er begann zuerst die Einschließung der Stadt, indem er rund um dieselbe eine Umwallung anlegte, welche 3400 Meter im Umfange hatte. Gegen die Entsatztruppen sicherte er sich in einem Umkreise von 8500 Meter durch eine zweite Reihe von Schanzwerken, welche aus Wällen, Gräben und Pallisaden bestand. Auf diese Weise gelang es ihm, alle Ausfälle der Belagerten zurückzuschlagen und die Angriffe des Entsatzheeres zu vereiteln, bis er es endlich an der Zeit fand, das letztere durch ein offenes Gefecht zum Abzuge zu nöthigen. Dies Gefecht, welches über die Zukunft Galliens entscheiden sollte, war eines der blutigsten des ganzen Krieges. Es fiel zum Vortheile der Römer aus, und die geschlagenen Gallier mußten die belagerte Stadt ihrem Schicksale überlassen. Jeder Hoffnung auf Entsatz beraubt und vom Hunger hart bedrängt, blieb derselben keine andere Hoffnung mehr als die Gnade Cäsar's, der sie sich auf die Anmahnung des Vercingetorix übergab. Dieser lieferte sich selbst seinem Sieger aus, indem er in seiner schönsten Rüstung ins römische Lager ritt und sich durch einen Fußfall vor Cäsar als dessen Gefangenen erklärte. Hiermit hatte dieser dem Aufstande das Haupt abgeschlagen; nur die Glieder zuckten noch im Todeskampfe, und Cäsar zog sogleich aus, auch sie der Vernichtung zu überantworten. Er überfiel die Nervier, die Eburonen und Trevirer in ihren eigenen Ländern, verwüstete dieselben mit unedler Rachgier und gab seiner Grausamkeit an den unglücklichen Bewohnern freien Lauf, indem er zur Warnung für alle übrigen Völker, welche etwa noch nach der Freiheit Verlangen trügen, allen Bewaffneten die Hände abhauen ließ.

Ausgang des Gallischen Krieges. So war denn Gallien endlich unwiderruflich eine römische Provinz, und der Mann, der sie in einem ununterbrochenen achtjährigen Feldzuge dazu gemacht, stand in dem Scheitelpunkte seines Ruhmes und seines Einflusses.

Das Verzeichniß von den Thaten Cäsar's in Gallien überstieg an Reichhaltigkeit Alles, was man von einem römischen Feldherrn bisher gehört. In acht Feldzügen hatte er über 800 Städte erobert, 300 verschiedene Völkerschaften besiegt, nacheinander 3 Millionen Menschen bekämpft, eine Million davon in Schlachten getödtet und eben so viele zu Gefangenen gemacht. Dem Staatsschatze hatte er aus dem eroberten Lande einen jährlichen Tribut von 40 Millionen Sestertien ($4^1/_2$ Million Mark unseres Geldes) zugebracht, und die Beute an Schätzen, welche er für sich selbst in Anspruch genommen, um sie zu Bestechungen in Rom zu verwenden, soll unermeßlich gewesen sein.

Pompejus hatte mit Schrecken wahrgenommen, daß das glänzende Gestirn Cäsar's sein eignes bereits verdunkelte, und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß es bald zwischen ihm und dem Besieger Galliens einen Kampf um die Alleinherrschaft gelten müsse; denn daß Cäsar nicht geneigt sein würde, eine Macht, die er allein üben konnte, zu theilen, war vorauszusehen, und daß Pompejus nicht bescheiden und uneigennützig genug war, um sich von der erklommenen Höhe freiwillig zurückzuziehen, wird man schon aus seiner bisherigen Handlungsweise schließen können. Indem nun Pompejus den bevorstehenden Kampf voraussah, blickte er zugleich nach den Mitteln um, ihn mit Erfolg zu führen. Unter diesen Mitteln erschien ihm die Erlangung der Diktatur eines der besten. Schon im Jahre 53 v. Chr. hatte er auf das Ziel hinzuwirken gesucht; allein der entschiedene Widerspruch Cato's hatte seine Absicht vereitelt. Günstiger für dieselbe gestalteten sich die Ereignisse des folgenden Jahres, indem, vielleicht auf des Pompejus geheime Veranlassung, bei der Konsulwahl so furchtbare Verwirrungen in Rom ausbrachen, daß alle Bande gesetzlicher Ordnung zerrissen, und selbst die eifrigsten Republikaner, unter ihnen auch Cato, nur in der einem einzigen Manne anvertrauten Gewalt das Mittel sahen, den Staat vor völliger Anarchie zu bewahren. Unter den Gewaltthätigkeiten, mit welchen die Parteien für ihre Interessen kämpften, heben wir folgende hervor, weil sie uns über den Zustand der Gesetzlosigkeit, der zur Zeit in Rom bestand, das klarste Bild giebt, und weil sie dazu diente, jenen Zustand auf eine so gefahrdrohende Höhe zu heben, daß endlich selbst die eifrigsten Republikaner zu einer Art Diktatur ihre Stimme gaben.

Titus Annius Milo, ein eifriger Feind von Cäsar's Kreatur, dem uns schon bekannten Publius Clodius, hatte erfahren, daß dieser sich um das Konsulat bewerben wolle. Milo wandte alle Mittel an, um dies zu verhindern, und als sich die beiden Widersacher einst in Begleitung ihrer Diener außerhalb Roms auf einer Landstraße begegneten, entspann sich zwischen ihnen ein so heftiger Streit, daß derselbe in ein förmliches Gefecht ausartete, in welchem Clodius von Milo lebensgefährlich verwundet wurde. Die Diener flüchteten mit ihrem halbtodten Herrn in ein Gasthaus; doch Milo, der die Strafe eines Mordes weniger fürchtete, als das Leben des Clodius, drang verfolgend nach, ließ seinen Feind aus dem Hause schleppen und auf offener Straße ermorden. Das Volk, welches in dem Günstlinge Cäsar's seinen eignen Vertreter verehrte, wurde durch diese Mordthat in solche Wuth versetzt, daß es sich zusammenrottete und das Haus des Milo zu stürmen suchte. Da dies nicht gelang, weil Milo es mit Hülfe seiner vielen Sklaven muthig vertheidigte und viele der Stürmenden tödtete, so zog der Pöbel auf das Rathhaus, um dort im blinden Eifer zwecklose Verheerungen anzurichten. Die Sitze der Senatoren wurden zertrümmert, und mit dem Holze derselben erbaute man einen Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam des Clodius verbrannt wurde, aber mit einer solchen Unvorsichtigkeit, daß hierbei das schöne Rathhaus und einige Nebengebäude ein Raub der Flammen wurden. Milo selbst mußte sich der Ahndung des Gesetzes zu entziehen; allein die gewaltthätigen Verfolgungen des Pöbels gegen ihn und seine Anhänger dauerten ununterbrochen fort.



Vercingetorix überliefert sich Cäsar. Zeichnung von A. de Neuville.

Da die Einführung der Diktatur jetzt bei dem erbitterten Kampfe der Parteien für das Bestehen der Republik bedenklich erschien, so erwählte man das Auskunftsmittel, Pompejus zum alleinigen Konsul zu ernennen. Wenn nun aber dieser Schritt auf der einen Seite von Nutzen war, indem Pompejus sofort und mit starker Hand die Ruhe und Ordnung wieder herstellte, so wurde er doch auf der andern Seite die Veranlassung zu dem Ausbruche eines zweiten Bürgerkrieges, der sich jetzt zwischen Pompejus und Cäsar entspann. Die frühere, niemals redliche Freundschaft dieser beiden Männer hatte sich in offenbare Feindschaft verwandelt, und jeder von ihnen war bemüht, möglichst viele Anhänger auf seine Seite zu bringen. Pompejus, um den sich die Aristokraten scharten, benutzte dazu die erlangte Gewalt als alleiniger Konsul; Cäsar, der in den Demokraten seine Hauptstütze suchte, fand dieselbe bei dem Volke durch seinen Ruhm und bei dessen Leitern durch maßlose Bestechungen, wozu ihm die reiche gallische Beute hinlängliche Mittel bot.

Das verwandtschaftliche Band, welches den Pompejus bisher an Cäsar geknüpft und den Bruch zwischen Beiden aufgehalten hatte, war kurz zuvor durch den Tod zerrissen worden, welcher des Pompejus Gattin, Julia, Cäsar's Tochter, dahingerafft hatte.

Da Pompejus sein Konsulat dazu benutzt hatte, sich die Provinz Spanien auf neue fünf Jahre übertragen zu lassen, so trat auch Cäsar mit dem Antrage hervor, Gallien zu behalten, indem er zugleich verlangte, sich abwesend um das Konsulat des Jahres 50 v. Chr. bewerben zu dürfen. Doch wider sein Erwarten wurden beide Anträge verworfen; ja es ging ihm sogar der von seinen Gegnern unter heißen Kämpfen durchgesetzte Senatsbeschluß zu, seine Statthalterschaft in Gallien niederzulegen und sein Heer zu entlassen.

Die von Cäsar bestochenen Tribunen protestirten einfach gegen jeden Beschluß, welcher wider Cäsar gefaßt werden sollte. Man wußte sich gegen diese Protestationen, welche die Beschlüsse ungiltig machten, nicht zu wehren, bis endlich Pompejus erklärte, daß dergleichen Protestationen als von Cäsar selbst ausgehend ein Ungehorsam gegen den Senat zu nennen seien; „denn“, sagte er, „es kommt ganz auf eins hinaus, ob Cäsar selbst sich den Beschlüssen des Senats widersetzt oder Leute anstellt, die einen wirksamen Senatsbeschluß hindern.“ „Aber“, entgegnete einer der Tribunen, „wenn nun Cäsar sein Heer doch nicht entläßt und zugleich Konsul sein will?“ „Wie“, rief Pompejus voll Entrüstung, „wenn mein Sohn den Stock aufhöbe, mir einen Schlag zu geben?“

Cäsar, hierdurch mißtrauisch gemacht gegen die Größe seines Einflusses, versprach seine Macht niederzulegen, wenn von Pompejus ein Gleiches gefordert würde. Doch der Senat, welcher in dieser Bereitwilligkeit Cäsar's eine Muthlosigkeit sah, die er benutzen zu können glaubte, um den gefährlichen Cäsar ganz in den Privatstand zurück zu versetzen, wollte sich keine Bedingungen vorschreiben lassen und verlangte rücksichtslosen Gehorsam gegen seinen Befehl.

Der Bürgerkrieg. Jetzt war Cäsar's Entschluß gefaßt. Pompejus war sein Feind, und Rom, das unter dessen Einflusse stand, sollte es auch werden. Schnell, um den Vortheil der Ueberrumpelung für sich zu haben, eilte er zu den wenigen Truppen, welche am Rubicon standen, dem Flusse, der seine cisalpinisch-gallische Provinz von der Republik schied. Diese Grenze mit bewaffneter Hand und in feindlicher Absicht überschreiten, hieß nach den Gesetzen sich für einen Feind des Vaterlandes erklären.

Als Cäsar am Rubicon angelangt war, berief er die dort stehende kleine Kriegerschar zusammen und erklärte den Soldaten in einer eindringlichen Rede, wie seine Feinde das Vaterland verhöhnten, die Verfassung verletzten und gegen ihn und sein Heer Beleidigung auf Beleidigung häuften. Sodann forderte er sie auf, die Ehre des Feldherrn, unter dem sie so lange Zeit siegreich gestritten, aufrecht zu erhalten. Als er sich auf diese Weise der Treue seiner Truppen versichert hatte und tief sinnend in den vor ihm fließenden Rubicon schaute, erfüllte ihn beim Anblick dieses kleinen, aber so verhängnißvollen Flusses ein eignes Grauen, und lange Zeit schwankte er zwischen Wollen und Nichtwollen.

„Noch“, sprach er zu seiner Umgebung, als er sinnenden Auges in den Fluß blickte, „noch können wir zurücktreten. Haben wir aber erst dies kleine Wasser überschritten, dann gilt nur noch die Entscheidung durch Waffen. Die Umkehr wird für mich selbst, der Uebergang aber für die Menschheit der Anfang vieles Unheils sein.“ Aus diesem Schwanken zwischen Ehrgeiz und Vaterlandsliebe soll ihn ein Zufall zum Vortheile des ersteren gerissen haben, worüber man Folgendes erzählt. Als Cäsar, noch immer unentschlossen, seine Truppen sammeln ließ und die Trompeter das Signal dazu gaben, gerieth einer derselben zufällig an das andere Ufer des seichten Flusses. Dies erschien dem Cäsar als ein Wink des Schicksals, den er sogleich mit Begeisterung aufnahm. Sein Schwert ziehend ritt er mitten in den Strom und rief seinen Scharen zu: „Laßt uns gehen, wohin der Götter Wink und der Feinde Ungerechtigkeit uns rufen! Der Würfel ist geworfen!“ Mit diesen Worten sprengte er an das andere Ufer, und seine treuen Legionen folgten ihm nach.



Cäsar überschreitet den Rubicon.

Der Krieg gegen Pompejus und die Römische Republik war erklärt (49 v. Chr.).

So klein das Heer auch war, mit dem Cäsar das Weltreich angriff, so mächtig wurde es durch den Schrecken der Ueberraschung, in den sich Pompejus bei der Nachricht versetzt fand, Cäsar habe den Rubicon überschritten, sich der Städte Etruriens, Umbriens und Picenums bemächtigt und dringe unaufgehalten gegen Rom vor. Die Nachricht war nur zu begründet; denn mit leichter Mühe hatte Cäsar alle Städte auf seinem Wege in Besitz genommen, und da er dieselben aus Politik mit großer Milde behandelte und sich überall als den Befreier von dem Joche der Aristokraten und den Wiederhersteller der Volksrechte ausgab, so öffneten sich ihm alle Thore und Herzen, und sein Heer schwoll lawinenartig an. Pompejus, der noch kurz vorher, als man ihn über seine Hülfsmittel gegen Cäsar fragte, prahlerisch versichert hatte, daß er überall in Italien nur mit dem Fuße auf den Boden zu stampfen brauche, um Legionen hervorspringen zu sehen, derselbe Pompejus fühlte

sich jetzt so schwach, daß er über die Erfolge seines Feindes den Kopf verlor; denn alle Anordnungen, welche er zur Abwendung der Gefahr traf, zeugten von solchem Ungeschick, daß selbst viele seiner eifrigsten Anhänger das Vertrauen zu ihm verloren. Als nun auch einige dem Cäsar entgegen geschickte Truppen zu diesem übergingen, da sah Pompejus sein Heil nur in der Flucht. Er eilte nach Capua mit dem Entschlusse, hier Widerstand zu leisten. Allein als Cäsar, Rom vorübergehend, gegen ihn anrückte, verließ er seine Stellung, um sich in Brundisium einzuschiffen, weil ihm jetzt nichts Anderes mehr übrig zu bleiben schien, als die großen Streitkräfte des Morgenlandes um sich zu versammeln und mit diesen den Kampf zu beginnen, welcher für ihn schon verloren war. Er setzte also nach Epeiros über, und Cäsar hatte in Italien, das er in sechzig Tagen durchzog und in Besitz nahm, freie Hand. Er ging nach Rom, um die Angelegenheiten der Republik zu ordnen. Die Pompejanische Partei wurde von der ganzen Halbinsel, aus Sizilien und Sardinien mit Waffengewalt vertrieben, und um dem Pompejus die Rückkehr durch das wichtige Brundisium zu verschließen, dieser Hafen gegen das Meer zu stark befestigt. In Rom selbst waltete Cäsar mit der größten Milde, also ganz unähnlich dem Sulla, mit dessen Geschichte die seinige doch sonst so viel Aehnlichkeit hatte. Aber Cäsar war ein weit größerer Politiker als Sulla und wußte, daß für einen Thron der Schrecken eine viel weniger sichere Grundlage ist als die Liebe. Eben aus diesen Rücksichten ließ auch Cäsar die Verfassung ungeändert: wußte er doch, daß sein Wille ohnehin über der Verfassung stand. Er rief daher die wenigen zurückgebliebenen Senatoren zusammen und versicherte dem also neu gebildeten Senate und dem Volke, daß in Rom Alles beim Alten bleiben solle, und er nur seine Aufgabe erfüllen wolle, die darin bestehe, die Pompejanische Partei, deren Glieder auf das Verderben der Republik ausgingen, zu vertilgen. Vielleicht geschah es auch um dieses vorgegebenen Zweckes willen, daß Cäsar sich mit Gewalt in den Besitz des Staatsschatzes brachte, denn das Gold war in seinen Händen von je her eine fast eben so scharfe Waffe gewesen, wie der Stahl.

Den Staatsschatz hatte Pompejus bei seinem eiligen Aufbruche von Rom zurückgelassen, indem er sich begnügte, die Schlüssel zu demselben mitzunehmen. Doch was galt dem Cäsar der Mangel eines Schlüssels? Er begab sich daher ohne Weiteres nach dem Tempel des Saturn, wo der Staatsschatz aufbewahrt wurde, um die Schatzkammer erbrechen zu lassen. Der Tribun Metellus widersetzte sich solchem Vorhaben, indem er ein Gesetz anführte, wonach die Schatzkammer nur in Gegenwart und mit Bewilligung eines Konsuls geöffnet werden durfte. Doch Cäsar gab die diktatorische Antwort zurück: „Waffen und Gesetze stimmen schlecht mit einander. Erst wenn ich meine Waffen niedergelegt haben werde, will ich nach den Gesetzen fragen, und dann magst du so lange Reden halten, wie du willst. Jetzt aber rathe ich dir, dich fortzubegeben und mich gewähren zu lassen." Und als Metellus dessenungeachtet die Thüren der Schatzkammer vertheidigte und sie sogar mit seinem Leibe deckte, drohte ihm Cäsar, ihn auf der Stelle zu tödten, indem er die Hand ans Schwert legend sprach: „Du weißt, junger Mann, daß es mir leichter ist, dies zu thun als zu sagen!" worauf denn der erschrockene Metellus von seinem Vorhaben abstand und sich dem Willen des allmächtigen Mannes nicht ferner widersetzte. Die Summen, welche Cäsar nach und nach aus dem auf diese Weise erbrochenen Staatsschatze entnahm, werden auf 300,000 Pfund Goldes angegeben.

Beispiele von Großmuth, welche darauf berechnet waren, Aufsehen zu erregen, und das Vertrauen auf seine Macht ins glänzendste Licht zu setzen, hatte Cäsar schon von seinem Rubicon-Uebergange an manchmal gegeben. Den Anführern der zu ihm übergegangenen Truppen hatte er freigestellt, bei ihm zu bleiben oder zu Pompejus zurückzukehren, ohne daß er irgend einen Anspruch an ihr Eigenthum machte; viele Senatoren und Ritter hatte er gleichfalls ungehindert zu Pompejus abziehen lassen; ja, als ihn sein vertrautester Legat Labienus treulos verließ und zu Pompejus überging, schickte ihm Cäsar sein zurück-

gelassenes Gepäck nach. In ähnlicher Weise verfuhr er zu Rom, wo er sogar mit dem Vorschlage heraustrat, der Senat solle an Pompejus eine Friedensgesandtschaft abschicken, welche nur deshalb nicht zu Stande kam, weil die meisten Senatoren, durch einen richtigen Blick in Cäsar's Charakter geleitet, der Meinung waren, daß der Antrag nur zum Scheine gestellt worden und es dem Cäsar damit keineswegs Ernst sei.

Cäsar sagte bei dieser Gelegenheit: „Erst muß man das Heer ohne Feldherrn, dann kann man desto leichter den Feldherrn ohne Heer schlagen."

Jetzt beschloß der Besieger seines Vaterlandes, von Rom, wo er weder eine Hinrichtung verfügt, noch eine Achtserklärung ausgesprochen, noch eine Güterkonfiskation angeordnet, sondern im Gegentheile manche Beweise einer, wenn auch affektirten, Großmuth gegeben hatte, aufzubrechen, um vor allen Dingen das Pompejanische Heer, welches in Spanien stand, zu vernichten. Auf dem Wege dorthin wurde er unerwartet vor der Stadt Massilia aufgehalten, da diese, heimlich eine Anhängerin des Pompejus, erklärte, in dem Bürgerkriege zwischen den beiden Triumvirn neutral bleiben zu wollen, und dem Cäsar die Thore verschloß. Dieser, der keine Zeit zu verlieren hatte, ließ zur Einschließung der Stadt einen Theil seines Heeres unter Cajus Trebonius zurück und begab sich nach Spanien, wo die Pompejanischen Legaten, unter denen sich vorzüglich Lucius Afranius auszeichnete, alle Kräfte aufboten, dem sieggewohnten Cäsar Widerstand zu leisten. Wirklich erfuhr dieser auch hier zum ersten Male, daß er nicht unbesiegbar sei; denn seine ersten Angriffe wurden von Afranius kräftig zurückgeschlagen, und da nun auch wegen des Uebertretens zweier Flüsse das Cäsarische Heer von der Verbindung mit den befreundeten Städten abgeschnitten und so dem Mangel an Lebensmitteln preisgegeben wurde, so fing Cäsar's Lage an sehr mißlich zu werden, und die Pompejanische Partei in Rom erhob kühner ihr Haupt. Doch ihre Freude dauerte nicht lange; denn Cäsar's genialer Feldherrngeist verstand es, auch die größten Hindernisse zu besiegen. Nach vergeblichen Versuchen, durch Brücken die Verbindung mit den befreundeten Städten herzustellen, gelang ihm dies durch eilig erbaute Kähne, und als dadurch nun das Heer aus seiner gefährlichen Lage befreit war, trieb Cäsar die feindlichen Truppen durch geschickte Märsche so in die Enge, daß sie sich fast ohne Schwertstreich ergeben mußten.

Als Gebieter über die Pompejanischen Heere in Spanien wandte Cäsar abermals die Politik der Milde und Großmuth an, die ihm schon so vortreffliche Dienste geleistet hatte. Ohne irgend ein Strafgericht zu verhängen, das sich auch niemals hätte rechtfertigen lassen, entschied er sich dafür, die Truppen aufzulösen, wohl wissend, daß die Mehrzahl derselben in seine Reihen treten würde, was denn auch geschah. Die Anführer aber entließ er, indem er es ihnen freistellte, zu Pompejus nach Griechenland zu gehen, eine Erlaubniß, von welcher wenigstens Afranius Gebrauch machte.

Ein Haupthinderniß an Cäsar's Alleinherrschaft war also hinweggeräumt. Ehe er das zweite beseitigen und nach Griechenland dem Pompejus entgegengehen wollte, beschloß er, sich zuvor in Rom aufs Neue zu befestigen. Auf dem Marsche dahin mußte sich ihm auch Massilia ergeben, das sich bisher gegen Trebonius heldenmüthig vertheidigt hatte, nun aber dem größeren Talente Cäsar's erlag. In Rom selbst war dieser nach seinen spanischen Siegen ohne sein Zuthun zum Diktator ernannt worden.

Der Prätor Marcus Aemilius Lepidus, der für die spätere Geschichte Roms noch wichtiger wurde, hatte seine politische Laufbahn dadurch zu erleichtern gesucht, daß er um die Gunst des großen Cäsar buhlte. In der Absicht, diesem einen Beweis seiner Ergebenheit zu liefern, setzte es Lepidus durch, daß Cäsar, obwol ohne Zustimmung des Senats, zum Diktator ernannt wurde.

In Rom trat Cäsar mit wohlthätigen und freisinnigen Reformen auf, wie es denn überhaupt bei ihm Grundsatz zu sein schien, verhaßte Mittel zu seinen Plänen in dem Maße zu vermeiden, wie die Hindernisse, die den Plänen entgegentraten, sich minderten; und

vielleicht würde Cäsar ein wirklicher Republikaner geblieben sein, wenn man ihn gleich Anfangs zum Monarchen erhoben hätte. So geschah es denn auch, daß er die Diktatur schon nach elf Tagen freiwillig niederlegte, um sich mit der Würde eines Konsuls zu begnügen, um die er sich während seiner Diktatur beworben, und die er natürlich auch erhalten hatte. —

Zuerst rief Cäsar alle Verbannte nach Rom zurück mit Ausnahme des Milo, der an der Vertheidigung von Massilia Antheil genommen und sich dadurch den Haß des Diktators zugezogen hatte. Sodann traf er nothwendige Verfügungen über das Schuldenwesen, welches er auf eine menschenfreundliche Weise ordnete. Ferner ertheilte er allen Bewohnern des Cisalpinischen Galliens das römische Bürgerrecht, so daß jetzt also ganz Italien die Republik Rom ausmachte. Endlich stellte er auch die Formen der Republik wieder her, indem er die Wahl der alten Magistrate und namentlich der beiden Konsuln verordnete, sich selbst um das Amt eines derselben bewerbend.

In seiner Eigenschaft als Konsul beschloß Cäsar nun (48 v. Chr.), zur Bekriegung des Pompejus nach Griechenland überzusetzen. Dieser hatte hier die ganze Zeit über ziemlich unthätig gestanden. Indem er alle Anhänger seiner Partei zusammenzog, mit seinem Heere sich den Küsten von Epeiros näherte und eine beträchtliche, von Marcus Calpurnius Bibulus befehligte Flotte im Adriatischen Meere kreuzen ließ, um Cäsar's Ueberfahrt zu verhindern, glaubte er Alles gethan zu haben, was zur Besiegung seines Feindes nöthig sei.

Marcus Calpurnius Bibulus, ein nicht sehr bedeutender Mann, war der Schwiegersohn des großen Cato, da er dessen Tochter Porcia, ein durch republikanische Gesinnung ausgezeichnetes Weib, geheirathet hatte.

Ohne von Bibulus zurückgehalten zu werden, gelang es Cäsar, mit der einen Hälfte seines Heeres nach Epeiros überzusetzen, während er die andere wegen Mangels an Fahrzeugen unter Marcus Antonius zurückließ. Nach seiner glücklichen Landung an der epeirotischen Küste besetzte er sogleich einige ihm wichtige Städte und richtete seinen Weg nach Dyrrhachium, dem Waffenplatze des Pompejus. Auf dem Zuge dorthin ging ihm aber die Schreckensbotschaft zu, daß ein Theil seiner Flotte, welche er zurückgesandt hatte, um das Heer des Antonius nachzuholen, bei Korkyra von Bibulus, der hier seinen Sieg mit dem Leben erkaufte, vernichtet worden sei, ein Ereigniß, welches die Ueberfahrt des Antonius, wenn nicht verhindern, so doch erschweren mußte. Da ihm inzwischen Pompejus entgegengerückt war, so beschloß Cäsar, um Zeit zu gewinnen, Vergleichsvorschläge zu machen dahin, daß beide Triumvirn innerhalb dreier Tage ihre Heere entlassen und ihre alte Freundschaftsverbrüderung erneuern sollten. Doch Pompejus, der in Cäsar's Aufrichtigkeit ein sehr begründetes Mißtrauen setzte, verwarf den Vorschlag, und so blieb denn seinem Gegner nichts übrig, als sich auf den Kampf vorzubereiten. Dazu aber war das Heer des Antonius durchaus nöthig, und Cäsar verging fast vor Ungeduld über dessen verzögerte Ankunft. Endlich faßte er sogar den Entschluß, auf einem einfachen Kahne selbst nach Brundisium überzusetzen, um die Ueberfahrt der Truppen zu betreiben. So bestieg er denn eines Nachts, in Sklavenkleider gehüllt, ein kleines Boot, um die italische Küste zu erreichen. Doch die Wellen des stürmischen Meeres warfen das leichte Fahrzeug wiederholt ans Ufer zurück, so daß der furchtsame Bootsmann darin ein übles Omen sah und Miene machte umzukehren. Cäsar flößte ihm zwar wieder Muth ein, indem er ihm zurief: „Fürchte nichts, Mann! du führst den Cäsar und sein Glück!“ Allein die Wogen waren stolzer und mächtiger als der Beherrscher Roms; sie widersetzten sich der Abfahrt, und so mußte Cäsar den kühnen Versuch aufgeben, in Demuth erkennend, daß es Gewalten giebt, die mächtiger sind denn der mächtigste Mensch.

Als endlich Antonius angekommen war und sich mit Cäsar vereinigt hatte, ging dieser zum Angriff über, indem er den ihm an Truppenzahl überlegenen Pompejus durch

eine förmliche Umwallung einschloß. Beide Heere litten hier großen Mangel, das Cäsarische an Korn, das Pompejanische an Wasser und Futter für die Pferde; allein sie suchten sich in Ertragung der Entbehrungen zu überbieten, bis sich endlich Pompejus durch die Noth gezwungen sah, die feindliche Stellung um jeden Preis zu durchbrechen.

Da ihm die schwächsten Punkte in Cäsar's Belagerungslinie verrathen worden waren, so gelang es ihm nicht allein, sondern er brachte auch bei seinen Ausfällen dem Cäsarischen Heere so bedeutende Verluste bei, daß Cäsar plötzlich aufbrach und sich nach Thessalien wandte mit der Hoffnung, Pompejus werde ihm dahin nachgehen. Wirklich verwarf derselbe auch den bessern Plan seiner Gefährten, um den scheinbar vor ihm fliehenden Cäsar verfolgen zu können. Doch plötzlich machte dieser Halt, um endlich mit einem Schlage die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob Pompejus oder Cäsar über Rom herrschen solle.

Die Schlacht bei Pharsalos (48 v. Chr.) entschied zu Gunsten Cäsar's, und so darf man denn wol behaupten, daß diese Schlacht das Schicksal der Republik Rom und mithin das der damaligen Welt entschied. Nur mit Widerstreben hatte sich Pompejus von seinem Heere bestimmen lassen, die Schlacht anzunehmen; denn obgleich er über 45,000 Mann Fußvolk und 7000 Reiter zu gebieten hatte, während das Cäsarische Heer nur 22,000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter zählte, so machte ihn doch die Wichtigkeit der Schlacht für den Ausgang besorgt, und wie alle nur zum Schein muthigen Menschen blieb er lieber in der ungewissen Hoffnung auf eine günstige Entscheidung, als daß er die Entscheidung selbst herbeiführte. Seine Unterfeldherren dagegen hielten ihren Sieg für so unzweifelhaft, daß sie bereits die in Rom zu verwaltenden Aemter unter sich vertheilten. Cäsar seinerseits war aufs Höchste erfreut, die Entscheidung herannahen zu sehen; denn der Mangel, dem seine Soldaten auch hier preisgegeben waren, erschien ihm ein gefährlicherer Feind, als das doppelt so starke Heer des Pompejus.

Nachdem Letzterer seine Truppen in einer Rede zur Tapferkeit ermahnt, und Cäsar die seinigen gleichfalls durch eine Anrede zum Kampfe angefeuert hatte, nahm die Schlacht ihren Anfang. Die beiden größten Feldherren ihrer Zeit standen sich gegenüber, um über ihre Existenz zu würfeln, und man kann also denken, wie jeder von ihnen alle Kräfte seines Talents aufgeboten hatte, um als Sieger aus dem so überaus wichtigen Kampfe hervorzugehen. Ihre Schlachtordnungen waren Meisterstücke der Kriegskunst; aber Cäsar war der größere Feldherr, und seiner taktischen Ueberlegenheit mußte die bedeutendere Streitmacht des Pompejus weichen.

Pompejus hatte den Haupterfolg von der Thätigkeit seiner Reiterei gehofft, welche der Cäsarischen an Zahl um das Siebenfache überlegen war, und danach seinen Angriff eingerichtet; allein Cäsar beurtheilte die Streitfähigkeit dieser Reiterei richtiger als Pompejus. Denn da dieselbe größtentheils aus jungen, eitlen Patriziern bestand, denen an der Erhaltung ihres Gesichts mehr lag, als an der Erringung des Sieges, so hatte Cäsar seinen Soldaten die Anweisung gegeben, den Angriff der feindlichen Reiterei ruhig zu erwarten, sie auf bequeme Wurfweite herankommen zu lassen und sodann ihre Geschosse nur nach den Gesichtern der Reiter zu schleudern. Dieser Kunstgriff trug viel zum Gewinn der Schlacht bei; denn wirklich ergriff die Pompejanische Reiterei, nachdem sie von den Geschossen der Cäsarischen Soldaten auf jene Weise nachdrücklich empfangen worden war, die Flucht und überließ das Fußvolk schutzlos den Angriffen der Feinde. Diese schimpfliche Niederlage seiner Kerntruppen brachte den Pompejus so zur Verzweiflung, daß er selbst den Kopf verlor und sich, statt die weiteren Angriffe zu leiten, mißmuthig ins Lager und in sein Zelt zurückzog. Die Verzagtheit des Feldherrn steckte natürlich das Heer an, und die Pompejaner zogen sich hinter ihre Lagerverschanzungen zurück, die nun von Cäsar sogleich angegriffen und erstürmt wurden. — „Was, auch in meinem Lager?“ rief der aus seiner Betäubung erwachende Pompejus aus, als er die Nachricht erhielt, daß Cäsar stürme; und nun schien dem in der Gefahr so kleinmüthigen Manne Alles verloren.

Er riß die Zeichen seiner Würde von seinem Leibe, legte, um sich unkenntlich zu machen, ein einfaches Kleid an, und schlug in Begleitung weniger Freunde den Weg zur Flucht ein, während Cäsar siegend in das Lager eindrang.

Was von den Feinden nicht getödtet oder gefangen genommen war, zerstreute sich in wilder Flucht nach allen Richtungen hin. Es waren aber nur sehr kleine Scharen, die sich auf diese Weise retteten; denn die Zahl der Todten belief sich auf 15,000 Mann (nach anderen Angaben sogar auf 25,000 Mann) und die der Gefangenen auf 24,000 Mann. Als Cäsar das mit so vielen Leichen römischer Bürger bedeckte Schlachtfeld überblickte, soll er mit einem tiefen Seufzer ausgerufen haben: „Sie wollten es so! denn sie ließen mir ja nur die Wahl, sie so zu besiegen oder so von ihnen besiegt zu werden!"

Pompejus floh mit wenigen Begleitern an die nächste Küste beim Thal Tempe und von dort aus auf einem zufällig bereitliegenden Frachtschiffe nach Aegypten. Cäsar folgte ihm, nachdem er seinen Sieg mit Umsicht, aber auch mit Großmuth gegen die Ueberwundenen benutzt hatte.

Wie zuversichtlich die Pompejaner auf den Sieg gerechnet hatten, das ersah Cäsar aus der Ausschmückung ihres Lagers und den Anordnungen, die sie dort zur Feier des Sieges getroffen hatten. Die Zelte waren reichlich mit Teppichen verziert, die Lagerstätten mit Blumen bestreut und die Tafeln gedeckt. Ueberall im Lager herrschte ein Aufwand, wie man ihn gewöhnlich nur an den Orten findet, wo man sich den Lustbarkeiten des Friedens überläßt; und selbst zu großen Schauspielen, mit denen man den Sieg zu verherrlichen gedachte, waren Anstalten getroffen worden.

In dem Zelte des Pompejus hatte Cäsar außer mancher anderen Beute auch die Briefschaften seines Gegners gefunden, die derselbe bei der Eile seiner Flucht mitzunehmen vergessen hatte. Cäsar war edel genug, diese Briefe ungelesen zu verbrennen, weil er — wie er sagte — Verbrechen lieber nicht kennen, als genöthigt sein wolle, sie zu bestrafen.

Cäsar durfte indessen seine Herrschaft nicht eher als vollendet betrachten, als bis Pompejus todt oder in seinen Händen war. Das Schicksal war seinen Wünschen gefällig.

Pompejus hatte Aegypten deshalb zu seinem Zufluchtsorte erwählt, weil er von dem dortigen Könige Ptolemäos XIII. Dionysos am ehesten auf eine gastfreundliche Aufnahme rechnen zu können glaubte. Er hatte nämlich dessen Vater Ptolemäos XII. Auletes in seiner Herrschaft befestigt, und dieser das Aegyptische Reich zwar seinen Kindern Dionysos und Kleopatra erblich hinterlassen, aber es auch zugleich unter die Vormundschaft der Römer gestellt.

Tod des Pompejus. Ptolemäos XIII. Dionysos, der sich mit seiner Schwester Kleopatra in offenem Kriege befand, stand mit seinem Heere gerade bei Pelusium, als ein Bote von Pompejus mit der Anfrage erschien, ob der König seinem flüchtigen Herrn ein Asyl geben wolle. Dionysos selbst war völlig rathlos und überließ sich der blinden Leitung seiner Vertrauten: Photinos, Achillas und Theodotos. Die beiden Ersten stimmten in Rücksicht der Ehre des Landes für eine gastfreundliche Aufnahme des unglücklichen Triumvirs; allein Theodotos, der bessere Politiker, erklärte, daß man den Pompejus weder aufnehmen noch abziehen lassen dürfe, da man sich im erstern Falle einer Pompejanischen Herrschaft, im letztern dem Hasse Cäsar's aussetzen würde; das einzige Mittel, beiden Gefahren zu entgehen, bestehe also darin, den Pompejus zu tödten. Diese Ansicht fand Billigung, und um das Opfer desto sicherer zu täuschen, erhielt Pompejus nicht nur die Antwort, daß er willkommen sei, sondern es wurde ihm auch ein ägyptisches Boot entgegen gesandt, um seine Landung zu beschleunigen. Doch eben dies Boot war zum Schauplatz des schändlichen Meuchelmordes ausersehen, dem der unglückliche Pompejus zum Opfer fallen sollte. Achillas selbst leitete denselben, indem er sich in einem ehemaligen römischen Hauptmann, Namens Septimius, einen Helfershelfer auserwählte, das Boot bestieg, und nun zur Aufnahme des Pompejus diesem entgegen fuhr. Der von seinem

Schicksale niedergebeugte Mann bestieg das ägyptische Fahrzeug — man sagt — mit der Ahnung des Unheils, das ihn erwartete. Ein Freigelassener, Namens **Philippos**, ein Sklave und zwei Hauptleute machten indeß seine ganze Begleitung aus. Schon berührte das Boot das ägyptische Ufer, und schon schickte sich Pompejus an, dasselbe zu betreten, als er von Septimius einen Stich in die Brust empfing, der für die Uebrigen das Signal war, den Verwundeten niederzuhauen. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank Pompejus, das Gesicht in seinen Mantel gehüllt, todt zu Boden. Die Mörder hieben ihm hierauf den Kopf ab, um denselben ihrem Könige zu überbringen, während sie den Rumpf des Gemordeten achtlos am Strande liegen ließen. Nur der treue Philippos glaubte, dem Leichname seines Wohlthäters eine Ehrenbezeigung schuldig zu sein. Aus zusammengesuchten Schiffstrümmern erbaute er mit Hülfe eines herbeigekommenen alten römischen Kriegers einen Scheiterhaufen, der die traurigen Ueberreste des einst so mächtigen und glücklichen Pompejus in Asche verwandelte (48 v. Chr.).



Tod des Pompejus. Nach H. Leutemann.

So endete Pompejus, von dem man behauptet, daß er Cäsar's Macht erreicht haben würde, wenn er Cäsar nicht zum Gegner gehabt hätte. Bedenkt man aber, daß es dem Pompejus an eigentlichem Muthe und an Charakterstärke mehr oder weniger fehlte, und daß er stets nur der Sklave des Glückes war, niemals aber die Fähigkeit besaß, sich das Glück dienstbar zu machen, so muß man vielmehr bekennen, daß er nie zu einer wahren Größe gelangt, und daß er wahrscheinlich schon früher zur Unbedeutendheit herabgesunken wäre, wenn ihn nicht Anfangs die Freundschaft und später die Feindschaft Cäsar's auf den Wogen der Ereignisse gehalten hätten.

Pompejus, das Haupthinderniß von Cäsar's Plänen, war jetzt zwar nicht mehr; allein noch lebte die Partei des Gefallenen und in ihr der feste Wille, jenen Plänen entgegenzuarbeiten. Die Gegner Cäsar's hatten sich an verschiedenen Punkten des Reiches festgesetzt, frische Kräfte gesammelt und neue Anschläge berathen, den Feind der Republik zu stürzen oder zu vernichten. Cäsar mußte sie also vertilgen, wollte er dereinst im

ungestörten Besitze der errungenen Macht ausruhen von den Mühen, durch welche er sie erworben. Aber bevor er zur Besiegung seiner Widersacher aufbrechen konnte, hatte er noch in Aegypten eine Angelegenheit ins Reine zu bringen. Denn erstens lastete auf diesem Reiche von früher her noch eine alte an Rom zu entrichtende Schuld, welche Cäsar, nachdem er sie von 17 $^1/_2$ Millionen Denaren auf 10 Millionen (9 Millionen Mark) ermäßigt hatte, mit aller Strenge eintreiben wollte, da er des Geldes für seine Truppen bedürftig war; und zweitens rief ihn die von ihrem Gatten Dionysos vertriebene schöne Königin Kleopatra zum Schiedsrichter in ihrem Thronstreite auf. So sah sich denn Cäsar genöthigt, noch einige Zeit in Aegypten zu verweilen. Er glaubte, die Angelegenheiten dieses Reiches mit leichter Mühe ordnen zu können; allein die Verhältnisse nahmen eine Wendung, die seine Aufgabe schwieriger machte, als er es jemals gedacht hätte.

Als Cäsar in Alexandrien angekommen war, erschien Achillas bei ihm, um den einbalsamirten Kopf des Pompejus zugleich mit dessen Siegelringe dem Sieger zu Füßen zu legen, in der Hoffnung, sich dadurch die Gunst des mächtigen Römers zu erwerben. Doch Cäsar, mehr aus Edelsinn als um des Scheines willen, wandte sich voll Unwillen ab, indem er zugleich mit Entrüstung über das ihm bereitete Schauspiel den Befehl gab, das Haupt des Pompejus hinweg zu tragen und in einer Vorstadt Alexandriens feierlich zu begraben. Den Siegelring seines Feindes, auf dessen Stein ein Löwe mit einem Schwert in der Klaue eingegraben war, behielt er, ihn mit inniger Rührung und thränendem Auge betrachtend; denn dieser Ring mochte die Gedanken des mächtigen Herrschers auf die Launenhaftigkeit des Glückes richten, das schon bald ihn selbst eben so verlassen konnte, wie es sich von seinem Feinde gewendet.

Die Strenge, mit welcher Cäsar auf Abtragung der ägyptischen Schuld bestand, und sein schiedsrichterliches Urtheil, durch welches die ihn bezaubernde Kleopatra in die Würde einer Gattin und Mitregentin ihres Bruders Dionysos wieder eingesetzt wurde, verfehlten nicht, die bisher herrschende Partei, an deren Spitze des Königs Vertraute Photinos, Achillas und Theodotos standen, gegen Cäsar aufs Aeußerste zu erbittern.

Kleopatra war ein durch Schönheit, Geist und Kenntniß aller Verführungskünste so unwiderstehliches Weib, daß selbst der stolze Cäsar von ihr bezaubert und umstrickt wurde, um so mehr, als Kleopatra es darauf anlegte, den allmächtigen Römer in ihren Netzen zu fangen. Indeß muß man es zur Ehre ihres Charakters hervorheben, daß sie die gewöhnlichen Künste einer Kokette verabscheute, und nicht blos Liebe heuchelte, sondern auch empfand und bewies, wie sie denn auch von Cäsar Mutter eines Sohnes wurde, den sie nach dem Wunsche der Aegypter **Cäsarion** nannte.

Da ein Versuch der Mörder des Pompejus, auch Cäsar zu ermorden, nicht glückte, so griff Achillas zu offenbarer Gewalt, indem er mit dem 24,000 Mann starken königlichen Heere die nur 3000 Mann zählende Streitmacht Cäsar's in Alexandrien angriff. Dieser, der sich der Person des jungen Königs bemächtigt hatte, verschanzte sich in dem am Meere gelegenen Theile der Stadt und leistete gegen die Uebermacht längere Zeit tapfern Widerstand. Achillas wurde endlich ermordet; sein Mörder und Nachfolger Ganymedes aber setzte diese Unternehmung, welche man häufig mit dem Namen des Alexandrinischen Krieges bezeichnet, mit Eifer fort.

Der Alexandrinische Krieg ist, so kurz er auch war, doch reich an interessanten Ereignissen, von denen wir einige hier mittheilen wollen. Um seine Verbindung mit dem Meere zu erhalten, griff Cäsar die im Hafen Pharos liegende feindliche Flotte an und steckte dieselbe in Brand. Das Feuer der brennenden Schiffe erreichte einen solchen Grad von Glut, daß auch das Stadtviertel, in welchem ein Theil der großen Bibliothek stand, in Brand gerieth, so daß 400,000 Bücher ein Raub der Flammen wurden. Ganymedes war für Cäsar ein weit gefährlicherer Gegner als Achillas; denn er erfand tausenderlei Kunstgriffe, um die Verlegenheit seines Gegners zu vermehren. So ließ er unter Anderem

alle Wasserleitungen verstopfen, um dem eingeschlossenen Cäsar das Trinkwasser zu entziehen. Das Heer desselben, dem gefährlichsten aller Feinde, dem Durste, preisgegeben, fing bereits an zu murren; doch Cäsar gab Befehl, tiefe Brunnen zu bohren, und sah seine Idee mit Erfolg belohnt; denn man fand, wenn auch erst in beträchtlicher Tiefe, das klarste und frischeste Quellwasser. Um endlich der Lage der Sachen eine entscheidende Wendung zu geben, brachte Ganymedes eine neue Flotte zusammen, mit welcher er seinen Gegner auch von der Meerseite angreifen wollte. Allein Cäsar, der einige rhodische Kriegsschiffe herangezogen hatte, trug in einem Seetreffen über die unbeholfene ägyptische Flotte einen Sieg davon und vereitelte so abermals die Pläne des Ganymedes. Dagegen mißglückte ihm völlig der Versuch, sich der Insel Pharos zu bemächtigen, und fast hätte er dabei sein Leben eingebüßt. Von der Insel zurückgeschlagen, flüchtete er sich auf das nächste bereitstehende Fahrzeug; indeß war dasselbe mit anderen Flüchtlingen so sehr überfüllt, daß es kaum abgesegelt war, als es auch schon zu sinken begann. Doch Cäsar verlor seine ihn stets beschützende Geistesgegenwart nicht; er sprang ins Meer und suchte ein anderes Fahrzeug durch Schwimmen zu erreichen. Um den Geschossen der Aegypter ein falsches Ziel zu geben, riß er seinen Purpurmantel von der Schulter und überließ ihn den Wellen, während er selbst, mit der einen Hand das Manuskript der von ihm verfaßten Geschichtsbücher zur Rettung desselben über dem Wasser haltend, an das ersehnte Fahrzeug herankam.

Ganymedes machte diesem Kriege zuletzt ein Ende, indem er Cäsar den Frieden anbot unter der Bedingung, daß er den König Dionysos freilasse.

Der Preis war nicht groß, Cäsar nahm die Bedingung an und gab den König frei; allein bald sah er ein, daß er überlistet worden war, denn Dionysos, welcher bei seiner Befreiung Friedlichkeit gelobt hatte, setzte an der Spitze seines Heeres die Angriffe gegen Cäsar fort. Möglicherweise konnte Letzterer hier der Uebermacht unterliegen und so seine ganze Macht an der Intrigue eines ägyptischen Königs und seiner Günstlinge scheitern sehen. Allein das Glück kam ihm zu Hülfe. Von Asien her rückte eine ansehnliche Truppenmasse zum Entsatz Cäsar's herbei, welche Pelusium eroberte und in Aegypten einfiel. Jetzt brach Cäsar aus seiner Verschanzung hervor, vereinigte sich mit den Hülfstruppen und schlug das Heer des Dionysos (46 v. Chr.) so entschieden, daß es nach allen Seiten hin die Flucht ergriff, auf welcher der König selbst im Nil ertrank.

Durch den Tod des Dionysos war der noch eben so sehr bedrängte Cäsar Herr von Aegypten. Als solcher hielt er in Alexandria einen siegreichen Einzug, ließ den noch lebenden Vertrauten des Dionysos, Theodotos, hinrichten, und konnte nun das unterworfene Reich als römisches Eigenthum betrachten. Wahrscheinlich bestimmte ihn nur seine Liebe zur Kleopatra, Aegypten nicht für eine römische Provinz zu erklären, sondern jene als Königin des Reiches zu bestätigen, indem er ihr zugleich des Scheines halber ihren jüngern Bruder, den elfjährigen Ptolemäos XIV. Puer, zum Gatten und Mitregenten gab und einen Theil seiner Truppen zur Befestigung ihrer Herrschaft in Aegypten zurückließ.

Die bisher unerhörten Thaten des Mannes, der sich in wenigen Jahren mit allen nur denkbaren Lorbern geschmückt hatte, erfüllten ganz Rom mit einer solchen Verehrung für ihn, daß man nach außergewöhnlichen Mitteln suchte, um dieselbe an den Tag legen zu können. Die Gesetze wurden gestürzt, um dem mächtigen Cäsar zu schmeicheln, man ernannte ihn auf fünf Jahre hintereinander zum Konsul, auf ein ganzes Jahr zum Diktator und zugleich zum Tribun des Volkes, so daß sich in dem einen Cäsar die drei wichtigsten Würden der Republik vereinten, und letztere eigentlich schon dadurch aufhörte, eine wirkliche Republik zu sein.

Um alle diese Würden in Empfang zu nehmen, sandte Cäsar seinen Reiteranführer Marcus Antonius in der Eigenschaft eines Stellvertreters nach Rom; denn er selbst wurde von Alexandria aus nach Asien gerufen, wohin ein Sohn des Mithridates, der am Pontos Euxeinos herrschende Pharnakes, eingedrungen war, um das Reich seines Vaters wieder

zu erobern. Wirklich hatte er sich auch bereits einer Menge Plätze in Kappadokien, Pontos und Bithynien bemächtigt, als Cäsar gegen ihn aufbrach und ihn bei Zela (46 v. Chr.) dergestalt schlug, daß mit dieser einen Schlacht der ganze Krieg beendet war. Pharnakes wurde auf der Flucht nach seinem Stammreiche von seinem dort zurückgelassenen Statthalter Asander erschlagen, der nun das Reich für sich selbst in Besitz nahm, ohne daß Cäsar, der Wichtigeres zu thun hatte, Veranlassung fand, ihn daran zu hindern.

Cäsar bezeichnete die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher er das Unternehmen des Pharnakes vernichtet hatte, durch die lakonische Fassung der Nachricht, die er darüber an einen Freund nach Rom sandte. Sein ganzer Bericht bestand aus den drei Worten: „Veni, vidi, vici!“ (Ich kam, ich sah, ich siegte!)

Mit diesem neuen Siegeskranze geschmückt und mit der reichsten Beute beladen, die jemals ein römischer Feldherr aus dem Felde heim brachte, brach nun der große Diktator nach Rom auf, fest entschlossen, seine Freunde fürstlich zu belohnen und seine Gegner durch Großmuth zu gewinnen. Er kam zur rechten Zeit, um einen blutigen Streit beizulegen, der zwischen Antonius und dem Tribun Cajus Cornelius Dolabella über ein von dem Letztern beantragtes Schuldgesetz ausgebrochen war.

Cajus Cornelius Dolabella, welcher tief verschuldet war, hatte gehofft, durch ein alle Schuldverbindlichkeiten aufhebendes Gesetz sich von seinen Gläubigern zu befreien und zugleich die Gunst des Volkes zu gewinnen. Antonius, der Stellvertreter Cäsar's, hatte sich diesem Gesetze mit aller Macht entgegengestemmt, und statt daß in früheren Zeiten ein Meinungsstreit durch einfaches Abstimmen entschieden wurde, führten jetzt die beiden Widersacher ihre Anhänger zu einem blutigen Kampfe einander entgegen. Der Marktplatz wurde ausersehen, um dort die Frage mit gewaffneter Hand zu entscheiden, und es begann zwischen den beiden Parteien eine förmliche Schlacht, in welcher Dolabella vollständig geschlagen wurde. Dennoch nahmen die Wirren nicht eher ein Ende, als bis Cäsar erschien und sich gegen das Dolabellische Gesetz erklärte, worauf es sofort verworfen wurde.

Nachdem Cäsar hierauf gegen seine Anhänger alle Schleußen seiner Gnade geöffnet und die Mehrzahl seiner Widersacher durch Milde und Großmuth in Freunde verwandelt hatte, sah er seinen Einfluß und seine Macht so gesichert, daß er ohne Besorgniß daran denken konnte, die Pompejanische Partei völlig zu vernichten.

Alle Anhänger des Pompejus, welche sich Cäsar zuwenden wollten, wurden von ihm nicht nur vollständig begnadigt, sondern auch mit allen möglichen Beweisen von Freundlichkeit und Milde überschüttet, und wie Sulla einst die Marianische Partei durch Proskriptionslisten ausgerottet hatte, so suchte Cäsar die Pompejanische durch Gnadenbezeigungen zu vernichten. In dieser Hinsicht heben wir sein Verhalten gegen Cicero hervor, den er sich auserwählt zu haben schien, um an ihm ein Beispiel zu geben, wie er seine reuigen Widersacher zu behandeln entschlossen sei. Cicero war mit Pompejus geflohen, und erst nach der Schlacht bei Pharsalos wieder in Rom eingetroffen, ungewiß, was er beginnen solle. Als Cäsar in Italien landete, beschloß er, sich der Gnade des Siegers zu übergeben. Diesem konnte nichts erwünschter kommen, als die Ergebenheit des geachteten Cicero. Er erkannte den auf ihn zukommenden Redner nicht sobald, als er vom Pferde sprang, ihm entgegeneilte und ihn, um jede Demüthigung von Seiten Cicero's zu verhindern, herzlich umarmte. Ohne der Vergangenheit mit einem Worte zu gedenken, unterhielt er sich hierauf noch einige Zeit mit dem über solche Großmuth ganz erstaunten Redner und machte ihm mancherlei Vorschläge für seine fernere Wirksamkeit. Doch Cicero mochte in die Beständigkeit von Cäsar's Gunst nur dann Vertrauen setzen, wenn er sich von allen öffentlichen Geschäften fern hielt, denn er zog sich in die Einsamkeit des Landlebens zurück, indem er die Muße desselben benutzte, um den größten Theil jener vortrefflichen Schriften zu verfassen, die er der Nachwelt hinterlassen hat, und die seinen Namen in der Literaturgeschichte noch weit berühmter machen, als derselbe in den politischen Annalen dasteht.

Richten wir jetzt einen Blick auf die Leiter der Pompejanischen Partei. Der große Cato, obgleich weder dem Cäsar noch dem Pompejus ergeben, weil ihm Beide als Feinde der Republik erschienen, hatte sich zuletzt, da es keine wirkliche republikanische Partei mehr gab, für den Letztern als den mindest gefährlichen entschieden. Nach der Schlacht bei Pharsalos war Cato, welchen Pompejus bei Dyrrhachium zurückgelassen hatte, mit dem Heerhaufen, den er als Proprätor befehligte, nach Afrika gegangen.

Die Schlacht bei Pharsalos schien Cato's letzte Hoffnung auf die Freiheit seines Vaterlandes zertrümmert zu haben, denn düstre Traurigkeit bedeckte seit jener Zeit das Antlitz des edlen Republikaners; er bestieg kein Pferd mehr, fuhr nie mehr auf einem Wagen, trug alle Zeichen einer tiefen Trauer zur Schau, und man sah es ihm an, daß er von nun an weniger für die Aussicht auf die Freiheit als für die Ehre kämpfte, sie bis zum letzten Athemzuge vertheidigt zu haben. Aber für diesen Ruhm wollte er auch jede Mühseligkeit ertragen, die zur Erwerbung desselben nothwendig schien. Und solcher Mühseligkeiten gab es nach seiner Landung in Afrika eine Menge; denn es waren dort große wüste Sandstrecken zu durchziehen, auf denen die Soldaten den Muth verloren haben würden, wenn ihn Cato nicht dadurch aufgefrischt hätte, daß er an seinem eignen Beispiele zeigte, wie viel zu ertragen der Mensch fähig ist, wo es eine große Idee gilt.



Cato von Utica.

Die Pompejaner in Afrika. Es sammelten sich in Afrika allmählich alle übriggebliebenen Pompejanischen Anführer, um den letzten Versuch zu machen, die Republik von der Alleinherrschaft Cäsar's zu retten. Unter jenen Anführern waren die bedeutendsten die beiden Söhne des gefallenen Triumvirn Cnejus und Sextus Pompejus, Attius Varus, der Prokonsul Metellus Scipio und die uns größtentheils schon bekannten Feldherren Labienus, Petrejus und Afranius. Durch den Beistand des mauretanischen Königs Juba hatten dieselben eine Armee von 70,000 Mann zusammengebracht, und während Cäsar's Unternehmungen in Aegypten und Asien Zeit gehabt, dieselbe vollständig zu rüsten. Cato wurde auf den Wunsch des Heeres zum Oberfeldherrn ernannt; allein er hatte Gründe, diese Würde an Metellus Scipio abzutreten, und begnügte sich mit der Stelle eines Unterfeldherrn, indem er zugleich die Befestigung und Vertheidigung der wichtigen Stadt Utika übernahm. Cato, der seinen republikanischen Grundsätzen bis zum letzten Hauche treu blieb und dem man während seines ganzen Lebens nicht ein einziges Mal auf einem Abwege begegnet, lehnte den Oberbefehl ab, weil gesetzlich der Prokonsul Scipio dem Proprätor Cato voranzugehen habe, und weil er, wie er sagte, diejenigen Gesetze nicht verletzen wolle, zu deren Vertheidigung er die Waffen ergriffen habe. „Dazu kommt noch“, fügte er hinzu, „daß es für das römische Heer in Afrika nur segensreich wirken kann, wenn es heißt: ein Scipio steht an seiner Spitze!“

Unterdrückung des Militäraufstandes. Es galt also für Cäsar eine Eroberung Afrika's aus den Händen römischer Krieger. Diese Aufgabe, für jeden Andern schwierig, erschien dem Diktator leicht; allein sie wäre ihm beinahe mißglückt, wenn er nicht auch Meister in der Kunst gewesen wäre, die Herzen seiner eigenen Soldaten zu besiegen, wie er die Waffen der feindlichen schlug. Denn eben, als er nach Afrika aufbrechen wollte, verweigerte ihm sein Heer, dem er früher gemachte Versprechungen noch nicht erfüllt hatte, den Gehorsam;

so viel begriff damals auch der gemeinste Soldat, daß der Preis, für den er sein Leben wagen sollte, nicht in leeren Versprechungen bestehen dürfe, und daß ihm, wenn es sich nicht mehr um die Vertheidigung der eigenen Freiheit und des Vaterlandes handelte, ein wirklicher Werth dafür geboten werden müsse, daß er sein höchstes Gut, das Leben, in die Schanze schlug. Nur Cäsar's bewundernswürdiger Kenntniß des menschlichen Herzens konnte es gelingen, die Empörung des Heeres zu ersticken und dasselbe wieder zu einem sklavischen Werkzeuge seines Willens zu machen.

Sobald Cäsar von dem Aufstande seiner Soldaten, welche bei Capua im Lager standen, Kenntniß erhielt und zugleich die Nachricht empfing, daß sie gegen Rom heranrückten, sandte er ihnen Boten entgegen mit der Frage nach ihrem Begehr. Die Soldaten verlangten den Cäsar selbst zu sprechen, worauf dieser ihnen anzeigen ließ, daß sie in die Stadt kommen und ihn auf dem Marsfelde erwarten sollten. Es geschah. Cäsar trat völlig unbewaffnet unter die empörte Schar und forderte sie auf, ihr Anliegen vorzubringen. Die Unerschrockenheit und Festigkeit des mit so vielen Siegen gekrönten Feldherrn übten einen solchen Zauber auf die empörten Truppen, daß Anfangs Niemand wagte, der Aufforderung nachzukommen. Doch endlich ergriffen die kühnsten Soldaten das Wort, um den Feldherrn an die versprochenen Belohnungen zu erinnern. Da Cäsar außer Stande war, dieselben für den Augenblick zu erfüllen, so vertröstete er sie auf die Beendigung des afrikanischen Krieges. Doch mit Versprechungen konnten unerfüllte Versprechungen nicht erfüllt werden, und so forderte denn das Heer murrend seine Entlassung, in der Hoffnung, Cäsar werde dadurch des bevorstehenden Krieges wegen gezwungen werden, ihre Forderungen zu bewilligen. Allein der kluge Diktator gab sich den Schein, als werde er durch das Entlassungsgesuch nicht in die geringste Verlegenheit gesetzt; denn mit dem Anscheine völliger Zustimmung antwortete er: „Euer Begehren ist billig, ich entlasse euch eures Dienstes, werde aber dessenungeachtet nicht versäumen, euch die versprochenen Belohnungen zu ertheilen, sobald ich mit anderen Truppen in Afrika gesiegt haben werde. Geht also, Quiriten! und kehret zu euren Familien zurück.“ Die Wirkung des Wortes „Quiriten“, mit welchem nur die unbewaffneten Bürger angeredet wurden, während als Anrede an die Krieger das Wort „Commilitonen“ (Mitsoldaten, Kameraden) gebräuchlich war, hatte Cäsar richtig berechnet. Indem er dadurch die Soldaten schon als Entlassene bezeichnete, machte er ihr Ehrgefühl rege, und wirklich bereuten sie auch auf der Stelle ihr Betragen, indem sie sich dem Feldherrn zu Füßen warfen und ihn baten, sie für ihre Empörung lieber dezimiren zu lassen, als von der Theilnahme an seinen ferneren Siegen auszuschließen. „Wenn du dich weigerst, uns in deine Legionen aufzunehmen“, riefen sie, „so werden wir dir als Freiwillige folgen, wohin du uns führen willst!“ Cäsar, dem es mit der Entlassung des Heeres ohnehin nicht Ernst war, bedurfte nicht erst der Rührung, die ihn bei dieser Scene beschlich, um über die Reuigen das Wort der Verzeihung auszusprechen. So schiffte er sich denn an der Spitze eines Truppencorps von 32,000 Mann nach Afrika ein, um den letzten Kampf für seine Alleinherrschaft auszukämpfen.

Als Cäsar bei Adrumetum landete und das Ufer betrat, fiel er durch einen Zufall auf die Erde nieder. Das Heer hätte dies als ein böses Omen betrachten können; deshalb rief Cäsar mit der ihn niemals verlassenden Geistesgegenwart, indem er seine Arme über die Erde ausbreitete: „Afrika, ich halte dich in meinen Armen!“ und vertilgte auf diese Weise den übeln Eindruck des zufälligen Sturzes durch den Schein der Absichtlichkeit.

Cäsar's letzter Kampf war auch zugleich der gefährlichste, denn mehr als einmal sah er sich von dem an Zahl ihm überlegenen, an Muth und Tapferkeit ihm gleichen Feinde geschlagen, und nur seine Kriegserfahrenheit und Geistesgegenwart bewahrten ihn vor dem Schicksale, auch besiegt zu werden. Gleich die ersten Gefechte, die unweit Kleinleptis (46 v. Chr.) geliefert wurden, fielen unglücklich für Cäsar aus, und oft war das Aufbieten seines ganzen Einflusses nöthig, um seine Soldaten von wilder Flucht abzuhalten.

Bei einem jener Gefechte geschah es, daß ein Adlerträger sich zur Flucht wandte und so auch für die Uebrigen das Signal zum Fliehen gab. Cäsar gewahrte den Schimpf, sprengte auf den Adlerträger zu, faßte ihn beim Halse und drehte ihn mit den Worten herum: „Du irrst dich, Krieger; dort ist der Feind!“ Durch diesen glücklichen Gedanken brachte er die Fliehenden wieder zum Stehen.

In den weiteren Kriegsereignissen schwankte der Sieg von der einen auf die andere Seite, bis endlich Scipio den Fehler beging, seine Streitmassen zu theilen. Cäsar hatte die wichtige Stadt Thapsus belagert; Scipio eilte zum Entsatze derselben herbei, hatte aber sein Heer durch Zurücklassung zweier Scharen unter Afranius und Juba geschwächt, so daß Cäsar hier bei Thapsus (46 v. Chr.) über das Pompejanische Heer einen entscheidenden Sieg davontrug; denn er hatte die Folge, daß sich die meisten der afrikanischen Städte dem Sieger unterwarfen und die Pompejanischen Heerführer ihre Sache völlig verloren gaben, so daß Diejenigen, welche nicht fliehen konnten und nicht getödtet worden waren, sich selbst den Tod gaben.

Afranius fiel einem Cäsarischen Heerhaufen in die Hände und wurde von demselben getödtet. Metellus Scipio wollte zu Schiffe nach Spanien entfliehen; da dieses aber angehalten wurde, so entzog er sich der Gefangenschaft dadurch, daß er sich in sein Schwert stürzte. Petrejus und der König Juba wollten ihrem Leben durch einen Zweikampf ein Ende machen, und als der Letztere in demselben gefallen war, ließ sich Petrejus von seinem Sklaven erstechen. Von allen Pompejanischen Feldherren kamen nur Labienus, Varus und Cnejus und Sextus Pompejus mit dem Leben davon; es gelang ihnen nach Spanien zu entfliehen. Der große Cato wollte sein Utika bis auf den letzten Mann vertheidigen; allein die Bewohner, die keinen Sinn für solche Größe hatten, widersetzten sich seinem Vorhaben.

Als er sah, daß man fest darauf bestand, die Stadt dem heranrückenden Cäsar zu übergeben, achtete er den Willen der Bewohner, die ja das Recht hatten, über ihre Stadt nach Gutdünken zu verfügen, so sehr, daß er auf die Vertheidigung gänzlich verzichtete, und verwandte seinen Einfluß nur noch dazu, allen Denen, welche dem Zorne Cäsar's entfliehen wollten, die besten Wege zur Flucht zu bahnen. Er selbst blieb. Als ein Freund ihn aufforderte, die Gnade Cäsar's zu suchen, da er überzeugt sein könne, dieselbe zu finden, erwiederte er: „Ich will einem Tyrannen eben nicht das zu verdanken haben, was ein Zeichen seiner Tyrannei ist. Die Gnade ist ein solches Zeichen, weil es die Ungnade auch ist. Beides setzt eine willkürliche Herrschaft voraus!“

Bei der Annäherung Cäsar's ließ Cato die Thore öffnen und gestattete sämmtlichen Bewohnern, dem Diktator entgegenzugehen, um sich ihm zu Füßen zu werfen. Er selbst hatte für die nächste Nacht seinen Tod beschlossen, ohne daß seine Umgebung das Geringste von seinem großen Entschlusse ahnte. Wie gewöhnlich nahm er gegen Abend ein Bad und setzte sich alsdann mit seinen Freunden zur Tafel nieder, an welcher sich die Unterhaltung um philosophische Gegenstände drehte. Cato, der bekanntlich Stoiker war, vertheidigte sehr lebhaft den Satz, daß jeder gute Mensch frei, jeder böse Sklave sei, und daß es in jedes Menschen Willen läge, sich freizumachen. Nachdem die Abendtafel beendet war und Cato noch seinen gewöhnlichen Spaziergang gemacht hatte, begab er sich in sein Schlafgemach, wo er Platon's Werk über die Unsterblichkeit der Seele zweimal durchlas und hierauf mit großer Seelenruhe einschlief. — Nach Mitternacht erwachte er und ergriff sein Schwert, bei dessen Anblicke er in die Worte ausbrach: „Nun bin ich ja frei!“ — Ein nach seinem Herzen gezielter Stich warf ihn tödlich verwundet auf sein Lager zurück, doch so, daß er einen daneben stehenden Tisch umwarf. Das dadurch verursachte Geräusch zog seine Leute herbei, die nun zu ihrem Entsetzen ihren geliebten Herrn in seinem Blute schwimmend fanden. Ein Arzt, welcher gegenwärtig war, und noch Leben in dem großen Manne fand, beeilte sich, die Wunde zu verbinden. Allein da Cato kurz nachher aus seiner Ohnmacht erwachte und die zu seiner Rettung gemachten Anstalten sah, so riß er

sogleich den Verband von der Wunde und hauchte wenige Minuten darauf seine Seele aus. Cato's Ende bildete den würdigen Schluß eines würdigen Lebens, vielleicht des ehrwürdigsten, welches die Geschichte aufzuweisen hat; denn Viele mögen ihm gleichen an Edelsinn, Biederkeit, Gerechtigkeitsliebe und allen den Tugenden, die Cato als den Helden der Sittlichkeit erscheinen lassen; aber selten nur hat es Männer gegeben, die das edelste Gut des Menschen, die Freiheit, so glühend liebten wie Cato, nie vielleicht einen, dessen ganzes Leben und Handeln mit jener Liebe so innig harmonirte wie bei ihm. Und so stand denn auch sein Ende mit der Freiheitsidee seines Lebens im schönsten Einklange; es war ein schlagender Protest der schwindenden Republik gegen die heranziehende Alleinherrschaft, der letzte Republikaner trat freiwillig ab von der Weltbühne, da der erste Alleinherrscher auftrat.

Als die Nachricht von dem Selbstmorde Cato's die Stadt durcheilte, überließen sich alle Bewohner der heftigsten und aufrichtigsten Trauer. Sie kamen zur Leiche des Entseelten, nannten den Heimgegangenen unter Wehklagen ihren Wohlthäter, ihren Befreier, „den einzigen freien Römer" und bereiteten ihm trotz der Ankunft seines Feindes Cäsar ein prachtvolles Leichenbegängniß. Cäsar selbst, da er die Nachricht von dem Tode Cato's erhielt, erkannte die Größe des edlen Republikaners an, indem er in die Worte ausbrach: „Cato, ich beneide dir deinen Tod, weil du mir dein Leben nicht gegönnt hast!"

Nachdem Cäsar auf diese Weise die Pompejanische Partei besiegt, Afrika eingenommen und Mauretanien der dortigen römischen Provinz einverleibt hatte, begab er sich wieder nach Rom in dem stolzen Gefühle, der Alleinherrscher des römischen Weltreiches zu sein. Um sich auch mit einer dieser Macht entsprechenden äußern Würde zu bekleiden, ließ er seine Diktatur auf zehn Jahre verlängern, sich das so wichtige Censoramt allein übertragen, seine Person für heilig und unverletzlich erklären, sein Heer unentlassen zu seiner Verfügung stellen und sich noch überdies eine solche Menge Vorrechte einräumen, daß ihm zu einem Könige wenig mehr als der Titel fehlte.

Der Senat und das Volk von Rom schienen mit einander in Bewilligung von Vorrechten und in Ehrenbezeigungen für Cäsar zu wetteifern. Sein Platz im Senate wurde ihm auf Lebenszeit neben den Konsuln eingeräumt und damit zugleich das Recht verbunden, bei Abstimmungen stets zuerst seine Meinung äußern und seine Stimme abgeben und bei allen öffentlichen Verhandlungen auf einem curulischen Stuhle sitzen zu dürfen.

Aber so viel Cäsar auch verlangte, die sklavische Schmeichelei der geblendeten Römer bewilligte noch mehr als er forderte oder doch durch seine Kreaturen fordern ließ.

Wie weit es die Schmeichler Cäsar's in ihrer hündischen Kriecherei trieben, geht aus der Inschrift des ihm gesetzten Standbildes hervor, das seinen Platz auf dem Kapitol zunächst der Statue Jupiters erhielt. Auf dem Fußgestell von Cäsar's Bildsäule las man die Worte: „Cäsar dem Halbgotte." Als der also Vergötterte dies las, erfüllte ihn die ekelhafte Schmeichelei mit Unmuth; denn er schien es zu ahnen, wie gefährlich einem Herrscher die übertriebene Verehrung werden könne; und so befahl er denn, den „Halbgott" aus der Inschrift zu vertilgen.

Da er nun endlich an die Feier seiner Triumphe dachte und deren vier in einem Monate beging, über die Gallier, über Aegypten, über Pharnakes und über Juba, da konnte ihn ein Blick auf das ihm entgegenjauchzende Volk lehren, daß er Roms alleinherrschender Gebieter war.

Warum Cäsar nicht, wie dies üblich war, nach jedem beendigten Kriege triumphirte, sondern sich seine Triumphe bis nach Beendigung aller seiner Waffenthaten vorbehielt, möchte nicht schwer zu beantworten sein. Wer den Charakter und die Handlungsweise dieses staatsklugen Mannes recht beobachtet hat, wird hierbei zu der Annahme kommen, daß es geschah, um durch die Vereinigung aller Triumphe eine größere Wirkung auf die Gemüther des Volkes hervorzubringen, um so mehr, da dies zu einer Zeit geschehen mußte, wo er die Begeisterung des Volkes für ihn zu seinen Zwecken nöthig hatte.

Cäsar's Machtstellung. Vier Triumphe waren es, die Cäsar kurz hinter einander feierte. In dem ersten über die Gallier zeigte eine Tafel die Namen von 300 Völkern und 800 Städten, und unter den Gefangenen schritt der stolze Vercingetorix. In dem zweiten Triumphe über Aegypten erschienen vor seinem Wagen Abbildungen von Pelusium, Alexandria, Pharos und dem ägyptischen Königspalast, und unter seinen Gefangenen die gefesselte Arsinoë. Der dritte Triumph über Pharnakes zeigte auf einer großen Tafel die uns schon bekannten stolzen Worte: Veni, vidi, vici. Im vierten Triumphe über Juba erschien dessen Sohn Juba unter den Gefangenen des Triumphators. Cäsar schenkte ihm aber hierauf die Freiheit und ließ ihn standesgemäß, wenn auch nur zu einem gelehrten Privatmanne, erziehen. Schon durch diesen vierten Triumph beleidigte Cäsar die später noch mehr verletzte Bürgerehre der Römer, indem er dabei die Standbilder des Metellus Scipio, Petrejus und Cato, also römischer Bürger, mit aufführen ließ.

Die erbeuteten Schätze, welche Cäsar bei diesen Gelegenheiten dem Staate überwies, gaben eine Summe von 65,000 Talenten, ungerechnet 2822 goldene Kränze, die ihm dem Gebrauche zufolge von den auswärtigen Fürsten und Völkern nach seinen Siegen überbracht worden waren, und deren Werth sich auf mehr als 2000 Pfund Gold belief.

Wenn sich Cäsar seine Macht nun einerseits durch glänzende Belohnungen seiner Soldaten und durch die Liebe des Volkes sicherte, welche er durch die Veranstaltung großer prachtvoller Gastmähler und Schauspiele sowie durch eine verschwenderische Freigebigkeit in Schenkungen immer neu erhielt, so versäumte er doch andererseits auch nichts, um sie durch gesetzgeberische Anordnungen zu befestigen, die er sich als große Verdienste um den Staat anrechnen ließ, während sie in Wahrheit mehr dazu dienten, seine Gewalt zu zeigen und dadurch noch sicherer zu stellen.

Das Heer Cäsar's, die Hauptstütze seiner Macht, erhielt reichliche Geschenke an Ländereien und Geld, von dem letztern jeder altgediente Soldat 20,000 Sestertien, die Inhaber höherer Grade verhältnißmäßig mehr.

Bei einem Gastmahle, welches Cäsar dem römischen Volke gab, zählte man 22,000 Tafeln, auf welchen nicht blos gewöhnliche Speisen, sondern auch ausgesuchte Leckereien für die Bewirtheten bereit standen; und das Kampfspiel, welches dies große Gastmahl begleitete, wurde von nicht weniger als 2000 Gladiatoren ausgeführt, die Land- und Seeschlachten vorzustellen hatten, indem zum Behufe der letzteren geräumige Bassins für große Schiffe ausgegraben worden waren. Als Geschenk erhielt jeder römische Bürger von Cäsar 10 Scheffel Korn, 10 Maß Oel und 400 Sestertien an baarem Gelde, und es kann bei einer solchen allgemeinen Freigebigkeit nicht Wunder nehmen, wenn sich das Volk von seiner Dankbarkeit gegen den Geber bis zur lächerlichsten Vergötterung desselben hinreißen ließ. — Unter den gesetzlichen Verordnungen, welche Cäsar traf, heben wir folgende als die wichtigeren hervor. Die Zeit der Provinzverwaltung wurde beschränkt, da der Diktator, welcher durch die längere Dauer seiner eigenen so mächtig geworden war, mit Recht fürchten mußte, ein Anderer werde ihm zu seinem Nachtheile auf diesem Wege folgen. Die persönliche Bewerbung um die magistratlichen Aemter und die Stellen in den Provinzen brachte Cäsar außer Gebrauch, indem er sich vorbehielt, die Bewerber in Vorschlag zu bringen, was denn im Wesentlichen nichts Anderes war, als wenn er die Stellen geradezu selbst besetzte. Der überhand nehmende Luxus mußte sich durch Gesetze einschränken lassen, die vor dem Prinzipe der Freiheit nicht zu rechtfertigen waren, aber nichtsdestoweniger mit großer Strenge ausgeübt wurden. Die persönliche Freiheit wurde noch mehr beschränkt durch die Verordnung, nach welcher sich kein Bürger zwischen 20 und 40 Jahren auf mehr als drei Jahre von der Hauptstadt entfernen durfte. Aber auch auf einige wohlthätige Anordnungen treffen wir in der gesetzgeberischen Wirksamkeit Cäsar's. Dahin gehören die Einräumung mancher Gerechtsame, namentlich des römischen Bürgerrechts, für die Hinterlassenen tapferer, in den Feldzügen gebliebener Krieger, die Zurückrufung aller Flüchtigen,

die Einladung von Gelehrten und Künstlern aller Weltgegenden nach Rom und die Verbesserung des römischen Kalenders, von dem wir in der Kulturgeschichte mehr reden werden.

Aber noch einmal sollte Cäsar in seinem monarchischen Walten gestört werden. Die nach Spanien geflüchteten Häupter der Pompejanischen Partei, namentlich Cnejus und Sextus Pompejus, Labienus und Varus, hatten dort Anhänger geworben, um durch Cäsar's Sturz die alte Republik wieder herzustellen, und sie hatten in Spanien um so eher Beistand gefunden, als der dortige Cäsarische Statthalter, Quintus Cassius Longinus, durch seine Erpressungen allgemeine Erbitterung erregte. Cäsar, der die Pompejaner schon für vernichtet gehalten hatte, erstaunte nicht wenig über die bedeutenden Kräfte, die sie gesammelt, entschloß sich aber schnell, persönlich aufzubrechen, um die Vaterlandsfreunde, die er, wie das von Despoten stets geschieht, Hochverräther nannte, die Schwere seines Armes fühlen zu lassen. Wirklich reichte auch eine einzige, aber sehr blutige Schlacht hin, die letzte Spur der Pompejanischen Partei zu vertilgen. Sie fand statt bei der Stadt Munda (45 v. Chr.) und endete nach langer Unentschiedenheit des Kampfes, nachdem Varus, Labienus und Cnejus Pompejus ihr Leben eingebüßt hatten und Sextus Pompejus geflohen war, mit der gänzlichen Niederlage der Pompejaner.

Selten ist wol um einen Sieg mit größerer Hartnäckigkeit gestritten worden, als hier bei Munda; denn beide Parteien wußten, daß es sich für immer um ihre Existenz handle. Lange schwankte die Entscheidung von einer Seite zur andern; Cäsar verzweifelte bereits an dem Erfolge und wollte schon die Schlacht und mit ihr sein Leben verloren geben, als ihm der Gedanke kam, dies Leben selbst an den Sieg zu setzen. Er sprang von seinem Pferde, riß einem Krieger den Schild weg und warf sich damit in den Feind, indem er seinen zögernden Soldaten zurief: „Schämt ihr euch nicht, euren Feldherrn Kindern in die Hände zu liefern?“ womit er wahrscheinlich auf die Jugend der beiden Pompejus hindeutete. Der Zuruf wirkte insoweit, als Cäsar's Soldaten mit neuem Muthe vordrangen; allein immer noch blieb der Sieg zweifelhaft. Da entschied ihn endlich ein Zufall und Cäsar's Geistesgegenwart. Labienus hatte mit seinem Heerhaufen eine rückgängige Bewegung zu machen. Kaum sah dies Cäsar, als er seinen Legionen zurief: „Kameraden, jetzt haben wir den Sieg, Labienus flieht!“ Dadurch ermuthigt, griff das Heer des Diktators mit frischer Kraft und ungewöhnlicher Heftigkeit an, und der Feind war geschlagen. Das Pompejanische Heer hatte 30,000 Mann, das Cäsarische nur 1000 eingebüßt.

Nun endlich in seiner Macht völlig unangetastet, kehrte Cäsar abermals nach Rom zurück. Er hatte den höchsten Gipfel der Gewalt erklommen, die ihm vom Schicksale zugedacht war; denn indem er, bereits schwindelnd auf der kaum gehofften Höhe, noch weiter schreiten wollte, um der Freiheit des Vaterlandes einen Todesstoß zu versetzen, bewaffnete diese den Arm ihrer noch übrig gebliebenen Söhne, und der Diktator fiel den Dolchen verzweifelter Republikaner zum Opfer.

Den ersten Anlaß zu offenbarem Mißvergnügen mit seinen Handlungen hatte Cäsar dadurch gegeben, daß er wegen des Sieges bei Munda triumphirte. Ein solcher Triumph über Mitbürger entfremdete ihm viele Gemüther, und als nun seine Schmeichler gleichwol kein Ende finden konnten in der Vergötterung des mächtigen Mannes, als man ihn zum lebenslänglichen Diktator ernannte, ihm als ein Zeichen des beständigen Oberbefehls über die Truppen den Titel Imperator beilegte und seine Standbilder in den Tempeln der Götter aufstellte, da traf es ein, was Cäsar schon früher befürchtet hatte, was aber so wenige Herrscher zu beachten scheinen: die übermüthige Vergötterung schadete ihm in der öffentlichen Meinung mehr, als die heftigsten Angriffe es gekonnt hätten! Und da nun auch Cäsar das Schicksal so vieler Monarchen theilte, von der Höhe aus keinen hellen Blick ins Thal werfen und folglich keine klare Einsicht in die Verhältnisse der niederen Regionen gewinnen zu können, so ließ er die öffentliche Meinung unbeachtet, und beging Handlungen, die auf einen gänzlichen Umsturz der Verfassung deuteten.

Den nächsten Weg zur vollkommen monarchischen Gewalt sah Cäsar in einer Vermehrung der Beamten durch seine Kreaturen. Die bisherigen Prätoren wurden bis auf 16 und die Quästoren bis auf 40 vermehrt; ferner wurden 6 neue Aedilen ernannt und die Zahl der Senatoren bis auf 900 gebracht. Auf diese Weise war Cäsar der blinden Ergebenheit der Magistrate versichert und fing nun auch im Aeußern an, sich als ihren Herrn zu zeigen, indem er sie mit Geringschätzung, ja mit offenbarer Verachtung behandelte, z. B. dadurch, daß er beim Empfange des Senats seinen Sitz inne behielt und nicht, wie gebräuchlich war, zum Gruße aufstand. Schon auf diese Weise machte er sich bei einem großen Theile des an republikanischen Formen festhaltenden Volkes unbeliebt.



Rom zu Cäsar's Zeit.

Tiberinsel. Kapitol. Tempel des Jupiter. Marsfeld.
Circus Maximus. Forum.
Palatinischer Hügel.

Aus jener Stimmung entstand dann ein offenbarer Haß, als Cäsar das Streben nach Titeln und äußeren Zeichen der monarchischen Gewalt ziemlich offen an den Tag legte, wobei er sich seiner Günstlinge bediente. Nachdem er schon mehrmals öffentlich erklärt hatte, daß die Republik nur noch ein Name, ein gestalt- und körperloses Ding sei, ließ er sich einst bei einer öffentlichen Festlichkeit von Marcus Antonius auf den Knieen ein Diadem überreichen. Einige zu solchem Zwecke angestellte Männer mußten bei dieser Handlung ein Beifallsgeschrei erheben; da aber die Menge nicht einstimmte, sondern im Gegentheil ein tiefes, mißbilligendes Schweigen beobachtete, so kam der berauschte Cäsar so weit zu sich selbst, daß er das Diadem zurückwies, worauf das Volk in Beifallsrufe ausbrach. Doch der Diktator gab seine ehrsüchtigen Pläne nicht auf. Schon am folgenden Morgen fand man alle Bildsäulen Cäsar's mit der königlichen Binde geschmückt. Zwei darüber empörte Tribunen,

Flavius und Marullus, rissen dieselben aber nicht allein ab, sondern ließen auch die der That Verdächtigen als Verbrecher der beleidigten Volksmajestät in Verhaft nehmen. Das Volk rief ihnen zwar seinen Beifall zu; aber als Cäsar die kühnen Volksvertreter absetzte, that das Volk eben weiter nichts, als was es in ähnlichen Fällen so häufig thut, es bedauerte die Tribunen, und bewies dadurch, daß es nicht werth war, Vertheidiger seiner Rechte zu haben, weil es nicht den Muth hatte, sie zu schützen! Bald darauf, als Cäsar von einer kleinen Reise zurückkehrte, ließ er sich bei seinem Einzuge in die Stadt von einigen Freunden mit dem Titel „König" begrüßen; und erst als das Volk darüber in offenes Murren ausbrach, antwortete er: „Mein Name ist Cäsar und nicht König."

Cäsar's Tod. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Cäsar seine große Macht zur Unterdrückung der Freiheit mißbrauchte, drängte patriotischen Römern die Ueberzeugung auf, daß die Republik nur durch den Tod des Diktators zu retten sei. Zur Befreiung des Vaterlandes und zum Sturze Cäsar's bildeten sie eine Verschwörung, deren eigentlicher Urheber der Prätor Cajus Cassius Longinus, ein begeisterter Freund der Freiheit und des Vaterlandes, ein Mann von rauhem, aber gediegenem und hochherzigem Charakter war. Er sammelte einige Anhänger der Freiheit und Feinde des Diktators um sich; aber bald sahen diese ein, daß die Verschwörung erst durch den Beitritt des Prätors Marcus Junius Brutus die Weihe erhalten könnte, theils weil der Name desselben, den ja auch der erste Befreier Roms führte, unter den Republikanern guten Klang hatte, theils weil er durch Cato's Tochter Porcia, welche nach Bibulus' Tode den Brutus geheirathet hatte, der Schwiegersohn, und durch seine Mutter Servilia, Cato's Schwester, der Neffe des großen Republikaners war. Auch stand er wegen seines Freiheitssinnes und seiner edlen Denkungsart in allgemeinem Ansehen. Allein Cäsar hatte ihm unendlich viele Wohlthaten erzeigt, ihn stets wie einen Sohn behandelt und schien ihn zu seinem Nachfolger bestimmt zu haben; und wenn nun auch diese letztere Absicht von Brutus' Freiheitssinne eher verdammt als gebilligt wurde, so mußte sich doch ein natürliches Gefühl in ihm gegen den Entschluß sträuben, Cäsar's Wohlthaten mit dem Mörderdolche zu vergelten. Die Verschworenen konnten sich also nicht offen gegen ihn aussprechen und mußten zu versteckten Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um die Freiheitsliebe des Brutus zur That aufzurufen. Man legte auf seinen Sessel Zettel mit den Worten: „Brutus, du schläfst!" oder: „Du bist nicht mehr Brutus!" und auf die Bildsäule des ersten Konsuls Marcus Junius Brutus schrieb man, so daß Brutus es lesen mußte: „O daß du noch lebtest, großer Mann, oder einer deiner Nachkommen dir gliche!" Als man endlich merkte, daß diese versteckten Anrufe auf Brutus Eindruck machten, entdeckte sich Cassius, und — Brutus ward nicht allein gewonnen, sondern er übernahm sogar die Leitung der Verschwörung.

Unter den sechzig Verschworenen müssen wir folgende vier als die namhaftesten bezeichnen: Cajus Trebonius, Servilius Casca, Decimus Brutus, Tullius Cimber. Die Verschworenen überzeugten sich bald, daß Cäsar's Macht zu fest stand, um sie durch gewöhnliche Mittel zu erschüttern und seinen Sturz auf einem gesetzmäßigen Wege durchzusetzen, und so kamen sie denn zu dem einzig möglichen Auswege, der Feind der Freiheit müsse durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt werden! Es wird uns schwer, hier nicht unbedingt als Vertheidiger der sonst so wackeren Männer, deren Ziel ein wahrhaft edles war, auftreten zu können; allein sie erwählten für ihren guten Zweck ein unter allen Umständen verabscheuungswürdiges Mittel und verfallen dadurch dem Verdammungsurtheil der Geschichte. Wol giebt es Fälle, wo ein Gewalthaber sich über die Gesetze stellt und das Volk nur durch Gewalt sein Recht von ihm erlangen kann, weil er durch das Gesetz nicht zu erreichen ist; in diesem Falle mag das Volk gegen ihn aufstehen und den Tyrannen stürzen; denn es hat dazu nicht blos die Macht, sondern ein gewisses Recht der Mehrheit, und die Geschichte hat alle solche Revolutionen geheiligt. Allein der einzelne Staatsbürger kann nie berechtigt sein, einen Zustand, den sich die Volksmehrheit geduldig

gefallen läßt, auf dem Wege des hinterlistigen Mordes zu ändern; denn er handelt dadurch gegen den Willen der Mehrheit und übt also selbst eine Tyrannei aus, indem er die Tyrannei stürzt. Von solchem Gesichtspunkte aus müssen wir daher die Verschwörer gegen Cäsar's Leben Verbrecher nennen, wenn wir ihnen auch in jedem andern Sinne unsere Theilnahme, unsere Bewunderung zollen; denn die That, die wir von ihnen zu berichten haben, entsprang der reinen Quelle echter Freiheitsliebe.

Den 15. (die Idus) des März des Jahres 44 v. Chr. hatte Cäsar dazu bestimmt, die letzte Stufe irdischer Hoheit zu betreten. Er hatte einen Krieg gegen die Parther beschlossen und der ihm völlig ergebene Senat sollte ihm an diesem Tage mit der Ermächtigung zum Kriege zugleich den Königstitel, wenigstens für die außeritalischen Länder, antragen; aber eben darum sollte nach dem Rathe der Verschworenen gerade dieser Tag der Todestag des Diktators sein. Hätte er die Freiheit wenigstens noch der Form nach geachtet, man würde ihm die wohlerworbene Macht vielleicht vergönnt haben; allein er hatte die Freiheit des Volkes nicht blos vernichtet, sondern zeigte auch, daß er sie verachtete, und darum mußte er dem Freiheitssinne Weniger zum Opfer fallen.

An dem bestimmten Tage begab sich Cäsar in die Senatsversammlung, in welcher sich die Verschworenen mit Dolchen unter ihren Mänteln bereits eingefunden hatten, ruhig und kalt den entscheidenden Augenblick erwartend.

Fast wäre durch einen Zufall der ganze Plan der Verschworenen vereitelt worden; denn Cäsar hatte sich in der Nacht vor dem 15. März unwohl gefühlt, und da nun auch seine von bösen Träumen und Ahnungen gequälte Gattin Calpurnia ihn von dem Besuch der Senatsversammlung abzuhalten suchte, so faßte er bereits den Entschluß, die Versammlung zu vertagen, als der bei ihm befindliche Verschworene Decimus Brutus, welcher Cäsar's Vertrauen genoß und von der Verzögerung des Planes Unheil fürchtete, ihm vorstellte, wie der bereits versammelte Senat sein Ausbleiben auf unvortheilhafte Weise auslegen könne. Da nun Cäsar selbst sich gern den Anschein gab, als fürchte er nie eine Gefahr, und oft geäußert hatte, daß es besser sei, alle Gefahr auf einmal zu bestehen, als immer in Furcht und Sorge zu leben, so ließ er sich sehr leicht überreden, in der Senatsversammlung zu erscheinen. Noch auf dem Wege dahin stellte ihm ein Unbekannter eine Schrift zu, welche eine Enthüllung der ganzen Verschwörung enthalten haben soll; Cäsar aber ließ sie im Drange der Geschäfte ungelesen und ging so ruhig seinem Verhängniß entgegen, daß er einem Augur, der ihn vor den Idus des März gewarnt hatte, und der ihm auf seinem Wege begegnete, spottend zurief: „Die Idus des März sind gekommen!“ worauf der Augur entgegnete: „Aber noch nicht vorüber!“

Cäsar trat in die Senatsversammlung ein; als er im Weitergehen an der Bildsäule des Pompejus angekommen war, umringten ihn die Verschworenen, die eben an ihn gerichtete Bitte des Tullius Cimber um die Rückkehr seines verbannten Bruders durch ihre Fürsprache zu unterstützen. Da Cäsar das Gesuch für den Augenblick von sich wies, so erfaßte Cimber seinen Mantel in der Art eines Flehenden und riß ihn herab. Dies war das verabredete Zeichen, auf welches Casca seinen Dolch zog und von hinten einen Stoß nach Cäsar's Halse führte. Dieser wandte sich nach dem Mörder um mit den Worten: „Verruchter Casca, was machst du?“ aber in dem Augenblicke drangen auch schon die Dolche der übrigen Verschworenen auf ihn ein. Anfangs versuchte Cäsar sich zu vertheidigen, bis er auch seinen geliebten Brutus auf sich eindringen sah. Mit den Worten: „Auch du, mein Sohn Brutus?“ hüllte er sein Haupt in den Mantel und sank, mit 23 Wunden bedeckt, todt an der Bildsäule des Pompejus nieder.

Mit ihm starb der größte Feldherr und Staatsmann, den die Geschichte kennt, ein Mann, der fleckenlos dastehen würde in ihren Annalen, wenn er auf einem Throne geboren wäre, der aber, da er ihn erringen wollte, ihr strafendes Urtheil hervorruft. Denn die zweideutige moralische Stellung, welche Cäsar sein ganzes Leben hindurch einnahm,

entsprang aus dem Streben seines grenzenlosen Ehrgeizes, der Bändiger und Herrscher einer Republik zu werden, die den damals bekannten Weltkreis unterworfen hatte. Um dieses Zweckes willen opferte er Millionen von Menschen in seinen Kriegen, trug er den Bürgerkrieg in die Republik und wagte das Attentat auf die Freiheit seines Volkes! Daneben zeichnen ihn aber glänzende Züge von Milde und Großmuth aus, denen wir so oft in seinem Leben begegnen, denn er wurde nicht nur von seinen Freunden geliebt, sondern selbst von seinen Feinden mehr geachtet als gefürchtet. Cäsar's Größe als Feldherr und Staatsmann steht vielleicht in der ganzen Weltgeschichte unübertroffen da; seine Klugheit, Geistesgegenwart, Kühnheit, Tapferkeit und Menschenkenntniß sind bewundernswerth, und seine Talente als Redner und Schriftsteller von Zeitgenossen und Nachkommen anerkannt.

Von Natur durchaus Verstandesmensch, mit einer gewaltigen Schöpferkraft und mit außerordentlichem Organisationstalent begabt, bietet uns Cäsar in seiner Person ein vollendetes Bild durchsichtiger Geistesklarheit im höchsten Wollen wie im höchsten Vollbringen. Mit genialer Nüchternheit erfaßte er in jedem Augenblick, unbeirrt durch Vergangenheit oder Zukunft, für jeden Zweck das rechte Mittel und verstand es demgemäß auch, in jeder Lage mit gesammelter Kraft zu handeln. Bei Alledem überzeugt, daß menschliche Kraft und Klugheit bei keinem Werke allein ausreichen, vertraute er seinem Glücksstern und setzte in diesem Glauben die eigene Person unzählige Male mit kühner Gleichgiltigkeit gegen sein Leben aufs Spiel. Hierdurch aber überwältigte er, wie ein anerkannter Herrscher, die Gemüther der Menschen und blieb trotzdem erfüllt mit republikanischen Ideen; denn geboren zum König trug er die kernige Eigenthümlichkeit des römischen Sinnes und die einfache bürgerliche Tüchtigkeit vollendet wie kein Anderer in sich. So steht die Persönlichkeit Cäsar's, nach dem Ausspruche eines neueren Schriftstellers, gewissermaßen in dem Gleichungspunkte, in welchem die großen Gegensätze des Daseins einander aufheben.

Die Mörder Cäsar's hatten geglaubt, daß aus dem vergossenen Blute des Despoten die Wiederherstellung der Republik von selbst entspringen müsse, und daß es daher keiner weitern Arbeit und keines weitern Blutes bedürfe, um die Republik zu retten. Allein diese in moralischer Hinsicht gewiß sehr lobenswerthe Schonung war nicht allein unzeitig, sondern nahm dem an Cäsar verübten Morde noch ihren letzten politischen Rechtfertigungsgrund, den guten Erfolg. Die Republik wurde doch nicht gerettet, und die Despotie war den Händen eines großen Mannes entrissen worden, um den Händen eines gewöhnlichen anheimzufallen; Cäsar war also vergebens ermordet worden, und dies wirft auf die Mörder auch den politischen Bannfluch. Hätten Brutus und Cassius den Schrecken, der bei Ermordung des Diktators alle Römer für den Augenblick rath- und thatlos machte, benutzt, um die Anhänger der Despotie zu vertilgen und die Unentschiedenen durch kräftiges Handeln auf ihre Seite zu bringen, so war die Republik gerettet. So aber zog sich die republikanische Partei auf das Kapitol zurück, um dort — abzuwarten, was geschehen würde.

Marcus Antonius. Jenen großen Fehler der Republikaner machte sich ein Mann zu Nutze, der schon lange den Plan in sich trug, ein zweiter Cäsar zu werden. Der bereits mehrmals genannte Marcus Antonius, ein früherer Reiteranführer Cäsar's und Konsul des gegenwärtigen Jahres, ergriff die Gelegenheit, die ihm der Augenblick und sein konsularisches Amt boten, um vor allen Dingen die oberste Leitung des Staats in seine Hände zu bringen. Damit dies desto eher möglich werde, stellte er auf der schnell zusammenberufenen Volksversammlung den Antrag, daß alle Einrichtungen Cäsar's fortbestehen und zugleich die Mörder desselben eine vollständige Amnestie erhalten sollten. Beide Anträge sollten sich nach der Berechnung des schlauen Antonius unterstützen und gingen auf diese Weise auch wirklich durch. Die Amnestie, wodurch die Häupter der republikanischen Partei das Ansehen begnadigter Verbrecher erhalten hatten, und also schon ihres größern Einflusses



Illustrirte Weltgeschichte. II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Brutus an der Leiche Caesars. Zeichnung von Hermann Vogel.

beraubt worden waren, suchte indeß Antonius, der die Republikaner um jeden Preis vollständig beseitigen wollte, zu hintertreiben, indem er durch eine geschickte Anpreisung der Verdienste Cäsar's um das Volk den Haß gegen die Mörder anzufachen wußte.

Mit Ausnahme des Senats, der durch Cäsar's Tod von dessen Machtgeboten befreit war, und der streng republikanischen Partei hatte fast das ganze römische Volk in der Ermordung des Diktators nur das gewaltthätige und unheilvolle Ereigniß, nicht aber die politische Seite des Falles gesehen. So hat die Nachricht von der Ermordung Cäsar's keine Freude, sondern nur Schrecken und Bestürzung erregt, und als die Mörder nach der That mit ihren blutigen Dolchen durch die Straßen liefen und den Ruf der Freiheit ertönen ließen, fand derselbe nur ein dumpfes Echo. Diese Stimmung wußte Antonius für seine Zwecke zu benutzen. Nachdem er die Schriften Cäsar's vorläufig in Beschlag genommen hatte, suchte er durch die Veröffentlichung von dessen Testament den Haß des Volkes gegen die Mörder des Diktators anzuregen. In diesem Testamente nämlich waren nicht nur viele jener Mörder freigebig bedacht, sondern auch dem ganzen römischen Volke Beweise von Cäsar's väterlicher Fürsorge gegeben, indem jedem Bürger der niedern Klasse ein kleines Vermächtniß an baarem Gelde ausgesetzt, und dem Publikum die Benutzung der an dem Tiber gelegenen Gärten Cäsar's zu Spaziergängen zugestanden war. Um den auf diese Weise angeregten Haß zur Erbitterung zu steigern, setzte es Antonius durch, daß dem Leichname Cäsar's, den die Verschworenen Anfangs in den Tiber werfen wollten, eine feierliche Bestattung zuerkannt wurde; denn bei dieser Gelegenheit wollte Antonius dem Entseelten eine Leichenrede halten, welche die Wuth des Volkes gegen die Mörder entfesseln sollte. Sein Plan gelang. Die Rede, die er dem Volke auf dem Markte vor der Leiche des Ermordeten hielt, und an deren Schlusse er den vielfach durchbohrten und blutbefleckten Purpurmantel des großen Cäsar der Versammlung vor die Augen brachte, entflammte das Volk zu solcher Wuth, daß es Feuerbrände von Cäsar's Scheiterhaufen riß, um die Häuser der Mörder anzuzünden und sie selbst zu tödten. Doch schienen die Letzteren auf den Angriff vorbereitet zu sein, denn die andringenden Pöbelhaufen fanden so entschiedenen Widerstand, daß sie von ihrem Vorhaben ablassen mußten. Indessen dauerten die Unruhen täglich fort, so daß die Häupter der republikanischen Partei endlich für gerathen fanden, die Stadt zu verlassen. Sie gingen in die ihnen früher von Cäsar zugesprochenen Provinzen: Brutus nach Makedonien, Cassius mit Trebonius nach Syrien, Decimus Brutus nach dem Cisalpinischen Gallien.

Antonius glaubte jetzt in dem Streben nach der Alleinherrschaft freie Hand zu haben; aber wider alles Erwarten fand er von zwei Seiten her entschiedenen Widerstand. Cicero, der sich nach langem Schwanken zwischen widerstreitenden politischen Grundsätzen endlich für die Sache der Republik entschieden zu haben schien, führte gegen des Antonius geheime Absichten die ganze Macht seiner glänzenden Beredsamkeit auf; und zum Andern erschien auf der politischen Bühne der in den letzten Zügen liegenden Republik ein achtzehnjähriger Jüngling, der vom Schicksale bestimmt war, das Werk Cäsar's zu vollenden und Roms erster wirklicher Monarch zu werden.

Cajus Julius Cäsar Octavianus, der Großneffe, Adoptivsohn und Haupterbe Cäsar's, ein talentvoller, ehrgeiziger, aber mehr durch sein glückliches Geschick als durch seine persönlichen Verdienste ausgezeichneter junger Mann, konnte es nicht sehen, daß das wichtigste Vermächtniß seines Großoheims, die Aussicht auf die Krone, an einen Mann wie Antonius überging, den er haßte, weil er wohl fühlte, daß er von ihm gehaßt wurde.

Cajus Julius Cäsar Octavianus hieß ursprünglich Cajus Octavianus und war Cäsar's Großneffe von mütterlicher Seite, denn seine Großmutter Julia war Cäsar's Schwester. Da Cäsar keine Kinder hatte, so nahm er diesen seinen nächsten Verwandten an Sohnes Statt an, und derselbe führte nach der Adoption den Namen Cajus Julius Cäsar Octavianus. Eine sorgfältige Erziehung genießend, befand sich der junge Octavianus seit einiger Zeit

in der epeirotischen Stadt Apollonia, um sich dort in der Redekunst auszubilden, als er die Nachricht von seines Großoheims Ermordung erhielt, und sogleich den Entschluß faßte, nach Italien zu gehen, um die dort herrschende Verwirrung und die für Julius Cäsar's Familie höchst günstige Volksstimmung für die ehrgeizigen Pläne zu benutzen, welche bereits in der Brust des nur achtzehnjährigen Jünglings gährten.

Die Feindschaft zwischen Antonius und Octavian entsprang aus Beider Bestreben, Cäsar's Macht an sich zu reißen. Octavian war in dem Wahne befangen, mit Cäsar's Vermögen auch dessen politische Stellung erben zu müssen. Antonius hatte sämmtliche Schätze Cäsar's in Beschlag genommen und wollte mit Hülfe derselben den Einfluß erringen, den der Gemordete durch sein Genie geübt hatte. Die beiden Prätendenten der Cäsarischen Gewalt mußten sich also gegenseitig hassen, und dieser Haß wurde noch dadurch vermehrt, daß Antonius, um die Mittel seines Nebenbuhlers zu schwächen, den größten Theil der Hinterlassenschaft Cäsar's als Staatseigenthum erklärte, dessen Herausgabe an Octavian er verweigerte, während er selbst nach Belieben darüber schaltete, und daß Octavian dessungeachtet die von Cäsar dem Volke angesetzten Legate auszahlte, indem er die ererbten Landgüter für jeden Preis verkaufte, wohl wissend, daß er sich gerade durch diese Opfer die gute Meinung des Volkes am schnellsten erwarb. Diese gegenseitigen Kämpfe der Intrigue erzeugten zwischen Antonius und Octavian eine so entschiedene Feindschaft, daß dieselbe durch alle ihre aus politischen Gründen zu Wege gebrachten scheinbaren Aussöhnungen doch in Wirklichkeit nicht gehoben werden konnte; sie führte auch zu weiteren Verwicklungen, die für die Republik verhängnißvoll wurden.

Octavian, ausgerüstet mit instinktartiger Schlauheit und List, trat Anfangs sehr leise auf, indem er ganz in der Stille wirkte, um die vorhandenen Kampfmächte auf seine Seite zu bringen. Die Cäsarische Partei gewann er durch seine Verwandtschaft mit dem großen Cäsar und als Erbe desselben, die republikanische durch seine Feindschaft gegen Antonius, der von den Republikanern stets und seit Cäsar's Tode noch mehr gehaßt wurde, endlich das Cäsarische Heer durch seinen Namen, an den sich die Ruhmeserinnerungen des größten Feldherrn knüpften, alle drei Mächte aber zugleich vermöge einer verschwenderischen Freigebigkeit, wozu er durch die reiche Hinterlassenschaft Cäsar's in den Stand gesetzt worden war, ohne eine Erschöpfung der Mittel befürchten zu müssen.

Auf diese Weise in seinen Plänen bedroht, war Antonius für seine fernere Macht um so mehr besorgt, als auch sein Konsulatsjahr zu Ende ging. Da er in der Statthalterschaft des Cisalpinischen Gallien eine Rettung seines Einflusses sah, so bewarb er sich um dieselbe und erhielt sie, obwol erst nach heftigem Widerspruche von Seiten des Senats, auch wirklich; aber freilich nur dem Namen nach. Denn Decimus Brutus, einer der Mörder Cäsar's, hatte sie als Prätor in Besitz und war entschlossen, sie bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Antonius, der zugleich für seinen ihm ganz ergebenen Mitkonsul Publius Cornelius Dolabella die Statthalterschaft von Syrien ausgewirkt hatte, schickte denselben zur Besiegung des Cassius dorthin, während er selbst nach dem Cisalpinischen Gallien aufbrach, um den Decimus Brutus zu vertreiben. Dieser warf sich in die Stadt Mutina, wo er von Antonius sogleich belagert ward. Der Senat, dem Letztern ohnehin abhold, wurde über solche eigenmächtige Handlung des Antonius, wodurch aufs Neue Bürgerblut vergossen werden sollte, heftig erbittert; und als nun auch die Nachricht einging, daß Dolabella in Syrien des Cassius Unterfeldherrn Trebonius hinterlistigerweise hatte ermorden lassen, so wurden Antonius und Dolabella nach Ablauf ihres Konsulats, vorzüglich auf Betreiben Cicero's, für Feinde des Vaterlandes erklärt. Während Cassius in Syrien den Auftrag erhielt, den geächteten Dolabella zu bekämpfen, mußten die beiden neuen Konsuln Cajus Vibius Pansa und Aulus Hirtius sich zur Bekriegung des Antonius rüsten, wobei sie von Octavian, dem die Zeit zum eigenen Handeln jetzt gekommen schien, aufs Kräftigste unterstützt wurden, indem er zugleich ein Heer in der Eigenschaft eines Prätors begleitete.



Antonius hält dem Cäsar die Leichenrede. Zeichnung von H. E. v. Berlepsch.

Antonius, der den Decimus Brutus noch immer belagerte, erwartete den Angriff im Vertrauen auf sein Glück; allein die Schlacht, die ihm hier vor Mutina (43 v. Chr.) von Pansa und Hirtius geliefert wurde, ging für ihn verloren. So mußte er die Belagerung eilig aufheben und sich nach dem jenseitigen Gallien wenden, wo er bei dem dortigen Statthalter, **Marcus Aemilius Lepidus**, einem ziemlich unbedeutenden Manne von niedrigem Charakter und zweifelhafter Gesinnung, offene Arme fand.

Lepidus hatte sich stets als ein Freund des Antonius erwiesen, und so hatte dieser denn Grund zu der Hoffnung, er werde ihn auch in seiner gegenwärtigen Noth nicht verlassen. Nach einer höchst beschwerlichen Flucht über die Alpen kam Antonius bei seinem Freunde an und fand diesen auch sogleich bereit, sich mit dem Geächteten zu verbinden. Um sich aber für alle Fälle den Rückweg zu seiner Pflicht gegen die Republik zu sichern, erfand Lepidus ein Mittel, durch welches er die Verantwortlichkeit seines Schrittes von sich ab- und seinem Heere zuwälzte. Da dasselbe zum größten Theile aus früheren Cäsarischen Truppen bestand und dem Antonius völlig ergeben war, so beförderte er heimlich unter seinen Soldaten einen Aufstand gegen sich, infolge dessen dieselben zu Antonius übergehen und denselben zu ihrem Feldherrn ernennen mußten, so daß es den Anschein gewann, als sei Lepidus von seinem Heere zu der Vereinigung mit Antonius gezwungen worden.



Aemilius Lepidus.

Durch die Verbindung mit dem geächteten Antonius hatte sich nun Lepidus gleichfalls zu einem Feinde des Vaterlandes gemacht, und Octavian konnte hoffen, diese beiden Nebenbuhler bald zu beseitigen. Allein er hatte sich über die Größe seines eignen Einflusses getäuscht. Da nämlich Pansa und Hirtius im Feldzuge gegen Antonius gefallen waren, so hatte er sicher auf die Ernennung zum Oberfeldherrn ihres vorzüglich durch ihn zusammengebrachten Heeres gerechnet, aber den Decimus Brutus sich vorgezogen gesehen; als er sich nun auch vergeblich um das erledigte Konsulat bewarb und überall die Republikaner an dem Ruder der Macht und der Volksbewegung sah, so beschloß er, sich einzig und allein auf das ihm völlig ergebene Heer zu stützen und allen Republikanern offene Feindschaft zu verkünden unter dem Vorwande, den Tod seines Oheims rächen zu wollen. Dies erschien ihm als der kürzeste Weg zu seinem Ziele. Weil er sich aber nicht stark genug fühlte, um auch zugleich den verbündeten Antonius und Lepidus entgegenzutreten, so faßte er den Entschluß, zwischen diesen und sich eine Verbrüderung zu stiften in derselben Art, wie sie wenige Jahre zuvor zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus geschlossen worden war.

Das zweite Triumvirat wird diese Vereinigung des Antonius, Octavian und Lepidus genannt, und es unterschied sich von dem ersten nur dadurch, daß die Triumvirn es nicht der Mühe werth hielten, ihre Verbrüderung zu verschleiern, sondern den Zweck derselben ganz offen an den Tag legten. Es galt der gemeinschaftlichen unumschränkten Herrschaft über die Republik und zunächst der Vernichtung der republikanischen Partei, die so schnell wieder die Oberhand gewonnen hatte.

Unter solchen Umständen und auf der Grundlage einer solchen Macht geschah es von Seiten Octavian's wol mehr aus Eigensinn als aus politischem Bedürfniß, daß er das Konsulat, welches man ihm früher verweigert hatte, jetzt förmlich eroberte, indem er es an der Spitze seines nach Rom geführten Heeres gebieterisch verlangte und auch von dem in Furcht gesetzten Volke erzwang. Unmittelbar darauf begann Octavian in Rom sein Regiment der Willkür. Während er die gegen Antonius ausgesprochene Aechtung widerrufen ließ, wurde auf der andern Seite auch die den Mördern Cäsar's bewilligte Amnestie aufgehoben, so daß den Letzteren nichts übrig blieb, als sich um Brutus und Cassius zu scharen und

mit ihnen den Kampf zu erwarten, der nun gegen sie, die durch das Machtwort eines Einzelnen auf einmal Feinde des Vaterlandes geworden waren, beginnen mußte.

Bevor aber Octavianus zu diesem Kampfe auszog, wollte er den bisher nur unterhandlungsweise mit Antonius und Lepidus geschlossenen Triumviratsvertrag in einer persönlichen Zusammenkunft mit jenen Beiden verbriefen und besiegeln lassen. Zu solchem Zwecke erschienen die drei Triumvirn, jeder mit einer bedeutenden Heeresmacht, in der Gegend der Stadt Bononia, wo zwischen ihnen im Jahre 43 v. Chr. auf einer kleinen Insel des italischen Flusses Rhenus nach dreitägiger Berathung ein urkundlich verbürgter Vertrag zu Stande kam, durch welchen sich Antonius, Octavianus und Lepidus unter dem Namen von Triumvirn zur „Einrichtung der Republik“ auf fünf Jahre mit der höchsten Staatsgewalt bekleideten. Um sogleich einen Akt der sich zugesprochenen unumschränkten Herrschaft auszuüben, vertheilten die Triumvirn die westlichen Provinzen des Römischen Reiches unter sich dergestalt, daß Antonius Gallien, Octavianus Afrika nebst den Inseln und Lepidus Spanien erhielt. Aber nicht blos die Provinzen, Rom selbst mußte es empfinden, daß es in den Triumvirn unumschränkte Gebieter über Leben und Tod besaß. Der Bund der Tyrannen sollte durch das Blut der edelsten Römer besiegelt werden; die Proskriptionslisten wurden eröffnet, und damit brachen über das unglückliche Rom alle die Schrecken herein, welche es schon einmal unter Sulla heimgesucht hatten, dies Mal um so verheerender, weil es jetzt drei Würger waren, die ihre blutige Ernte hielten, nachdem sie an der Spitze ihrer Heere in Rom eingezogen waren.


Marcus Antonius.

Wenn wir uns die Einzelheiten der Greuelbilder, welche die Schreckensherrschaft der Triumvirn erzeugte, ersparen, weil sie nur eine Wiederholung der Sullanischen Proskriptionsperiode sind mit allen ihren Ursachen und Wirkungen, so wollen wir uns dafür den genußreicheren Anblick einiger durch die Blutherrschaft hervorgerufenen Scenen gönnen, welche den Beweis liefern, daß der Edelsinn und die Tugend, wenn auch nicht mehr im römischen Volke, so doch in den Seelen einzelner Römer lebendig geblieben. Dahin gehören namentlich die vielen Beispiele, wo die Geächteten, deren Beschützung als ein todeswürdiges Verbrechen galt, von ihren Kindern, ihren Weibern, Verwandten, ja selbst von ihren Sklaven mit der edelsten Selbstaufopferung gerettet wurden oder doch zu retten versucht wurden. So nahm ein gewisser Oppius, dessen geächteter Vater zu alt war, um die Flucht zu ergreifen, denselben auf seine Schultern und trug ihn so bis zur Meeresküste, von wo aus Vater und Sohn nach Sizilien entflohen. Als der Letztere nach Beendigung der Schreckensperiode wieder nach Rom zurückkehrte, erhielt er für seine That kindlicher Liebe den Dank des ganzen Volkes, da er zum Aedil ernannt und von allen Bürgern reich beschenkt wurde. Julia, die eigne Mutter des Antonius, schützte mit ihrem Körper ihren gleichfalls geächteten Bruder Lucius Cäsar vor den Schwertern der andringenden Henker, indem sie ihnen zurief: „Bevor ihr den Lucius Cäsar tödtet, müßt ihr erst mich umbringen, die ich eurem Herrn das Leben gegeben habe!“ Und als die Soldaten von diesen Worten zurückgeschreckt das Haus verließen, begab sich Julia zu ihrem Sohne Antonius, der auf dem Markte saß, um die Köpfe der Geächteten in Empfang zu nehmen, und erklärte ihm, daß sie ihren Bruder verborgen halte und denselben nicht eher ausliefern werde, als bis er sie, die eigne Mutter, habe tödten lassen. Antonius scheute sich, es zu diesem Aeußersten kommen zu lassen; mit den Worten: „Du hast dich als gute Schwester, aber als schlechte Mutter gezeigt!“ ging er über den Fall hinweg, und Lucius Cäsar war gerettet.

Rührender aber als alle diese Beweise verwandtschaftlicher Liebe sind diejenigen Beispiele, wo Sklaven sich für ihre Herren opferten, um deren Leben zu retten; indem sie z. B. in der Kleidung ihrer Herren den vordringenden Mördern entgegentraten. Ein Geächteter, Namens Restio, hatte früher einen seiner Sklaven mit einem glühendem Eisen auf der Stirn gebrandmarkt; jetzt fand dieser Sklave durch Zufall den Ort auf, wo sich Restio verborgen hielt. Als er seinem Herrn seine Dienste anbot, und dieser ihn mißtrauisch anblickte, sprach der Sklave: „Kannst du wol denken, daß die Zeichen, womit du mich ehemals gebrandmarkt, einen tieferen Eindruck in meine Stirn gemacht haben, als die Wohlthaten, die du mir einst erwiesen, auf mein Herz?“ Wirklich sorgte nun der Sklave mit der eifrigsten Hingebung für ein sicheres Versteck und den Unterhalt seines Herrn. Als aber endlich die Häscher der Triumvirn in der Gegend erschienen und der Sklave seinen Herrn in der Gefahr sah, entdeckt zu werden, da belastete er seine Seele selbst mit einem Morde, um die Häscher zu täuschen und seinen Herrn zu retten. Er überfiel einen Bauern, hieb ihm im Angesichte der Häscher den Kopf ab und rief dabei aus: „Nun endlich habe ich mich an meinem Herrn gerächt für das Brandmal, das er auf meine Stirn gedrückt!“ Die Häscher glaubten nichts gewisser, als daß es der Kopf Restio's sei, den ihnen der Sklave entgegenhielt, stellten ihre Nachforschungen nach demselben ein, und Restio war gerettet.

Unter den Tausenden, welche dem Privathasse der Triumvirn geopfert wurden, befand sich auch Cicero. Die Philippischen Reden desselben hatten in Antonius den unversöhnlichsten Haß gegen ihren Verfasser erzeugt, und der Entschluß, den Cicero seiner Rache zu opfern, stand bei dem Triumvir so fest, daß Octavian, obgleich er dem Redner bedeutend verpflichtet war, endlich einwilligen mußte, den Namen desselben auf die Proskriptionsliste zu setzen. Der Kriegstribun Cajus Popilius Länas, ein Ungeheuer, von dem Cicero einst durch seine Beredsamkeit ein Todesurtheil abgewendet hatte, erhielt den Auftrag, die Acht an seinem Wohlthäter zu vollstrecken, wobei Antonius ihm einschärfte, nicht blos den Kopf Cicero's einzuliefern, sondern auch die rechte Hand desselben, als diejenige, welche die Philippiken niedergeschrieben hatte. Als Cicero die Nachricht seiner Aechtung empfing, befand er sich gerade auf seinem Landgute Tusculum, wohin er sich stets zurückzog, wenn er, von politischen Geschäften ausruhend, der Muße des schriftstellerischen Wirkens leben wollte. Zu alt und schwach, um zu Fuße die Flucht zu ergreifen, ließ er sich von zwei treuen Sklaven in einer Sänfte fortschaffen. Er wollte die Küste erreichen, um sich einzuschiffen und zu Brutus nach Griechenland zu fliehen. Allein das Alter hatte den armen Greis schon so furchtsam und unentschlossen gemacht, daß er seinen Plan mehrmals änderte und dem Popilius Zeit genug ließ, sein Opfer aufzuspüren. Als dieser sich der Sänfte näherte und Cicero von der Nähe seiner Verfolger benachrichtigt wurde, ließ er die Sänfte niedersetzen, um selbst zu sehen, in wessen Hände er gerathen sei, hoffend, die Häscher zur Schonung eines abgelebten Greises zu bewegen. Aber kaum hatte er den Kopf zum Fenster der Sänfte herausgesteckt, als er auch schon den Todesstreich empfing. Popilius überbrachte dem Antonius die rechte Hand und den Kopf seines Widersachers. Antonius betrachtete diese Trophäen seiner Rache lange Zeit mit vor Freude funkelnden Blicken, und seine noch grausamere Gattin Fulvia, die Wittwe des von Milo erschlagenen Clodius, welche den Cicero noch glühender haßte als Antonius selbst, bereitete ihren unmenschlichen Sinnen dadurch eine Wollust, daß sie zum Hohne für die Philippiken die Zunge des Redners mit goldenen Nadeln durchstach. Der Kopf desselben wurde hierauf zum Entsetzen aller Römer vor der Rednerbühne aufgepflanzt.

Nachdem die Triumvirn mit dem Blute der Hingerichteten ihren Haß und mit dem Vermögen derselben ihre und ihrer Soldaten Geldgier gesättigt hatten, nachdem alle ihre unbewaffneten Feinde vernichtet und die Häusermassen der Stadt Rom gleichsam zu einer Einöde umgewandelt waren, beschlossen sie, sich gegen ihre bewaffneten Feinde zu wenden, an deren Spitze Brutus und Cassius standen.



Die Triumvirn und die Proskriptionen. Nach H. Leutemann.

Diese beiden wackeren Männer hatten sich vereinigt, nachdem Cassius den Dolabella besiegt und dieser sich selbst getödtet hatte. Ihr Plan war, sich in Makedonien festzusetzen und von dort aus die Macht der Tyrannen zu brechen. Die Streitkräfte, über die sie geboten, hatten sich durch eine Menge von römischen Flüchtlingen, die dem Henkerschwerte entronnen waren, so bedeutend vermehrt, daß sie über die Söldlingsheere der Triumvirn Meister geworden wären, wenn diese nicht durch die Schnelligkeit ihres Angriffs die Ueberlegenheit des republikanischen Heeres unschädlich gemacht hätten. Denn noch hatte das letztere die beabsichtigte Stellung in Makedonien nicht eingenommen, als Antonius und Octavian bereits im Herzen dieses Landes standen, um die heranziehenden Patrioten zu empfangen.

Brutus schien das traurige Schicksal, welches der Republik bevorstand, schon vor seinem Aufbruche nach Makedonien geahnt zu haben; denn in das Reich der Ahnungen müssen wir jene geisterhafte Erscheinung verweisen, von welcher uns die meisten Schriftsteller des Alterthums bei dieser Gelegenheit berichten. Man erzählt darüber Folgendes. Auf dem Marsche nach Abydos, als Brutus in einer Nacht wachend in seinem Zelte lag, trat plötzlich eine geisterhafte Gestalt (Einige sagen der Schatten Cäsar's) durch die Thür. Brutus war unerschrocken genug, die Gestalt anzureden: „Wer bist du? und was willst du von mir?" Die Erscheinung antwortete: „Ich bin dein böser Genius. Bei Philippi wirst du mich wiedersehen!" — worauf Brutus mit Entschlossenheit erwiederte: „Gut, ich will dich dort wiedersehen!" und die Erscheinung verschwand.

Die beiden Schlachten bei Philippi (42 v. Chr.), in der Nähe welcher Stadt die Republikaner ein festes Lager bezogen hatten, waren die letzten, in welchen um Roms Freiheit gekämpft wurde.

Da Octavian die Anführung seines Heeres seinen Unterfeldherren überlassen mußte, weil er selbst krank war und nur als Zuschauer bei der Schlacht sein konnte, so wurde es dem Brutus und der Tapferkeit seiner Mitkämpfer leicht, über den Gegner einen vollständigen Sieg davonzutragen. Obgleich nun zwar Cassius zu gleicher Zeit von Antonius geschlagen wurde, so wäre doch durch Brutus' Sieg die Schlacht gänzlich zum Vortheile der Republikaner ausgefallen, wenn nicht eine unglückselige Täuschung den Fall des Cassius herbeigeführt hätte. Letzterer hatte wegen der Entfernung und der dichten Staubwolken von dem siegenden Vordringen seines Freundes keine Nachricht erhalten können; ja er glaubte ihn völlig geschlagen, und als ihm nun Brutus eine starke Schar seiner Soldaten zu Hülfe sandte, hielt Cassius dieselbe für eine gegen ihn andringende feindliche Abtheilung und überließ sich plötzlich einer so blinden Verzweiflung, daß er seinem Freigelassenen Pindarus den Befehl gab, ihn zu tödten, was denn auch geschah und die Niederlage des Heeres vervollständigte. Als Brutus zu der Leiche seines Freundes trat, wurde er von der heftigsten Rührung ergriffen, deren seine Seele fähig war. Er nannte den gefallenen Freund den „Letzten der Römer" und gab mit dieser Bezeichnung von dem Charakter des edlen Cassius eine bessere Schilderung, als wir sie durch eine ausführliche Beschreibung desselben liefern könnten.

Die Republikaner hatten in dieser ersten Schlacht bei Philippi einen Verlust von 8000 Mann erlitten; da aber der Verlust der Triumvirn fast noch einmal so groß war, so kann man die Schlacht eine für die Republikaner günstige, wenn auch unentschiedene nennen.

Infolge der Niederlage des Cassius konnte Brutus seinen Sieg nicht benutzen, indem er vor allem das geschlagene Heer seines gefallenen Waffenbruders vor der gänzlichen Auflösung zu bewahren hatte. Nachdem er dasselbe gesammelt und mit seinen eigenen Truppen vereinigt hatte, bezog er seine frühere Stellung in der Hoffnung, das Heer der Triumvirn, bei welchem bereits der Mangel an Lebensbedürfnissen fühlbar wurde, durch Zögerung aufzureiben. Aber eben weil dieser Plan ein höchst praktischer war, drängten die Triumvirn zu einem zweiten entscheidenden Zusammentreffen, und das Heer des Brutus, der

Unthätigkeit des Lagers überdrüssig und vor Begierde nach dem Kampfe brennend, war ihren Wünschen so geneigt, daß Brutus endlich zwanzig Tage nach der ersten Schlacht, obwol höchst ungern, dem Drängen seines Heeres weichend, seine feste Lagerstellung aufgab, um eine Schlacht anzunehmen, nach welcher die Triumvirn sich längst gesehnt hatten. Vor dem Anbruche derselben redete er sein Heer mit folgenden Worten an: „Mitkämpfer! Ihr habt verlangt, euch mit dem Feinde auf freiem Felde zu messen, während ihr in euern Verschanzungen ihn sicherer besiegt hättet. Doch ihr habt diese Art zu siegen verachtet und wollt euch auf Kosten eures Blutes Ruhm erwerben. Es sei. Nun aber ist es auch an euch, alle Tapferkeit aufzubieten, um wirklich ehrenvoll aus diesem Kampfe hervor zu gehen; denn der heutige Tag wird entscheiden, ob Rom zur Freiheit und zum Glück zurückkehren oder in ewige Sklaverei und unendliches Elend versinken soll."



Brutus stürzt sich in sein Schwert. Zeichnung von Hermann Vogel.

Doch die Soldaten rechtfertigten die Hoffnungen des Brutus nicht. Zwar ließen sie es an Muth und Tapferkeit nicht fehlen und hatten auch wirklich bereits einen bedeutenden Vortheil errungen, als der so unheilvolle Aberglaube sie ins Verderben stürzte, indem er ihren Muth brach. Schon konnte man nämlich über den Ausgang der Schlacht zu Gunsten der Republikaner entscheiden, als der Zufall über den Häuptern der beiden streitenden Heere zwei Geier zusammenführte, welche sich gegenseitig angriffen. Die Heere, vom religiösen Wahnglauben befangen, blickten mit gespannter Erwartung auf den prophetischen Kampf der beiden Vögel; und als nun der Geier auf der Seite der Republikaner die Flucht ergriff, da war deren Muth gebrochen und eine schreckliche Niederlage die nächste Folge davon. Die meisten der republikanischen Häupter fanden hier ihren Tod, ein Theil des Heeres überlieferte sich der Gnade der Sieger. Brutus selbst war an der Spitze einiger Legionen geflohen, nachdem er der Gefangennehmung durch einen Haufen Thrakier nur

dadurch entgangen, daß sich sein Freund Lucilius Lucinus für ihn ausgab und gefangen nehmen ließ, ein Beweis von Edelmuth, der dem jungen Manne die Freundschaft des in mancher Hinsicht hochherzigen Antonius erwarb.

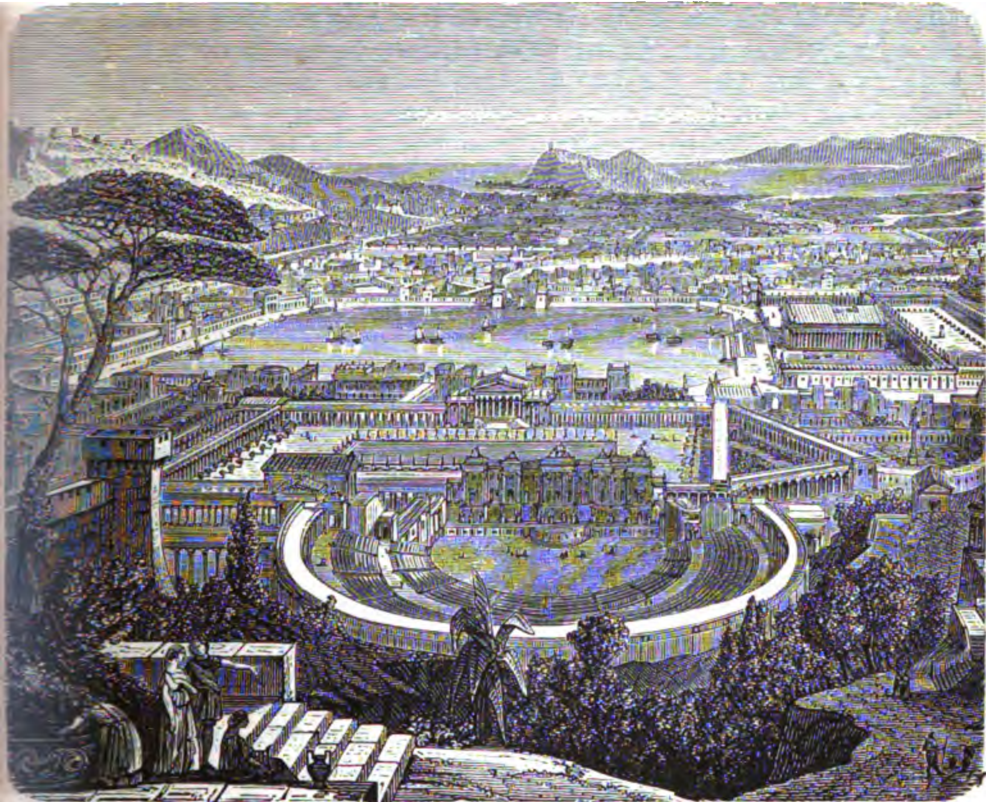
Der wackere Republikaner war nicht geflohen, um sein Leben zu retten, sondern um möglicherweise den Kampf für die Freiheit seines Vaterlandes noch einmal aufzunehmen. Doch als er wahrnahm, daß seine entmuthigten Legionen zur Fortsetzung des Kampfes nicht geneigt waren, und auf die Gnade der Triumvirn rechneten, da rief er aus: „So bin ich denn dem Vaterlande nichts mehr nütze, da diese so gesinnt sind!“ nahm Abschied von seinen Freunden, ging mit einem derselben, seinem Herzensbruder Strato, ein wenig bei Seite und stürzte sich mit Hülfe desselben in sein Schwert. So starb der letzte Republikaner Roms, ein Mann, der mit der weichsten Seele die kräftigste Gesinnung verband und im Hasse gegen die Tyrannei seinem großen Schwiegervater Cato ähnlich war, ein Mann, an welchem selbst die Bosheit seiner Feinde keinen Fehler finden konnte, und welchem sogar sein größter Widersacher Antonius den Tribut der Verehrung zollen mußte, indem er den Leichnam des Brutus, nachdem er ihn lange mit Rührung betrachtet hatte, feierlich verbrennen und die Asche an die Mutter des Helden senden ließ. Nur Octavian, der sich überhaupt durch eine bisweilen grausamere und niedrigere Sinnesart vor Antonius unvortheilhaft auszeichnete, wüthete gegen die Leiche mit roher Rachelust; er ließ ihr den Kopf abschlagen und denselben in Rom vor die Bildsäule Cäsar's niederwerfen.

Nachdem die edelsten der hier für die Freiheit kämpfenden Römer gefallen waren, übergaben sich die übrigen, von Messala Corvinus geführt, der Gnade der Sieger.

Porcia, die heldenmüthige und freiheitsliebende Gattin des Brutus, war ihm im Tode vorangegangen als sie die Nachricht von dem Verlust der Schlachten von Philippi erhielt. Unter den Frauen der römischen Republik, bei denen man so häufig jenen Adel der Gesinnung findet, für welchen in den späteren Frauengeschlechtern der Sinn verloren gegangen zu sein scheint, ein Umstand, dem wir den betrübenden politischen Zustand der heutigen Völker vorzüglich zur Last legen können — unter diesen Frauen nimmt des Brutus Gattin Porcia vielleicht den ersten Rang ein. War sie doch die Tochter des großen Cato und ihm so ähnlich an Adel der Seele und jeder republikanischen Tugend, wie ein Kind seinen Eltern sein kann. Ein Zeugniß für ihren vortrefflichen Charakter hat uns die Geschichte bei jener Gelegenheit aufbewahrt, wo die Verschwörung gegen Cäsar's Leben angestiftet wurde. Ueberzeugt, daß auf dem Herzen ihres geliebten Gatten ein großes Geheimniß ruhe, hielt sie sich für würdig, ihm die Last desselben tragen zu helfen. Erst aber wollte sie die Ueberzeugung gewinnen, daß es ihr auch nicht an Muth fehlen würde, das Geheimniß selbst unter den Qualen der Folter zu bewahren. In dieser Absicht brachte sie sich mit einem Messer eine gefährliche, aber nicht tödliche Wunde bei, die sie längere Zeit mit den heftigsten Schmerzen quälte. Als Brutus zu ihr kam und sie liebreich zur Rede setzte über ihr befremdendes Beginnen, sprach sie zu ihm: „Ich bin des Cato Tochter und dir zur Ehe gegeben nicht allein, um die niederen Freuden deines Tisches und Bettes zu theilen, sondern auch an deinem Schicksale, sei es gut oder böse, meinen Antheil zu tragen. Wie aber kann ich dich beglücken, wenn du mir so wenig Vertrauen schenkst, daß du glaubst, mir dein Geheimniß verbergen zu müssen. Doch um es mir ohne Sorge anvertrauen zu können, mußtest du sehen, daß ich kein Weib bin, die den Schmerzen unterliegt, und siehe, ich zeige dir, daß ich die Standhaftigkeit eines Mannes besitze.“ Brutus vertraute dem heldenmüthigen Weibe das große Geheimniß an, von dessen Bewahrung das Leben so vieler edlen Römer abhing, und hatte niemals Ursache, sein Vertrauen zu bereuen.

Ueber das Ende der Porcia lauten die Nachrichten verschieden. Die meisten kommen dahin überein, daß sie vor Brutus' Tode infolge des Kummers über dessen Schicksal gestorben sei; andere erzählen, daß sie sich durch das Einnehmen glühender Kohlen verbrannt und erstickt habe. Wahrscheinlich tödtete sie sich durch Einathmen von Kohlengas.

Mit der Schlacht von Philippi war das Römische Reich die Beute der Triumvirn geworden. Die natürliche Folge davon mußte sein, daß diese sich bei dem Theilen derselben veruneinigten und sich einander bekriegten, bis einer von ihnen als Alleinherrscher des Weltreichs übrig blieb. Dies ist denn auch wirklich der traurige Inhalt der wenigen noch übrigen Blätter in der Geschichte der Römischen Republik; wir haben den Verwesungsprozeß ihres Leichnams vor uns.



Ephesos.

Nachdem die Triumvirn durch grausame Verfolgungen aller Art die Mehrzahl ihrer Widersacher ausgerottet hatten, beschlossen sie, sich den Genüssen hinzugeben, welche der Zweck ihrer Machterwerbung gewesen zu sein scheinen. Zu diesem Ende theilten sie das Römische Reich unter sich derart, daß Octavian Italien und den Westen, Antonius den Osten, und Lepidus, welcher von seinen beiden Kollegen als unbedeutend stets bei Seite geschoben wurde, Afrika erhielt. Während nun der noch immer kränkliche Octavian in Rom die Regierung in seinem Sinne ordnete und unter die Triumvirats-Truppen die versprochenen Belohnungen vertheilte, überließ sich Antonius mit Wohlbehagen all den sinnlichen Genüssen und Ausschweifungen, zu welchen ihn seine Neigung trieb, und zu denen er gerade in dem üppigen Morgenlande die trefflichste Gelegenheit fand. Zwar hatte er vor seiner Ankunft in Kleinasien den Vorsatz gefaßt, einen Krieg gegen die Parther zu eröffnen; allein die Genüsse des Orients, dessen Völker er auf eine wahrhaft schamlose Weise ausnutzte, ließen ihn jenen Vorsatz bald vergessen.

Von den üppigen Städten Asiens hatte sich Antonius besonders Ephesos zum Tummelplatz seiner Genußsucht auserwählt, und stets umgeben von Harfenschlägern, Flötenspielern, Tänzern, Possenreißern und Schmeichlern, waren seine Gedanken auf nichts als die

Erfindung neuer und reizvoller Vergnügungen gerichtet. So hielt er schon seinen Einzug in Ephesos auf eine dem wollüstigen Treiben dieser Stadt völlig entsprechende Weise, indem er, als Bacchus maskirt und von verkleideten Bacchanten, Satyrn, Waldgöttern und Nymphen umgeben, unter Jubel und Gesang durch die Thore zog. Zur Fröhnung seiner oft sonderbaren Gelüste reichten aber die Einkünfte der Provinzen lange nicht aus, und Antonius, welcher schon die gewöhnliche Ansicht des Despoten theilte, daß alle Menschen nur für sie vorhanden seien, wollte sich dadurch helfen, daß er den asiatischen Städten eine doppelte Steuer auferlegte. Allein das treffende Wort eines gewissen Hybreas, der die Rechte der asiatischen Städte zu vertheidigen gekommen, brachte ihn von dieser Idee ab; denn jener erklärte ihm: „Wenn du so mächtig sein willst, unsere Steuern nach deinem Gutdünken zu verdoppeln, so sei auch so mächtig, unsern Sommer und unsern Herbst zu verdoppeln!" Indessen dem Schicksale, die einfache Steuer von neun Jahren voraus bezahlen zu müssen, konnten die Städte doch nicht entgehen, da Antonius nur die Wahl hatte, gerecht zu sein oder seinen Genüssen zu entsagen. Und wann hätte sich bei solcher Wahl je ein Despot für das Erstere entschieden?

Endlich fiel Antonius noch in die so gefährlichen Netze der Kleopatra, die seine Thatkraft so fest umstrickten, daß aus dem allmächtigen Triumvir bald der willenlose Sklave eines buhlerischen Weibes wurde. Die Veranlassung zu dieser seiner moralischen Entmannung hatte Antonius selbst gegeben, indem er die Kleopatra hatte auffordern lassen, sich vor ihm darüber zu vertheidigen, daß sie den Cassius mit einigen Schiffen unterstützt habe. Die schlaue Aegypterkönigin, jetzt grade in der vollen Reife ihrer bezaubernden Reize, berechnete sehr fein, daß ihre beste Vertheidigung vor dem sinnlichen Antonius ihre Schönheit sein würde, und deshalb begab sie sich auf einem mit Geschenken und Schätzen der kostbarsten Art reich beladenen Schiffe persönlich nach Kilikien, dem Aufenthalte des Antonius, um den gewaltigen Römer durch die berauschende Gewalt körperlicher und geistiger Reize zu ihrem Sklaven zu machen.

Kleopatra hatte zu der Reise nach Kilikien alle nur erdenklichen Anstalten getroffen, welche dazu geeignet schienen, die Sinne des Antonius gefangen zu nehmen, der sich gerade damals zu Tarsos am Kydnos aufhielt. An der Mündung dieses Flusses angekommen, bestieg Kleopatra ein dorthin gesandtes, phantastisch ausgeschmücktes Ruderschiff, um auf demselben den Kydnos hinauf bis Tarsos zu fahren. Das Hintertheil des Fahrzeuges war ganz mit Goldblech beschlagen, die Segel bestanden aus Purpurstoff, und die Ruder waren mit Silber bedeckt. Flötenspiel und Harfenklang ertönten vom Schiffe aus die ganze Fahrt hindurch und lockten die Bewohner der Flußufer in zahlloser Menge herbei, das seltene und üppige Schauspiel, das sich ihren Blicken bot, zu bewundern. Kleopatra selbst lag in dem wollüstigen Gewande der Venus unter einem aus Gold gewirkten Zelthimmel, umgeben von Knaben, die als Liebesgötter gekleidet waren und ihr Kühlung zufächelten. Schöne Mädchen als Meergöttinnen und Grazien gekleidet, die reizenden nackten Leiber durch fliegende Gewänder mehr enthüllend als verdeckend, saßen theils an den Ruderbänken, theils kletterten sie in dem seidenen Tauwerke des Schiffes umher, mit bezaubernder Grazie die Dienste von Matrosen verrichtend. Kostbares Räucherwerk stieg auf verschiedenen Punkten des Fahrzeuges auf und erfüllte nicht nur die Luft mit Wohlgerüchen, sondern umhüllte auch die ganze Scene mit einem so zauberischen Nebelschleier, daß sich die Zuschauer beim Anblick dieses Bildes in das Reich der Feen versetzt glauben mußten; und das Volk verkündete sich dies Ereigniß auch nicht anders, als daß es sagte, Venus komme zu Bacchus auf ein Freudenfest. So fuhr Kleopatra dem mächtigen Römer entgegen, vor dem sie sich verantworten sollte, einem Manne, welcher der Sklave jeder sinnlichen Regung war.

Der Plan des schlauen Weibes glückte vollkommen, und Antonius, die Rücksichten für seine in Rom zurückgebliebene Gattin Fulvia vergessend, sah sich in kurzer Zeit von

den Liebesbanden der bezaubernden Kleopatra so völlig gefangen, daß er mit ihr nach Alexandrien ging, dort nur in ihrem Umgange, in ihren Armen und in den von ihr bereiteten Vergnügungen sein Lebensglück fand und Rom wie den dort wirkenden Octavian vollständig vergaß.

Was die ausschweifendste Phantasie an Genüssen der Sinne nur immer erdenken mag, das wurde von Antonius und Kleopatra ergriffen, um ihren Aufenthalt in Tarsos und später in Alexandrien zu einer ununterbrochenen Kette berauschender Freuden zu machen. Eine Lustbarkeit jagte die andere, ein Genuß den andern, ein Festgelag das andere. Es würde hier viel zu weitläufig sein, über den Schwarm dieser Wollüste Bericht zu erstatten; wir müssen daher die Ausmalung derselben der Phantasie des Lesers überlassen, und können dies um so eher, als sie nicht im Stande sein wird, etwas zu ersinnen, was von dem schwelgenden Paare nicht unternommen worden wäre. Aber wie sehr auch Kleopatra danach strebte, den Antonius in ihren Banden zu halten, so versäumte sie doch keine Gelegenheit, ihn an die Wahrung seiner politischen Stellung zu mahnen; denn sie liebte in ihm ja weniger den Mann, als den Beherrscher Roms, und nur weil er der Welt Gebieter war, hatte sie ein Interesse daran, seine Gebieterin zu sein.

Einst belustigte sich Antonius in Gegenwart der Kleopatra mit Angeln. Da es ihn hierbei ärgerte, daß er nichts fangen konnte, so ließ er einige vorhergefangene Fische an seine Angel hängen, um die Zuschauer glauben zu machen, er hätte Glück und Geschick bei der Angelfischerei. Kleopatra aber hatte den Betrug bemerkt. Am andern Tage ließ sie ihrem Geliebten einen gesalzenen Fisch an die Angel hängen, und als er denselben nun zum großen Gelächter der versammelten Zuschauer hervorzog, sprach sie zu ihm: „Laß uns Königen hier in Pharus die Angel; du aber mußt Städte, Könige und Provinzen fangen.“

Octavian, dem die Alleinherrschaft nächstes Ziel war, hatte für dasselbe nach Kräften, wenn auch im Stillen, gewirkt. Wohl erkennend, daß die blinde Ergebenheit der Soldateska die sicherste Stütze eines Despoten ist, hatte er die den Triumvirats-Truppen versprochenen Belohnungen mit verschwenderischen Händen ausgetheilt, indem er jeden noch so grundlosen Verdacht gegen unschuldige Bürger geltend machte, um dieselben, nach schlauer Despoten Art, mit einem Scheine des Rechts ihrer Güter berauben und diese den Soldaten eigenthümlich überweisen zu können.

Obgleich die Truppen nur im Dienste und für das Interesse der Triumvirn gekämpft hatten, so wurde doch dem Staate die Last aufgebürdet, dieselben nicht nur zu erhalten, sondern auch außerordentlich zu belohnen. Es brach über die Republik die Last der stehenden Heere herein, die von den Bürgern besoldet werden und häufig nur den Privatinteressen der Monarchen zu dienen haben, bisweilen sogar gegen die besoldenden Bürger. Octavian suchte sich mit einem Scheine des Rechts zu helfen, indem der Verdacht republikanischer Gesinnung, in einer Republik, hinreichend war, den Verdächtigen zum Verluste seines Vermögens zu verurtheilen, mit dem alsdann die übermüthige Soldateska belohnt wurde. Tausende von friedlichen römischen Bürgern fielen dieser Despoten-Perfidie zum Opfer; vor der Raubgier des Triumvirs half weder der Trotz auf das Recht, noch die Bitte um Erbarmen, und wenn seine Laune ja einmal dem Beraubten das gestohlene Gut zurückgab, so nannten seine hündischen Schmeichler diesen Akt eine Gnade und Den, der sie übte, einen Gott!

Eine allgemeine Unzufriedenheit der Bürger, die freilich nur noch für die Verletzung ihrer materiellen Interessen eine Art Freisinn hatten, war die Folge jenes Verfahrens, und endlich kam sie in mehreren Städten zum offenen Ausbruche (41 v. Chr.). Lucius Antonius, der Bruder, und Fulvia, die Gattin des Triumvirs, ein kriegerisches Weib, stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen und rückten gegen Rom vor, das Octavian sogleich verließ, um in Oberitalien seine Truppen zusammenzuziehen. Da Lucius Antonius und Fulvia sich als Schützer der von Octavian beraubten Bürger geberdeten und

überdies die — wahrscheinlich nicht ehrlich gemeinte — Absicht aussprachen, das Triumvirat zersprengen und die Republik wieder herstellen zu wollen, so fanden sie einen bedeutenden Anhang unter dem bürgerlichen Theile des Volkes, während Octavian den militärischen auf seiner Seite hatte. Das kriegerische Uebergewicht des letzteren mag die Ursache gewesen sein, welche den Octavian als Sieger hervorgehen ließ aus diesem Kampfe, der gewöhnlich der Perusinische Krieg genannt wird, weil er vor Perusia zur Entscheidung kam. Nach dieser Stadt hatten sich nämlich Lucius Antonius und Fulvia gewendet und waren dort von Octavian so fest eingeschlossen worden, daß sich (40 v. Chr.) der Erstere der Gnade des Siegers ergeben mußte.

Obgleich Octavian dem Lucius Antonius das Versprechen gegeben hatte, die Stadt Perusia zu schonen, so fand er sich doch nach erfolgter Uebergabe derselben nicht geneigt, dies Versprechen zu halten, da ja Niemand lebte, der den Wortbruch rügen konnte. Zwar entging Lucius Antonius für seine Person dem Tode, indem er von Octavian wahrscheinlich aus Furcht vor dem Bruder blos gefangen gehalten wurde; allein alle seine Anhänger in der Stadt fielen dem Blutdurste Octavian's zum Opfer, der seine Unmenschlichkeiten noch immer mit der Rache, die er für Cäsar's Ermordung zu nehmen hatte, zu bemänteln suchte, obgleich diese Ermordung und die von ihm Geopferten häufig nicht in dem geringsten Zusammenhange standen. Mehr als dreihundert der vornehmsten Bürger Perusia's traf sein Todesbefehl, und so verhärtet war das Herz dieses Mannes bereits, daß er auf alle Versicherungen der Unschuld, auf alle Bitten um Gnade, auf alles Flehen um Mitleid nur immer dieselbe lakonische Antwort hatte: „Sterben!"

Fulvia floh zu ihrem Gemahl nach Asien und traf mit ihm unterwegs in Athen zusammen. Hier kam es zwischen den beiden Gatten zu sehr heftigen Scenen, in deren Folge Fulvia erkrankte und starb.

Die für Octavian so glückliche Beendigung des Perusinischen Krieges machte, daß dessen Feinde den Ruf an Antonius ergehen ließen, zu ihrer Hülfe herbei zu kommen. Antonius erwachte für einen Augenblick aus seinen Liebesträumereien und eilte nach Italien. Allein konnte man von dem in Wollüsten entnervten Manne erwarten, daß es ihn nach kriegerischen Abenteuern gelüste? Und da nun auch Octavian die Zeit noch nicht gekommen glaubte, den entscheidenden Streich für seine Alleinherrschaft zu führen, so kam zwischen den Triumvirn (39 v. Chr.) ein neuer Vergleich auf der alten Grundlage zu Stande, und um denselben durch verwandtschaftliche Bande zu befestigen, heirathete Antonius Octavian's Halbschwester Octavia.

Die Macht des Triumvirats stand jetzt fester als je. Nur ein Feind war noch zu beseitigen, der aus der Schlacht bei Munda entkommene Sextus Pompejus. Dieser hatte sich seither Anhänger geworben und die Insel Sizilien in Besitz genommen, von wo aus er nicht allein das Meer durch Seeräubereien beunruhigte, sondern auch Italien die nothwendigen Kornzufuhren abschnitt. Die bisherigen Angelegenheiten der Triumvirn hatten ihn vor ihren Angriffen bewahrt; jetzt aber sollte er bekämpft werden. Da indeß zu diesem Kriege neue Geldmittel erforderlich waren, und das ausgesogene Volk gegen eine neue Steuer sich sehr entschieden aussprach, so beschlossen die Triumvirn, den Sextus Pompejus durch einen mit ihm abzuschließenden Vertrag zur Ruhe zu bringen. In einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Sextus Pompejus, Octavian und Antonius im Hafen von Misenum kam eine Verständigung (39 v. Chr.) dahin zu Stande, daß Sextus Pompejus die Inseln des Mittelmeeres und die Provinz Achaia mit konsularischer Gewalt auf fünf Jahre erhielt und dagegen die Verpflichtung übernahm, das Meer vor Seeräubereien zu bewahren und Rom mit Getreide zu versehen.

Nach dem Abschlusse des Vertrages veranstaltete Sextus Pompejus zur Feier desselben ein Festmahl, zu welchem Octavian und Antonius eingeladen waren. Wäre Pompejus nicht ein ehrenwerther, wortgetreuer Mann gewesen, so hätte dies Gastmahl eine Wendung

nehmen können, welche der ganzen Welt vielleicht eine andere Gestalt gegeben haben würde. Das Fest fand im Hafen auf einem ankernden Ruderschiffe des Sextus Pompejus statt, um welches herum seine ganze kriegsgerüstete Flotte lag, während die Truppen der Triumvirn am Ufer standen. Als die Gäste von den feurigen Weinen berauscht waren, trat Menas, ein Unterfeldherr des Sextus Pompejus, zu diesem heran und sagte ihm leise ins Ohr: „Willst du jetzt den Tod deines Vaters und deines Bruders rächen, so gestatte, daß ich die Ankerseile zerhaue. Es kostet einen Hieb, und du bist Herr des Römischen Reiches.“ Der Plan war vortrefflich, der Vortheil für Sextus Pompejus unermeßlich, und wirklich schwankte derselbe auch kurze Zeit zwischen Wollen und Nichtwollen. Endlich aber siegte die Ehre über den Nutzen, und er sprach zu dem Rathgeber: „Das hättest du thun sollen, Menas, ohne mich erst zu fragen; nun aber, da du es mir vertraut hast, verbiete ich es dir, weil ich nicht treubrüchig sein und meinen Vortheil nicht mit meiner Ehre erkaufen will.“

Jetzt glaubten die Triumvirn, das Römische Reich ohne weitere Anfechtung beherrschen zu können, in welcher Voraussetzung sie über alle Verbannten mit Ausnahme der Mörder Cäsar's eine vollständige Amnestie aussprachen. Allein sie hatten nicht bedacht, daß eine mehrköpfige Despotie ein politisches Unding ist. Ueber kurz oder lang mußten die Häupter sich veruneinigen, und dies um so mehr, als namentlich Octavian die Alleinherrschaft mit unverrücktem Blicke im Auge hielt. Die Gelegenheit zu neuer Zwietracht fand sich bald genug. Antonius wollte Achaia nicht herausgeben, an welches Sextus Pompejus durch den Vertrag von Misenum Anspruch hatte. Daher erfüllte auch dieser seine Bedingungen nicht und setzte sein Seeräuberleben fort. Octavian fand sich daher veranlaßt, ihm den Krieg zu machen (38 v. Chr.); allein er war dem kühnen Seehelden zu wenig gewachsen, da es ihm an Schiffen und tüchtigen Seeleuten fehlte. So sah er sich denn nach einem zweijährigen unglücklichen Kriege genöthigt, den Antonius um Beistand zu ersuchen. Dieser hatte sich bisher mit seiner neuen Gattin Octavia in Athen aufgehalten, um von dort aus den längst beabsichtigten Krieg gegen die Parther zu leiten; denn er selbst fühlte durchaus kein Verlangen, sein Leben gegen das gefürchtete parthische Volk einzusetzen. Deshalb hatte er seinen Legaten Publius Ventidius mit der Führung des Krieges beauftragt, und dieser kriegerische Feldherr hatte auch wirklich möglich gemacht, was bisher noch keinem Römer geglückt war: die Parther waren von ihm in mehreren Schlachten geschlagen worden.

Antonius kam auf den Hülferuf Octavian's mit einer Flotte nach Italien; aber die immer drohender werdende Macht seines Schwagers erschien ihm plötzlich so gefährlich, daß er lange unentschlossen blieb, ob er sich in dem Kampfe zwischen Octavian und Sextus Pompejus für den Ersteren oder den Letzteren entscheiden solle. Octavian erkannte daraus, wessen er sich von Antonius zu versehen habe, und daß es bald an der Zeit sei, denselben zu beseitigen. Allein für den Augenblick bedurfte er dessen Hülfe zu nöthig, um sich feindselig gegen ihn zu zeigen, und Octavia mußte als Vermittlerin zwischen Bruder und Gatten auftreten. Sie brachte es dahin, daß Antonius für den Krieg gegen Sextus Pompejus 120 Schiffe hergab und dafür von Octavian zur Führung des Parthischen Krieges 20,000 Mann Landtruppen erhielt. Hierauf kehrte Antonius nach dem Orient zurück und überließ den Octavian seinem guten oder bösen Geschick.

Dieser bot jetzt alle Mittel auf, um den Krieg gegen Sextus Pompejus schnell und entscheidend zu beendigen. Er ersuchte den Lepidus, von Afrika aus mit seiner Flotte und seinem Heere gegen Sizilien vorzurücken, ließ seine eigene durch des Antonius Schiffe verstärkte Flotte noch vermehren und vollständig bemannen und übertrug den Oberbefehl darüber dem Marcus Vipsanius Agrippa, einem tüchtigen, muthigen und ihm völlig ergebenen Feldherrn. Letzterem gelang es, dem Kriege eine für Octavian günstigere Wendung zu geben, und dem Sextus Pompejus unweit Messana (36 v. Chr.) eine Seeschlacht zu liefern, welche für diesen völlig verloren ging, er mußte, da inzwischen auch Lepidus Sizilien in Besitz genommen, nach dem Morgenlande fliehen.

Der kühne Mann hatte bei seiner Flucht aus Sizilien noch nicht die Hoffnung aufgegeben, den Octavian zu stürzen. Als er auf Lesbos angekommen war, suchte er mit Antonius ein Bündniß anzuknüpfen. Da ihn aber auch zugleich die Parther gewinnen wollten, so ließ er sich mit diesen ebenfalls in Unterhandlungen ein, und als Antonius die letzteren erfuhr, kündigte er ihm seine Feindschaft an. Zwar errang Sextus Pompejus mit den wenigen Schiffen, die er noch besaß, und mit denen er in den kleinasiatischen Gewässern kreuzte, manche Vortheile über die Unterfeldherren des Antonius; allein einer derselben, Titius, trieb ihn endlich so in die Enge, daß er sich ergeben mußte, worauf ihn dieser, wahrscheinlich mit Vorwissen des Antonius, tödten ließ.

Indessen erstand aus diesem Kriege für Octavian alsbald ein neuer Feind. Lepidus, dessen Ehre sich durch die untergeordnete Rolle, welche er in dem Triumvirate spielte, schon längst verletzt fand, hatte eine Gelegenheit ersehnt, um sich zu größerer Geltung zu bringen. Er glaubte sie jetzt gekommen, da er sich im Besitze Siziliens und an der Spitze des Heeres sah, welches, von Sextus Pompejus verlassen, zu ihm übergegangen war. Auf diese Macht trotzend, forderte er von Octavian einen größeren Theil des gemeinschaftlichen Besitzthums, namentlich die Insel Sizilien. Doch Octavian kannte die Ungefährlichkeit dieses Gegners zu gut, um ihm irgend ein Opfer zu bringen; ja er verschmähte es sogar, sich mit ihm im Felde zu messen, da es ihm leicht gelang, das ganze Heer des Lepidus durch Ueberredung auf seine Seite zu bringen. Dem von seinen Truppen verrathenen schwachen Triumvirn blieb nun nichts übrig, als sich der Gnade Octavian's zu unterwerfen, der ihm zwar Leben und Vermögen ließ, ihn aber seiner Würde als Triumvir entsetzte und zur politischen Unthätigkeit verdammte, in welcher Lepidus seitdem bis zu seinem Tode verharrte.

So war jetzt (35 v. Chr.) aus dem Triumvirat ein Duumvirat (Zweimännerbund) geworden, und daß dieses bald in eine Monarchie übergehen würde, war bei der Handlungsweise des Antonius, die seinen Sturz herbeiführen mußte, vorauszusehen. Wenden wir dieser daher jetzt unsere Aufmerksamkeit zu.

Als sich Antonius durch Vermittlung seiner Gattin mit Octavian geeinigt hatte, ließ er dieselbe zur Abwartung ihrer Niederkunft in Rom zurück und begab sich nach Asien, angeblich um den Krieg gegen die Parther selbst zu übernehmen, in Wahrheit aber, um in dem Umgange mit der Kleopatra jene berauschenden Genüsse zu suchen, die ihm von seiner schönen und tugendhaften, aber seinen Begriffen nach auch langweiligen Gattin nicht bereitet werden konnten.

Octavia, die mit Recht als das Muster einer Gattin, Mutter und Hausfrau galt, besaß indeß keine jener Eigenschaften persönlicher Liebenswürdigkeit und geistiger Anreizung, durch welche ein Mann von so lebhafter Phantasie und so lebenslustigem Temperament wie Antonius dauernd gefesselt werden konnte. Und da seine Ehe mit der Octavia ohnehin kein Band der Neigung, sondern ein Bündniß politischer Spekulation war, so darf es nicht befremden, daß Antonius über das bezaubernde Wesen der gefallsüchtigen Kleopatra die bürgerlichen Tugenden der einfachen Octavia vergaß.

In Syrien angekommen, lud er die ihm ergebene Kleopatra zu sich ein, und das frühere Leben zwischen Beiden begann wieder mit allen seinen Reizen und allen seinen Thorheiten, indem bald Syrien, bald Aegypten der Schauplatz dieses für Antonius so bezaubernden, aber auch gefährlichen Liebesspiels ward.

Wenn der frühere Aufenthalt des Antonius bei seiner geliebten Kleopatra keine weiteren Uebel erzeugte, als daß er über den Tändeleien seinen politischen Vortheil außer Acht ließ, so würdigte ihn sein jetziges Auftreten in der Meinung des römischen Volkes so sehr herab, daß man die Verachtung, welche man gegen ihn empfand, offen an den Tag legte. Denn wirklich beging der verliebte Triumvir Handlungen, die nicht mehr Thorheiten heißen konnten, sondern offenbare Narrheiten genannt werden mußten. Dahin gehören

namentlich die phantastischen Aufzüge und Schauspiele, die er mit seiner eignen Person veranstaltete. Nicht allein erschien er bei den Festlichkeiten dieser Art in orientalischer, übertrieben verzierter Kleidung, beladen mit allem Tand königlicher Würde, sondern er bekleidete sich auch mit den Attributen des Bacchus, indem er sich selbst den Namen des „neuen Bacchus" beilegte.



Kleopatra und Antonius als Isis und Osiris. Zeichnung von Bernhard Mörlins.

Als solcher ließ er sich sogar einst mit der als Isis gekleideten Kleopatra von dem zusammenberufenen Volke Alexandriens förmlich huldigen. Somit brachte er es bald dahin, daß man in Rom den so mächtigen Triumvir als einen Narren ansah, der nicht durch Unglück, sondern durch eigene Schuld seiner geistigen und physischen Kraft beraubt ward, und den man daher nicht bemitleiden, sondern verachten mußte.

Es kam hinzu, daß die Geldsummen, welche Beide nicht blos ihren Genüssen, sondern sogar jeder kleinen Laune opferten, immer mehr ins Unerschwingliche stiegen. In dieser Beziehung gedenken wir hier beiläufig des bekannten Perlentranks, der durch eine Wette

hervorgerufen wurde. Kleopatra behauptete nämlich, daß sie im Stande sei, bei einer einzigen Mahlzeit 10 Millionen Sestertien (1,800,000 Mark) zu verschwenden. Da Antonius daran zweifelte, so ging sie eine Wette darauf ein, und gewann dieselbe auf folgende Art. In ihrem Schmucke befanden sich zwei als Ohrgehänge gefaßte Perlen von solchem Werthe, daß man schon eine einzige derselben für beinahe unbezahlbar erklärte. Als das zu der Wette angestellte Gastmahl fast vorüber war, warf Kleopatra die eine dieser Perlen in eine Schale mit Essig, welcher die Perle auflöste, und trank ihn mit Wein vermischt aus.

Bald aber blieb Antonius mit seiner Buhlerin bei solchen Narrheiten nicht stehen; seine verliebte Laune gab ihm eine Idee ein, durch die er die frühere Stimmung des römischen Volkes sogar in offenbare Abneigung gegen sich umwandelte, während der kalte und gemessene Octavian in der Meinung des Volkes in demselben Maße stieg, wie Antonius sank. Letzterer hatte nämlich seine Geliebte zur Königin von Aegypten und Afrika erklärt und verschenkte dann einen Theil der ihm zur Verwaltung übergebenen Provinzen, namentlich Phönikien, Kölesyrien, Kypern und Kilikien, an die mit ihr erzeugten beiden Söhne Ptolemäos Philadelphos und Alexander. Diese Handlungsweise, wodurch die Bewohner jener Länder zu Waaren herabgewürdigt wurden, die man verschenken, vererben oder verhandeln kann, wie Stücke Möbel oder Ackerfelder, erregte den höchsten Unwillen des römischen Volkes gegen den übermüthigen Antonius. Der Frevel war nicht zu sühnen durch einige Kriegszüge und Eroberungen, die er jetzt in Begleitung der Kleopatra unternahm; denn indem er mit den eroberten Ländern und deren Herrschern wiederum nach eignem Gutdünken schaltete, stieß er bei dem römischen Volk von Neuem an und vergrößerte die Abneigung, welche dasselbe bereits gegen ihn fühlte.

In dieser Beziehung müssen wir zuerst seines Verhaltens gegen Judäa gedenken. Hier hatte der von Pompejus eingesetzte Hyrkanos so lange geherrscht, bis Antigonos, ein Sohn des Aristobul, mit Hülfe der Parther Jerusalem eroberte, den Hyrkanos gefangen nahm und sich selbst (37 v. Chr.) zum Fürsten von Judäa machte. Doch sollte er sich seiner Beute nicht lange erfreuen. Antipas, der vertrauteste Rath des entthronten Hyrkanos, hatte einen Sohn, Namens Herodes, dessen kühner und ehrgeiziger Geist den Gedanken faßte, sich zum Könige von Judäa zu machen. Er wußte den Antonius für seinen Plan zu gewinnen und drang mit dessen Hülfe siegend und erobernd in das Reich ein. Antigonos wurde gefangen genommen; Antonius sandte ihn nach Rom, ließ ihn dort hinrichten und ernannte (34 v. Chr.) Herodes I. aus eigner Machtvollkommenheit zum Könige von Judäa. In eben so eigenmächtiger Weise verfuhr der Triumvir mit dem Könige Artavasdes von Armenien, der ihm im Kriege gegen die Parther Bundesgenosse gewesen war. Antonius glaubte ihm sein Mißgeschick in demselben beimessen zu dürfen, da Artavasdes die Römer verlassen hatte, er nahm ihn gefangen, entthronte ihn und führte ihn in einem zum Vergnügen der Kleopatra zu Alexandrien gefeierten Triumphe auf. Diese letztere Handlung, durch welche das größte Ehrenfest römischer Feldherren zum Schauspiel für eine ausländische, als Buhlerin gehaßte Königin herabgewürdigt wurde, steigerte die Erbitterung der Römer gegen Antonius bis zu einer kaum glaublichen Höhe. Und als nun endlich die Kunde kam, daß der Parthische Krieg mit dem Verluste des halben römischen Heeres abgelaufen sei, und Antonius noch überdies den Fehler beging, sich von seiner Gattin förmlich loszusagen, um ganz der Geliebten leben zu können; als er diese sogar für sein rechtmäßiges Weib und ihren mit Cäsar erzeugten Sohn Cäsarion zum Mitregenten Aegyptens erklärte, da schien für Octavian die Stunde gekommen, den lange vorbereiteten Schlag gegen Antonius zu führen.

Um dem bevorstehenden Kampfe den Makel eines Bürgerkrieges zu nehmen, erklärte Octavian — zum Scheine gesetzlicher Autorität durch den Mund des Senats — den Antonius seiner Würde als Triumvir für entsetzt und zugleich den Krieg gegen Kleopatra von Aegypten, als deren Feldherr Antonius somit erscheinen mußte.



Seeschlacht bei Actium. Nach H. Leutemann.

Wenn auch die Trennung der unglücklichen Ehe, welche Antonius mit der Octavia führte und ihrem beiderseitigen Charakter nach führen mußte, von praktischem Standpunkte aus gerechtfertigt sein mag, wie es unter Umständen die Trennung einer jeden unglücklichen Ehe ist, so war sie doch in politischer Hinsicht ein Fehler; denn Antonius konnte es voraussehen, daß er dadurch in offene Feindschaft mit Octavian gerieth, und daß er in diesem Kampfe — zog er sich auch jahrelang hin — endlich doch unterliegen mußte.

Der Aegyptische Krieg (32—30 v. Chr.) entschied das Schicksal der Römischen Republik, und zwar durch eine einzige Schlacht, die durch ihre Folgen mehr als durch ihren Verlauf berühmte Seeschlacht bei Actium (2. September 31 v. Chr.). Nach den eifrigsten Rüstungen stand der Orient gegen den Occident zum Kampfe bereit. Das Heer des Antonius belief sich auf 100,000 Mann zu Fuß, 12,000 Reiter und 500 meist große und vielrudrige Kriegsschiffe. Octavian zählte in seiner Streitmacht nur 80,000 Mann, etwa 10,000 Reiter und blos 250 leichte Schiffe. Bei solchen Kräften von beiden Seiten hätte man auf eine jahrelange Dauer dieses Krieges schließen mögen; und dennoch sollte derselbe in einer einzigen Schlacht beendet werden. Die Flotte des Antonius war nach Akarnanien gesegelt, wo sie sich bei dem Vorgebirge Actium aufstellte, während sein Landheer sich nahe dabei an der Küste lagerte. Bald darauf erschien auch Octavian mit seiner Flotte, und da sowol Octavian wie Kleopatra vor Begierde brannten, sich in einer Seeschlacht zu messen, so gab Antonius dem Wunsche der Letzteren nach und nahm die Schlacht an. Bestimmend für diesen Entschluß mögen auch die ungünstigen Nachrichten gewesen sein, welche Antonius über den mißlicheu Ausgang verschiedener kleinen Gefechte erhielt, in die seine Streitkräfte zu Wasser wie zu Lande von zerstreuten Abtheilungen seines Gegners verwickelt wurden. Noch kam hinzu, daß bereits infolge solcher Vorfälle mehrere Anhänger des Antonius, z. B. Domitius Ahenobarbus, der König von Paphlagonien, und manche Andere, welche längst des übermüthigen Schaltens von Kleopatra und Antonius müde waren, zu Octavian übergingen. Antonius mochte deshalb nicht länger zögern, sondern lieber den entscheidenden Kampf wagen. Anfangs dachte er zunächst diese Entscheidung mit dem Landheer herbeizuführen; Kleopatra stimmte jedoch im Kriegsrathe für das Seegefecht, und ihr gewichtiger Einfluß drang durch. Antonius fügte sich ihrem Verlangen, ohne zu ahnen, daß vielleicht schon damals Kleopatra mit geheimen Plänen sich trug und im Stillen an der Sache des Antonius verzweifelnd, den verrätherischen Gedanken erfaßt hatte, sich einen Weg zur Gunst Octavian's zu bahnen, wozu ihr die Seeschlacht eine bessere Gelegenheit bieten mußte.

Die Verschiedenartigkeit der Kriegsschiffe bot während des Kampfes jeder der beiden streitenden Parteien einen eigenthümlichen Vortheil über die andere. Die großen, schweren Fahrzeuge des Antonius, welche mit ihren hohen Thürmen und der Bemannung vieler Pfeilschützen den Charakter schwimmender Festungen erhielten, eigneten sich mehr zur Vertheidigung, während die leichteren, beweglicheren Fahrzeuge des Octavian ihren Vortheil im Angriffe fanden. Aus diesen Angaben gewinnt man das richtigste Bild von dieser in ihrem Verlaufe und ihren Folgen so eigenthümlichen Seeschlacht. Der Sieg schwankte lange, bis Agrippa die Schiffe seines Flügels sich ausbreiten ließ, um die feindlichen zu umsegeln. Dies nöthigte den Antonius zu einem gleichen Manöver; aber durch die auf solche Weise veranlaßte Bewegung büßten seine Schiffe den ihnen eigenthümlichen Vortheil ruhiger Vertheidigung ein. Es entstanden Lücken in der Schlachtordnung des Antonius, und als Kleopatra, welche mit sechzig ihrer Schiffe hinter der Schlachtlinie hielt, dies wahrnahm, hielt sie den Kampf für verloren und segelte plötzlich der Richtung des Peloponnes zu. Antonius bemerkte diese Flucht seiner Gattin nicht so bald, als er die Flotte im Stiche ließ, um ihr zu folgen, seine kämpfenden Mannschaften ihrem eigenen Schicksale überweisend. Diese fochten noch einige Zeit mit bewundernswerther Tapferkeit; doch die feige Flucht ihres Feldherrn benahm den Kriegern den Muth, daß sie sich als besiegt ergaben.



Illustrirte Weltgeschichte II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Kleopatra während der Schlacht bei Actium.
Zeichnung von Hermann Vogel.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Während Kleopatra und Antonius nach Aegypten eilten, ging des Letztern Landheer, nachdem es mehrere Tage vergebens auf seinen Feldherrn gewartet hatte, auf die Anmahnung seiner Führer zu Octavian über, und der Krieg hatte ein Ende.

Zum Andenken an den schnellen und folgereichen Sieg, den Octavian bei Actium erfochten hatte, erbaute er in der Nähe dieses Vorgebirges eine Stadt mit dem Namen Nikopolis (Siegesstadt).

Daß sich Aegypten gegen den Sieger bei dessen bevorstehender Ankunft keinen Augenblick halten ließ, sahen Antonius und Kleopatra zu wohl ein, um sich mit Vertheidigungsanstalten die ihnen noch bleibende Zeit des Liebesgenusses zu verbittern. Sie fühlten, daß die Entscheidung über ihr Leben nahe sei.

Schon in dieser Zeit ging Kleopatra mit dem Plane um, ihr Leben erforderlichen Falles durch Selbstmord zu enden; denn wir vernehmen, daß sie an verurtheilten Verbrechern alle Arten von Gift prüfte, um dasjenige zu finden, welches den schmerzlosesten Tod erzeuge. Da sie bei diesen empörenden, aber dem Begriff einer Despotin so ganz entsprechenden Untersuchungen fand, daß der Biß der Aspis, einer kleinen Natter, einen schlummerähnlichen Tod herbeiführe, so entschied sie sich für diese Art der Selbsttödtung, und wir werden gleich unten sehen, daß sie dieselbe auch wirklich anwandte.

Als nun aber Octavian (30 v. Chr.) wirklich in Aegypten erschien, das feste Pelusium ihm die Thore öffnete, die ägyptische Flotte sich ihm nach kurzer Gegenwehr ergab, und es für ihn nur noch der Einnahme Alexandriens bedurfte, um Herr von Aegypten zu sein, da fing Kleopatra an, in demselben Maße, wie Antonius verzweifelte, für sich selbst zu hoffen, daß es ihr gelingen könnte, den Octavian in denselben Netzen zu fangen, denen der große Cäsar und Antonius erlegen waren. Um diesen Letztern aber vorher zu beseitigen, schloß sie sich in ein kostbares Mausoleum ein und ließ ihm von dort aus die Nachricht zugehen, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Was sie dadurch beabsichtigt hatte, geschah.

Antonius hatte zuvor, bei Octavian's Ankunft vor Alexandrien, noch ein letztes Mittel versucht, das ihm bevorstehende Schicksal abzuwenden. Er hatte seinem Feinde einen Zweikampf angeboten; allein dieser war einem solchen Ansinnen mit der höhnenden Antwort entgegengetreten: „Dem Antonius stehen eine Menge anderer Mittel zum Tode offen.“ Und als nun Antonius endlich die Nachricht empfing, daß seine Gattin sich den Tod gegeben habe, eine Kunde, an welcher zu zweifeln ihm nicht in den Sinn kommen konnte, da bemächtigte sich seiner der Lebensüberdruß so sehr, daß er sich in sein Gemach zurückzog und seinem Sklaven Eros befahl, ihn zu erstechen. Doch der treue Sklave bebte vor diesem Befehle zurück, und um der Ausführung auszuweichen, tödtete er sich auf der Stelle selbst. Da endlich ergriff Antonius das Schwert mit eigenen Händen und stieß es sich durch den Leib. Aber noch hatte er nicht ausgeathmet, als er hörte, daß Kleopatra noch lebe. Bis zum Tode treu der Liebe, für die er Macht, Ehre und Leben geopfert hatte, wollte er in den Armen der Vergötterten seinen Geist aushauchen und ließ sich zu ihr tragen. Beim Anblick ihres im Blute schwimmenden, von ihr verrathenen Gatten wurde Kleopatra von einer heftigen, aber freilich nur vorübergehenden Reue ergriffen. Sie raufte sich das Haar, zerschlug sich die Brust und hörte nicht eher auf zu jammern und zu wehklagen, als bis Antonius in ihren Armen mit Worten der Liebe und Verzeihung verschieden war, und bis der Gedanke an den eigenen Tod ihren Sinn auf die Ueberlegung der Mittel lenkte, durch die sie sich retten wollte.

Octavian hatte der gefangenen Kleopatra ein Zimmer in ihrem Palaste anweisen lassen, wo sie zwar scharf bewacht, sonst aber mit aller ihrem Range angemessenen Rücksicht behandelt wurde. Sie hatte sich den Erfolg ihrer Absichten auf Octavian von einer Unterredung mit demselben versprochen, um die sie ihn bitten ließ. Als Octavian zu ihr hereintrat, lag das neununddreißigjährige, aber immer noch verführerische Weib auf einem pracht-

vollen Ruhebette, in ihrem Schoße Cäsar's Briefe, die sie mit Küssen und Thränen bedeckte, um so vor allen Dingen auf das Herz Octavian's zu wirken. Doch dessen Liebe für seinen Großoheim war weit mehr politischer als herzlicher Natur, und die Scene ließ ihn kalt genug, um für ihr Flehen taub und für ihre Reize blind zu bleiben. Octavian kannte nur eine Leidenschaft, den Ehrgeiz, und diesen konnte Kleopatra blos dadurch befriedigen, daß sie vor seinem Triumphwagen einherging. Daher war all ihr Flehen, sie vor diesem gräßlichen Schimpfe zu retten, erfolglos; und als Octavian ihr Gemach verließ, wurde es ihr klar, daß es nur noch eine Rettung für sie gäbe, den Tod.

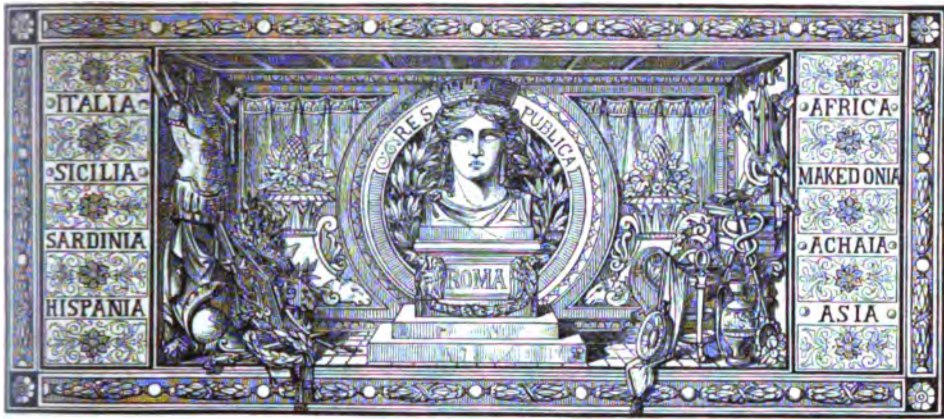
Octavian hatte zwar durch scharfe Bewachung der Gefangenen alle Vorkehrungen getroffen, um die Kleopatra an einer Selbstentleibung zu hindern. Allein diesmal siegte die List des Weibes über die Berechnung des klugen Römers. An dem Tage, welchen sie zu ihrem Tode bestimmt hatte, erschien vor ihrem Gemache ein Bauer mit einem Korbe schöner Feigen, die er, wie er sagte, seiner unglücklichen Königin anbieten wolle. Die Wache ließ ihn arglos hinein, und mit ihm das Werkzeug, welches Kleopatra zu ihrem Tode erwählt hatte; denn unter den mit Blättern bedeckten Feigen befand sich eine Aspis. Nachdem Kleopatra dem Wachsoldaten einen Brief zur eiligen Beförderung an Octavian übergeben, worin sie ihn bat, neben Antonius ruhen zu dürfen, und auf diese Weise den Soldaten für einen Augenblick von der Thür entfernt hatte, legte sie die Natter an ihre Brust und war wenige Minuten darauf eine Leiche.

Ihr Land und ihre unermeßlichen Schätze fielen dem Sieger als willkommene Beute zu. Den zu Kleopatra's Mitregenten erklärten Cäsarion hatte Octavian tödten lassen und durch diese Hinrichtung seinen früheren Grausamkeiten gegen die Republikaner auch noch den letzten Schein genommen, als hätten dieselben in der Rache für die Ermordung Cäsar's ihren Grund gehabt; denn, indem er aus politischen Ursachen den Sohn eben dieses Cäsar tödten ließ, bezeugte er, daß es ihm an dem Grade der Liebe zu demselben fehlte, der zu solchem Rachegefühle gegen seine Mörder nöthig war; und es steht somit fest, daß Octavian die Republikaner nicht den Manen seines Großoheims, sondern nur seinen eigenen despotischen Interessen geopfert hatte.

Aegypten wurde eine Provinz des großen Römischen Reiches, über welches von nun an Octavian als Alleinherrscher gebot, da nach der völligen Ausrottung der republikanischen Partei und der gänzlichen Zersprengung des Triumvirats Niemand mehr lebte, der ihm die Despotengewalt streitig machte, welche dann Octavian, wie wir in der Geschichte des folgenden Zeitraumes sehen werden, dazu benutzte, um auf den Trümmern der Republik die erbliche Monarchie zu errichten.

So hatte denn mit dem Jahre 30 v. Chr, die Römische Republik nach einem langen, ruhmvollen Leben ihr Ende erreicht, und die römische Despotie nahm ihren Anfang.





Kulturgeschichte.

Verfassung.

In dem ganzen Kulturzustande der Römischen Republik hat nichts ein größeres und weltgeschichtlich wichtigeres Interesse als die Verfassung; theils weil sich ein großer Theil der politischen Geschichte Roms um die Entwicklung derselben dreht, theils weil Rom der bedeutendste Freistaat des Alterthums ist, und endlich weil denjenigen Gegnern freier Staatsverfassungen, welche ihre Beweise aus der Geschichte schöpfen, die Republik Rom in ihrem Verlaufe und ihrem Ende als ein Beispiel dient für die Behauptung, daß eine Republik keinen historischen Bestand haben kann. Bei letzterem Punkte wird freilich übersehen, aus der Geschichte ein Beispiel für das Gegentheil anzuführen, daß nämlich Despotien einen historischen Bestand haben können. Wir sagten schon in der Vorhalle, daß es nur zwei Verfassungen gäbe, welche von längerer geschichtlicher Dauer seien: die Despotie und die Republik; aber beide auch nur in ihrer Vollendung. Denn die Unvollkommenheit kann überhaupt auf keinen dauernden Bestand rechnen, und so lange es keine vollkommene Despotie giebt, gegen deren Einrichtung der freie Menschengeist stets ankämpfen wird, oder keine vollkommene Republik, die bis jetzt noch ein Problem für die praktische Staatskunst ist, so lange wird keine Verfassung, habe sie Namen und Charakter, welchen sie wolle, historischen Bestand haben.

Wir werden daher bei der Betrachtung der römischen Verfassung unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Mängel derselben richten, um daraus den Beweis herzuleiten, daß die Römische Republik nicht bestehen konnte. Und wenn sie gleichwol sieben Jahrhunderte hindurch, zum größten Theil glorreicher als irgend ein anderer Staat der Welt, dastand, so mag dies den Freunden freier Verfassungen, den oben gedachten Gegnern gegenüber, als ein wichtiges historisches Beweisstück dienen.

Wir sagten, die Römische Republik habe sieben Jahrhunderte hindurch, also von der Erbauung Roms bis zum Schluß des gegenwärtigen Zeitraumes (754—30 v. Chr.), bestanden. Und in Wahrheit erscheint Rom in diesem ganzen Zeitabschnitte dem Wesen nach als eine Republik, wenn auch unter verschiedenen Formen. In dem Zeitraume der römischen Geschichte bis zu Tarquin's Vertreibung ist Rom eine Republik mit monarchischer Form; bis zum Licinischen Gesetz eine Republik mit aristokratischer Form; endlich bis zur Alleinherrschaft Octavian's eine Republik mit demokratischer Form, also eine eigentliche Republik.

Wie diese verschiedenen Formen sich allmählich eine aus der andern entwickeln, das haben wir in der politischen Geschichte ausführlich gesehen. Hier bleibt uns demnach

weiter nichts übrig, als den Zustand der Verfassung, wie er sich allmählich gestaltete, zu einem einzigen Bilde zusammen zu fassen, um dadurch eine Totalübersicht zu gewinnen. Richten wir unsern Blick zuerst auf die Staatsregierung.

Staatsregierung. Wir finden trotz der errungenen politischen Gleichheit aller römischen Bürger die Regierungsgewalt, das heißt die Befugniß, die Verfassung zu gestalten und dahin einschlagende Gesetze zu erlassen, auf drei Rangordnungen oder Stände vertheilt.

Der Senat war das höchste regierende Staatskollegium. Die Zahl seiner Glieder wuchs allmählich von 300 auf 600. Er ergänzte sich theils durch die Wahl des Volkes nach den von den Censoren angefertigten Senatorenlisten, theils durch den Beitritt der höheren Magistratspersonen, deren Dienstzeit abgelaufen war; wobei noch zu bemerken ist, daß die Würde der Senatoren für lebenslänglich galt, ohne jedoch die Kassation auf gesetzlichem Wege auszuschließen.

Das Gesetz knüpfte den Eintritt in den Senat an den Besitz eines Vermögens, welches seinen Eigenthümer unabhängig machte. Im Uebrigen bestimmte, wie wir weiter unten sehen werden, der Censor die Senatskandidaten, indem er die nach seiner Meinung fähigsten Männer auf eine Liste setzte, nach welcher die Wahl vorgenommen werden mußte.

Ohne besondere Wahl gehörten zum Senat alle Diejenigen, welche im Besitze curulischer Aemter (Konsulat, Censur, Quästur, Prätur, Aedilat) waren oder gewesen waren, indem diese der Ehre des curulischen Stuhls, dieser vorzüglichsten Auszeichnung der Senatorenwürde, schon durch jene Aemter theilhaftig geworden waren.

Die Rechte des Senats waren Anfangs ziemlich unumschränkt, bis sie durch den Sieg des demokratischen Elements noch unter die Rechte des Volkes herabgedrückt wurden, und dem Senate als ausschließliche Vorrechte nur die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und, mit geringer Ausnahme, die höchste Gerichtsbarkeit bei Kapitalverbrechen verblieben.

Außer den genannten Rechten ließ man dem Senate noch einige unwichtigere, auf die er mit um so größerer Eifersucht hielt, als ihm schon so viele wichtige entrissen worden waren. Dahin gehören die Anordnungen über Besoldung, Verpflegung, Bekleidung und Aushebung der Truppen, wodurch namentlich die Konsuln als Feldherren in ein abhängiges Verhältniß vom Senat geriethen; ferner die Bestätigung eines abtretenden Konsuls in dem ferneren Oberbefehle des Heeres; endlich die Bewilligung und Versagung der Triumphe.

Die Ritter mögen ihren Ursprung in dem von Romulus gestifteten und durch Servius Tullius erweiterten Institute gehabt haben, waren aber von den Rittern der Monarchie dem Wesen nach bedeutend verschieden. Sie bildeten eben so wie die Senatoren keinen erblichen Stand, sondern ergänzten sich durch den Census, indem eine bestimmte Summe Vermögen den Eintritt in den Stand der Ritter bedingte. Diese waren mithin die reichsten der römischen Bürger, bildeten auf solche Weise eine Art Geldaristokratie, die der Aristokratie des Talents, wie es sich in dem Senate präsentirte, ein nicht immer erfreuliches Gegengewicht gab.

Der Einfluß der Ritter erklärt sich aus der Macht des Geldes. Von Hause aus reich (denn es gehörte ein Vermögen von 50,000 Mark unseres Geldes zum Eintritt in den Ritterstand), verstanden sie es, den Reichthum noch zu vermehren, indem sie nicht blos die großen Gemeindegüter, sondern auch die Staatseinkünfte in Pacht nahmen und sich so zu Verwaltern der Staatsökonomie machten. Ferner waren sie durch ihren Reichthum die vorzüglichsten Gläubiger der verschuldeten Bürger geworden, ein Umstand, der bei der Strenge der römischen Schuldgesetze geeignet war, sie zu gebietenden Herren eines großen Theils der Bürger zu machen; und endlich wurden sie durch besondere Auszeichnungen auch im Aeußern über das Volk erhoben, indem man ihnen z. B. im Theater Ehrensitze dicht hinter den Senatoren einräumte. So trug Alles dazu bei, den Stand der Ritter zu einer Geldaristokratie zu machen, welche unter allen Umständen drückender ist, als es die Geburtsaristokratie nur irgend sein kann.



Der Senat in der Curie versammelt. (Der blinde Appius Claudius und Kineas, der Gesandte des Pyrrhos.)

Das Volk bildete gewissermaßen den dritten Stand im Staate, war aber nicht allein der zahlreichste, sondern seit dem Siege der Demokratie auch der unumschränkteste. Mit dem Ausdrucke Volk (populus) wurde übrigens nicht immer ein und derselbe Begriff verbunden. In seiner weitesten Bedeutung umfaßte der Ausdruck alle stimmfähigen römischen Bürger; in seiner engern alle diejenigen derselben, welche nicht Mitglieder des Senats waren, so daß es z. B. in einer noch später zu erwähnenden Formel (S. P. Q. R.) ausdrücklich hieß: „Der Senat und das Volk Roms.“ Endlich in der engsten, hier gebrauchten Bedeutnng des Wortes Volk begriff man darunter alle römischen Bürger mit Ausschluß der Senatoren und Ritter. Das Volk, Anfangs ziemlich beschränkt, hatte sich allmählich alle ihm in einer Republik zustehenden Rechte erkämpft und die Souveränetät errungen; allein da ihm die fähigsten Köpfe durch den Eintritt in den Senat und die reichsten Glieder durch die Aufnahme in den Stand der Ritter entzogen wurden, so gerieth es unter den allmächtigen Einfluß des Talents und des Geldes, und seine Macht wurde bis zur Ohnmacht gelähmt.

Das Volk übte seine Souveränetät in Masse aus, da man von dem Repräsentationssysteme noch keinen Begriff hatte. Die Beschlüsse wurden in den auf dem Markte (forum) abgehaltenen Volksversammlungen (comitia) durch Abstimmen nach Tribus gefaßt, das heißt: die Mitglieder einer Tribus stimmten unter sich für oder gegen die Frage; der Spruch der Majorität galt für die Stimme der Tribus, und nun wurden die Stimmen der 35 Tribus gesammelt, woraus sich alsdann eine Majorität, mindestens 18 Stimmen, für oder gegen, und somit ein Volksbeschluß für die Annahme oder die Verwerfung der Frage ergeben mußte. Das Abgeben der einzelnen Stimmen, wobei nur die Anwesenden zählten, geschah durch Täfelchen, welche während der Versammlung ausgetheilt wurden. Wer für die Frage stimmte, schrieb auf sein Täfelchen die Buchstaben U. R. (uti rogas, wie der Antrag), wer dagegen stimmte, A. (antiquo, für das Alte).

Indem das Volk auf diese Weise Gesetze gab, seine Magistrate wählte und über die Verwaltung derselben zu Gericht saß, übte es eine Souveränetät aus, die es vor dem Verluste seiner Freiheit hätte schützen können, wenn es stets mit eifrigem Sinne darüber gewacht hätte.

Wo in einem Staate verschiedene Stände sind, da sind auch verschiedene Interessen, die miteinander in Kampf gerathen und also den historischen Bestand des Staates in Frage stellen müssen. Nur der geistige Kampf, der Kampf um Meinungen und Ansichten, ist dem Gedeihen des Staates förderlich; jeder Kampf um materielle Interessen seiner Glieder untergräbt die Säule, auf welcher er ruht, den materiellen Frieden, und muß ihn auf die eine oder die andere Weise dem Untergange entgegenführen. Geistiger Kampf und materieller Friede sind die Grundbedingungen zu dem Bestehen eines Staates, Bedingungen, die bisher freilich noch kein Staat erfüllt hat. Und so müssen wir denn auch den Hauptfehler der römischen Verfassung in dem unausgesetzten materiellen Kampfe sehen, welcher zuerst durch den Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern, sodann durch das Bestehen der drei verschiedenen Stände begründet wurde.

Staatsverwaltung. Eben so unvollkommen wie die Regierung war auch die Verwaltung des Staates organisirt. Wenn die Mangelhaftigkeit der ersten in den Ständen oder, was dasselbe sagt, in der lebenslänglichen Dauer der verschiedenen Regierungskörper lag, so finden wir die Mangelhaftigkeit der Verwaltung größtentheils in der entgegengesetzten Bestimmung, nämlich in dem periodischen Wechsel der Verwaltungsbeamten, wozu noch die größere oder geringere Willkür kam, welche ihnen eingeräumt worden war. Mußte diese Willkür bestehen, dann freilich war der Wechsel der verwaltenden Behörden eine böse Nothwendigkeit; allein man hätte besser gethan, den Wechsel zu vermeiden und die Willkürmacht durch Gesetz und Verantwortlichkeit unmöglich zu machen.

Das Konsulat stand an der Spitze der Staatsverwaltung. Es wurde alljährlich durch die Wahl des Volkes erneuert und von zwei Männern, den Konsuln, ausgeübt.

Die Konsuln hatten den Vorsitz im Senate, trugen diesem die Staatsangelegenheiten vor und vollzogen seine Beschlüsse. Eben so führten sie auch in den Comitien den Vorsitz, leiteten dieselben und untersuchten das Ergebniß der Abstimmung. Als oberste Magistratspersonen fiel ihnen die Besorgung, beziehungsweise die Beaufsichtigung aller Regierungsgeschäfte zu, für deren Gesetzmäßigkeit sie persönlich zu haften hatten.

Sie hatten fast dieselbe Gewalt, welche ehemals die Könige besaßen; durch Verordnungen, welche sie erlassen konnten, griffen sie in das Gebiet der Staatsregierung hinüber, einzig und allein beschränkt durch das Veto der Volkstribunen und die Rechenschaft, welche sie nach Ablauf ihres Konsulats dem Volke zu geben hatten. Oft aber und besonders in unruhigen Zeiten erhielten sie durch den Ausspruch des Senats oder des Volkes für einige Zeit völlig unumschränkte Macht, indem sie entweder einen Diktator ernannten oder einer von ihnen die diktatorische Gewalt selbst ausübte.

Die Uebertragung der diktatorischen Gewalt geschah mit der Formel: „Konsuln, achtet das Wohl der Republik!"

Zwar war die längste Dauer der Diktatur nur auf sechs Monate bestimmt; allein es hinderte ja den Senat nichts, nach Ablauf derselben das Spiel von Neuem zu beginnen. Der Diktator ernannte nach eigener Wahl einen Amtsgehülfen, welcher als Befehlshaber der Reiterei den Titel Reiteranführer (magister equitum) erhielt und in Abwesenheit des Diktators dessen Stelle einnahm.

Der Konsul war neben seiner Eigenschaft als oberster Verwaltungsbeamter vorzugsweise Feldherr. Machte die Anzahl der Kriege es nothwendig oder seine Tüchtigkeit es wünschenswerth, daß er die Feldherrnstelle auch nach Ablauf seines Konsulats behielt oder zu einer solchen Feldherrnstelle von Neuem ernannt wurde, so geschah dies auf den Beschluß des Senats, indem er den Namen Prokonsul (Stellvertreter des Konsuls) erhielt, woraus sich zugleich ergiebt, daß es keinen Prokonsul geben konnte, der nicht zuvor Konsul gewesen war.

Die Censur war nächst dem Konsulat das wichtigste Amt der Republik, aber von weit größerm Einfluß als dieses; denn der Censor, welcher vom Senate aus der Reihe der schon Konsul gewesenen Senatoren ernannt wurde, hatte die wichtige Verpflichtung, nicht blos die Steuern, sondern auch den Stand jedes Bürgers zu bestimmen, indem er nach abgehaltenem Census die Stammrolle des gesammten Volkes abfaßte, womit zugleich die Befugniß verbunden war, durch Anfertigung der verschiedenen Listen zu bestimmen, wer zur Wahl in den Senat befähigt und wer dem Stande der Ritter einzuverleiben war.

Der Census oder die Schätzung des Volkes fand gesetzlich alle fünf Jahre statt. Anfangs behielt der Censor sein Amt von einem Census bis zum andern; allein als man die außerordentliche Gewalt begriff, welche dem Censor eingeräumt worden war und einsah, daß sich dieselbe mit dem Begriffe der Republik kaum vertragen könne, suchte man das Uebel dadurch wieder gut zu machen, daß man die Amtsdauer des Censors auf 18 Monate beschränkte. Der Census selbst fand in folgender Art statt. Das gesammte Volk versammelte sich auf dem Forum, wo eine Tribus nach der andern bei dem Censor vorübergehen mußte. Hierbei gab jeder einzelne Bürger folgende Punkte seiner persönlichen Verhältnisse an: Vermögen, Klasse und Centurie, zu welcher er gehörte; Namen, Alter, Wohnung, Namen der Ehefrau, Namen, Zahl und Geschlecht der Kinder und Sklaven, Zahl des Viehes und der liegenden Güter; endlich noch die Anzahl der gemachten Feldzüge, da Niemand sich um ein öffentliches Amt bewerben durfte, der nicht wenigstens zehn Feldzüge mitgemacht hatte. Die Wahrheit der gemachten Angaben mußte durch einen Eid bekräftigt werden, und auf falsch beschworene Angaben stand Konfiskation des Vermögens und Verlust der Freiheit. Die Angaben der Bürger, welche von denen der Provinzen schriftlich einzureichen waren, wurden in eine Art Stammrolle eingetragen, und wer es versäumt hatte, seine Angaben zu machen, büßte das Bürgerrecht ein.

Indem der Censor noch überdies als eine Art Sittenrichter galt, und auch nach dieser Seite hin sein Urtheil über den politischen Werth der Bürger fällte, gewann die Censur den Charakter einer Art Tyrannei, da in der That nichts tyrannischer sein kann als ein Richterspruch über sittliches Verhalten. Dies so wichtige Amt, durch welches die Zusammensetzung der Regierungskörper ganz in die Hände eines Mannes gegeben wurde, mußte nun um so gefährlicher sein, als der Censor fast aller Verantwortlichkeit für sein Urtheil überhoben war, und somit das wichtigste politische Recht der Bürger seiner Willkür anheimfiel. Da ihm zudem auch die Verpachtung der Staatsgüter und Staatszölle überlassen war, so wurde der Censor nicht blos der einflußreichste, sondern auch der für die Freiheit gefährlichste Mann im Staate.

Die Prätur hatte die Leitung der bürgerlichen Rechtspflege zu besorgen, womit aber auch in nothwendigen Fällen die Anführung von Kriegsheeren und endlich die Verpflichtung verbunden war, in Abwesenheit oder Behinderungsfällen der Konsuln und Censoren deren Stellen zu vertreten.

In Rücksicht der Rechtspflege fungirte der Prätor als Präsident der Civilgerichtshöfe. Er bestimmte die äußere Einrichtung derselben und stellte den Sinn zweifelhafter Gesetzstellen nach der Meinung der Rechtskundigen fest. Damit war aber auch in besonderen Fällen die Befugniß verknüpft, gewisse Prozesse durch einfache Dekrete zur Entscheidung zu bringen, wodurch freilich mitunter der Willkür, Kabale und Ungerechtigkeit Thor und Thür geöffnet erschien.

Die Zahl der alljährlich gewählten Prätoren stieg mit der Vergrößerung der Republik allmählich bis auf zehn. Die nach Ablauf ihrer Dienstzeit im Amte gelassenen Prätoren führten den Titel Proprätoren.

Das Aedilat war eine Art Wohlfahrtspolizei, deren Obhut alle Gegenstände der öffentlichen materiellen Wohlfahrt anvertraut waren. Die Aedilen bildeten gewissermaßen die oberste Polizeibehörde. Sie führten die Aufsicht über die dem Staate gehörenden Gebäude, als: Tempel, Säulen, Wasserleitungen rc., über die öffentlichen Bäder, die Kloaken, die Wirthshäuser, die Straßen, die Märkte, in welcher letztern Beziehung sie nicht allein dafür zu sorgen hatten, daß der Markt stets mit einer hinlänglichen Quantität Lebensmittel versehen war, sondern auch die in das Handelswesen einschlagende Gerichtsbarkeit verwalten mußten, namentlich die über den Mäkler-, Wucher- und Sklavenhandel. Hierbei sind die curulischen Aedilen von den übrigen insoweit zu unterscheiden, als den Ersteren ausschließlich die Sorge für die öffentlichen Vergnügungen oblag, von denen wir noch später reden werden.

Die Quästur besorgte die Finanzangelegenheiten der Republik und der Provinzen und zugleich die Besoldung und Verpflegung der Heere, daher die Zahl der Quästoren mit der Erweiterung des Staates wuchs. Die Quästoren kann man unseren heutigen Generalschatzmeistern vergleichen. Sie ließen Buch führen über die Einnahme und Ausgabe bei den ihnen zugewiesenen Departements, besorgten die Untersuchung und Auswechselung der Geldsorten, die von anderen Staaten einkamen, und beaufsichtigten das Münzwesen. Die Kasse selbst hatten indeß weder die Quästoren noch einer ihrer Unterbeamten in Händen, sondern sie war besonderen Männern anvertraut, welche den Namen Aerartribunen führten, und die vorkommenden Zahlungen nur auf Anweisungen der Quästoren zu leisten hatten.

Das Pontifikat (Oberpriesteramt) ist insofern auch als ein magistratliches Amt zu betrachten, als die Religion bei den Römern aus politischen Gründen ein politisches Institut war. Der Pontifex maximus galt als oberste Magistratsperson in allen religiösen und zugleich in allen kirchlich-bürgerlichen Angelegenheiten, in welchen er unter dem Beirathe seines aus acht Pontifices bestehenden Kollegiums entschied. Der Pontifex maximus war zunächst der oberste Leiter aller Angelegenheiten des Kultus und in dieser Beziehung der Vorgesetzte aller Priester und Priesterinnen. Indeß galt er keineswegs für unfehlbar;

denn man konnte von allen seinen Aussprüchen und Urtheilen an das Volk appelliren. Auch die kirchlich-bürgerlichen Angelegenheiten, wie z. B. Ehe, Adoption, Begräbniß u. dgl., standen unter der Leitung des Oberpriesters, der darüber mit seinem Priesterkollegium entschied. Ebenso lag ihm die Pflicht ob, das römische Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung zu bringen, und die Ferien, d. h. die Tage zu bestimmen, an welchen keine politischen Verhandlungen stattfinden durften. Die erstere Pflicht stellte es in seine Macht, die Dauer eines Konsularjahres zu verkürzen oder zu verlängern, was oft von der größten Wichtigkeit war, und die letztere erlaubte ihm, öffentliche Verhandlungen, die den einen oder den anderen Interessen gefährlich waren, hinauszuschieben, was von um so größerem Einfluß sein mußte, als erfahrungsgemäß oft nur wenige Tage, selbst Stunden hinreichen, die Gesinnung einer aufgeregten Volksmasse zu ändern.

Dem Kollegium der Pontifices zur Seite stand das Kollegium der Auguren, deren Bestimmung wir schon kennen lernten, ein Institut, das den unwürdigen politischen Zweck hatte, im Interesse der regierenden Aristokraten das niedere Volk in den Fesseln des Aberglaubens zu erhalten.

Wie sehr die gebildeteren Römer die traurige Komödiantenrolle durchschauten, welche die Priester hinter dem Vorhange der Religion zu spielen hatten, zeigen folgende Aussprüche. Quintus Fabius Maximus äußerte einst: „Was zum Nachtheile des Volkes unternommen wird, geschieht immer unter günstigen Auspicien; aber bei dem, was ihm Vortheil bringen kann, fallen sie stets ungünstig aus.“ Und Cato der Censor, der selbst Augur war und also als Eingeweihter sprach, sagte geradezu: er müsse sich darüber wundern, wie zwei Auguren einander ansehen könnten, ohne zu lachen.

Da nun noch überdies das Amt aller dieser Priester die Verwaltung einer andern Magistratur nicht ausschloß, so gingen zum Verderben der wahren Freiheit hier Religion und Politik stets Hand in Hand. Diese Vereinigung zweier in mancher Hinsicht widerstrebender Elemente war ein Hauptfehler der römischen Verfassung, denn nirgends kann die Tyrannei ein üppigeres Erntefeld finden als da, wo die Religion, zur politischen Helfershelferin gemacht, den Boden gedüngt hat.

Das Tribunat kann füglich nicht ein magistratliches, d. h. verwaltendes Amt genannt werden, da es als die Repräsentation der gesammten Volksgewalt zu betrachten war. Seine Entstehung und seine Wirksamkeit sind bereits aus der politischen Geschichte, mit der es eng verknüpft ist, bekannt, wie man denn auch aus dieser die ungeheure Wichtigkeit ermessen haben wird, welche dies Institut für den Staat hatte.

Alle magistratlichen Aemter bezogen eine Besoldung, deren Höhe uns indeß nicht bekannt ist. Wenn auch die Höhe des Beamtensoldes nicht bedeutend sein mochte, so wurde doch dieser Mangel — im Fall es überhaupt einer ist — vollständig ersetzt durch allerlei Sporteln, und namentlich durch die Diäten und Ausrüstungsgelder der in die Provinzen Gesendeten, wozu noch die oft unerhörten Erpressungen kamen, welche sich die römischen Beamten in den Provinzen erlaubten und ungestraft erlauben durften.

Als Gehülfen der Magistraturen fungirten eine Klasse niederer Beamten, welche größtentheils keine römischen Bürger waren, sondern Freigelassene oder Nachkommen solcher, und in der Eigenschaft von Staatssklaven dienten. Sie zerfielen nach der Art ihrer Dienste in verschiedene Klassen: Die Apparitoren, welche in den Kanzleien der Magistrate den Dienst von Sekretären, Registratoren, Kalkulatoren, Kopisten, Auktionatoren ꝛc. versahen.

Die Apparitoren wurden trotz ihrer untergeordneten politischen Stellung häufig sehr einflußreiche Männer, besonders dadurch, daß sie eine Art Vertrautenherrschaft über die Beamten ausübten, in deren Kanzleien sie dienten. Denn nicht allein, daß das ganze Wohl und Wehe eines abtretenden Magistrats von der Geschicklichkeit und Willfährigkeit abhing, mit welcher die Apparitoren die Rechnungen dahin brachten, daß sie stimmten und keine Betrügerei entdeckt werden konnte; sondern bei dem jährlichen Wechsel der Beamten mußten

diese auch zu den geschäftserfahrenen, ihnen ganz unentbehrlichen Apparitoren in ein abhängiges Verhältniß gerathen.

Die Accensi waren eine Art Gerichtsboten, welche die Parteien vor Gericht citirten und das Volk zu den Comitien beriefen; die Präconen, Herolde oder öffentliche Ausrufer; die Lictoren, eine Art dienender Gesetzvollstrecker, die sich mit ihrem Amtszeichen, den Fasces, stets im Gefolge der höchsten Magistrate befanden; und die Stadttriumvirn, drei Männer, denen die Ausübung der niedern Polizei und die Gerichtsbarkeit über Polizeivergehen oblag.

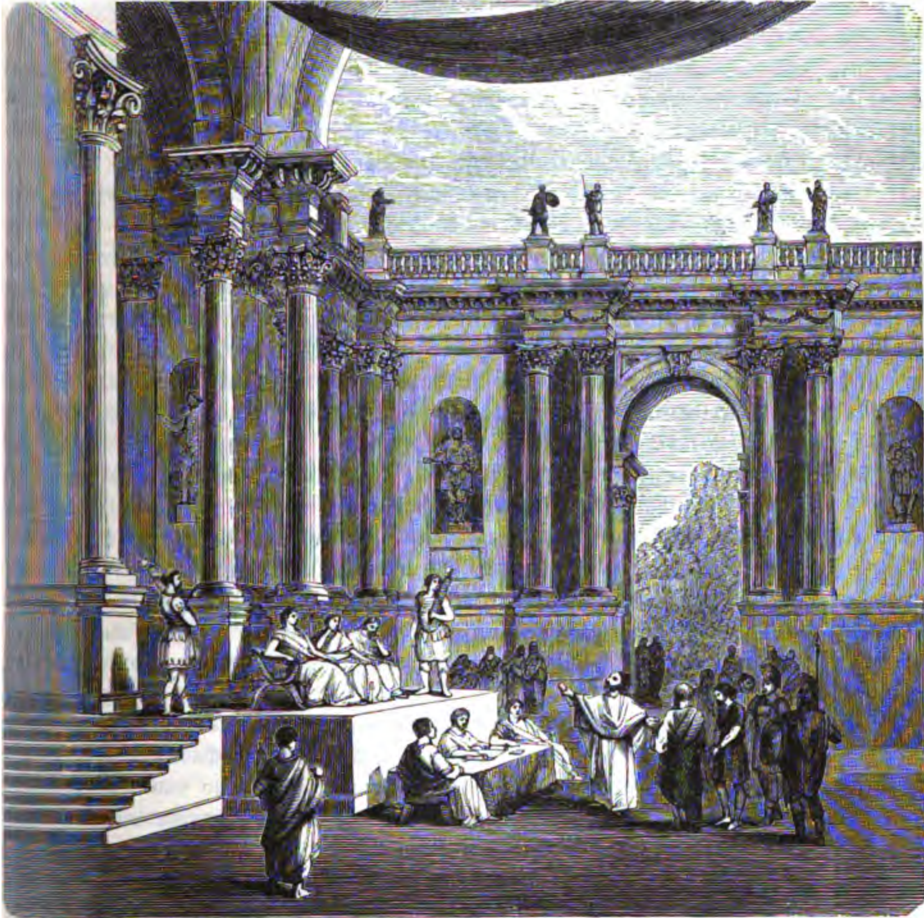
Staatswirthschaft. Der Staatshaushalt der Römer, über den wir freilich nur sehr unvollständige Angaben besitzen, hatte im Ganzen einen ziemlich beträchtlichen Umfang: denn der Bedürfnisse des Staats waren große und viele. Dahin gehörten vor allen Dingen die gewöhnlichen und außergewöhnlichen Gehalte der Beamten, die Besoldungen der Heere, die wegen der beständigen Kriege und der militärischen Ueberwachung der Provinzen unausgesetzt unter den Waffen standen, sodaß sie fast den Charakter stehender Heere erhielten, ferner die Mittel für die öffentlichen Bauten und Schaustellungen, wie z. B. Triumphe, endlich noch die oft bedeutenden materiellen Belohnungen für Verdienste um den Staat. Die beiden letzteren Bedürfnisse wurden in der Regel aus dem Staatsschatze (Aerarium) befriedigt, einem Kapitalstocke, der durch die oft ins Ungeheure gehende Kriegsbeute ergänzt wurde; verbunden mit den Einkünften aus den Provinzen erreichte derselbe eine solche Höhe, daß man ihn auch zu den laufenden Staatsausgaben verwenden und so, wie wir in der politischen Geschichte sahen, den Bürgern der Republik die Steuern erlassen konnte. Denn bis dahin waren die Gelder für die laufenden Staatsausgaben durch mehrere häufig sehr bedeutende und durch die Maxime der Verpachtung noch drückender gemachte Steuern eingebracht worden, welche in den Zeiten der Bedrängniß so ausgedehnt wurden, daß selbst die sonst von allen Abgaben verschonten Priester sich ihnen unterwerfen mußten.

In den ältesten Zeiten des Staates bestanden die Abgaben der Römer aus dem Zehnten an Produkten und Vieh. Späterhin änderte sich dies jedoch, und es wurden regelmäßige Steuern errichtet, die aber nach den jedesmaligen Bedürfnissen erweitert oder verringert wurden. Als direkte Steuer finden wir eine Kriegssteuer (tributa)*), von sämmtlichen römischen Bürgern behufs der Kriegführung entrichtet, eine Landsteuer, worunter die Pachtgelder für die Staatsländereien begriffen waren, und eine Vermögenssteuer, welche letztere allem Anscheine nach nur den vermögenden Klassen zur Last fiel. Weit weniger geordnet, und viel drückender als diese direkten Steuern waren die indirekten, besonders deswegen, weil man dieselben an einzelne Personen verpachtete, die alsdann nicht verfehlten, durch allerlei Erpressungen einen bedeutenden Gewinn für sich zu erzielen. Unter diesen indirekten Steuern war das Zoll- oder Wegegeld die bedeutendste und drückendste, und die Zollpächter (in der Bibel Zöllner) verrufen und verachtet. Von Zeit zu Zeit, weniger um die Staatseinnahme zu erhöhen als um der überhand nehmenden Verschwendung entgegenzutreten, wurden besonders auf den Antrag der Censoren von dem Volke Luxussteuern angeordnet, die aber bei der steigenden Genußsucht der Römer ihren Zweck häufig verfehlten und endlich ganz in Wegfall kamen. Die Vertheilung der Steuern auf die einzelnen Bürger geschah nach Maßgabe des Census, und es ist daher leicht zu ermessen, welchen Einfluß der Censor auch in dieser Beziehung erlangen mußte.

Als Roms Herrschaft über das Meer hinaus reichte, als die Republik untergebene Provinzen erhielt und Rom sich als König derselben darstellte, da änderte sich dies Verhältniß natürlich, denn die Besiegten hatten ja ihren Besieger, die Unterthanen ihren König zu ernähren; und in welcher Weise dies geschah, ersieht man aus der Angabe, daß nach

*) Von tribuere, beitragen; daher das Wort Tribut.

der Zurückkunft des Pompejus aus Asien die jährliche Einnahme der Republik eine Höhe von 240 Millionen Mark unseres Geldes erreichte. Daß die Finanzverwaltung Sache der Quästur war, haben wir schon oben erwähnt, müssen jedoch hier hinzufügen, daß auch den Konsuln beziehentlich dem Senate eine Ueberwachung des Staatsschatzes zustand, indem sie namentlich für den Verschluß desselben verantwortlich waren.



Römische Gerichtshalle.

Gerichtswesen. Der traurige Zustand, in welchem sich die Rechtspflege bei den Römern befand, muß als eine der Hauptursachen des Hinschwindens der Republik betrachtet werden; denn ein Staat, in welchem die Wage der Gerechtigkeit aus dem Gleichgewichte kommt, sei es durch rechtswidrige Gesetze oder eine mangelhafte Verwaltung derselben, hat dadurch den Keim des Todes in sich aufgenommen, weil nichts mehr als das verletzte Recht den Menschen zur Auflösung des Staates anreizt, eine Thatsache, die um so natürlicher erscheint, als es ja eben nur der Schutz des Rechtes ist, für den der Mensch den Staat gründet und für den er also einen großen Theil seiner Naturfreiheit opfert. Und so würde denn selbst eine Despotie, welche das Recht schützen könnte, eher Bestand haben können als eine Republik, die das Recht verletzt. Welches nun die Mängel waren, an denen die Rechtspflege der Römer litt, das wird man aus der folgenden Darstellung am besten ersehen.

Mit dem Sturze des Königthums waren auch die von Romulus, Numa und Servius Tullius gegebenen Gesetze theilweise gefallen, denn die Republikaner glaubten, ihren Haß gegen das Königthum auch auf dessen Institutionen erstrecken zu müssen. Die Folge davon war, daß nun die Konsuln das Recht zwar nach dem Herkommen, aber mitunter willkürlich handhabten. Daß aber ein solcher Zustand nicht von Dauer sein konnte, sah man bald ein, und so entstand denn das Gesetz der zwölf Tafeln, gewissermaßen die Verfassungsurkunde, auf deren Grund das Gesetzgebungswerk im Laufe der Zeiten fortgebaut wurde. Freilich nur sehr stückweise; denn seine Vollendung ward theils von den fortdauernden Parteikämpfen, theils von den ununterbrochenen äußeren Kriegen verhindert, durch welche die Werke des Friedens stets gehemmt wurden. Zudem war das Zwölftafelgesetz hier und dort in so unbestimmten Ausdrücken abgefaßt, daß die Auslegung desselben eine eigene Wissenschaft für Rechtsgelehrte wurde. Diese Umstände trugen dazu bei, daß die Rechtskunde nicht Gemeingut des Volkes werden konnte, sondern ein Monopol gewisser Klassen blieb, ein Uebelstand, der dem Wohl eines Volkes stets verderblich ist. Um diesen Uebelstand noch zu vergrößern, hatte man das ganze Gerichtswesen mit einem solchen Walle von Förmlichkeiten umbaut, daß es für das Volk eine Art Mysterium war, zu dem es sich den Schlüssel erst von den Eingeweihten und wahrlich sehr theuer erkaufen mußte. Denn diese Eingeweihten waren Niemand anders als die Patrizier, welche sich eine lange Zeit hindurch in dem ausschließlichen Besitz der Rechtskunde erhielten und das Volk auf diese Weise sich unterthan machten, bis das Geheimniß endlich durch Vertrauensbruch in den Besitz des Volkes kam.

Die Förmlichkeiten, welche das ganze Gerichtswesen der Römer umgaben, trugen unendlich viel dazu bei, ihm Leben und Gedeihen zu entziehen; denn jede Förmlichkeit tödtet den belebenden Geist. So unwichtig diese Förmlichkeiten nun auch an und für sich erscheinen mußten, so viel Wichtigkeit war ihnen jedoch ausdrücklich beigelegt worden, indem die geringste Vernachlässigung derselben hinreichte, das Recht zum Unrecht und das Unrecht zum Recht zu machen. Der gerechteste Prozeß konnte an einem Formfehler scheitern. Und um nun zu zeigen, von welcher Art diese Förmlichkeiten oft waren, wollen wir hier einige derselben anführen.

Eine geschiedene Gattin mußte das Schlüsselbund zurückstellen, durch dessen Uebergabe sie mit der Führung des Haushalts beauftragt war. Ein Sohn wurde der väterlichen und ein Sklave der herrischen Gewalt entlassen, indem man ihn umdrehte und ihm einen gelinden Backenstreich gab. Eine Verjährung wurde durch das Zerbrechen eines Zweiges unterbrochen. Die geballte Faust war das Zeichen einer Verpfändung oder auch einer Hinterlegung; das Darreichen der rechten Hand ein Zeugniß des Vertrauens. Bei jeder Zahlung mußten Wage und Gewicht als Symbol der Richtigkeit vorhanden sein. Der Erbe, der ein Testament annahm, hatte zum Zeichen dessen mit dem Finger zu schnippen, zu tanzen und zu springen. Höchst seltsam war die Form bei einer Civilklage. Der Kläger mußte seinen Zeugen am Ohr und seinen Gegner am Nacken packen und so unter Schreien und Wehklagen die Bürger um Hülfe anflehen. Alsdann griffen sich die streitenden Parteien wie zum Kampfe Einer an des Andern Hand und traten so vor den Prätor, der ihnen gebot, ihren Zwist vorzutragen. Hierauf gingen sie wieder fort, kamen in einem langsamen, gemessenen Schritt zurück und warfen nun ein Symbol des strittigen Gegenstandes (z. B. bei einem Streit um einen Acker einen Erdkloß) zu des Prätors Füßen nieder.

Die Patrizier als Inhaber der gesammten Rechtsgelehrsamkeit betrieben dieselbe zwar nicht als Gewerbe, wußten sie aber auf eine noch einträglichere Weise zu verwerthen. An den Tagen öffentlicher Verhandlungen gingen sie auf dem Forum umher, stets erbötig, dem geringsten Bürger ihren Rechtsbeistand angedeihen zu lassen, in der Voraussetzung, daß derselbe ihnen dafür vorkommenden Falls seine Stimme geben werde. Vor allen waren es die „Klienten" der Patrizier, denen dieser Rechtsbeistand zu Theil wurde, zu welchem

Ende die Letzteren in ihren Häusern an bestimmten Tagen förmliche Audienzen ertheilten, in ähnlicher Weise, wie es heute unsere berühmten Advokaten thun. Da nun auf diese Weise die Prozesse der Bürger in den Händen der Patrizier lagen, so konnte es nicht fehlen, daß diese schon hierdurch eine Art Oberbefehl über das niedere Volk ausübten, ein Umstand, der zu dem langen Bestehen des patrizischen Einflusses vorzugsweise beitrug.

Cnejus Flavius, der Sohn eines Freigelassenen, hatte es durch seine Geschäftskenntniß so weit gebracht, daß er die Leitung der ädilischen Kanzlei und endlich noch mehrere andere apparitorische Aemter erhielt. Auf solche Weise eingeweiht in die Mysterien der Rechtskunde, veröffentlichte er dieselben und entzog dadurch, daß er die geheime Wissenschaft zu einem Gemeingute des Volkes machte, den Patriziern den größten Theil ihres Einflusses. Seit dieser Zeit war denn auch die Rechtswissenschaft auf dem Wege des Fortschrittes, es wurden juristische Werke geschrieben, Schulen für Rechtsgelehrsamkeit gegründet, und man fing an, in die Rechtskenntniß und Sachwalterschaft eine Ehre zu setzen.

Die Gerichtsbarkeit anlangend, so gab es eigentliche Volksgerichte nur für die mit dem Tode oder der Verbannung belegten Verbrechen, zu deren rechtskräftiger Verurtheilung es der Zustimmung der Comitien bei der Entscheidung des Senats bedurfte; denn im Allgemeinen stand diesem (nur einige Zeit den Rittern) die Kriminalgerichtsbarkeit zu. Die öffentliche Anklage war Pflicht der Magistrate, und zur Führung der Voruntersuchung und Leitung des Prozesses wurden Anfangs in besonders nöthigen Fällen, später aber beständig sogenannte Inquisitoren ernannt.

Um bei der Anwendung der Todesstrafe das Volk vor einem übereilten Urtheile zu bewahren, bestand der gesetzliche Gebrauch, daß der Angeschuldigte sich dem Urtheile durch Selbstverbannung entziehen konnte, so lange noch nicht die letzte Tribus ihre Stimme abgegeben hatte. Eben so hatte jeder eines Kapitalverbrechens wegen angeklagte Römer das Recht, dem Urtheile durch freiwillige Verbannung oder freiwilligen Tod zuvorzukommen, indem man dabei von dem sehr richtigen Grundsatze ausging, daß jeder Angeklagte so lange für unschuldig und also auch für frei gelten mußte, bis seine Schuld rechtskräftig erwiesen war, ein Grundsatz, dessen Aufrechterhaltung die Bürger vor der abschreckendsten aller Gefangenschaften, der Untersuchungshaft, schützte.

Die Civilgerichtsbarkeit, das heißt die Entscheidung über Privatstreitigkeiten, stand unter der Leitung des Prätors, der die Beisitzer des Gerichtshofes unter den Bürgern zu wählen hatte.

Die Beisitzer der Gerichtshöfe wurden Anfangs aus der Reihe der Senatoren und erst nach dem vollständigen Siege der Demokratie aus den Senatoren, den Rittern und dem Volke zu gleicher Zahl erwählt.

Der Hauptübelstand in der ganzen römischen Rechtspflege lag aber offenbar in dem Mangel an Achtung vor dem Gesetz, das die mächtigeren Bürger in seiner Wirkung theils durch Bestechungen, theils durch ihren politischen Einfluß zu hintertreiben suchten, und das von dem niedern Volke aus Gleichgiltigkeit mißachtet wurde, weil es ihm aus den oben angedeuteten Gründen an einem Rechtsbewußtsein gänzlich fehlte und fehlen mußte.

Die Bestechungen, denen die römischen Richter erlagen, gingen ins Unglaubliche. Der uns bereits bekannte Clodius wurde einst wegen Gotteslästerung angeklagt, und obgleich das Verbrechen klar zu Tage lag, so wurde er dennoch freigesprochen, weil es ihm gelungen war, von den 56 Richtern 31 zu bestechen. Und um dies verabscheuenswürdige Gewerbe der Richter nicht untergehen zu lassen, hielten dieselben so fest zusammen, daß alle Anklagen wegen Bestechungen ohne Resultat blieben. Natürlich! denn wie hätten Richter, welche selbst der Bestechung zugänglich waren, die Bestechlichkeit verurtheilen können?

Aber auch die Gewalt that das ihrige, um das Ansehen der Gesetze zu untergraben. Marius, Sulla, Cäsar und andere Machthaber verletzten die Gesetze so ungescheut, daß diese in den Augen des Volkes alle Würde verlieren mußten; und was die Gewalt davon noch übrig

ließ, das vernichtete der politische Einfluß, den sich solche Männer oft auf die verwerflichste Weise errungen hatten. Die Republik Rom ist ein warnendes Beispiel, daß ein Staat auch bei vielen vortrefflichen Institutionen der Freiheit zu Grunde gehen muß, wenn nicht Hohe und Niedere, Mächtige und Schwache mit gleicher Ehrfurcht vor dem Gesetze erfüllt sind, und daß man also jede Handlung, welche die Ehrfurcht gegen das Gesetz verletzt, strenger bestrafen müßte, als die Beleidigung der höchsten Person im Staate.

Wol strebten von Zeit zu Zeit einige der Machthaber (z. B. Sulla während seiner Diktatur) dahin, dem Gesetze größere Achtung zu verschaffen; allein um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, dazu erwählten sie ein falsches Mittel, sie wandten äußere Strenge an, wo nur geistiges Einwirken auf die Bildung der Zeitgenossen helfen konnte.

Kriegswesen. Ausgebildeter als irgend ein anderer Kulturzweig der Römer war ihr Kriegswesen. Wie hätten sie auch sonst die Welt erobern können?! Gleichwie bei den Persern der Knechtssinn, bei den Griechen der Freiheitsdrang und bei den Karthagern der Kaufmannsgeist den inneren Grundzug des Volkes bildete, so bei den Römern der Kriegssinn. Daher nahm denn auch der Kriegsdienst den größten Theil des Lebens eines römischen Bürgers hinweg, denn er war dazu vom 17. bis zum 46. Lebensjahre gesetzlich verpflichtet.

Dieser dreißigjährigen Dienstzeit wurden indessen gleichgerechnet 16 (in schweren Zeiten auch 20) Feldzüge zu Fuß oder 10 zu Pferde, so daß Derjenige, der dieselben durchgemacht hatte, vor dem sechsundvierzigsten Lebensjahre vom Kriegsdienste befreit war.

Um diese Verpflichtung zu einer durchaus ehrenvollen zu machen, waren nicht blos alle Verbrecher, sondern auch die Bürger der sechsten Klasse, wie von dem Staatsdienste überhaupt, so von dem Kriegsdienste insbesondere ausgeschlossen.

Erst mit der Zeit der Bürgerkriege, als man nicht mehr für die Republik, sondern für die Interessen einzelner Männer kämpfte, hörte diese Ausschließung auf, da es den Parteihäuptern darauf ankam, möglichst viele Mannschaften unter ihren Fahnen zu sammeln.

Ein eigentlich stehendes Heer hatte die Republik nicht, da nach jedem beendigten Kriege die Truppen entlassen werden mußten; allein durch eine Art Stamm, Quadon genannt, suchte man die Vortheile, welche stehende Heere für einen erobernden Staat haben, zu erlangen.

Das Fußvolk bildete den Kern des Heeres, die Grundlage der römischen Kriegsmacht. Diese Waffengattung, worin die Römer von keinem Volke der Geschichte übertroffen worden sind, hat ihnen in der Hauptsache zur Eroberung der Welt verholfen. Zwar war auch die Reiterei nicht schlecht; allein weil sie größtentheils aus den reicheren und also verweichlichteren Familien ergänzt wurde, so stand sie der Reiterei vieler anderer Völker, z. B. der Parther und Numidier, bedeutend nach. Außer diesen beiden Waffengattungen besaßen die Römer eine Art Geschütztruppen, welche für die Bedienung der Kriegs- und Wurfmaschinen nicht blos bei Belagerungen, sondern auch in offener Feldschlacht bestimmt waren. Auch eine Art Troßtruppen finden wir vor, die aus den ärmeren Bürgern bestanden und zur Bedeckung der Wagen und zu den Schanzarbeiten dienten.

Die Bewaffnung des römischen Heeres haben wir im Allgemeinen schon früher kennen gelernt. Hier wollen wir die verschiedenen Schutz- und Angriffswaffen näher betrachten. Zu den ersten gehörte bei dem Fußvolke der Nationalschild der Römer, Scutum genannt.

Dieser Schild hatte die Form eines länglichen Vierecks, war 4 Fuß hoch und 2½ Fuß breit, aus festem Holze gefertigt und mit Leder überzogen. Der Rand und die Mitte des Schildes war mit Metall beschlagen. — Der Helm war von Eisen oder Erz, deckte den Kopf bis zur Achsel hinunter und war mit einem Helmbusch von Roßhaar oder Federn geschmückt. Die Helme der leichteren Truppen bestanden aus Leder, welches mit Metall beschlagen war.

Der metallene Harnisch deckte Brust und Beine. Der Brustharnisch wurde über den Kriegsrock gezogen, welcher bis ans Knie reichte und gewöhnlich, wie bei den Spartanern, von rother Farbe war.



Kulturgeschichtliche Tafel VII. Rom. Nr. 1. Zeichnung von E. Doepler d. J.

Unten: Helme und Schilder verschiedener Form; rechts unten Gladiatorenhelme; — links zur Seite: Schwerter, Wurfspieße, auch Kriegshorn; sodann Panzerhemd und darüber Feldzeichen (Legionsadler); — oben: Köcher mit Pfeilen, Schwert und Fasces nebst Beil, gelagert auf einer gestickten Toga; — Figurenbild Mitte rechts: ein Feldherr in voller Rüstung und mehrere Legionssoldaten.

Die Angriffswaffen waren folgende:

Der Gladius, ein den Römern eigenthümliches Schwert, sehr gewichtig, kurz und zweischneidig, Anfangs nur zum Hieb eingerichtet und deshalb an der Spitze abgerundet, später aber, namentlich seit dem zweiten Punischen Kriege, dadurch, daß man es der Form eines zweischneidigen Dolches näherte, zum Hieb und Stich geeignet. Es wurde an einem Gehänge der rechten Seite getragen, war nur zum Kampf im Handgemenge bestimmt, in diesem aber von entscheidender Wirkung. (Vgl. die kulturgeschichtliche Tafel VII.)

Die Hasta, ein langer Speer und die allgemeinste Waffe der römischen Soldaten. Man verwandte sie in geschlossenen Reihen zum Sturmangriff auf geschlossene Reihen, wobei sie von kräftiger Wirkung war.

Das Pilum, die gefürchtetste und gefährlichste Waffe der Römer, war ein Wurfspieß von über $1^1/_2$ Meter Länge und solcher Schwere, daß er, von kräftiger Hand geschleudert, Schild und Harnisch durchbrach. Das äußerste Ende der Spitze, welche oft an 40 cm lang war, hatte die Gestalt eines dreischneidigen Dolches, ähnlich unseren heutigen Bajonneten; der übrige Theil der Spitze war ausgezackt, damit durch die auf diese Weise gebildeten Widerhaken das Pilum im feindlichen Schilde stecken blieb, und so Unordnung in den feindlichen Reihen erzeugte, um so mehr, da das Pilum an einem langen Riemen befestigt war, an welchem der Schleuderer den geworfenen Speer und mit ihm den Schild des Feindes, oft diesen selbst mit, an sich ziehen konnte. Die mit dem Pilum bewaffneten Krieger führten stets zwei dieser gefährlichen Speere.

Die Reiterei, welche durch ein schuppiges Panzerhemd (vgl. die Tafel VII) geschützt war, führte kleinere Schilde, längere Schwerter und kürzere und leichtere Wurfspieße.

Sättel und Steigbügel kannte man nicht. Die Stelle des Sattels vertrat ein Thierfell oder eine wollene Decke; und um sich aufs Pferd zu schwingen, bediente man sich der Hülfe des Speeres.

Die Eintheilung des römischen Heeres haben wir nach zwei Seiten hin zu betrachten. In Bezug auf die Waffenfähigkeit unterschied man: Hastaten, welche das erste Treffen der Schlachtordnung bildeten und als Hauptwaffe die Hasta führten; Principes, im zweiten Treffen, der Kern der Schlachtordnung, schwer gerüstet und als Hauptwaffe Scutum und Gladius führend; Triarier, eine Art Veteranengarde, welche das dritte Treffen bildete und vorzugsweise das Pilum führte; Velites, erst seit dem zweiten Punischen Kriege im Gebrauch, leicht bewaffnete Truppen, welche nicht in Reihe und Glied standen, sondern durch Schwärmen nach Art unserer heutigen Tirailleurs den Angriff eröffneten.

In Hinsicht auf die Einheitsordnung war das römische Heer in Legionen getheilt, deren zwei ursprünglich eine konsularische Armee bildeten, und deren Mitglieder, die den Namen Legionäre führten, Römer sein mußten. Die römischen Bundesgenossen, in Rücksicht auf ihr Verhältniß zu der Legion Socii genannt, waren den Legionen nur beigegeben; die auswärtigen Hülfsvölker (auxiliares) aber standen mit ihnen in gar keiner Verbindung, sondern operirten völlig getrennt. Die Stärke der Legion, welche stets in drei Treffen aufgestellt wurde, war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden; Anfangs aus 3000 Mann bestehend, stieg sie später auf 4200, weiterhin auf 9300 und endlich gar auf 12,300 Mann. Das Fußvolk jeder Legion theilte man in 10 Cohorten, jede Cohorte nach den drei Waffenarten Hastaten, Principes und Triarii in 3 Manipeln, und jede Manipel in 2 Centurien; die Reiterei jeder Legion aber wurde eingetheilt in 10 Turmen, deren jede 3 Decurien enthielt, so daß also eine Legion aus 60 Centurien Fußvolk und 30 Decurien Reiterei bestand.

Um von jedem Soldaten sogleich zu wissen, zu welcher Abtheilung er gehörte, befand sich auf seinem Helme die Nummer seiner Legion, seiner Cohorte oder Turme und seiner Centurie oder Decurie.

Unterbefehlshaber der Konsuln, welchen die oberste Heerführung oblag, waren die Legaten und die Kriegstribunen, von denen die Ersteren als eigentliche Gehülfen der Konsuln

von diesen, die Letzteren aber als Anführer der Legionen größtentheils vom Volke und nur in dringenden Fällen von den Konsuln ernannt wurden.

Sold und Verpflegung der Truppen waren nur Anfangs sehr gering, seit dem zweiten Punischen Kriege aber eben so reichlich wie bei den Heeren irgend eines andern Volkes, wobei zugleich die bekannte Maxime unserer Armeebesoldungen vermieden war, nach welcher die höheren Grade gegen die niederen unverhältnißmäßig stark besoldet werden.

Der tägliche Sold eines gemeinen Legionssoldaten betrug einen Denar (etwa 70 Pf. unseres Geldes), der eines Centurio (Anführer einer Centurie) das Doppelte, der eines Reiters das Dreifache und der eines Kriegstribunen nur das Vierfache. An Proviant erhielt Jeder monatlich 106 Pfund Weizen, der Reiter das Dreifache und 42 Scheffel Gerste für seine Pferde. Einige Soldaten empfingen als Auszeichnung und Belohnung für bewiesene besondere Tapferkeit doppelten Sold oder doppelte Ration.

Die **Schlachtordnung** der Römer enthielt drei Treffen, die hinter einander aufgestellt waren, jedoch jeden Augenblick zum Massenangriff zusammengezogen werden konnten. Beweglichkeit war also mit Massenhaftigkeit verbunden, und durch diese Verbindung siegten die Römer, sobald sie geschickt angeführt wurden.

Die Schlacht wurde durch die Velites eröffnet. War der Feind dadurch genug beschäftigt, so rückten die Manipeln der Hastaten zum Angriff heran. Konnten diese den Feind nicht zum Weichen bringen, dann erschienen die Principes, welche in den meisten Fällen die Entscheidung gaben. Wo nicht, so rückten die gefürchteten Triarier vor, durch deren Angriff die größten Schlachten für die Römer entschieden worden sind.

Die **Marschordnung** war darauf berechnet, jeden Augenblick eine Schlacht liefern zu können. Geordnetsein des Ganzen und Ausdauer der einzelnen Soldaten bei den durch das starke Gepäck außerordentlich erschwerten Märschen waren das Hauptaugenmerk der Feldherren und wurden schon bei dem Einüben der Neulinge (Rekruten) zur vorzüglichsten Aufgabe gemacht.

Der römische Soldat hatte auf dem Marsche außer seinen Waffen noch zu tragen: eine Säge, einen Korb, einen Strick, eine Handmühle, eine Kette, einen Topf, ein Beil, drei bis vier leichte Sturmpfähle und Lebensmittel auf einen halben Monat. Diese Last, welche vor der Schlacht abgelegt wurde, hatte ein Gewicht von 60 Pfund, und trotz desselben mußte der Soldat im Stande sein, mitten im Sommer eine Strecke von fünfzehn Kilometern in fünf Stunden zurückzulegen.

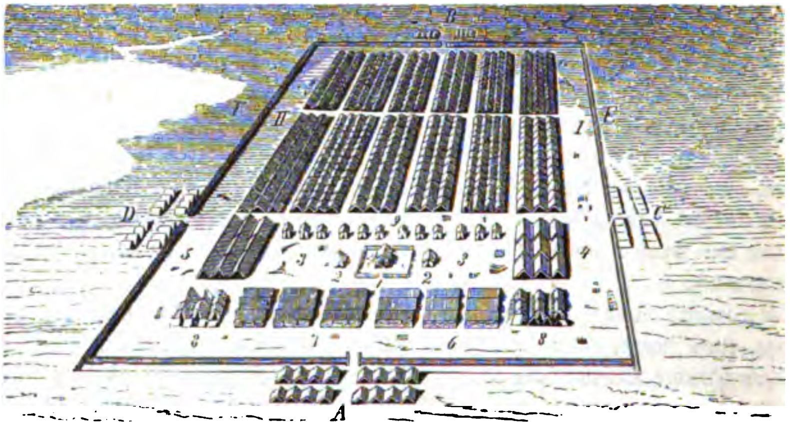
Bei der **Einübung der Rekruten** wurde auf die Marschtüchtigkeit ganz vorzüglich gesehen. Man stellte Probemärsche an, wobei es zwei verschiedene Arten von Märschen gab: Beim sogenannten Militärschritt (gradus militaris) mußten 20,000 Schritt, beim Eilschritt (gradus plenus) aber 24,000 Schritt in fünf Stunden gemacht werden. Um den neuen Soldaten für alle nur möglichen Strapazen abzuhärten, wurde er nicht blos in den militärischen Griffen und Wendungen geübt, sondern auch in den meisten körperlichen Künsten: im Wettlaufen, Voltigiren, vor allen aber im Schwimmen. Denn die Schwimmkunst stand bei den Römern unter allen gymnastischen Uebungen oben an, sie gehörte zur Bildung; und wie wir z. B. zur Bezeichnung eines unwissenden und ungeschickten Menschen sagen: er kann weder lesen noch schreiben, so sagten die Römer: er kann weder lesen noch schwimmen.

Vortrefflich war die römische Lagerordnung, wobei man die Vorsicht so weit trieb, das selbst nur für eine Nacht aufgeschlagene Lager zu verschanzen, so daß ein eigentlicher Ueberfall völlig unmöglich wurde.

Das römische Lager, zu dessen Herrichtung sich eine Anzahl Feldmesser 2c. beim Heere befanden, galt als ein Meisterstück der Lagerkunst. Es bildete ein regelmäßiges Viereck, umgeben von einem 3 Meter tiefen Graben und einer von gekreuzten Palissaden geschützten Brustwehr. Aus derselben sprangen in bestimmten Entfernungen hufeisenförmige

Bastionen hervor, welche höher waren als die Brustwehr und zur Aufstellung der Wurfmaschinen dienten. Die ganze Umwallung hatte nur zwei Ausgangsthore, eines nach der Seite des Feindes zu zum Ausfall, und nach der entgegengesetzten Seite ein zweites zum Abzuge. Das Innere des Lagers war von Querwällen durchkreuzt, um so auch jedes einzelne Quartier für sich zu einer Festung zu machen. Die Mannschaft selbst lagerte in Schlachtordnung; die Zelte, welche von Thierfellen und für je 10 Mann eingerichtet waren, bildeten regelmäßige Gassen; unter ihnen zeichneten sich blos das des Feldherrn und das zur Kriegsberathung bestimmte durch eine hervorragende Form aus. Bewundernswerther als ein solches Lager selbst waren aber gewiß die Schnelligkeit seiner Herstellung und der geringe Aufwand von Mitteln dazu; denn da die Römer den Grundsatz hatten, selbst für eine Nacht sich zu verschanzen, so konnten ihnen nur wenige Stunden für die Errichtung des Lagers bleiben.

Einen großen Theil an den bedeutenden Eroberungen der Römer hatte neben dem Genie ihrer großen Feldherrn die eigenthümliche **Taktik**, die sie befolgten, und die darauf ausging, mit Entschiedenheit und Schnelligkeit eine Hauptschlacht herbeizuführen, um den Krieg womöglich mit einem Feldzuge zu beenden.



Römisches Lager.

A decumanische Pforte. B prätorianische Pforte. C und D Hauptseitenpforten. E—F Querstraße durchs Lager (Via quintana). I und II Zelte der Legionen. 1 das Prätorium. 2 das Quästorium. 3 das Forum. 4 und 5 Zelte der römischen Freiwilligen. 6 und 7 Zelte des Kernvolkes der Bundesgenossen. 8 fremde Hülfsvölker. 9 Zelte der zwölf Kriegstribunen.

Strenge Geheimhaltung der eigenen Pläne, Erforschung der feindlichen, überraschende Märsche, unerwartete Angriffe, das Einschlagen ungewöhnlicher Straßen, das waren die Mittel, durch welche die römischen Feldherren den Feind in die Enge trieben und eine Hauptschlacht vorbereiteten. War der Augenblick dazu gekommen, dann wurden alle physischen und moralischen Mittel aufgeboten, um sich den Sieg zu sichern, unter welchen letzteren namentlich anzuführen ist das feste Vertrauen des Feldherrn, nicht geschlagen werden zu können, und die gleiche Stimmung der Truppen, welche der Feldherr theils durch eindringliche Anreden, theils durch Auspicien zu erzeugen suchte.

Die vorzüglichste Ursache ihrer glänzenden Siege aber lag unbezweifelt in der unübertroffenen römischen **Disziplin**. Gab es auch Zeiten, in welchen dieselbe etwas locker wurde, so reichte doch der ernste Wille eines tüchtigen Feldherrn vollkommen aus, sie in ihrer ganzen Kraft wieder herzustellen. Der römische Soldat, der seiner Fahne Treue geschworen, folgte ihr blind in den Tod; denn diese Fahne war nicht das Panier eines Einzelnen, eines Despoten, sie war das Banner des ganzen römischen Volkes; und so groß auch die politische Freiheit eines Römers war, unter den Waffen stand er als ein willenloses Werkzeug in der Hand des Feldherrn; sein Wahlspruch war: Vaterland, Tapferkeit und Gehorsam!

Die römischen Krieger schworen ihre Soldatentreue dem Feldherrn und der Fahne. Geschah es aber, daß beide Pflichten in Widerspruch geriethen, so folgten sie unbedingt der Fahne; denn diese war ihnen das größere Heiligthum. In den älteren Zeiten diente ein auf einer Stange getragenes Bund Heu als Fahne; später wurde das Heu durch ein Götterbild mit einer darüberstehenden Hand ersetzt. Die eigentliche Legionsfahne aber war ein goldener oder silberner Adler, der auf einer Stange getragen wurde. Wahrscheinlich um die Fahne von weitem besser sehen zu können, flatterte unter dem Adler ein an der Stange befestigtes ausgebreitetes Tuch, welches reich verziert die als das römische Staatswappenbild zu betrachtende Inschrift führte: S. P. Q. R. (Senatus Populus Que Romanus, d. h. der Senat und das Volk Roms).

Der Böswilligkeit unbotmäßiger Soldaten traten strenge Kriegsgesetze entgegen, die wir noch später kennen lernen werden.

Die größeren mititärischen Vergehen, als Verlassen des Postens, Wegwerfen der Waffen, unbefugter Angriff, feige Flucht, Meuterei u. dgl., wurden nach dem Spruche eines Kriegsgerichts, oft auch des Feldherrn, mit dem Tode bestraft; die Verbrechen einer ganzen Abtheilung mit Decimation, das heißt je der zehnte Mann wurde durch Losung herausgehoben und hingerichtet, womit häufig noch die Verbannung der Uebrigen verbunden wurde.

Aber wenn der Krieger so auf der einen Seite durch die härtesten Strafen geschreckt wurde, so gab es auch auf der andern großartige Belohnungen, die ihn zu den unglaublichsten Thaten anspornen konnten: für den Feldherrn Triumphe, für die Krieger äußere Ehrenzeichen und materielle Gratifikationen.

Die Triumphe, eine ausschließliche Belohnung der Feldherren, zerfielen in größere und kleinere. Bei den letzteren, Ovationen, hielt der Feldherr seinen Siegeseinzug nicht auf einem Wagen, sondern zu Fuß oder zu Pferde, und das Opferthier bei dem veranstalteten öffentlichen Dankopfer war statt des Stiers ein Schaf. Die größeren, die eigentlichen Triumphe haben wir zwar schon an einigen Beispielen kennen gelernt; indessen wollen wir doch hier zusammenfassen, was allen diesen Triumphen gemein war. Ein besonders errichteter, reich geschmückter Triumphbogen diente dem Zuge als Eingangsthor. Mit dem Anbruche des Tages setzte sich derselbe unter dem Schalle der militärischen Blasinstrumente in Bewegung. Die Musiker eröffneten ihn. Hierauf folgten die Priester nebst den Opferdienern, diesen die verschiedenen Wagen mit den erbeuteten Trophäen, hierauf der Zug der von Lictoren umgebenen Gefangenen, sodann der römische Adler, geleitet von einer Abtheilung Reiter, endlich der Triumphator selbst, stehend auf einem kostbaren, von vier Pferden gezogenen Triumphwagen, gekleidet in Purpur, das Haupt mit einem Lorberkranze geschmückt und in der Hand ein Elfenbeinscepter haltend. Den Triumphwagen umgaben die höheren Offiziere des Heeres in ihrer kostbarsten Kleidung; ihm folgten weißgekleidete mit Kränzen geschmückte Kinder, Gesänge zum Preise des Siegers absingend, und den Schluß machte das siegreiche Heer, die Fahnen mit Lorber bekränzt, im glänzendsten Schmucke der Waffen. Die ganze Feier beschloß ein Dankopfer, das meist aus einer Hekatombe, d. h. 100 Stieren, bestand, zu welcher die weißesten auserwählt wurden. Solcher Triumphe sah die Republik Rom nicht weniger als dreihundert.

Die Ehrenzeichen für die römischen Krieger bestanden theils in kostbaren Waffen (Ehrenhelme, Ehrenschilde, Ehrenschwerter &c.), theils in Kränzen (Kronen genannt), die je nach der Art des erworbenen Verdienstes verschieden waren. Wer ein belagertes oder eingeschlossenes Heer befreite, erhielt eine Graskrone, womöglich aus dem Grase geflochten, welches auf dem Schauplatze der Ruhmesthat wuchs. Wer einem Mitkrieger das Leben rettete, indem er dessen Feind erschlug, empfing eine Eichenlaubkrone, welche er lebenslang tragen durfte. Wer zuerst die feindliche Mauer erstieg, erhielt die sogenannte Mauerkrone, bestehend aus einem goldenen Kranz in Form von Mauerzacken, welchen er an allen Festtagen trug.

Die materiellen Belohnungen für kriegerisches Verdienst bestanden in einem größeren Antheile an der Beute, doppeltem Solde oder einem Geschenke an Ländereien, wie wir dies schon in der politischen Geschichte gesehen haben.

Noch haben wir über das Kriegsrecht der Römer Einiges zu sagen. In dieser Hinsicht war ihnen die Form Alles, das Wesen nichts; und wenn sie auf der einen Seite keinen Krieg ohne ausdrückliche und ceremonielle Kriegserklärung begannen, so fingen sie ihn doch auf der andern ohne allen rechtlichen Grund an. Sie schlossen Verträge unter allen möglichen Feierlichkeiten, standen aber keinen Augenblick an, sie zu brechen, wenn es ihnen Vortheil brachte. Vom Völkerrechte hatten sie keinen Begriff; der besiegte und gefangene Feind galt ihnen als eine Sache, über die sie nach Gutdünken verfügten; sein Vermögen war das ihrige. Die erstürmte Stadt, das eroberte Land galt ihnen als Eigenthum, in welchem sie nach Belieben raubten und plünderten, und über dessen Bewohner sie als Gegenstände der Beute nach Gutdünken beschlossen. Von Allem diesen liefert die politische Geschichte eine Menge von Beispielen, und es wäre überflüssig, dieselbe hier noch durch weitere Angaben zu vermehren.

Die römische Belagerungskunst war lange Zeit sehr unvollkommen. Erst als die Römer mit den Griechen in Berührung kamen, bildete sich dieselbe nach griechischem Muster aus, und zwar so übereinstimmend, daß wir hier blos auf das zu verweisen brauchen, was wir über die Belagerungskunst der Griechen gesagt haben.

Auch über die Seemacht der Römer ist wenig zu sagen. Wie dieselbe durch die Punischen Kriege entstand, haben wir erwähnt, und das, was wir in der politischen Geschichte von dem römischen Seewesen sagen mußten, wird um so mehr genügen, da die Römer selbst der Seemacht nur insoweit ihre Aufmerksamkeit widmeten, als sie dazu durch die Umstände genöthigt waren. Das Meer war ihnen kein Gegenstand des politischen Begehrens; sie betrachteten es blos als eine Wasserstraße zu den verschiedenen Ländern.

Civilwesen. Unter Civilwesen verstehen wir die Gesammtheit aller derjenigen Staatseinrichtungen, welche die persönlichen Verhältnisse des Staatsangehörigen in seiner Eigenschaft als Bürger (civis) betreffen. Dahin gehört vor allen Dingen das Bürgerrecht, das wichtigste in einem Freistaate, da es die Befugniß zur Regierung in sich schließt.

Außer der Befugniß zur Regierung hatte der römische Bürger vor den übrigen Staatsangehörigen noch eine Menge Vorrechte. Als Angeklagter wurde er mit der größten Vorsicht und Rücksicht behandelt, während mit den Nichtbürgern wenig Umstände gemacht wurden, und von dem Urtheil der Gerichte konnte er stets an das Volk appelliren. Die Stadttriumvirn konnten ihn nur zu Geldstrafen, nie aber zu Gefängniß oder sonstigen Leibesstrafen verurtheilen. Endlich konnte ein römischer Bürger nur in Rom von den zuständigen Gerichten zur Verantwortung gezogen und nur mit dem Beile hingerichtet werden, während bei den Nichtbürgern alle Arten zum Theil schimpflicher Todesstrafen, z. B. die Kreuzigung, angewendet wurden.

Nur diejenigen römischen Staatsangehörigen, welche das römische Bürgerrecht durch die Geburt (als Söhne von Bürgern) oder durch Verleihung besaßen, waren römische Bürger, und nur sie waren zum Eintritt in den Senat, zur Aufnahme in den Ritterstand, zum Stimmen in den Tribus und zur Bewerbung um ein magistratliches Amt berechtigt.

Das römische Bürgerrecht war natürlich zu allen Zeiten sehr gesucht, daher man die Verleihung desselben weder den Magistraten noch dem Senate zugestanden hatte. Um gewiß zu sein, daß keinem Unwürdigen ein so wichtiges Recht verliehen wurde, bedurfte es zur Erlangung des Bürgerrechts der Zustimmung des gesammten Volkes. Aber eben so vorsichtig war man auch in der Entziehung dieses Rechtes, und nur der Volksversammlung, für welche bestimmte Rechtsvorschriften bestanden, stand dies zu. Selbst für den sonst so allmächtigen Censor, der Senatoren und Ritter ein- und absetzte, war das römische Bürgerrecht unantastbar.

Die Bewerbung um Staatsämter geschah auf folgende Weise: Wer um eine Magistratur anhalten wollte, begab sich siebzehn Tage vor der Wahl zu Dem, der die Wahlversammlung zu leiten hatte, und ward von demselben — sofern kein gesetzliches Hinderniß vorhanden war — in die Bewerberliste aufgenommen. Die bis zur Wahl selbst noch übrigen siebzehn Tage waren der Stimmenbewerbung gewidmet. Der Bewerber ging, in einen Mantel von glänzend weißer Farbe gehüllt, auf dem Forum und den Straßen umher, ja selbst in die Häuser, um sich die Stimme der wahlfähigen Bürger zu sichern, wozu jedes nicht gewaltthätige Mittel erlaubt war. Da jene Farbe im Römischen candidus hieß, so nannte man jene Bewerber nach ihrem weißen Mantel Kandidaten, womit wir noch jetzt die Bewerber um Aemter bezeichnen.

Alle Staatsangehörigen der Republik Rom waren entweder Bürger, Freigelassene oder Sklaven. Die Letzteren wurden nicht als Personen, sondern nur als sachliches Eigenthum ihrer Herren betrachtet, wie bei uns etwa Pferde und Hunde, und es kann daher bei ihnen weder von bürgerlichen Rechten, noch von bürgerlichen Pflichten die Rede sein. Ihr persönliches Recht war das, was die Gnade ihrer Herren ihnen zugestand, ihre Pflicht, das zu thun, was ihre Herren verlangten. Erworben wurden die Sklaven entweder durch die Geburt, indem das Kind eines Sklaven auch der Sklave von dessen Herrn war, oder durch Kauf theils vom Staate aus den zur Sklaverei bestimmten Kriegsgefangenen, theils von Privaten, die damit ein Gewerbe trieben.

Die zum Verkauf bestimmten Sklaven wurden auf den Markt gebracht und entkleidet auf ein Gerüst gestellt, wo sie besehen und untersucht werden konnten. An dem Halse eines jeden hing eine Tafel (titulus), auf welcher Name, Alter, Geschicklichkeit, etwaige Verbrechen &c. angegeben waren; für Richtigkeit der Angaben hatte der Verkäufer zu haften. Die schönsten und theuersten Sklaven wurden indeß gewöhnlich aus freier Hand verkauft. Die Preise waren, wie bei unseren Pferden, sehr verschieden; man kaufte Sklaven für 90 Mark unseres Geldes, während man andere mit 15,000 Mark bezahlte. Die dem Sklavenhandel der Römer anklebende Nichtswürdigkeit ging so weit, daß sich viele mit einer ordentlichen Sklavenzüchtung befaßten, indem sie unter Sklaven Männer und Weiber zur Begattung auswählten, den geschlechtlichen Umgang mit anderen streng verpönten, und so bestimmte Rassen von bestimmter Körperbildung und Körperfähigkeit zu bilden suchten. Unter den Männern, welche mit diesem schändlichen Gewerbe die Römerehre verletzten, nennen uns einige Ueberlieferungen auch Cato den Censor.

Die Freigelassenen waren Sklaven, die von ihrem Herrn aus irgend einem Grunde die Freiheit erhalten hatten. Dadurch traten sie zwar in den Genuß aller gesellschaftlichen, nicht aber auch in den der bürgerlichen Rechte, die ihnen erst vom Volk verliehen werden mußten, was im Ganzen nicht sehr häufig geschah und noch überdies die Befähigung zum Eintritt in den Senat und zur Bekleidung magistratlicher Aemter ausschloß. Das Bürgerrecht, welches ein Freigelassener erlangen konnte, war also immer nur ein beschränktes, und trotz der größten Verdienste und Talente hatten sie ewig den Fluch der Geburt oder des Schicksals zu tragen.

Das Familienrecht der Römer hatte, namentlich was das Verhältniß des Vaters zum Sohn und des Mannes zum Weibe betrifft, eine Ausdehnung, die uns erschrecken würde. Die väterliche Gewalt begründete eine vollkommene Despotie; der Sohn war das unwiderrufliche Eigenthum des Vaters; kein Gesetz beschränkte die Willkür des Letztern, kein Alter, kein Stand, nur der Tod des Vaters erlöste davon.

Auf dem Forum, im Senate, im Lager, kurz im öffentlichen Leben genoß der erwachsene Sohn eines römischen Bürgers alle bürgerlichen und Privatrechte einer Person; im väterlichen Hause aber war er eine bloße Sache, über die der Vater ganz nach Belieben schalten konnte. Er durfte den Sohn einsperren, geißeln, in Ketten legen, mit den Sklaven zur Arbeit treiben, sogar verkaufen, ja selbst tödten. Unter derselben Willkür

standen die Kinder seines Sohnes, ja die ganze Familie, deren jedes Glied das unbedingteste Eigenthum des Familienhauptes war. Und diese furchtbare Gewalt, welche die Verwalter der höchsten Staatsämter, Diktatoren, Konsuln, Censoren ꝛc., in die völlige Sklaverei eines Vaters gab, sodaß selbst ein Triumphator unmittelbar nach seinem Triumphe auf Befehl des Vaters ausgepeitscht werden konnte, wenn es demselben beliebte — diese furchtbare Gewalt endete erst mit dem Tode des Vaters! Indessen wurde die Ausübung der weitgehenden Machtbefugniß des Familienoberhauptes nicht nur durch die natürlichen Bande des Familienlebens, durch Einfluß des Herzens und Gemüthes, sondern auch ganz wesentlich durch die große Kraft der öffentlichen Sitte bei den Römern geregelt, so daß unnatürliche Ausschreitungen innerhalb jener rechtlichen Gewalt immer nur als Ausnahmen vorgekommen sind.

Die Adoption, d. h. die Aufnahme eines Fremden an Sohnesstatt, gab dem Adoptivvater dieselben Rechte wie dem wirklichen. Aehnlich war das Verhältniß des Mannes zum Weibe, welches durch die rechtsgiltig abgeschlossene Ehe das Eigenthum des Mannes wurde. Es gab drei Arten, eine rechtsgiltige Ehe abzuschließen. Die erste und älteste Art, bei welcher eine religiöse Weihe stattfand, hieß confarreatio und wurde als die vollgiltigste angesehen. Als Ceremoniel derselben bestand ein Opfer an Früchten, welches von dem Brautpaare in Gegenwart von zehn Zeugen den Hausgöttern dargebracht wurde. Die das Ehebündniß schließenden Parteien saßen auf einem und demselben Schaffelle und aßen einen gesalzenen Kuchen von Getreide (far, daher der Name confarreatio) zum Zeichen ihrer vollkommenen Einheit. Durch diese Art der Ehe kam die Gattin als völliges Eigenthum in die Hände des Gatten. Die zweite Art der Eheschließung hieß coemtio und war rein civilrechtlicher Natur. Die Ehe war danach, was sie in staatsbürgerlicher Hinsicht auch nur sein kann, ein Vertrag, durch welchen sich die Ehegatten zu gegenseitigen Rechten und Pflichten verbanden. Der Mann erhielt dabei in der Regel den Nießbrauch des Vermögens seiner Frau, während diese in dem Besitz desselben blieb. Diese Art Eheschließung wurde später die allgemeine. Die dritte Art der Ehe, usus genannt, wurde nicht ausdrücklich abgeschlossen, sondern entstand von selbst aus dem einjährigen geschlechtlichen Beisammenleben von Mann und Frau, wenn die Letztere sich nicht drei Nächte hintereinander aus dem Hause des Mannes entfernt hatte.

Rechtsgiltige Ehen konnten nur zwischen freien Bürgern abgeschlossen werden; Ehen zwischen Bürgern und Freigelassenen oder Sklaven hießen Konkubinate, waren durchaus nicht unehrenhaft, hatten aber nicht alle gesetzlichen Folgen wirklicher Ehen, und die in denselben erzeugten Kinder, welche natürliche Kinder genannt wurden, hatten nur auf einen Theil der väterlichen Hinterlassenschaft Anspruch.

Ehehindernisse wegen Verwandtschaft bestanden nur zwischen Bruder und Schwester. Vielweiberei (Polygamie) war ungesetzlich. Uebrigens aber war der geschlechtliche Umgang als Gegenstand einer freiwilligen Uebereinkunft völlig frei, und das Gesetz erstreckte sich blos auf die Folgen desselben. Die außer der Ehe und außer dem Konkubinate erzeugten Kinder hießen Bastarde, hatten weder auf die Familie, noch den Stand und das Vermögen des Vaters irgend einen Anspruch und galten in jeder Beziehung nur als Kinder ihrer Mutter.

Eben so wie die Eheschließung war auch die Scheidung ein civiler Akt. Das Konkubinat konnte durch den bloßen Willen der Gatten aufgelöst werden; zur Trennung einer rechtsgiltigen Ehe aber bedurfte es des gesetzlichen Ausspruches.

Da durch die älteste Art der Eheschließung, die confarreatio, das Weib Eigenthum des Gatten geworden war, so konnte eine solche Ehe auch nur mit Bewilligung des Mannes aufgelöst werden, wozu dieser selten Gründe hatte, daher die erste Scheidung auch erst im fünften Jahrhunderte der Stadt vorkam. Durch die coemtio aber hatte das Verhältniß zwischen den Ehegatten eine andere Gestalt angenommen; es war ein Vertrag geworden, der eben so aufgelöst werden konnte, wie er geschlossen worden war. Die Ehescheidungen nahmen daher zu, aber die unglücklichen Ehen nahmen ab wie die Ehesklaverei.

Das Erbschaftsrecht der Römer ist mehr oder weniger in unsere heutige Erbschaftsordnung übergegangen. Der sterbende Besitzer konnte zunächst durch Testament über sein Besitzthum verfügen. Zu einem rechtsgiltigen Testamente war die Unterschrift von sieben Zeugen erforderlich, gegen deren Eigenschaft als Zeugen keine gesetzlichen Einwände vorlagen. Die Bestätigung des Testaments war Sache des Prätors.

Starb Jemand ohne Testament, so erbten alle seine rechtmäßigen Kinder zu gleichen Theilen, und hinterließ er keine solchen Kinder, so ging die Erbschaft auf die nächsten Verwandten über. Unmündigen Kindern, d. h. denen unter 14 Jahren, stand die Verfügung über ihr ererbtes Vermögen nicht zu, sondern dasselbe wurde von einem Vormunde (tutor) verwaltet. Auch später, bis zum Eintritt der vollen Großjährigkeit, welche mit dem 25. Lebensjahre stattfand, wachte ein bevormundender Verwalter (curator) über die Verwendung des Vermögens.



Heimkehr der Sklaven nach dem Gefängniß. Nach Hermann Vogel.

In der Regel bestimmte der sterbende Vater den Tutor und Curator seiner Kinder. War dies aber nicht geschehen, so wählten die Agnaten, d. h. die nächsten Verwandten des Vaters, die Vormünder aus ihrer Mitte. Kam eine solche Wahl nicht zu Stande, so wurden die Vormünder vom Prätor bestimmt.

Zeitrechnung. Fügen wir diesen Angaben über den bürgerlichen Zustand noch Nachweise über die Zeitrechnung der Römer hinzu. Die römische Aera begann von der Erbauung der Stadt. Anfangs, unter Romulus, zählte man nach Jahren von 304 Tagen zu 10 Monaten, deren erster dem Kriegsgotte geweiht war und Martius hieß. Nach dem von Numa Pompilius eingeführten Kalender zählte man nach Mondjahren von 355 Tagen zu 12 Monaten, weshalb dem März noch Januarius und Februarius vorgesetzt wurden, und überließ den Pontifices die nothwendige Regelung des Jahres.

Um die Monate mit den Jahreszeiten, oder, was dasselbe sagt, das Mondjahr mit dem Sonnenjahre in Uebereinstimmung zu bringen, mußte man von Zeit zu Zeit dem

Jahre einen Mondmonat einschalten, wodurch aber das Jahr wieder um einen Tag zu lang wurde, so daß man den Schaltmonat zu bestimmten Zeiten wieder weglassen mußte.

Da die Pontifices theils aus mangelnder astronomischer Kenntniß, theils aus politischen Gründen Verwirrung in die Zeitrechnung brachten, so nahm sich später Julius Cäsar der Sache an und stellte mit Hülfe des griechischen Peripatetikers Sosigenes den nach ihm benannten julianischen Kalender auf, der bekanntlich noch unserer heutigen Zeitrechnung zu Grunde liegt.

Der julianische Kalender wurde im Jahre 46 v. Chr. aufgestellt und nahm mit dem Jahre 45 v. Chr. seinen Anfang. Um das julianische Jahr mit dem numaischen in Uebereinstimmung zu bringen, mußten den 355 Tagen des Jahres 46 v. Chr. noch 90 Tage hinzugefügt werden, so daß dies Jahr aus 445 Tagen bestand und deshalb das Konfusionsjahr genannt wurde.

Der julianische Kalender setzte nun das Jahr zu 365 Tagen fest. Da das eigentliche Sonnenjahr aber auf $365\,^1/_4$ Tag berechnet war, so wurde allemal dem vierten Jahre ein Tag eingeschaltet. Man zerlegte das Jahr in 12 Monate von derselben Anzahl Tage wie bei uns. Ihre Namen waren die schon von Romulus und Numa her bestehenden: Januarius, Februarius, Martius, Aprilis, Majus, Junius, Quintilis (später zu Ehren Cäsar's Julius genannt), Sextilis (später zu Ehren des Octavian Augustus genannt), September, Oktober, November, Dezember. Die Namen der Monate vom Quintilis an drücken aus, der wievielte Monat des alten romulischen Jahres sie waren. Die Eintheilung der Monate in Wochen fand nicht statt; man unterschied im Monate nur 3 Tage als Hauptabschnitte: den ersten Tag jedes Monats (Calendä), den achtzehnten vor den nächsten Calenden (Idus) und den neunten von den Idus an rückwärts (Nonä). Da die Monate eine verschiedene Anzahl Tage hatten, so fielen die Nonen und Idus in verschiedenen Monaten verschieden. Die Tage zwischen den Calenden, Nonen, Idus und den Calenden des nächsten Monats wurden nach der Zahl der Tage bezeichnet, die bis zu dem nächsten Hauptabschnitte noch zu vergehen hatte. Z. B. VII. idus war der Tag, von welchem an es noch 7 Tage bis zu den Idus des nächsten Monats waren.

Der Tag selbst ward zwar in Stunden eingetheilt, aber dieselben wurden nicht von Mitternacht zu Mitternacht, sondern folgendermaßen gerechnet: Die eigentliche Tageszeit, vom Aufgange der Sonne bis zu deren Untergange, wurde in 12 Stunden getheilt, die also in den verschiedenen Jahreszeiten von verschiedener Länge waren. Die Nachtzeit, vom Untergange der Sonne bis zu deren Aufgange, theilte man in vier Vigilien (Nachtwachen), deren Länge sich also ebenfalls nach den Jahreszeiten richtete.

Gesetzgebung. Das Gesetzbuch der Römer waren die XII Tafeln. Obgleich später vielfach erweitert und verändert, blieben sie doch die Grundlage des römischen Rechts der Republik. Ihr Charakter entsprach aber keineswegs den Anforderungen, welche wir in heutiger Zeit an die Gesetze eines Freistaates stellen würden, denn sie waren nicht nur übermäßig streng, sondern enthielten auch eine Menge von Unmenschlichkeiten und unnöthigen Freiheitsbeschränkungen. Wir können die römischen Gesetze in drei Kategorien bringen: Civilgesetze, welche über die Privatrechte entschieden; Kriminalgesetze, welche die Verbrechen und deren Strafen enthielten; und Kriegsgesetze, die ausschließlich für das Heer und die Zeit des Krieges zur Anwendung kamen.

Das Civilgesetz, welches über alle Rechtsverletzungen den Grundsatz aufstellte, daß jeder angerichtete Schaden nach dem höchsten Werthe vergütet werden mußte, gewährte dem Eigenthum einen so ausgedehnten und übertriebenen Schutz, daß daraus und namentlich in Beziehung auf das Schuldenwesen sehr arge Grausamkeiten und Rechtswidrigkeiten entstanden und entstehen mußten. Dagegen war das Gesetz in Rücksicht der Beleidigungen sehr tolerant. Ansichten, Meinungen und Urtheile verfielen ihm gar nicht, sondern nur Handlungen, also sogenannte Realinjurien, und auch hierin zeigte sich das Gesetz sehr mild.

In sehr dringenden Nothfällen war es dem Bürger gestattet, für die ihm zugefügte Rechtsverletzung auf der Stelle selbst Recht zu nehmen; z. B. einen nächtlichen Dieb niederzustrecken, einen auf der That ertappten Ehebrecher zu tödten oder gefangen zu halten und nach Belieben mit ihm zu schalten.

Ein Schuldner, der nicht zahlen konnte oder wollte, wurde der Rache des Gläubigers überantwortet. War seine Schuld eingestanden oder erwiesen, so wurden ihm 30 Gnadentage gestattet, sie zu entrichten. Geschah dies nicht, so übergab man ihn dem Gläubiger, der ihn in sein Privatgefängniß sperrte, wo er an einer 15 Pfund schweren Kette liegen mußte und nichts als täglich 12 Unzen Reis zur Nahrung erhielt. Während dessen wurde er dreimal auf dem Markte ausgestellt, um seine Verwandten oder Freunde zur Bezahlung der Schuld zu bewegen. Blieb dies ohne Erfolg, so wurde nach Verlauf von 60 Tagen die Schuld durch Verlust der Freiheit abgetragen, indem der Schuldner Eigenthum des Gläubigers wurde, der ihn als Sklaven behalten, verkaufen und selbst tödten durfte. Hatte der Schuldner mehrere Gläubiger, so durften dieselben seinen Körper zerstückeln und so ihre Rache befriedigen. Dies barbarische Gesetz, durch welches freie Römer die Freiheit in einer für uns wahrhaft empörenden Weise verletzten, indem sie dieselbe einem elenden Stück Geld gleichstellten, brachte den größten Theil der früheren bürgerlichen Unruhen zu Wege und mußte so zu dem Verderben der Republik wesentlich mitwirken.

Thätliche Beleidigungen, die nicht bis zur wirklichen Verwundung eines Körpertheils stiegen, wurden mit einer Geldbuße von 25 As (etwa 80 Pfg. unseres Geldes) bestraft, eine Gelindigkeit der Strafe, über die man sich entsetzen muß, weil sie den Reichen freie Hand ließ, ihre Feinde aufs Grausamste zu mißhandeln, ganz abgesehen von dem Unmoralischen eines Gesetzes, das auf körperliche Mißhandlung nur Geldbußen verhängt. Es war ein Seitenstück zu dem unwürdigen Schuldgesetze.

Das Kriminalgesetz war mit Blut geschrieben. Auf die geringsten Verbrechen stand Geißelung oder Sklaverei, auf bedeutendere Verbannung, auf neun einzelne Verbrechen die Todesstrafe unter verschiedenen Arten der Vollziehung.

Auch bei dem Kriminalgesetze spielte das Geld eine wichtige Rolle, denn der Beleidiger konnte sich unter Umständen von dem Verletzten mit einer Summe von 300 Pfund Kupfer vollständige Verzeihung erkaufen.

Todeswürdige Verbrechen waren folgende neun:

Jede Handlung des Verraths gegen den Staat oder Einverständniß mit dem Feinde. — Strafe: Nachdem das Haupt des Verurtheilten in einen Schleier gehüllt und seine Hände auf den Rücken gebunden waren, wurde er von den Lictoren gegeißelt und alsdann in der Mitte des Forums auf ein Kreuz oder einen fluchbeladenen Baum gehenkt.

Nächtliche heimliche Zusammenkünfte in der Stadt, unter welchem Vorwande es auch geschah.

Ermordung eines Bürgers. — Der Elternmörder wurde in einem Sacke ersäuft.

Brandstiftung, mit Geißelung und Verbannung oder mit Tode bestraft.

Gerichtlicher Meineid. — Der Verbrecher wurde vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt.

Bestechlichkeit eines Richters.

Schmähschriften und Satyren gegen den Staat. — Der Verfasser wurde mit Keulen geschlagen; es ist aber nicht gewiß, ob man ihn unter den Schlägen verscheiden ließ.

Nächtliche Zerstörung des nachbarlichen Korns.

Magische Zaubersprüche, die nach dem damaligen Aberglauben die Kraft hatten, dem Feinde an Leib und Leben zu schaden.

Nicht minder hart war das Kriegsgesetz, welches zwar der Milde des Feldherrn vielen Spielraum ließ, aber gegen alle Handlungen, die von Feigheit zeugten, mit unnachsichtlicher Strenge verfuhr.

Wer seinen Posten verließ, die Waffen von sich warf, ohne Befehl den Feind angriff, oder sich belohnenswerthe Thaten eines Andern anmaßte, wurde öffentlich hingerichtet. — Zeigte sich eine ganze Abtheilung feige, so traf sie die Decimation. Kleinere Disziplinarvergehen wurden willkürlich mit Prügelstrafe belegt, zu welchem Ende jeder Centurio einen Stock von Weinrebe an der Seite trug.

Das Kriegsgericht wurde vom Konsul geleitet. Dieser berührte den Angeklagten zum Zeichen der Verurtheilung mit seinem Kommandostabe. Nun hatte der Verurtheilte zwar noch die Erlaubniß zu fliehen, allein seine Kameraden erhielten den Befehl, ihn zu verfolgen, zu verhaften und zu tödten.

Provinzialverwaltung. Schrecklicher als irgend eine Despotie, von der uns die Geschichte erzählt, war diejenige, welche die Republik Rom über die eroberten Provinzen ausübte. Aber konnte es auch wol anders sein, wenn die Republik als Tyrann herrschen wollte? Ein einzelner Despot kann aus vielen Gründen ein milder und väterlicher Herrscher sein; ein ganzes Volk von Despoten kann es nicht. Der Magen eines einzelnen Despoten wird endlich von dem Marke der Unterthanen gesättigt werden können, und möchte er noch üppiger leben als die persischen Monarchen; aber woher soll ein unterjochtes Volk so viel hernehmen, um einen Despoten mit vielen tausend Magen zu sättigen?

Das Sklavische des Zustandes, in welchem die römischen Provinzen schmachteten, wird uns noch klarer werden, wenn wir diesen Zustand, den man kaum eine Verfassung nennen kann, näher betrachten. Wir reden dabei nicht von der Zeit, wo die Republik Rom nur das Stadtgebiet begriff und die italischen Länder ihre Eroberungen waren. In dieser Zeit verfuhr man noch menschlich: man nahm einen Theil des eroberten flachen Landes und ließ es durch die Censoren verpachten, einen andern benutzte man zur Anlegung römischer Kolonien, indem man die ärmern römischen Bürger dorthin sandte und die Kolonien in ein abhängiges Verhältniß zum Mutterstaate brachte; endlich die eroberten Städte versah man zum Theil mit römischer Besatzung, theils, aber nur selten, erkannte man ihnen das römische Bürgerrecht zu, in welchem Falle sie Munizipalstädte genannt wurden, von denen wir später einige sogar in den Provinzen finden. — Wir reden hier vorzugsweise von der Zeit, wo Italien die Republik Rom war und die außeritalischen Eroberungen zu Provinzen des Römischen Reiches erklärt wurden, worunter mehr eine Anknüpfung als eine Einverleibung, mehr eine Unterordnung als eine Aufnahme verstanden werden muß.

Die Pflichten dieser Provinzen bestanden darin, vor allen Dingen sich jedem Ausspruche Roms blindlings zu unterwerfen und die ihnen auferlegten, oft ins Unermeßliche gehenden Steuern zu bezahlen; denn die Provinzen waren ja zu keinem andern Zwecke erobert worden, als die Republik, die von ihren Mühen ausruhen wollte, zu füttern. Um über die pünktliche Ausübung dieser beiden Hauptpflichten zu wachen, dazu sandte Rom Verwalter in die Provinzen, und schuf sich hierdurch Stellen, mit denen es seine verdienstvollen Männer reich belohnen konnte. Denn gewöhnlich waren es die abtretenden Konsuln und Prätoren, welche unter dem Titel Prokonsuln und Proprätoren zur Verwaltung der Provinzen abgesandt wurden und nun keine Mittel scheuten, um durch Erpressungen reich zu werden, da sie in der verwalteten Provinz völlig willkürlich herrschen konnten, und die unglücklichen Bewohner also Alles aufbieten mußten, um ihre Despoten zufrieden zu stellen. Die Summen, welche von den Provinzen auf diese empörende Weise erpreßt wurden, stiegen ins Unglaubliche; und damit an dem unerhörten Raube ja recht viele Römer Theil nehmen konnten, wurden die Verwalter mit seltenen Ausnahmen alljährlich wieder abgelöst und durch immer neue ersetzt.

Was konnten denn auch die unglücklichen Provinzen gegen solch ein ausgebreitetes Bedrückungssystem ausrichten? Die Rechte vorzeigen, die sie so schweren Pflichten gegenüber nothwendig haben mußten? Aber sie hatten ja überhaupt keine Rechte, sie hatten blos Pflichten; denn sie waren Sklaven!

Zwar bestand wol in jeder Provinz eine ihrer Natur angepaßte und auch ziemlich geordnete Gesetzgebung; allein diese galt nur für die Bewohner unter sich. Den Verwaltern gegenüber waren sie völlig recht- und schutzlos; und wenn eine Provinz ja einmal den Muth hatte, eine Klage gegen ihren Verwalter beim römischen Senate anzubringen, so konnte sie sicher sein, taube Ohren zu finden; denn die Senatoren hatten ja entweder dasselbe Verfahren geübt, oder lebten noch der Hoffnung, es dereinst selbst üben zu können; So waren denn allmählich die Erpressungen etwas so Gewöhnliches geworden, daß sie selbst von den sonst ehrenwerthesten Männern betrieben wurden, und man sich nur noch wunderte, wenn ein Verwalter aus seiner Provinz zurückkehrte, ohne reich geworden zu sein.

Wie ungeheuer die Erpressungen der Verwalter waren, unter denen die römischen Provinzen seufzten, wird man am besten aus einer bekannt gewordenen Thatsache ersehen, die darauf Bezug hat. Ein gewisser Verres, der drei Jahre hinter einander Verwalter der kleinen Provinz Sizilien war, wurde von derselben auf Cicero's Betreiben wegen Erpressungen angeklagt, bei welcher Gelegenheit die erpreßte Summe auf 100 Millionen Sestertien angegeben und nicht übertrieben gefunden ward.

Politik. Ehe wir die Betrachtungen über die Verfassung der Republik Rom verlassen, müssen wir noch einen Blick auf die römische Politik richten, das heißt auf die Handlungsweise der Römer in ihren Beziehungen zu auswärtigen Staaten. Diese Politik hat sich, wie wir schon einige Male erwähnen mußten, häufig durch Treulosigkeit, Hinterlist und Verrath kläglich ausgezeichnet. Indem sie nur ein einziges Ziel vor Augen hatte, die äußere Ehre und den materiellen Vortheil der Republik, wurde sie völlig bankrott an jener innern Ehre, die sich durch den Adel der Gesinnung bekundet. Die römische Politik war ein antiker Jesuitismus; jedes Mittel erschien ihr gerecht, wenn es den beabsichtigten Zweck erreichte, und daß jene Zwecke nicht immer die edelsten waren, haben wir in der politischen Geschichte mehr als einmal gesehen.

Das Verfahren der Römer gegen auswärtige Staaten, zu deren Oberherrschaft sie gelangen wollten, war ungefähr folgendes: Zuerst führten sie mit dem ins Auge gefaßten Staat eine scheinbar zufällige, häufig ganz freundschaftliche Berührung herbei, indem sie seine Rechte in Schutz nahmen, ihm einen Dienst erwiesen 2c. Bald darauf aber wußten sie die beiderseitigen Verhältnisse so zu gestalten, daß sie eine drohende Stellung einnehmen mußten, und nun blieb dem bedrängten Fürsten nichts Anderes übrig, als sich demüthig zu unterwerfen. Gewöhnlich ließ man ihm zwar seine Würde, aber nur unter Tributpflichtigkeit und der vollständigsten Abhängigkeit von Rom. Er mußte sich irgend einen römischen Großen zum Protektor erwählen und Alles aufbieten, um dessen Habsucht und Geldgier zu befriedigen, weil er sonst Gefahr lief, bei der nächsten Gelegenheit beseitigt zu werden.

Eben so verschwenderisch wie mit dergleichen Protektoraten waren die Römer mit Königstiteln, theils aus Habsucht, denn sie verkauften sie oft ziemlich theuer, wie man heutiger Zeit Baronen- und Grafentiteln verkauft, größentheils aber, um jene Titel durch die Verschwendung damit lächerlich und verächtlich zu machen.

Am unglücklichsten befanden sich die Länder, denen Rom die Freiheit brachte; denn sie genossen von dieser Freiheit nichts als den Schein, und waren also beklagenswerther als unter offenbarer Despotie, da keine Ketten schwerer lasten als diejenigen, welche mit einer Scheinfreiheit gestählt sind.

Abgesehen hiervon verstanden es die Römer wie kein anderes Volk, den Grundsatz „Theile und herrsche" (divide et impera) wider ihre miteinander verbündeten Gegner oder auch mit Bezug auf den inneren Parteihader bei einer feindlichen Macht erfolgreich in Anwendung zu bringen; hierbei suchten sie wol auch die Bundesgenossenschaft eines der fremden Staaten zu erlangen, um desto bessern Grund zur Bekämpfung des andern zu haben, nach dessen Besiegung ihnen dann um so leichter jener erstere zur Beute fiel.

Sitten.

Obgleich uns das alte Rom der Zeit nach sehr fern liegt, bringt eine Betrachtung seiner Sitten und Gebräuche es uns so nahe, daß wir uns mit leichter Mühe hinein versetzen können; denn in der That haben die römischen Gebräuche mit den unseren in vielen Dingen eine so auffallende Aehnlichkeit, daß wir diese unbedingt als von ihnen herkommend betrachten dürfen. Eine kurze Schilderung der römischen Sitten wird uns in vielfacher Beziehung das Gesagte beweisen.

Jugenderziehung. Das neugeborene Kind, das am neunten Tage nach der Geburt mittels einer bürgerlichen Feierlichkeit, lustratio genannt, seinen Namen erhalten hatte, wurde in den ersten Jahren ganz der Mutter überlassen. Die ersten Schulkenntnisse erwarb sich der Knabe wol im Hause, indem man Hauslehrer (paedagogi) hielt; allein bald wanderte er in die Schulen, die freilich nur als Privatanstalten bestanden und wohin ihn der Hauslehrer begleitete. Die Gegenstände des Wissens, welche dort gelehrt wurden, waren sehr einfach. Sie beschränkten sich auf Rechnen, Schreiben, Lesen und — was uns sehr wichtig und zweckmäßig erscheinen muß — die Kenntniß des Staatsgesetzes. — Später bei der näheren Verbindung mit Griechenland wurden griechische Sprache und Literatur ein Gegenstand des höheren Schulunterrichts, der indeß meist im Hause oder bei besonderen Professoren betrieben wurde. Der herangewachsene Jüngling unternahm alsdann eine Bildungsreise, besonders nach Griechenland, und kam als angehender Staatsbürger wieder zurück.

Die Mädchen wurden sehr zurückhaltend erzogen; man bildete sie eben nur zu Hausfrauen; und wenn sie häufig Gelegenheit fanden, mehr zu sein als das, so lag dies in dem Geiste der Republik, der seinen in vielfacher Richtung so wohlthätigen Einfluß auch auf das weibliche Geschlecht geltend machte.

Dies führt uns auf eine Betrachtung der Römerinnen im Allgemeinen. Die Stellung derselben war, trotz der großen vom Gesetz festgestellten eheherrlichen Gewalt des Mannes, eine sehr würdige und geachtete. Die Römerin wurde durch die Ehe, welche unter seltsamen Gebräuchen abgeschlossen ward, zwar blos die Bett- und Tischgenossin des Mannes; allein theils die Sitte, theils die persönliche Gewandtheit und Liebenswürdigkeit gaben ihr bald und leicht die Herrschaft über das Haus und sehr oft auch über — den Mann.

Die **Hochzeitsgebräuche** waren folgende: Der in Gegenwart von Zeugen ausgefertigte Heirathskontrakt wurde bestätigt durch das Zerbrechen eines Strohhalms zwischen den Verlobten. Hierauf gab der Bräutigam der Braut einen Trauring, den dieselbe an den dritten Finger der linken Hand steckte, weil ein Nerv dieses Fingers direkt mit dem Herzen in Verbindung stehen soll. — Nach dem vom Brautvater veranstalteten großen Hochzeitmahle, das bis zum Abend dauerte, wurde die Braut von den Brautführern nach dem Hause des Bräutigams geleitet, wobei man ihr eine Fackel und Spindel vorantrug, und ihre Freundinnen, jede ein Stück Hausrath tragend, folgten. An der Hausthür angekommen, umwand die Braut den Thürpfosten mit Wolle, die mit zerlassenem Fett bestrichen war. Es galt dies als ein Vorbeugungsmittel wider böse Hausgötter. Hierauf hob man die Braut über die Thürschwelle, um ihr jede Gelegenheit zu nehmen, darüber zu fallen, was als ein böses Omen betrachtet worden wäre, und nun, in ihrem neuen Hauswesen angekommen, wurde sie von dem Bräutigam empfangen, indem er ihr Wasser und Feuer als Symbole der Hausfrauenschaft überreichte. Sie erwiederte diesen Willkommen mit der Formel: „Ubi tu Cajus, ego Caja!" (Wo du Cajus bist, bin ich Caja!), und nun überließ sich die ganze Gesellschaft den vom Bräutigam gespendeten Freuden des Mahls, Gesanges und Tanzes bis in die Nacht hinein. —

Der **geschlechtliche Umgang** war als eine freie Handlung keiner Art von polizeilicher Kontrole unterworfen. Auch die Sitte fand darin als in einem naturgemäßen Akte keinerlei

Anstoß. So stand häufig der junge Römer in vertrauten Verhältnissen mit einer sogenannten Freundin (amica), die in Art und Weise der griechischen Hetäre glich, und deren äußeres Verhältniß dem eines unterhaltenen Mädchens der heutigen Zeit gleich kam, die aber deshalb keine verachtete gesellschaftliche Stellung einnahm. Weit mehr, wenn auch nicht in dem Grade wie bei uns, war dies mit den eigentlichen Freudenmädchen (meretrices) der Fall, das heißt mit denjenigen Mädchen, welche in öffentlichen Häusern zum allgemeinen Gebrauche gehalten wurden. Eine bessere Klasse dieser Geschöpfe, die mit mehr äußerem Anstand auftraten und in ihrem Umgange wählerischer waren, hieß Libertinen und glich ganz den griechischen Hetären.



Römerin bei der Toilette. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die Sklaven. Außer den bis jetzt genannten Gliedern der Familie (Mann, Frau, Kind) gehörten noch dazu die Sklaven, denen wir hier eine größere Aufmerksamkeit schenken müssen. Die Sklaven des Hauses, derer Zahl sich bald so vermehrte, daß ein Mann von nur mittelmäßigen Vermögensverhältnissen selten unter zehn besaß, mancher Reiche aber mehrere Tausend hielt, zerfielen außer vielen Rangabstufungen vorzüglich in zwei Klassen: Ordinarii und Vulgares. Die Ersteren hatten über besondere Theile des Hauswesens die Oberaufsicht zu führen als Gartenaufseher, Bademeister, Kellermeister u. dgl., oder es waren ihnen besondere, edlere Geschäfte angewiesen.

Die Chirurgie und Arzneikunst war Anfangs meist in den Händen der Sklaven; erst später gelangte sie zu Ansehen und wurde dann fast nur von Ausländern betrieben. Die Literati waren solche Sklaven, deren Kenntnisse in Kunst und Wissenschaft der Herr für

seine besonderen Zwecke benutzte. Zu ihnen gehörten die Vorleser, Schreiber und Erzähler, namentlich bei Tisch, wo zur Unterhaltung neben Zwergen, Buckligen und Blödsinnigen auch die Gräculi oder griechischen Hausphilosophen überall beliebt waren, welche meistens nur die Rolle des lustigen Raths spielten.

Ein eigenthümliches Geschäft hatte der Sklave, welcher Nomenclator (Namennenner) hieß. Der Römer, welcher in der Republik zu Geltung und Ansehn gelangen wollte, mußte sich die Gunst fast jedes einzelnen Bürgers zu verschaffen suchen. Wodurch konnte er dies besser, als wenn er auf seinen Spaziergängen an die ihm Begegnenden herantrat, sie bei ihrem Namen anredete, als ob er sie längst von Person kennte, und sich über ihre Verhältnisse mit ihnen unterhielt. Da er aber doch unmöglich die Namen und Umstände aller römischen Bürger kennen konnte, so war es die Pflicht des ihn begleitenden Nomenclators, ihn mit den Namen und Verhältnissen der Begegnenden bekannt zu machen. Wunderbar, daß dieser Weg noch zum Ziele führen konnte, da doch das Amt des Nomenclators kein Geheimniß war und also das ganze Trugspiel vor Augen lag. Aber nichts ist ja blinder und leichter zu betrügen als die Eitelkeit.

Die Vulgares wurden zu den gemeineren häuslichen Verrichtungen oder Handwerken verwendet. Das Verhältniß des Herrn zu dem Sklaven war in den älteren Zeiten ein mehr patrichalisches, und Letztere wurden meistens gütig und mild behandelt; allein mit ihrer Vermehrung änderte sich dies; denn man glaubte die Masse nur durch Strenge im Gehorsam erhalten zu können, und so finden wir denn neben den ausgesuchtesten kleinen Mißhandlungen bei allen Gelegenheiten, worin sich besonders die Frauen bei der Toilette hervorthaten, auch die härtesten Strafen für oft kleine Vergehungen.

Die Sklavinnen einer Römerin hatten bei deren Toilette oft wahre Höllenqualen auszustehen. Für jede üble Laune, die ein verfehlter Effekt, ein nicht zureichendes Toilettemittel oder ein Flecken des Spiegels erzeugte, mußten die Armen die Ableiterinnen sein, und häufig verließen sie das Putzzimmer ihrer Herrin zerschlagen, zerrauft und aufs Grausamste mit Nadeln zerstochen.

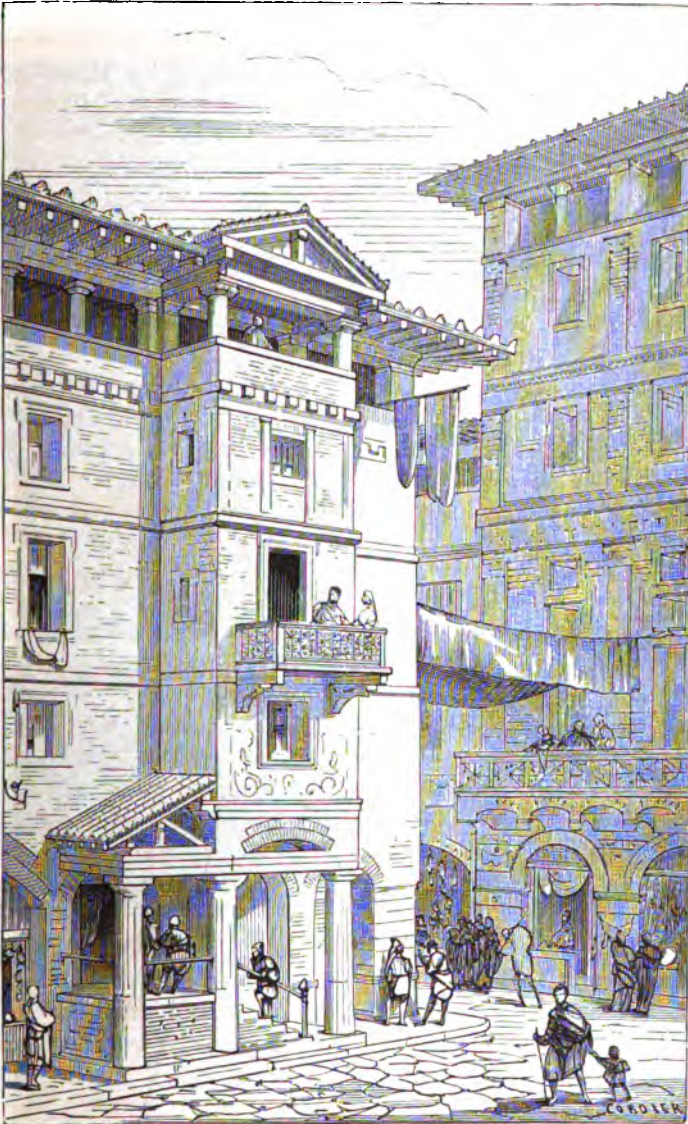
Eine noch sehr gelinde Strafe war die Verbannung aus der Stadt auf das Land, aus der familia urbana in die familia rustica, wo die Arbeit allerdings beschwerlicher war. Härtere Strafen waren die Brandmarkung, wobei dem Sklaven zur Bezeichnung seines Vergehens Buchstaben auf der Stirn eingebrannt wurden, das Aufhängen an den Händen mit Gewichten an den Füßen, das Tragen des Joches über Nacken und Schulter, Abhauen der Hände und Todesmartern am Kreuz.

Gehen wir jetzt zu der täglichen Lebensweise der Römer über, so wollen wir vor allen Dingen ihrer Wohnungen erwähnen. Diejenigen Häuser, welche zum Vermiethen bestimmt waren, mußten natürlich eine ganz andere innere Einrichtung haben als diejenigen, welche ein reicher Bürger für sich und seine Familie erbaut hatte. Jene, die insulae genannt wurden, hatten mehrere Stockwerke, deren jedes für eine Familie oder einzelne Personen eingerichtet war. Diese waren natürlich nur den Bedürfnissen ihrer Besitzer angemessen und mit größerer oder geringerer Bequemlichkeit eingerichtet. Jedes Haus aber hatte bestimmte Theile, die niemals fehlten, gleichsam das Skelet, woran sich die übrigen nach den Umständen anschlossen.

Das **römische Haus** bestand in seinen wesentlich nothwendigen Theilen aus folgenden: Das Vestibulum war eine Vorhalle, nach vorn offen, auf Säulen ruhend und häufig mit Statuen und dergl. geschmückt.

Das Ostium war der Eingang, der gerade in der Mitte des Hauses lag. Sehr oft war auf der Schwelle in Mosaik das Wort Salve! (Willkommen!) eingelegt, oder man richtete wol einen über dem Ostium aufgehängten Vogel ab, dies Wort jedem Eintretenden zuzurufen. Gleich hinter der Thür war die Portierloge (cella ostiarii), vor welcher der Haushund sein Lager hatte.

Das **Atrium**, zu dem man gleich aus dem Ostium gelangte, war der vorderste und zugleich der größte bedeckte Saal des Hauses, wahrscheinlich der Ort, wo die Familie zusammenkam, gemeinschaftlich arbeitete und dergleichen. An den beiden Seiten des Atrium zogen sich zwei Säulenhallen hin, Alä genannt; und aus dem Atrium gelangte man in das cavum aedium, das eigentliche Herz des Hauses, ein von bedeckten Säulenhallen umgebener kleiner Hof, in dessen Mitte häufig ein Springbrunnen sprudelte.

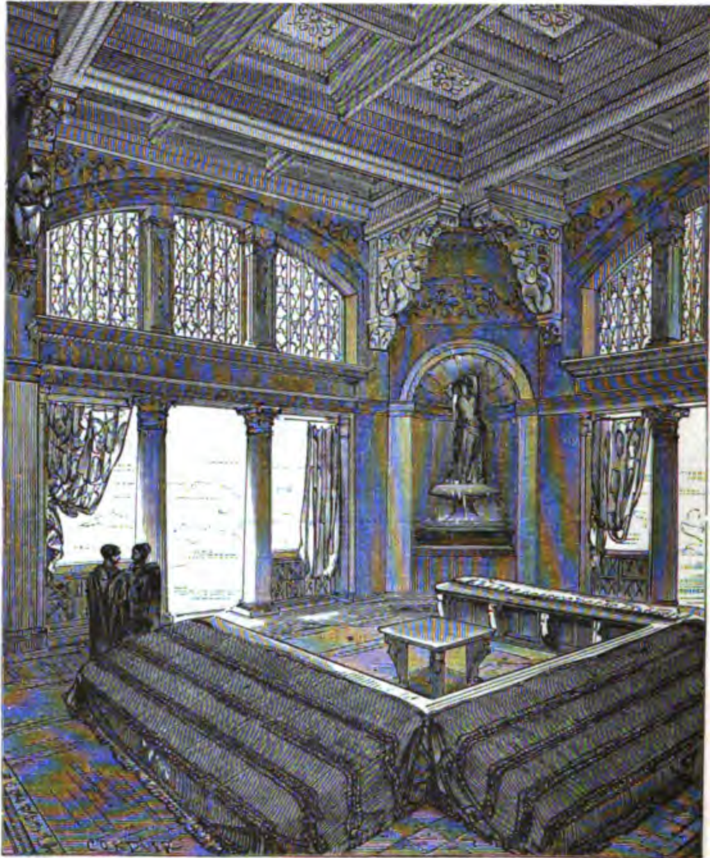


Straße im alten Rom. Nach Viollet le Duc.

Das **Tablinium**, wohin man durch das cavum aedium gelangte, war vermuthlich eine Art Archiv oder Schreibereizimmer. Zu beiden Seiten desselben aus dem erwähnten Hofe führten die fauces, eine Art Hausflur, in das **Peristylum**, einen größeren, von Säulen umgebenen Hof, in dessen Mitte sich ein Wasserbehälter befand, der mit Blumen und Sträuchern bepflanzt war.

Die kleineren Gemächer, welche zu Wohn-, Schlaf- oder Ankleidezimmern dienten, hießen Cubicula, die Speisezimmer Triclinia, die im ersten Stockwerke befindlichen Gemächer Coenacula, das Dach die Solaria.

Das Triclinium war ein trauliches, für etwa sechs bis neun Personen eingerichtetes Gemach, in dem nur zwei bis drei Ruhebetten Platz hatten; denn, wie schon früher erwähnt, die Römer lagen beim Essen, mit Ausnahme der Frauen, welche gewöhnlich saßen. Das Triclinium diente also nur dem Familien- oder vertrauteren Freundeskreise zum Speisezimmer. Für größere Mahlzeiten hatte man besondere Säle.



Triclinium. Nach Viollet le Duc.

Die Solaria (der Söller) war plattformartig gebaut und wurde gewöhnlich durch Anlegung von Blumen und Strauchwerk in einen Garten verwandelt.

Die Bekleidung des Fußbodens bestand aus Estrich oder Steingetäfel, die der Wände bei den Reicheren aus Marmorplatten. Das Licht erhielten die Häuser durch nicht sehr zahlreiche Fensteröffnungen.

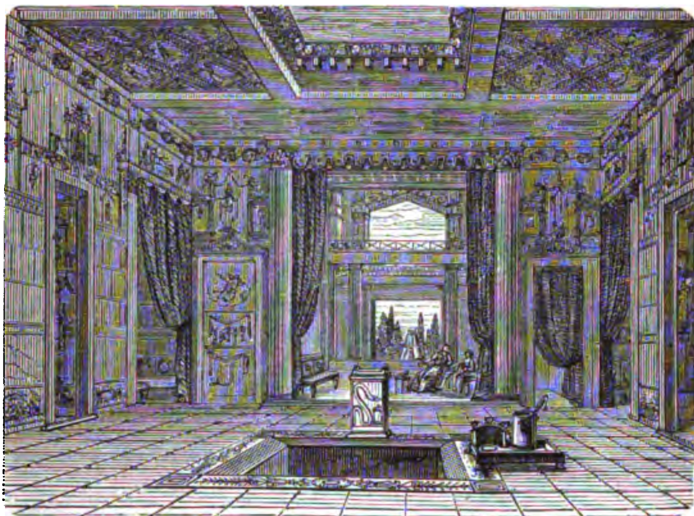
Anfangs bestanden die Fenster aus einfachen Oeffnungen, die durch Läden geschlossen wurden. Später bediente man sich des Marienglases zu Fensterscheiben, und auch Glasscheiben nach Art unserer heutigen waren nicht ungewöhnlich.

Gewärmt wurden die Räume durch Röhren, die mit heißer Luft angefüllt waren. Eigentliche Oefen gab es nicht und wahrscheinlich auch keine Rauchfänge.

Die Einfachheit des ältesten Roms hatte sich mit der Ausdehnung der Republik sehr bald verloren. Dies zeigte sich besonders in den Mahlzeiten; denn wenn in den ältesten

Zeiten eine Art Mehlbrei, Puls genannt, die allgemeine Speise war, so fand man später auf dem Tische eines Römers einen wahren Aufwand von Leckerbissen, und die Mahlzeiten selbst häuften sich, so daß es täglich mindestens drei gab.

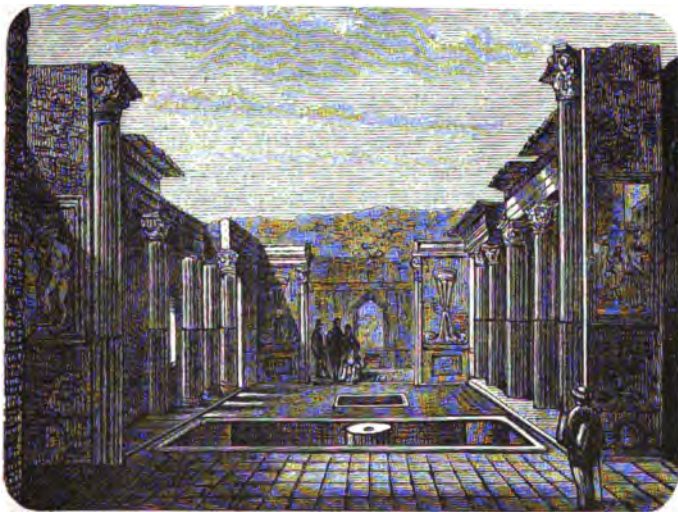
Die erste Mahlzeit am Morgen hieß Jentaculum und bestand aus Brot, Salz, Oliven, trockenen Weintrauben, Käse und dergl., auch Milch und Eiern. Die zweite Mahlzeit fand in der sechsten Stunde, d. h. zu unsrer Mittagszeit, statt und hieß das Prandium. Sie bestand aus kalten od. warmen, größtentheils nicht neu zubereiteten Speisen und entsprach unserem heutigen Gabelfrühstück. In die neunte Stunde fiel die Hauptmahlzeit des Tages, die Coena, die aus dem Voressen (gustus) und mehreren Gängen bestand.



Atrium und Tablinum aus der Casa di Sallusti (restaurirt).

Bei der Mahlzeit selbst bediente man sich übrigens keiner Tischtücher, da die Tische zur Schonung mit einem Teppich bedeckt waren, wohl aber der Servietten. Man aß ohne alle Instrumente mit den Fingern; nur eine Art Löffel finden wir erwähnt, deren Stiel spitz zulief und wahrscheinlich zugleich die Stelle unserer Gabel vertrat. Messer aber gebrauchten nur die Vorschneider.

Die Speisen wurden nicht in einzelnen Gerichten aufgetragen, sondern jeder Gang kam auf einem besonderen Gestelle (Repositorium) auf den Tisch. Das Speise- und Trinkgeschirr war in Masse und Form eben so mannichfaltig wie bei uns. Die Hauptmahlzeit war reich an verschiedenartigen Speisen und Getränken, unter welchen letzteren der Wein die Hauptrolle spielte.



Peristyl im Hause des Quästors (Pompeji).

Bemerkenswerthe Gerichte der Römer: Die Gebärmutter einer Sau und die Zitzen derselben galten als besondere Leckerbissen. Das Garum, eine aus den Eingeweiden und dem Blute gewisser Seefische bereitete Brühe war eine große Leckerei. Der Mullus, ein beliebter und sehr theurer Fisch, wurde häufig, wenn er bis sechs Pfund schwer war,

mit 1200 Mark bezahlt. Das Hauptgericht war ein Eber, welcher nach den Regeln des Anstandes unzerlegt auf den Tisch kommen mußte. Den Schluß des Mahles machten allerlei Leckereien, unter denen sich die Erzeugnisse der Zuckerbäckerei besonders auszeichneten; denn in dieser Kunst waren die Römer sehr erfahren, und liebten es, die Produkte derselben unter allerlei seltsamen und überraschenden Gestalten auf die vorher schon überfüllte Tafel zu bringen.

Das gewöhnliche Getränk war eine Art Meth, Mulsum genannt, welcher aus Most oder Wein mit Honig bestand. Der Wein, das Hauptgetränk der Römer, wurde ganz anders behandelt als bei uns. Man bewahrte ihn nicht in Fässern, sondern in sehr großen, ausgepichten thönernen Gefäßen, feinere Weine in verkorkten kleineren von Thon oder Glas, die mit Namentäfelchen versehen waren. Die besten italischen Weine kamen aus Campanien, doch wurden die griechischen vorgezogen. Fast durchgängig mischte man den Wein mit Wasser, sogar mit Seewasser. Eine Art geglühter Wein, der sehr beliebt war, hieß Calda und wurde in der Regel außerhalb der Mahlzeit getrunken.

Von den gewöhnlich nach der Mahlzeit stattfindenden Zeitvertreiben nennen wir das Würfelspiel, Alea genannt, und zwei Arten von Bretspielen.

Das Hazardspiel war zwar streng verboten; allein da sich ein solches Verbot, als die freie Verwendung des Eigenthums beschränkend, vor dem Recht nicht rechtfertigen ließ, so wurde trotz des Verbotes und vielleicht eben wegen desselben sehr bedeutend gespielt.

Die **Bäder und Wirthshäuser.** Unter den Mitteln zur äußern Reinlichkeit stehen die Bäder oben an, und sehr bald wurden sie aus einem diätetischen Bedürfniß ein Gegenstand des Luxus, aus Privatanstalten öffentliche Institute.

In den älteren Zeiten hatte man nur ganz einfache kalte und warme Bäder, über deren Wärmegrad die Aedilen die Aufsicht hatten. Später kamen noch heiße Wasser- und Schwitzbäder dazu. Die Einrichtungen wurden von Privatleuten auf Spekulation unternommen; denn man badete gegen Bezahlung, aber so äußerst billig, daß auch der ärmste Römer die Wohlthat des Bades genießen konnte. Das Streben der Aedilen nach der Gunst des Volkes führte endlich die freien Bäder herbei, die von den Aedilen oft mit bedeutenden Kosten errichtet wurden und so den Charakter öffentlicher Institute erhielten. Daß dabei jede Bequemlichkeit entfaltet und aller nur mögliche Luxus entwickelt wurde, versteht sich von selbst. Gewöhnlich badete man in der Stunde vor der Coena, indem man sich dabei die Haut mit Oel einrieb, um sie geschmeidig zu machen.

Unter den auswärtigen Gesundheitsbadeorten, besonders in Campanien und Etrurien, war Bajä, unweit Cumä in der Nähe des Meeres, durch seine Schwefeldämpfe der beliebteste und gesuchteste.

Ein weit geringeres Bedürfniß als die Bäder waren für die Römer die Wirthshäuser; denn anständige Leute bedurften ihrer nicht, da sie bei ihren Gastfreunden einkehrten, und zu ihren Unterhaltungszusammenkünften die Barbierstuben und Bäder dienten. Nur auf den Landstraßen, als das Reisen allgemeiner ward, fanden sich Gasthäuser, die auch von den vornehmsten Klassen benutzt wurden. Die Wirthshäuser in Rom selbst waren nur für die gemeineren vorhanden und ihre Besitzer nicht besonders geachtet.

Man unterschied bei den Wirthshäusern tabernae, cauponae und popinae. Die erstere Art war mehr der geselligen Zusammenkunft gewidmet, die zweite umfaßte die Häuser, in denen Wein und Lebensmittel verkauft wurden, und die dritte war eine Art von Garküchen.

Die Erwähnung der Reisen führt uns auf die in Rom gebräuchlichen Transportmittel. Der Gebrauch von Wagen innerhalb der Stadt galt für unpassend, ja er war sogar ausdrücklich verboten. Dagegen hatte man eine Art tragbarer Ruhebetten (lectica) und Sänften, welche von Maulthieren oder Sklaven getragen wurden. Für den Transport außerhalb der Stadt und die Reise hatte man Wagen aller Art, entweder eigen-

thümlich oder zur Miethe, ja es gab selbst eine Art Privatpost, indem sich auf den Hauptstraßen von Station zu Station Miethwagen und Pferde zum Weiterreisen vorfanden.

Es gab zwei- und vierräderige Wagen von verschiedener Bauart und Bestimmung, bald leicht, bald schwer, wie es die Mode oder das Bedürfniß gebot. Die Zugthiere, Pferde oder Maulthiere, wurden nicht mittels Strängen, sondern an einem vorn an der Deichsel befindlichen Joche eingespannt. Nur wenn drei oder vier Pferde angespannt waren, zogen die beiden äußeren an Strängen.



In einem Wirthshause im alten Rom. Zeichnung von Hermann Vogel.

Der **Kleidung** der Römer müssen wir eine ausführlichere Betrachtung widmen. Gedenken wir zuerst der der Männer. Hier finden wir als ältestes ausschließlich nationales Kleidungsstück die Toga, welche Anfangs überall, später nur als Staatskleid bei besonders feierlichen Gelegenheiten, wie unser heutiger Frack, getragen wurde. Der Stoff war Wolle, die Farbe weiß.

Die Toga hatte keine Aermel, war also eine Art von Ueberhängemantel. Die Weise, sich damit zu drapiren, war zu den verschiedenen Zeiten sehr verschieden und gab ein Zeichen für den guten oder schlechten Geschmack des Togaträgers ab. In der Regel hing der eine Oberzipfel der Toga über der linken Schulter, der Mantel selbst lief über den Rücken, und der andere Oberzipfel war rückwärts über die rechte Schulter geworfen, so daß er auf dem Rücken hing.

Julius Cäsar trug zur Auszeichnung eine Toga von Purpurfarbe (toga purpurea), welche nach ihm die Kaiser als ein ausschließliches Zeichen ihrer Würde beibehielten.

Knaben trugen die mit einem Purpurstreifen verbrämte toga praetexta. Die Tunika war das eigentliche Leibkleid. Sie bestand aus einer Art Hemd, bis ans Knie reichend,

mit kurzen Aermeln und unter der Brust gegürtet. Für die kälteren Tage verdoppelte man die Tunika, indem man Ober= und Untertunika trug.

Eine an der Tunika befindliche Auszeichnung der Senatoren und Ritter war der latus clavus, ein in der Mitte vom Halse bis ans Knie herabgehender, eingewebter Purpurstreifen. Wer den latus clavus trug, gürtete nur die Untertunika, die obere nicht, wovon jedoch Cäsar eine Ausnahme machte. — Die Pänula, welche als eine Art Reisemantel diente, war lang und ohne Aermel, bis zum Leibe zugenäht und wahrscheinlich nur mit einem Halsausschnitt versehen. Der Stoff war von starker, dichter Wolle. — Die Lacerna war eine Art Stutzermantel, der theils über der Toga, theils an deren Stelle getragen wurde und viel Eleganz entwickelte.

Da die übrigen Kleider durchgängig weiß waren, so trug man der Abwechselung wegen die Lacerna farbig, und namentlich waren himmel= und veilchenblaue sehr beliebt. Doch galten weiße für am anständigsten und wurden von den Stutzern getragen.

Beinkleider und Kopfbedeckung waren bei den Römern nicht im Gebrauch.

Die Stelle der Hosen vertrat bei den Weichlingen eine Umwickelung der Beine mit Binden, fasciae genannt, womit auch wol Hals und Ohren umwunden wurden. Bei schlechtem Wetter zog man eine Kapuze über den Kopf, welche an der Lacerna angeheftet war.

Die Fußbekleidung zerfiel in zwei Klassen: Die Soleä waren Sandalen, das heißt Sohlen, welche mittels besonderer Riemen an dem Fuß befestigt wurden; die Calcei gewöhnliche Schuhe, die den ganzen Fuß bedeckten. Sie waren gewöhnlich schwarz oder weiß, später auch farbig. Die Schuhe der Senatoren hatten eine halbmondförmige Auszeichnung und waren mit vier Schnürriemen befestigt, welche bis an die Wade hinauf um das Bein geschlungen wurden.

Das Haar wurde kurz getragen, der Bart nicht rasirt, sondern blos gekürzt; später aber kam auch das Rasiren auf, was man von eigenen Sklaven oder in den öffentlichen Barbierstuben besorgen ließ. Als Schmuck trug der Römer einen Siegelring, der Stutzer in späterer Zeit alle Finger voll Ringe.

Der Siegelring wurde gewöhnlich am Goldfinger der linken Hand getragen und war Anfangs und später für die geringeren Klassen von Eisen, während später goldene Ringe als eine Auszeichnung der höheren Stände betrachtet wurden.

Die weibliche Kleidung bestand in ihrer Vollständigkeit aus drei Hauptstücken: die tunica interior, ein einfaches, bis an das Knie reichendes Hemd, die Stola, ein langes Ueberkleid, und die Palla, eine Art Mantel zum Ausgehen, die Lacerna der Weiber.

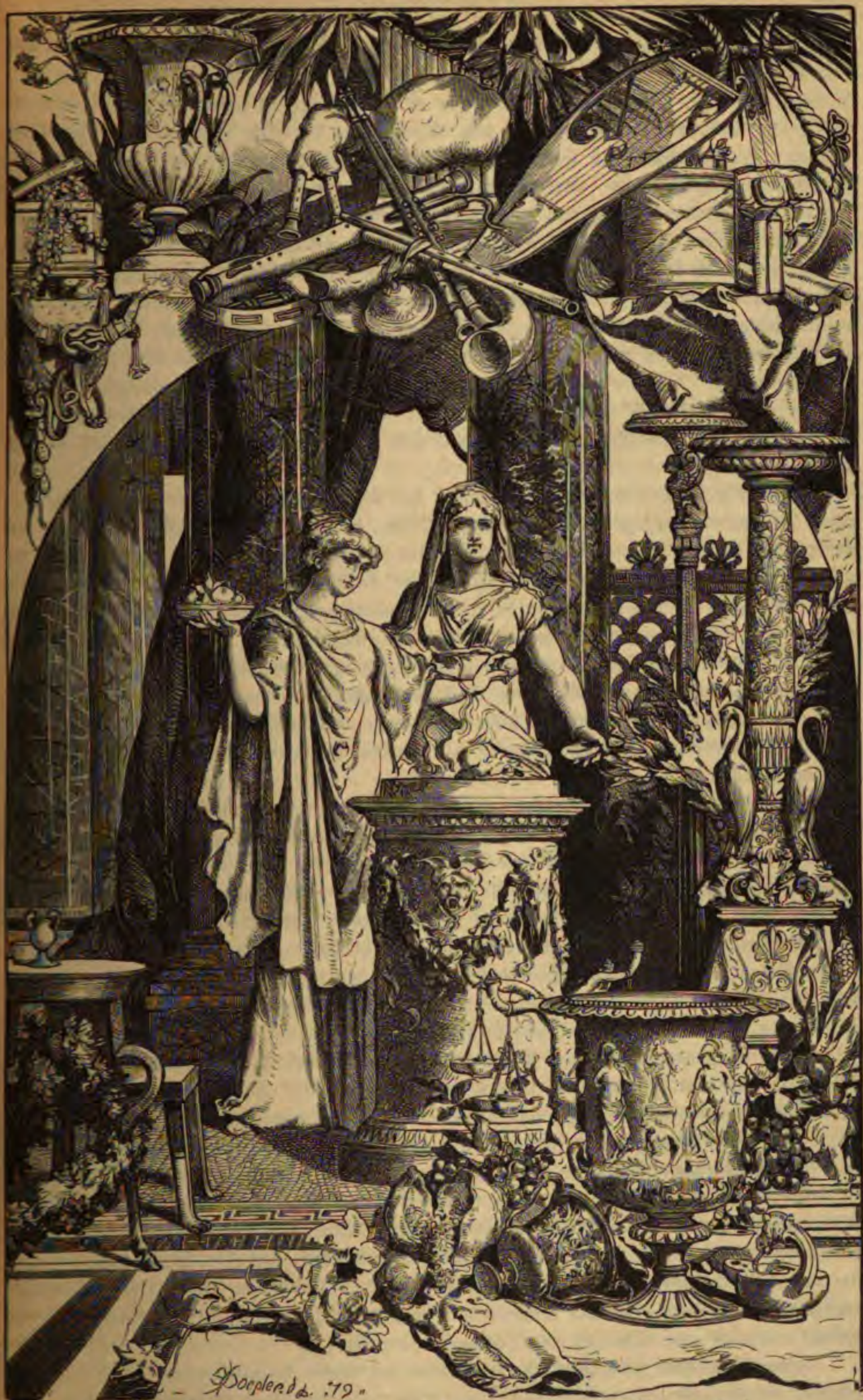
Die tunica interior wurde auf dem bloßen Leibe getragen und mittels eines gewöhnlich ledernen Busenbandes (Strophium) unter der Brust gegürtet.

Die Stola war eine Tunika, welche durch eine darangesetzte Falbel bis über die Füße verlängert wurde, sie hatte halblange Aermel, welche indeß nicht zusammengenäht, sondern mit einer Agraffe zusammengehalten wurden. Um die Hüften herum hielt ein Gürtel die Stola fest, und zwar so, daß sie in einer Art Faltenbausche über den Gürtel hinüberging. Die Farbe der Stola war weiß. Halsausschnitt und Falbel waren bei den reicheren Frauen mit Purpur durchwebt. Die Stola war, wie die Toga bei den Männern, das auszeichnende Ehrenkleid der römischen Bürgerin.

Auf den Putz des Haars verwendete die Römerin große Sorgfalt, und es gab viele Arten es zu tragen. Die gewöhnlichste war die der Vestalinnen.

Ein offener Schleier fiel vom Kopfwirbel auf beiden Seiten über das in Flechten gelegte Hinterhaar bis auf die Schulter herab. Das hervorragende Vorderhaar war über der Stirn herüber ziemlich gelockt und wurde später durch ein Diadem festgehalten, das nur in der Mitte der Stirn sichtbar war.

Als der Luxus stieg, bemächtigte sich die Modesucht des weiblichen Kopfputzes und brachte die allerseltsamsten Gestaltungen zu Tage.



Kulturgeschichtliche Tafel VIII. Rom. Nr. 2. Zeichnung von Emil Doepler d. J.

Im Mittelgrund ein Altar aus Marmor, dahinter zwei Vestalinnen. Vorn unten Vasen und Henkelkelche. Rechts zur Seite Kandelaber aus Marmor und Bronze. Links ein Dreifuß mit Tisch aus Bronze. Oben Vasen, Musikinstrumente (Lyra, Flöten, Sackpfeife, Trompete) und Schmucksachen.

Aus dem Orient kam die Mode, das Haar mit Perlen zu durchflechten. Als man mit den germanischen Völkerschaften bekannt wurde, wollten die Römerinnen um jeden Preis blondes Haar haben. Man versuchte es mit Haarsalben aller Art, selbst mit Goldstaubpuder, und endlich ließ man sich von eingekauftem deutschen Haare wirkliche Perrücken machen. Zum Ordnen des Haares dienten Kämme von Elfenbein oder Buchsbaum, zur Befestigung desselben eine einzige, kunstvoll eingesteckte große Schmucknadel, welche oft 18 bis 20 Centimeter lang und an dem Ende sehr zierlich gearbeitet war.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch gleich der kleinern Toilettegegenstände gedenken, deren sich die Römerinnen, der Mode gehorchend, bedienten: Schwarze Farbe zum Schminken der Augenbrauen, Zahnpulver, Zahntinkturen und falsche Zähne, rothe und weiße Schminke, Eselsmilch als Waschmittel zur Verbesserung der Haut; ferner zu demselben Zwecke ein Teig aus Brot und Eselsmilch, den sich die Frauen Abends über das Gesicht strichen. Der Spiegel, dies wichtigste Instrument der Toilette, war nicht von Glas, sondern aus polirtem Metall, oft mit einem köstlichen Rahmen von Elfenbein und Edelsteinen eingefaßt. Als Fächer bediente man sich eines geschmackvoll gearbeiteten Wedels von Pfauenfedern.

Zu den Lebens- und Gesundheitsregeln des Römers gehörte außer dem Baden vor allen Dingen regelmäßige Leibesbewegung. Daher finden wir überall Einrichtungen und Gebräuche, welche die Leibesbewegung betreffen. Hierzu gehören vor allen Dingen die gymnastischen Uebungen des Laufens, Springens, Fechtens und Ballschlagens. Die letztere Leibesbewegung war so allgemein, daß man Jemand, er mochte sein wer er wollte, für einen trägen Menschen gehalten haben würde, der nicht tagtäglich sein Ballspiel abgehalten hätte; ja der Ort des Hauses, welchen man zu den gymnastischen Uebungen eingerichtet hatte, wurde blos nach dem Ballspiele das Sphäristerium genannt. Das, was bei uns blos eine Ergötzung für Kinder ist, und was man von Erwachsenen unanständig und lächerlich finden würde, war bei den Römern eine Erholung für die angesehensten und würdevollsten Männer.

Unter den sonstigen Gebräuchen erwähnen wir noch des römischen Grußes. Er war stumm, und bestand sowol für Bekannte als für solche, denen man seine Achtung bezeugen wollte, darin: daß man hinzutrat und den zu Begrüßenden auf die Lippen küßte.

Leichenbestattung. Nachdem wir die wichtigsten Momente des römischen Lebens hervorgehoben haben, richten wir unsern Blick auf den Tod und betrachten die römische Leichenbestattung. Hierbei finden wir ein höchst ausführliches Ceremonienwesen vorherrschend, dessen Grund in den Ansichten über das Fortleben nach dem Tode lag. Da man glaubte, daß der Schatten eines Unbestatteten ruhelos umher irren müsse, so galt die feierliche Bestattung des Todten für eine heilige Pflicht.

Wer auf seinem Wege einen Leichnam fand, suchte diese Pflicht dadurch zu erfüllen, daß er ihn mit drei Händen voll Erde bewarf. Konnte eine Familie den Leichnam eines ihrer Angehörigen nicht erhalten, so wurde er wenigstens dem Scheine nach bestattet, indem man die Todtenfeierlichkeit verrichten ließ und ihm ein leeres Grabmal (Cenotaphium) errichtete.

Die Ceremonien begannen schon mit den letzten Augenblicken eines Sterbenden.

Sobald Jemand im Sterben lag, suchte die ihm theuerste Person in einem letzten Kusse gewissermaßen seinen Athem aufzufangen und drückte ihm die Augen zu. Zeigte sich kein Lebenszeichen weiter, so wurde von den Anwesenden ein lautes Klagegeschrei angestimmt, um den vielleicht nur Scheintodten wieder zu erwecken. Hatte dies keinen Erfolg und blieb auch der Körper nach einer Abwaschung mit heißem Wasser leblos, so war der Tod festgestellt und man traf Anstalten zum Leichenbegängniß.

Zunächst meldete man den Todesfall einem der dafür Angestellten, welche Libitinarii genannt wurden, weil sie im Heiligthum der Venus Libitina ihren Aufenthalt hatten, und übertrug demselben die weiteren Anordnungen und Feierlichkeiten. Der Libitinarius

besorgte alsdann die zur öffentlichen Ausstellung nothwendige Herrichtung der Leiche, und ordnete das Leichenbegräbniß selbst an, das ja nach dem Range oder Reichthume des Verstorbenen mehr oder minder feierlich war. — Der Pollinctor, einer der Sklaven des Libitinarius, hatte das Geschäft, das Aeußere der Leiche so herzustellen, daß sie keinen widerlichen Eindruck hervorbrachte, sie zu salben, zu reinigen, zu bekleiden, einen Freien stets mit der Toga. Hierauf wurde sie auf ein Paradebett gelegt, neben welchem eine Rauchpfanne dampfte, während vor dem Hause eine Kiefer oder Cypresse aufgeflanzt war, um die Anwesenheit einer Leiche zu bezeichnen. Diese Paradeausstellung dauerte sieben Tage lang, nach Ablauf welcher Zeit erst die Bestattungsfeierlichkeiten begannen.

Wir erwählen zur Beschreibung einer Bestattungsfeierlichkeit die glänzendste Art derselben, ein sogenanntes funus censorium, mit den Ehren, wie sie z. B. einem Censor zukamen. Dem Leichenzuge voran zogen Musiker mit klingendem Spiel. Hierauf folgten die vom Libitinarius gestellten Klageweiber, welche die Nänien sangen, das heißt klagende Loblieder auf den Verstorbenen. Diesen folgten Mimen, welche bezügliche Stellen aus tragischen Dichtern recitirten, auch wol Darstellungen aus dem Leben, den Sitten oder Charakterzügen des Todten zur Schau brachten. Sodann kamen die imagines majorum, das heißt Leute, welche in Maske die Ahnen des Verstorbenen vorstellten. War der Todte ein berühmter, durch große Thaten ausgezeichneter Mann, so wurden hinter ihm her Tafeln getragen, auf welchen die Thaten desselben sorgsam verzeichnet standen. Nun endlich folgte die Leiche selbst, auf einer aus Elfenbein gefertigten Todtenbahre in etwas aufgerichteter Stellung liegend und mit einer golddurchwirkten Purpurdecke bedeckt. Getragen wurde die Bahre entweder von den nächsten Verwandten oder von den durch das Testament freigelassenen Sklaven, bei besonders verdienstvollen Männern auch von Rittern, Senatoren oder Magistratspersonen. Der Bahre folgten zunächst die Erben und Verwandten und diesen die neu Freigelassenen, zum Zeichen der Freiheit den Hut auf dem Kopf. Den Schluß machten Freunde, Bekannte und Volk.

Der ganze Leichenzug erschien in Trauerkleidern, die von den ältesten Zeiten her schwarz waren. Er nahm seinen Weg zunächst nach dem Forum vor die Rednerbühne (rostra), wo die Bahre niedergesetzt wurde, während die imagines auf den curulischen Stühlen Platz nahmen und einer der Verwandten des Verstorbenen die Rednerbühne bestieg, um demselben eine Lobrede zu halten, wobei auch der Verdienste seiner Vorfahren gedacht werden mußte. Von hier aus ging der Zug denn endlich nach dem Bestattungsplatz

Den Schluß machte die Bestattung, entweder durch Begraben oder Verbrennen des Leichnams, wie das eine oder das andere von der Familie des Verstorbenen beliebt wurde, denn beide Arten waren gebräuchlich. Die Sitte, den Leichnam zu begraben, war die ältere; indessen stand ihr später auch der Gebrauch des Verbrennens zur Seite. Man entschied sich für die eine oder die andere Art der Bestattung. Die Scheiterhaufen waren mehr oder weniger hoch und verziert nach Maßgabe des Vermögens. Ehe man einen solchen anzündete, gab man der darauf stehenden Leiche noch den Abschiedskuß, bewarf sie mit Blumen und Kränzen und besprengte sie mit wohlrichendem Wasser. Nachdem hierauf ein Klagelied gesungen worden war, zündete einer der nächsten Verwandten des Verstorbenen mit abgewandtem Gesichte den Holzstoß an. Die aus der Asche gesammelten Gebeine wurden getrocknet, in eine Urne gethan und im Innern des Grabmals beigesetzt. Die Grabmäler selbst wurden mit der Statue des Verstorbenen oder auch wol mit Scenen aus seinem Leben in halberhabener Arbeit geschmückt und mit einer einfachen Inschrift versehen.

Die Beisetzung geschah für die Wohlhabenderen gewöhnlich auf dem eigenen Grund und Boden, da es öffentliche Begräbnißplätze in Rom nicht gab, und nur für die besitzlosen Klassen ein bestimmter Platz am Esquilinischen Hügel eingeräumt war.

Wir schließen die Betrachtung der römischen Sitten mit einem Blick auf die historisch so merkwürdigen Volksfeste der Römer.

Die **Volksfeste** standen im engsten Zusammenhange mit der Religion, ja sie gingen unmittelbar aus ihr hervor, da in Rom, wie wir bereits wissen, die Religion ein politisches Institut war. Die Zahl der Feste, welche theils alljährlich, theils in größeren Zwischenräumen, theils auf besondere Anordnung wiederkehrten, war so groß, daß wir uns darauf beschränken müssen, nur die vorzüglicheren namhaft zu machen.

Die Lupercalien, das älteste der Feste, zu Ehren des Pan begangen, waren etruskischen Ursprungs. Dieses Fest wurde am 15. Februar gefeiert und war schon vor der Erbauung Roms in Latium gebräuchlich. — Die Gebräuche bei den Lupercalien waren äußerst seltsam. Zuerst wurden zwei Ziegen und ein Hund geschlachtet und dann die Stirn zweier vornehmen jungen Römer mit dem blutigen Messer berührt, wobei sie lachen mußten. War diese sonderbare Cermonie beendet, so wurden die Felle der geopferten Thiere in Riemen geschnitten, mit denen die jungen Römer, bis zum Gürtel entkleidet, durch die Straßen und Felder liefen und jeden ihnen Begegnenden schlugen, ein Experiment, das namentlich die jungen Weiber gern an sich versuchen ließen, da es nach dem herrschenden Glauben die Fruchtbarkeit beförderte.

Die Palilien, ein Fest der Pales, Göttin der Schäfer, fielen mit der Erbauung Roms zusammen und wurden alljährlich am 21. April veranstaltet. Dies ländliche Fest wurde vorzugsweise von den Schäfern gefeiert. Diese hielten unter mancherlei seltsamen, selbst ekelhaften Gebräuchen Schmausereien bis tief in die Nacht hinein und zündeten alsdann ein Strohfeuer an, über welches hinweg sie weinberauscht tanzten und sprangen.

Die Matronalien, deren Feier am 1. März stattfand, waren eingesetzt zum Andenken an die Friedensvermittlung zwischen den Römern und Sabinern durch die sabinischen Weiber. Sie waren ein Ehrenfest für die römischen Frauen. Dieselben empfingen bei dieser Gelegenheit von den Männern Geschenke, und selbst die Sklavinnen genossen ihren Antheil an der Festlichkeit, indem sie von ihren Herrinnen bei Tische bedient wurden.

Die Saturnalien, das Hauptfest der Römer, so alt wie die Lupercalien, waren das sinnreichste aller Feste. Ihre Dauer wurde auf drei bis vier, ja zu manchen Zeiten sogar auf fünf bis sieben Tage ausgedehnt. Das Fest wurde gefeiert den sechzehnten Tag vor den Calenden des Januar, zu Ehren des Saturn und zum Andenken an das saturnische (goldene) Zeitalter, und während dieses Festes wurden die Rollen zwischen Sklaven und Herren getauscht. Es war daher das Freudenfest der Sklaven, welche dabei das Recht hatten, sich von ihren Herren bedienen zu lassen, ihre Kleider zu tragen und ihnen ihre Fehler vorzuhalten. Nebenbei war es Sitte, sich bei dieser Gelegenheit gegenseitig zu beschenken.

Fast ins Lächerliche fallend erscheint dagegen das Fest, welches Lectisternium hieß und keinen andern Zweck hatte, als den Göttern ein Gastmahl zu geben! Man richtete für die Götter in ihren eigenen mit Blumen und Laub verzierten Tempeln ein Gastmahl her, indem man Tische deckte, für die Götter Ruhebetten und für die Göttinnen Sessel herumstellte und nun jedes Götterbild auf den für dasselbe bestimmten Platz setzte. Priesterhabsucht mag wol die Erfinderin dieses seltsamen Festes gewesen sein, welches auch außergewöhnlich angeordnet wurde, wenn eine Seuche oder andere allgemeine Noth das Land bedrängte.

Die römischen Spiele. In genauer Verbindung mit den Festen stehen die römischen Spiele, denn auch sie waren religiösen Ursprungs oder lassen sich doch auf die Religion zurückführen. Von den griechischen Nationalspielen unterschieden sie sich auffallend dadurch, daß es für einen freien Römer für eine Schande galt, als Mitwirkender bei diesen Spielen aufzutreten. Er war blos Zuschauer, und die Spiele waren seinetwegen, nicht aber war er der Spiele wegen da. Der Hauptschauplatz dieser Festlichkeiten war der von dem älteren Tarquin erbaute Circus maximus; auch schreibt man Tarquin die Einführung der öffentlichen Spiele zu. Diese Spiele bestanden nun theils in Wettkämpfen zu Pferde, zu Wagen und zu Fuß, theils in Thier- und theils in Gladiatorenkämpfen. Das Pferdewettrennen eröffnete die Festlichkeit, nachdem dieselbe durch einen vom Kapitol über das Forum nach dem Cirkus geführten Pompaufzug eingeleitet worden war.



Gladiatorenkampf. Nach Hermann Vogel.

Auf das Pferdewettrennen folgten die Wagenwettfahrten, bei denen die Wagenführer in mehrere durch die Farbe der Kleidung unterschiedene Abtheilungen (factiones) getheilt wurden.

Die Wettkämpfe im Ringen, Schlagen und dergleichen gymnastischen Künsten, welche hierauf folgten, erregten weniger Interesse, da dies in hohem Grade durch die Thierkämpfe in Anspruch genommen wurde, ein so barbarisches Vergnügen, daß man es nur bei einem in Blut und Krieg ergrauten Volke für möglich halten kann.

Zu den Thierkämpfen ließ man aus den fernsten Gegenden des Römischen Reiches wilde Thiere kommen und so lange füttern, bis die Zeit der Spiele herankam. Durch Hunger wurde ihre Wildheit noch vermehrt; nun brachte man die Thiere in den Cirkus, wo sie theils gegen einander, theils aber auch gegen Verurtheilte und in Ermangelung solcher gegen gedungene Menschen einen Kampf auf Tod und Leben bestehen mußten.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir, daß die bekannte Begebenheit vom Löwen des Androkles, sich erst später, unter den ersten Kaisern, zutrug, wo sich aber keine Gelegenheit finden dürfte, sie mitzutheilen. Androkles war ein griechischer Sklave im Dienste des Prokonsuls von Afrika. Er entfloh seinem grausamen Herrn und gerieth, als er sich verbergen wollte, in die Höhle eines Löwen. Als dieser am Abend dahin laut brüllend zurückkehrte, wankte er hinkend auf Androkles zu und legte diesem seine Tatze auf den Schoß. Der Sklave bemerkte darin einen Dorn, zog denselben heraus und ward von dem dankbaren Thiere so lange mit Nahrung versehen, bis er, des einsamen Lebens überdrüssig, die Höhle verließ. Unglücklicherweise aber gerieth er wieder in die Hände seines Herrn, wurde von diesem zum Thierkampfe verurtheilt und nach Rom geschickt. Der Zufall wollte, daß auch der Löwe gefangen und für die bevorstehenden Thierkämpfe nach Rom gebracht wurde. Als Androkles den Cirkus betrat, sprang der Löwe ihm entgegen, um ihn — mit rührender Zärtlichkeit zu liebkosen. Das erstaunte Volk verlangte Aufschluß über dieses auffallende Thun; Androkles erzählte nun seine Abenteuer und wurde nicht nur begnadigt und freigelassen, sondern erhielt auch den Löwen zum Geschenk, mit dem er alsdann umherzog, um das seltene Freundespaar allem Volke für Geld zu zeigen.

Viel grausamer noch und schändlicher waren die Gladiatorenkämpfe, die zur Zeit der Punischen Kriege in Aufnahme kamen, und uns als Inbegriff aller Barbarei erscheinen müssen, da sie keinen andern Zweck hatten, als durch gegenseitiges Morden unglücklicher Schlachtopfer der Blutlust der zugaffenden Menge einen Genuß zu bereiten.

Die Gladiatorenkämpfe sollen tuskischen Ursprungs und in Rom eingeführt worden sein, um dadurch die Menschenopfer zu ersetzen. Als Gladiatoren traten nur Sklaven, Gefangene, Verurtheilte, später auch gedungene Freie auf. Angriffsart und Waffen der Gladiatoren waren verschieden, und nach dieser Verschiedenheit wurden sie selbst eingetheilt. Die Kämpfe nebst Zahl und Art der Kämpfer wurden öffentlich verkündigt, die Anordnungen bekannt gemacht, die Stunde bestimmt, mit einem Worte Alles gethan, um dem barbarischen Kampfe den Charakter eines Schauspiels zu geben. Zu Anfang der Vorstellung wurden die Gladiatoren paarweise, wie sie kämpfen sollten, in die Arena geführt, und nach einem Vorspiele mit stumpfen Waffen begann der ernste Kampf, der in den meisten Fällen mit einem schrecklichen Tode des einen oder des andern Kämpfers endete. Das Schicksal der Fechtenden hing theils von ihrer Geschicklichkeit, theils von der Laune des Volkes ab. Denn wer blos verwundet war, den ließ das Volk in manchen Fällen frei, in manchen aber auch dem Tode überantworten, wie es gerade gelaunt war. Die Sieger erhielten oft nicht unbedeutende Geschenke. Die Gladiatorenkämpfe bildeten sich mit der Zeit so aus, daß unter den Kaisern häufig 500 Paare zu gleicher Zeit auf dem Kampfplatze erschienen, um sich gegenseitig zu würgen oder zu schlachten.

Die hauptsächlichsten Kulturzweige, Handel und Industrie, spielten bei den Römern eine sehr untergeordnete Rolle. Man hielt die Beschäftigung mit ihnen für unwerth eines freien Römers, und nur Ackerbau, Politik und Kriegstalent gewährten Ansehen in der Republik.

Handel und Industrie.



Römische Hafenstadt.

Der Waarenhandel blieb in fremden Händen, die unterjochten Handelsvölker betrieben ihn ohne Störung, aber die Römer suchten den Gewinn daraus zu ziehen. Hierdurch und durch Erpressungen, Beute, Zollpachtungen und große Geldspekulationen kam so viel Geld in die Hände der Römer, daß sie nicht nöthig hatten, Handel zu treiben, um Reichthümer zu sammeln.

Nur zwei Handelszweige waren es, für die sich die Römer in so weit interessirten, daß sie sich ihnen unmittelbar widmeten: der Sklaven- und der Kornhandel. Mit Menschen zu handeln erschien einem Römer nichts Entehrendes, und er beschäftigte sich mit diesem abscheulichen Handel nicht allein direkt, sondern verband auch damit die empörendsten Spekulationen, indem er förmliche Sklavenzüchtungen und Sklavenlager errichtete.

In dieser Beziehung gedenken wir des **Crassus**, der, was Geldspekulationen betraf, als der größte Mann Roms zu betrachten ist. Sein unermeßliches Vermögen hatte er nur durch dergleichen Spekulationen gewonnen, und dabei selten nach dem Gebot der Redlichkeit gefragt. Alles, was ihm Geld einbrachte, war recht; er ließ während der Schreckenszeit reiche Leute auf die Proskriptionstafel setzen, um ihre Güter und Häuser zu geringem Preise an sich zu bringen; alle alten und baufälligen Häuser in Rom kaufte er an, um sie durch seine Sklaven wieder herstellen zu lassen. Hierauf verkaufte oder vermiethete er sie zu hohen Preisen. Eine Haupterwerbsquelle für ihn war aber die Sklavenzucht. Er kaufte eine Menge Sklaven, ließ sie zu Vorlesern, Schreibern, Haushofmeistern, Tafeldeckern, Kammerdienern und Bedienten ausbilden und verkaufte sie alsdann wieder zu doppelten und dreifachen, oft zehnfachen Preisen. Handwerker, die ihm bei seinen Häuserspekulationen von Nutzen sein konnten, namentlich Maurer und Zimmerleute, behielt er indeß für sich und vermiethete sie um hohen Lohn.

Der **Hauptmarktplatz des Sklavenhandels** war Delos, wo man dies Geschäft in solcher Ausdehnung betrieb, daß oft 10,000 Sklaven in einem Tage verkauft wurden. Der Kornhandel war durch die Nothwendigkeit geboten, da Italien nicht genug Getreide erzeugte, und wurde mehr Sache des Staates, indem dieser dafür zu sorgen hatte, daß kein Kornmangel eintrat, weil dies stets eine unmittelbare Veranlassung zu Aufständen und Unruhen wurde. Daher war es eine Hauptsorge für die Regierenden, stets so viel Weizen, denn Roggen war den Römern unbekannt, in Vorrath zu haben, daß bei eintretender Noth den Aermeren zu herabgesetzten Preisen, oft auch ganz umsonst, das nöthige Korn geliefert werden konnte. Diese mehr aus Politik als aus Humanität entsprungene Einrichtung machte den Kornhandel für Rom zu einer Nothwendigkeit und nahm den Geschäften damit den Schein von Unehrenhaftigkeit, so daß sogar die Statthalter in den Provinzen sich sehr angelegentlich und sehr zum Vortheile ihrer Kasse damit befaßten.

Die Münzen. Der Handel führt uns zunächst auf die Münzen. Diese waren in den ältesten Zeiten des Staates nur von Kupfer, indem man sich für größere Zahlungen mit lateinischen, griechischen und etruskischen Geldsorten behalf. Erst nach Eroberung Tarents sollen in Rom Silbermünzen und erst nach dem zweiten Punischen Kriege Goldmünzen geprägt worden sein. — Die gewöhnliche römische Münzeinheit war der Sestertius, eine Silbermünze. Sein Verhältniß zu den übrigen Münzsorten wird aus folgenden Angaben hervorgehen:

1	Denarius	= 2	Qyinarius	=	$32^2/_5$	Pfg.
1	Quinarius	= 2	Sestertius	=	$17^1/_5$	"
1	Sestertius	= $2^1/_2$	As (od. Libella)	=	$9^3/_5$	"
1	As	= 2	Sembella	=	$3^{21}/_{25}$	"
1	Sembella	= 2	Teruncius	=	$1^{23}/_{25}$	"
1	Teruncius (die kleinste Münze)			=	$^{24}/_{25}$	"

Denarius, Quinarius und Sestertius, zuweilen auch das As waren von Silber, die übrigen von Kupfer. — Die römische Goldmünze, **Aureus** genannt, hatte einen schwankenden Werth; dieser wechselte im Laufe der Zeiten zwischen 11 und 17 Mark unseres Geldes.

Alle uns bekannten Handelszahlenverhältnisse, als Flüssigkeits-, Getreidemaße u. s. w., anzuführen, würde zu weitläufig sein.

Das römische Getreidemaß hieß **Modius** und faßte 23 Pfund Weizen mittleren Gewichts. Die Maße für flüssige Stoffe waren: der **Sextarius** (ungefähr 1 Schoppen rhein. Maß), der **Longius** (ungefähr 7 Schoppen), die **Urna** ($27^1/_2$ Schoppen), die **Amphora** ($55^1/_2$ Schoppen) und der **Culeus** (gleich 11 Ohm, 14 Maß $1^1/_2$ Schoppen).



 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Dichter und Gelehrte Roms. Zeichnung von Ludwig Burger.

Was von dem Handel gesagt wurde, gilt in noch größerer Ausdehnung von der Industrie. Die Römer selbst verachteten die Beschäftigung damit und überließen dieselbe ihren Sklaven. Nichtsdestoweniger waren die schönsten und feinsten Erzeugnisse des Kunstfleißes in ganz Rom verbreitet, da sie zum Luxus und zur Bequemlichkeit des Lebens gehörten; und namentlich zeichneten sich die Provinzen in der Hervorbringung industrieller Produkte vorzüglich aus. Die einzelnen derselben namhaft zu machen, würde uns hier offenbar zu weit führen, und es wäre um so überflüssiger, als wir bei der Betrachtung der Sitten bereits dasjenige kennen gelernt haben, was uns aus diesem Fache der menschlichen Thätigkeit interessiren kann.

Wissenschaft und Kunst.

Poesie. Das kriegerische Element, welches bei den Römern vorherrschend war, konnte den Wissenschaften und Künsten nicht förderlich, es mußte ihnen vielmehr hinderlich sein. Nur von Anfängen in diesen Kulturzweigen haben wir in dieser ganzen Periode zu berichten; von einer Blüte in Kunst und Wissenschaft kann erst seit der Zeit die Rede sein, als die Römer in eine nähere Verbindung mit Griechenland traten. Am dürrsten finden wir das Feld der Poesie, für deren Entwicklung der römische Charakter am allerwenigsten geeignet war. Religiöse, hymnenartige Gesänge zum Lobe der Götter, die schon dem Numa zugeschrieben wurden, und bei Gastmählern gesungene Lieder zum Preise der Helden, blieben lange Zeit hindurch die einzigen Erzeugnisse römischer Dichtkunst.

Die lyrische Poesie, welche dem römischen Geiste am meisten widersprach, blieb namentlich in der Periode der Republik gänzlich verwaist, so daß wir außer Cajus Valerius Catullus aus Verona (um 86 v. Chr.) keinen einzigen Dichter finden, der hierin nur Nennenswerthes leistete.

Die epische Poesie hatte fast dasselbe Schicksal, und um dem Bedürfnisse nur einigermaßen zu entsprechen, behalf man sich mit Uebersetzungen und Nachbildungen des Griechischen. Cnejus Nävius aus Campanien (um 220 v. Chr.) schrieb ein größeres Epos: „Der Punische Krieg“ — im altitalischen (saturninischen) Versmaß, und verdankt diesem Werke den Ruhm, als der frühste epische Dichter Roms genannt zu werden.

Die dramatische Poesie, obwol sie dem thatkräftigen Charakter des Volkes näher lag, als jede andere, wurde niemals populär, da die Dichter sich sklavisch an griechische Muster hielten und meistens griechische Lebensverhältnisse in lateinischer Sprache zur Anschauung brachten. Die Anfänge zu einem volksthümlichen Schauspiel waren allerdings vorhanden; aber sie wurden fast gar nicht ausgebildet, gehören meistens nicht der Poesie an, und der gebildetere Theil des Volkes nahm kein Interesse daran.

Die ersten Anfänge des römischen Dramas hat man in den Festen, besonders in den Saturnalien, zu suchen, wo dem Volke Gelegenheit geboten wurde, sich nach seiner Weise poetisch auszusprechen. Dies geschah in mimenartigen Scherzspielen und Zwiegesprächen, die meistens voller Zoten und von unflätigen Geberden begleitet waren, häufig aber auch die beißendste Satire enthielten. Diese alten versifizirten Scherz- und Witzspiele heißen die fescenninischen Volksspiele, sind aber auch in ihrer weiteren Ausbildung immer nur als die Uranfänge des römischen Drama zu betrachten.

Livius Andronicus (um 240 v. Chr.), ein freigelassener Sklave aus Tarent, ist als der erste dramatische Dichter Roms zu betrachten, da er zuerst wirkliche Tragödien und Komödien dichtete. Außer seinen Dramen ist von Livius Andronicus noch der Uebersetzung der Odyssee zu gedenken, weil dieselbe so populär wurde, daß man sie lange Zeit hindurch als Schulbuch benutzte.

Auch der schon genannte Cnejus Nävius betrat dies Feld, wenn auch ohne größern Erfolg. Quintus Ennius (um 240 v. Chr.) dichtete nach griechischem Muster und hat überhaupt viel für die Verbreitung des Griechischen in Rom. Der größte Tragiker

dieses Zeitraums aber war Marcus Pacuvius (um 220 v. Chr.) aus Brundusium, und der letzte der republikanischen Periode Marcus Atilius.

Marcus Accius Plautus (um 200 v. Chr.) erst brachte für die Komödie dem Volk einiges Interesse bei. Er war aus Sarsina gebürtig und schrieb seine Komödien, die er den Aedilen für die Volksfeste verkaufte, zwar nach griechischem Muster, suchte sie aber dabei den römischen Verhältnissen, den römischen Zuständen und dem römischen Charakter anzupassen. Daher findet man an den Stücken des Plautus als Fehler genannt die Hintansetzung aller Aesthetik und einen Ueberfluß an Roheit und Plumpheit. Als Vorzüge dagegen nennt man die Charakterschilderung und den Dialog. Man schrieb ihm die Verfasserschaft von unendlich vielen Stücken zu, obgleich als unzweifelhaft echt sich nur etwa zwanzig erwiesen haben. Darunter nennen wir: Amphitruo, Asinaria (die Eselskomödie), Bacchides, Miles gloriosus (der prahlerische Offizier).

Publius Terentius Afer (um 170 v. Chr.) aus Karthago, gemeinhin Terenz genannt, war der größte römische Komiker und blieb es. Er war ein freigelassener Sklave des Senators Terentius Lucanus und dichtete ganz nach den griechischen Mustern der neueren Komödie. Die Vortrefflichkeit seiner Stücke zog ihm viele Anfeindungen zu; aber von Publius Cornelius Scipio Africanus geschützt, konnte er dieselben unbeachtet lassen. Seine Stücke gelten für vortrefflich; aber wenn sie auch weniger derb und plump als die des Plautus erscheinen, so waren sie dafür auch noch weniger römisch und fanden nur Beifall in den Sälen der griechisch gebildeten römischen Großen. Nur sechs von ihnen haben sich bis auf uns erhalten. Die Vorzüge des Terenz findet man in einer reinen, feingebildeten Sprache, in der durchdachten Durchführung des Plans und in dem kunstgemäßen Versbau. Seine bis auf uns gekommenen Stücke heißen: Andria (Mädchen von Andros), Heautontimorumenos (der Selbstpeiniger), Eunuchus, Phormio, Hecyra (Schwiegermutter), Adelphi (die ungleichen Brüder).



Scene aus der „Andrierin“ des Terentius.

Außer Tragödie und Komödie finden wir unter den römischen Dramendichtungen noch Atellanen und Mimen. Die ersteren, nach der campanischen Stadt Atella genannt, weil sie dort aufkamen, waren höchst wahrscheinlich Possenspiele ohne dramatischen Zusammenhang, und wurden nicht in der Schrift-, sondern in der Volkssprache gehalten, daher sie auch beim Volke am meisten beliebt waren. Die letzteren waren freie, regellose Spiele, die erst durch die Nachahmung der griechischen Mimographen eine Kunstgestalt annahmen, und sich durch Sentenzenreichthum, Spott und Satire über die Großen auszeichneten. Bei ihrer Darstellung haben wir als Eigenthümlichkeit hervorzuheben, daß die Schauspieler keine Masken anlegten und den Kothurn verwarfen. Die bedeutendsten Atellanendichter waren Pomponius, Navius und Memmius (sämmtlich um 100 v. Chr.), die hervorragendsten Mimographen Cnejus Matius (um 50 v. Chr.) und Demetrius Laberius (40 v. Chr.).

Bühnenkunst. Noch wollen wir an die Erwähnung der dramatischen Poesie einige Worte knüpfen über die Darsteller selbst. Ganz verschieden von den griechischen, standen die römischen Schauspieler in nur geringer gesellschaftlicher Achtung, und kein freier Römer würde

sich herabgelassen haben, in einem Drama öffentlich aufzutreten, wie wir dieser Eigenheit ja auch schon bei den Volksspielen erwähnten. Indessen machte sich der griechische Einfluß doch auch in dieser Beziehung wenigstens insoweit geltend, daß man bei einzelnen besonders hervorragenden Talenten von dem allgemeinen Vorurtheile abging und ihnen eine höhere gesellschaftliche Stellung einräumte als dem Troß der übrigen Histrionen. Der Tragöde Clodius Aesopus und der Komöde Quintus Roscius, welche Zeitgenossen von Cicero waren, werden als die hervorragendsten Bühnenkünstler genannt. Wenn man das Talent eines Schauspielers nach der Bezahlung seiner Kunst beurtheilen darf, so muß die des Roscius außerordentlich gewesen sein; denn sein jährlicher Gehalt betrug beinahe 90,000 Mk. unseres Geldes.

Geschichtschreibung. Fast mehr noch als bei den Griechen hatte bei den Römern die Geschichtschreibung Einfluß auf das öffentliche Leben, daher sich dieser Zweig der Wissenschaft einer außerordentlichen Bedeutsamkeit erfreute. Er bildete im Verein mit der Beredsamkeit und Rechtskunde die wissenschaftliche Grundlage des Staates, und diese drei Zweige des Wissens erhielten sich auch von allen am meisten nationell, das heißt, freibleibend von fremdländischem, namentlich griechischem Einfluß.



Scene aus Plautus nebst Theaterpolizei. (Pompejanisches Wandgemälde.)

Ein Staatsmann Roms mußte Redner, Jurist und Geschichtskenner sein, um in seiner öffentlichen Wirksamkeit eine Macht zu erlangen. Was die Geschichte heutigentags fast aufgehört hat zu sein, das war sie bei den Römern in größter Ausdehnung: eine Autorität für die Fragen der Gegenwart. Aus diesem Grunde finden wir auch unter den römischen Geschichtschreibern die berühmtesten Staatsmänner.

Die Anfänge der römischen Geschichtschreibung hat man in den Annalen (chronikartigen Jahrbüchern) zu suchen, deren Besorgung dem Pontifex maximus von Staatswegen übertragen war. Sie behielt daher lange Zeit eine große Einförmigkeit und Trockenheit, die erst mit dem Auftreten wirklicher Geschichtschreiber verschwand. Unter diesen nennen wir als den ältesten Quintus Fabius Pictor (um 220 v. Chr.), der die Geschichte Roms von dessen Gründung bis zu seiner Zeit schrieb. Weit wichtiger aber ist der uns schon bekannte Marcus Porcius Cato Censorinus, der eine sehr schätzenswerthe Urgeschichte Italiens in 7 Büchern unter dem Titel Origines schrieb. — Außer seinem Geschichtswerke schrieb Cato noch zwei Werke, in denen er seine praktischen Lebenserfahrungen niederlegte; das eine handelt vom Landbau, das andere vom Kriegsstande.

Julius Cäsar. Noch bedeutender und der erste große Geschichtschreiber Roms war Cäsar, der durch seine Stellung als großer Feldherr und Staatsmann die beste Gelegenheit

erhielt, genaue Geschichte zu liefern, um so mehr, da er größtentheils nur die von ihm selbst geleiteten Ereignisse beschrieb. — Von Cäsar's Werken haben sich nur zwei erhalten: „Der Gallische Krieg" in 7 und „der Bürgerkrieg" in 5 Büchern. Man wirft ihm darin Parteilichkeit vor, indem man behauptet, daß er nur darauf bedacht gewesen sei, seine eigenen Thaten zu verherrlichen, allein im Ganzen thut man ihm darin Unrecht.

Sallust. Cornelius Nepos. Ausgezeichnet durch Anlage, durchdachte Entwicklung und klare Darstellung ist der Historiker Cajus Sallustius Crispus (um 50 v. Chr.) aus Amiternum; von seinen Werken haben sich nur zwei kleine Bücher erhalten: Die Catilinarische Verschwörung und der Jugurthinische Krieg. Der letzte Historiker der Republik, der noch ihren Untergang sah, war Cornelius Nepos (um 30 v. Chr.), ein eifriger Alterthumsforscher, der sehr viele und sehr schätzbare Werke schrieb, die wir aber nur aus unzulänglichen Bruchstücken kennen.

Das allbekannte, auf uns gekommene Werk: „Die berühmten Männer" ist wahrscheinlich nur eine mangelhaft angeordnete, auszugsweise Zusammenstellung aus den größeren Werken des Cornelius Nepos.

Außer den eigentlichen Geschichtswerken müssen wir hier noch jener selbstbiographischen Tagebücher erwähnen, welche in Art und Weise unsrer heutigen Memoiren die Erlebnisse und Denkwürdigkeiten bedeutender Männer enthielten und oft wichtige historische Quellen wurden. Sie entstanden namentlich in der Zeit der bürgerlichen Unruhen, wo sich die Geschichte des Staates so häufig an einzelne Persönlichkeiten knüpfte. Unter diesen römischen Memoirenschreibern nennen wir nur die uns größtentheils schon bekannten Namen Marcus Aemilius Scaurus, Quintus Lutatius Catulus, Lucius Cornelius Sulla und Marcus Tullius Cicero.

Beredsamkeit. Ueber die Wichtigkeit der Beredsamkeit für Rom haben wir uns schon oben ausgelassen. Das Talent der freien Rede war das nothwendigste Bedürfniß eines römischen Staatsmannes. Die römischen Redner schrieben Anfangs ihre Vorträge erst nieder, nachdem sie gehalten waren. Häufig aber befaßte sich der Redner selbst gar nicht mit dem Aufzeichnen seiner Rede, sondern sie wurde von Schnellschreibern nachgeschrieben.

Die Entwicklungs- und Blütezeit der römischen Redekunst, die stets mehr eine praktische als eine theoretische Wissenschaft war, findet man in der Zeit von Cato Censorinus bis zu Pompejus, da dieser die Form der öffentlichen Gerichte beschränkend veränderte und dadurch auf die Beredsamkeit den nachtheiligsten Einfluß übte. Die Reden Cato's waren das treue Abbild seines Charakters: von echt römischem Gepräge, rauh, streng, gerade, derb, bezeugen sie doch seine hohe Bildung und den großen Umfang seiner staatsbürgerlichen Kenntnisse. Außer Cato sind als ausgezeichnete Redner merkenswerth: Publius Cornelius Scipio Africanus, Tiberius Sempronius Gracchus und sein Bruder Cajus Gracchus, Quintus Caecilius Metellus, Marcus Antonius, Crassus, Marcus Junius Brutus, sämmtlich aus der Geschichte uns bereits bekannt.

Cicero. Der größte von allen römischen Rednern aber war Marcus Tullius Cicero, ein Mann von so umfassenden wissenschaftlichen Talenten, wie die Geschichte nur wenige kennt; denn es gab fast keines der vielen Fächer gelehrter Wissenschaft, in welchem Cicero nicht ausgezeichnet war. — In dem ganzen Gebiete der lateinischen Literatur hat er sich zum Gesetzgeber und zur höchsten richterlichen Autorität aufgeworfen.

Betrachten wir ihn zuerst als Redner. Er betrieb die Rhetorik nicht blos der politischen Erfolge wegen, sondern wie ein großer Künstler seine Kunst, und trachtete sie durch griechischen Geist zu veredeln, ohne dabei die Volkseigenthümlichkeit der römischen Beredsamkeit preiszugeben. Von seinen Reden haben sich 59 erhalten, einige darunter verstümmelt, einige der Unechtheit verdächtig. Aber nicht blos als praktischer, sondern auch als theoretischer Redner suchte Cicero zu wirken, so daß er mehrere schätzbare Werke über das Wesen der Redekunst verfaßte. — In der Philosophie gehörte er nie einem bestimmten

Systeme an, noch schuf er ein neues, sondern er entnahm den verschiedenen bestehenden Systemen das, was seinen Ansichten entsprach, um es mit dem Staatsleben zu vermitteln, ein Verfahren, dem man sein Werk von der Republik verdankt. — Als Publizist wirkte Cicero durch seine vielen Briefe, in denen er sich über Staat, Familie, Freundschaft u. dgl. verbreitete. Diese Briefe wurden von seinem Freigelassenen Tiro in drei Theilen gesammelt und sind so bis auf uns gekommen.

Auch in der Rechtsgelehrsamkeit müssen wir Cicero den ersten Platz einräumen; denn er war nicht nur, wie wir in der Geschichte gesehen haben, ein tüchtiger und praktischer Anwalt, sondern auch ein theoretischer Rechtskundiger, in welcher Hinsicht wir seines Werkes: Von den Gesetzen, erwähnen, obgleich dasselbe mehr philosophischer Natur war, da es den Beweis zu führen suchte, daß die Gesetze der Römer göttlichen Ursprungs seien. Mehr juristisch ist sein Werk: Von dem bürgerlichen Rechte.

Der theoretische Theil der Beredsamkeit, die eigentliche Rhetorik, blieb den praktischen Römern lange Zeit hindurch gleichgiltig, und erst als mit dem griechischen Wesen auch griechische Rhetoriker sich in Rom einbürgerten, wurde die Redekunst eine Wissenschaft.

Rechtskunde. Sie nahm, wie schon erwähnt, einen bedeutenden Platz ein in der politischen Bildung der Römer. Im Anfange beschränkte sich die Rechtswissenschaft freilich nur auf das Kennen der alten und neuen oder noch bestehenden Gesetze. Allein mit dem Auftreten des berühmten Rechtsgelehrten Sextus Sulpicius Rufus erhielt die Rechtskunde einen philosophischen Boden, indem Rufus, der die durch das Studium der griechischen Philosophen gewonnene Kunst der Dialektik in das Rechtsleben brachte, mit diesem griechischen Elemente eine rein philosophische Behandlung der Rechtswissenschaft begründete.

Außer der Rechtskunde besaß Rufus noch eine bedeutende Menge von Kenntnissen, so daß er, ähnlich dem Cicero, in allen Fächern des menschlichen Wissens zu Hause war. Von seinen zahlreichen Schriften sind nur noch einzelne Bruchstücke vorhanden.

Da seinen Rechtsgrundsätzen und Lehren eine Menge ausgezeichneter Männer als Schüler folgte, so kann man ihn als den Stifter einer Art juristischer Schule betrachten, wie sie freilich erst später gewöhnlicher wurden.

Von den übrigen Wissenschaften ist wenig zu sagen. Sie wurden alle nur nach der größern oder geringern Anwendung geschätzt, die sie für das praktische Leben hatten.

Die Philosophie fand eben deshalb nur geringen Anklang in Rom, wo sie überhaupt erst durch die nähere Verbindung der Römer mit den Griechen bekannt wurde. Die philosophischen Schulen erlangten wenig Bedeutung, am meisten noch die epikuräische und die stoische, zu denen sich mehrere der bedeutenderen Staatsmänner bekannten.

Die mathematischen, astronomischen und physischen Wissenschaften waren noch zu wenig ausgebildet, um auf das praktische Leben Anwendung zu finden, daher sie wenig beachtet wurden, mit Ausnahme der Astronomie, welche aber bei dem Hange der Römer zu Zeichendeuterei und Wunderglauben in Astrologie ausartete.

Einen Beweis dafür, daß den Römern selbst der Theil der Mathematik, den man die angewandte nennt, noch unbekannt war, liefern die Uhren. Während man die Sonnenuhren in Griechenland längst kannte und die Zeit danach eintheilte, erhielt man in Rom von dieser Erfindung erst um die Zeit des Krieges mit Pyrrhos Kenntniß, als die erste solcher Sonnenuhren nach Rom gebracht wurde. Man erzählt, daß sie als Beutestück von Catina geschickt worden sei, den Römern aber viel Kopfzerbrechens gemacht habe, da man es nicht verstand, sie nach der Polhöhe von Rom einzurichten. Aber mit den Sonnenuhren war das Bedürfniß natürlich nicht befriedigt, da dieselben nur bei sonnenhellen Tagen zu gebrauchen waren, und so lernte man denn endlich die Wasseruhren kennen, die wie die späteren Sanduhren eingerichtet und nur an Stelle des Sandes mit Wasser gefüllt waren. Um sich die Mühe des jedesmaligen Nachsehens nach der Uhr zu ersparen und also die Vortheile unserer heutigen Schlaguhren zu genießen, hatte man besondere Sklaven, deren Pflicht es war, die

Sonnen- und Wasseruhren zu beobachten und den Ablauf der Stunden anzumelden. — Noch weniger trat die grammatische Wissenschaft hervor, weil dieselbe eine sehr reiche Literatur erfordert, deren sich Rom erst in den späteren Jahren der Republik erfreute. Nicht viel besser stand es um die Arzneikunde, sei es, daß das an Körper und Geist meist so gesunde römische Volk das Bedürfniß derselben weniger fühlte, sei es, daß man gewohnt war, auf die Arzneikunst mit Geringschätzung herabzusehen, weil sie von jeher nur von Fremden und Sklaven ausgeübt worden war.

Die römischen Bücher. Der Schluß des Kapitels über die römische Wissenschaft führt uns auf das, was dieselbe den Nachkommen übermittelte, auf die Bücher.

Die Tinte, mit welcher man gewöhnlich schrieb, war eine der Tusche ähnliche, aus Ruß bereitete Schwärze. Die Feder bestand aus einem zugeschnittenen Rohre (calamus), welches man am besten aus Aegypten bezog. Das Papier, worauf man die Bücher schrieb, wurde aus dem feinen Bast des ägyptischen Papyrus bereitet. Man hatte von diesem Papier verschiedene Sorten, vom feinen Augustuspapier bis zum Packpapier herab. Nach der Erfindung des Pergaments bediente man sich dieses Schreibmaterials, obwol nur selten und fast nur zu urkundlichen Schriften. Das Buch selbst bestand aus einem langen zusammengeklebten Streifen Papier, dessen Breite nach Belieben (gewöhnlich sechs Finger breit) genommen wurde. Auf diesem Streifen, an dessen Anfang und Ende der Titel des Buches stand, schrieb man nun in Kolumnen, die durch einen farbigen Strich von einander gesondert waren. Nach Beendigung der Schrift wickelte man den Streifen um eine Rolle und steckte das Ganze in ein Futteral von Pergament, das purpurroth oder gelb gefärbt war.

Es sei hier der Ort, zugleich etwas über die Briefe zu sagen. Dieselben wurden nicht auf Papier, sondern mit einem Griffel auf zwei Täfelchen (tabellae) geschrieben, die mit Wachs überzogen waren und einen etwas erhabenen Rand hatten. Die beiden beschriebenen Täfelchen wurden nun mit den Wachsseiten auf einander gelegt (wobei die Ränder das Zusammenkleben verhinderten), mit einem Faden kreuzweis gebunden, die Enden desselben mit Siegelerde oder Wachs vereinigt und der Siegelring darauf gedrückt.

Da ein Buch erst durch die Vervielfältigung seinen eigentlichen Zweck erreichen kann, so war man sehr bald darauf bedacht, und es fanden sich Männer, die es sich zum Geschäft machten, die Bücher durch Vertrag an sich zu bringen, abschreiben zu lassen und zu verkaufen. Auf diese Weise entwickelte sich das Gewerbe der Buchhändler (librarii).

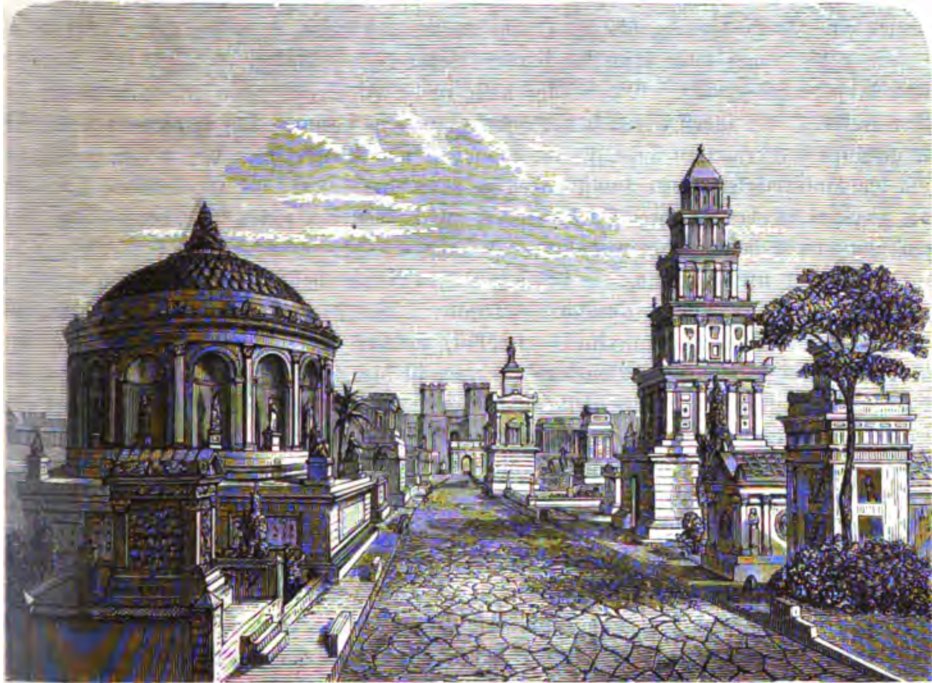
Plastik. Der Kunst im Allgemeinen fehlte es in Rom aus schon angedeuteten Gründen an Aufmunterung. Man hatte namentlich Anfangs wichtigere Dinge zu thun, als sich mit den schönen Künsten zu beschäftigen. Was wir daher in älterer Zeit von Kunstgegenständen antreffen, war etrurischer Abkunft, wie denn überhaupt Etrurien als das Vaterland der italischen Kunst zu betrachten ist. — Die Etrurier, welche sich schon in den frühesten Zeiten durch Kunstfleiß auszeichneten und denselben durch ihre zeitige Bekanntschaft mit den Griechen noch mehr förderten, gelten als die Begründer der italischen Kunst, obgleich sich die ihrige meist nur auf Gegenstände zum Gebrauch oder Luxus beschränkte und also mehr den Charakter des Handwerks trug. Berühmt waren die etrurischen Thonarbeiten, namentlich Vasen und Gefäße, die aus einem schwärzlichen Thon in edler Gestalt geformt und mit Zeichnungen verziert waren. Auch in der Erzgießerei leisteten die Etrurier Vorzügliches, so daß die kleinen etrurischen Statuen noch bis in die spätesten Zeiten als Kostbarkeiten betrachtet wurden. Die höchste Ausbildung aber erlangte die Kunst, in Elfenbein, Gold und Silber zu arbeiten, und die etrurischen Schmucksachen, Ringe, Metallspiegel ꝛc., welche später in Rom so sehr gesucht wurden, legen Zeugniß davon ab.

Auf die Ausbildung der Skulptur (Bildnerei) wurden die Römer als auf eine für das Gedeihen des freien Staates wichtige Sache hingeleitet; denn die Republik fand in der Errichtung der Bildsäulen den schönsten Lohn für ihre verdienstvollen Bürger. Später bildete sich der Geschmack an diesen Erzeugnissen der Kunst aus, und nach der

Bekanntschaft mit Griechenland, besonders nach der Eroberung von Korinth, mehrte sich die Kunstliebhaberei so sehr, daß sie in völlige Kunstleidenschaft ausartete.

Dieselbe trug den größten Theil der Schuld an der Ausplünderung Griechenlands; denn Alles, was nur Kunstwerk hieß, wollte man in Rom haben, und jeder vornehmere Römer wollte womöglich sein Haus in ein Museum umschaffen.

Baukunst. Sie war von allen Zweigen römischer Kunst der ausgebildetste, weil sie am meisten in das praktische Leben eingriff. Dennoch zeigte sie sich erst spät an Privatgebäuden, die lange Zeit hindurch und mit seltener Konsequenz republikanische Einfachheit zur Schau trugen. Erst zur Zeit der Bürgerkriege fing man an, prachtvolle Häuser zu bauen.



Denkmäler der Via Appia.

Die ersten Prachtgebäude zu Privatzwecken blieben auch von den Angriffen des Spottes nicht verschont. Als Crassus im Atrium seines Hauses sechs Marmorsäulen anbrachte, wurde er arg verhöhnt. Indessen brach sich der Geschmack an prachtvollen Häusern doch so schnell Bahn, daß ein Gebäude, welches, nach Sulla's Tode aufgeführt, als das schönste galt, schon dreißig Jahre nachher von hundert anderen weit übertroffen wurde.

Die erste Anwendung der höheren Baukunst richtete sich auf die Tempel. Da die Religion ein Staatsinstitut war, mußten die Tempel auch Staatsgebäude sein und als solche mit allem Glanze und aller Pracht hergestellt werden.

Auf alle Bauten, welche öffentlichen Zwecken gewidmet waren, verwandte der römische Staat so viel Eifer, Kunstsinn und Geld, daß diese Art der römischen Bauwerke die Bewunderung der Nachwelt erregt hat. Namentlich gilt dies von den kolossalen unterirdischen Abzugskanälen, die wir bereits unter dem Namen der Kloaken kennen. Kostete doch allein ihre Reinigung gegen sechs Millionen Mark unseres Geldes.

Eben so viel Sorgfalt widmete man den Wasserleitungen, welche den Städten aus weiter Ferne gutes Quellwasser zuführen sollten, sowie den Heerstraßen (Chausseen), die eine Erfindung der Römer sind und Alles übertreffen, was in dieser Art von späteren Nationen gebaut wurde.

Die erste Wasserleitung, durch welche Rom mit gutem, meilenweit hergeleiteten Wasser versehen wurde, war von dem Censor Appius Claudius angelegt worden, der dadurch seinen Namen verewigte, indem sein Werk die Aqua Appia genannt wurde.

Die erste Heerstraße war ebenfalls von Appius Claudius gebaut worden, wurde nach ihm Via Appia genannt und führte Anfangs von Rom bis Capua, später aber weiter bis Brundusium. Um von der Bauart dieser Straßen einen Begriff zu geben, wollen wir die Via Appia näher beschreiben. Die Straße war breit genug, um zwei Wagen Raum zum Ausweichen zu gewähren. Sie war von einer Steinart gebaut, wie sie zu Mühlsteinen genommen wird, obgleich dieselbe in dortiger Gegend nicht gefunden wurde, und also von weiter hergeholt werden mußte. Die einzelnen Steine, mit welchen der Weg belegt war, hatten eine Größe von $^2/_5$ bis $^1/_2$ Quadratmeter und waren so genau aneinander gefügt, daß man die Fugen kaum bemerken konnte. Ueber diese Steinlage nun war Kies geschüttet und derselbe festgewalzt. Die Straße hatte zu beiden Seiten einen erhöhten Rand, eine Art Fußweg, der indessen erst später angelegt zu sein scheint. Auf demselben fanden sich in gewissen Entfernungen Sitze für die Wanderer und Meilensäulen vor, denen man später, um die Einförmigkeit dieser Kunststraßen zu vermeiden, Denk- und Grabmäler hinzufügte, die hier um so eher an ihrer Stelle waren, als sie von den vielen Vorübergehenden schon aus Langeweile betrachtet wurden.

Theater und Cirkus. Zu den öffentlichen Bauten haben wir ferner noch zu rechnen die Schauplätze der Volksspiele und die Theater. Was die ersteren betrifft, so haben wir schon früher des Circus maximus erwähnt, welcher beweist, wie riesenhaft diese Art Bauten aufgeführt wurden. Von den Theatern ist dies jedoch weit weniger zu behaupten, da die dramatische Kunst lange Zeit hindurch eine so untergeordnete Rolle spielte, daß man es nicht für angemessen hielt, dieselbe auch nur in technischer Hinsicht zu begünstigen. Man erbaute daher die Schaubühnen für die jedesmaligen Spiele nur aus Holz nach Art unserer heutigen Schaubuden und riß sie nach dem jedesmaligen Gebrauche wieder ab. Es wurde dies ein Gegenstand der Sitte, und da man steinerne Theater für fremdländischen, namentlich griechischen Geschmack erklärte, so sträubte man sich gegen dieselben mit einer Hartnäckigkeit, die um so befremdender erscheinen muß, als doch sonst überall griechisches Wesen mit dem römischen verschmolzen war. Wie weit diese Hartnäckigkeit der Altrömer ging, bewies der große Scipio, der als Konsul den bereits verdungenen Bau eines steinernen Theaters verhinderte, ja sogar ein schon vollendetes wieder einreißen ließ.

Erst unter Cäsar's Konsulat erstand in Rom das erste steinerne Theatergebäude, welches der Aedil Marcus Scaurus mit so außerordentlicher Pracht aufführte, daß das fünf Jahre später von Pompejus erbaute zweite es nicht in den Schatten zu stellen vermochte.

Eine kurze Beschreibung des Theaters des Scaurus möge uns einen Begriff von dieser Art Bauten geben: Die Bühne selbst wurde von 360 Säulen getragen. Das Innere des Gebäudes und der untere Theil der Bühne waren von Mormor, während der mittlere Theil derselben von Glaskrystall und der obere vergoldetes Getäfel war. Die unteren Säulen hatten eine Höhe von 12 Metern, und zwischen ihnen standen 3000 bronzene Statuen. Maschinerie und Dekorationen entsprachen der Großartigkeit dieser Anlage; asiatische Teppiche, Gemälde und sonstiger Theaterschmuck waren in solcher Menge vorhanden, daß blos das auf Scaurus' Landgut niedergelegte Ueberflüssige davon einen Werth von 180,000 Mark unseres Geldes hatte. Um die Größe dieses Theatergebäudes ermessen zu können, wird die Bemerkung genügen, daß es nicht weniger als 60,000 Menschen faßte.





Indien.

Seit dem Tode Buddha's 543 v. Chr.

Wanderung der Arier. Der Anfang der Wanderungen der arischen Völker aus dem Pendschab und von den Ufern des Indus nach dem Gangeslande begann wahrscheinlich schon um das Jahr 1500 v. Chr. Einzelne Stämme drangen von Zeit zu Zeit nach Osten vor, vertrieben die Eingeborenen und setzten sich zwischen Indus und Ganges fest. Es war natürlich, daß später nachdrängende Völker mit den bereits festsitzenden in Konflikt geriethen. Dadurch entstanden lange blutige Kriege, von denen uns die Lieder des Rigveda und namentlich das große Heldengedicht Mahabharata berichten, welches letztere für die Geschichte Indiens ungefähr denselben Werth hat, wie die Iliade und Odyssee Homer's für die griechische Geschichte ältester Zeit. Leider ist der historische Werth des Mahabharata dadurch bedeutend verringert worden, daß die Brahmanen in ihrem Interesse Veränderungen und Zusätze machten, wodurch es sehr erschwert wird, die wirklichen Thatsachen festzustellen.

Unter den Völkern des Pendschab, die sich zum Kriege gegen Sudas, den König der Tritsu, verbanden, welche am Sarasvati wohnten, werden vorzüglich die Bharata, Matsja, Anu und Druhju genannt. Auf Seite der Pendschabstämme steht, wie wir aus den Liedern des Rigveda erfahren, der Priester Viçvamitra aus dem Geschlecht der Kuçika und auf Seite des Königs Sudas das Priestergeschlecht der Vasischta. Beide Priesterparteien versuchen durch Gebete den Gott Indra zur Hülfe zu bewegen und mit seiner Hülfe siegten die Tritsu und breiteten sich aus.

Der große Krieg, den das Mahabharata behandelt, wird hauptsächlich zwischen den verwandten Heldengeschlechtern der Kuru und Pandu geführt.

Zur Zeit dieses Krieges hatten diese Völker ihre Wohnsitze verändert. Die Tritsu wohnten nicht mehr am Sarasvati und an der Jamuna. Ihr Name war sogar verschwunden, denn sie hatten sich mit dem Volk der Koçala vermischt, die am Saraju wohnten, und deren Namen mit angenommen. An der Jamuna aber wohnten die Matsja und am obern Ganges die Bharata, ihre alten Feinde. Zwischen zwei verwandten Geschlechtern, den Kuru und Pandu, erhob sich der große Krieg, der den Hauptinhalt des Epos Mahabharata bildet. Die Kuru sind die Führer der Bharata und deren Verbündeten. Das jüngere Geschlecht der Pandu gewinnt Ansehen durch Heirath mit einer Königstochter der Pantschala, die südlich von den Bharata am Zusammenfluß der Jamuna und des Ganges wohnen. Ihnen hilft der König der Matsja. Die Kuru gehen zu Grunde; die Pandu siegen und befestigen ihre Herrschaft in der Hauptstadt Hastinapura, der Stadt der Bharata.

Auf den Inhalt dieses Gedichtes und die muthmaßlichen Entstellungen, die es durch die Brahmanen erlitt, können wir hier nicht eingehen und bemerken nur, daß die Pandusöhne der Krone entsagten und nach ihnen ein König Namens Parikschit den Thron von Hastinapura bestiegen haben soll. Der fünfundzwanzigste Herrscher nach ihm war Vatsa. Der dreiundzwanzigste Herrscher der Koçala nach dem großen Kriege war Prasenadschit, der in seiner Hauptstadt Çravasti regierte. Der König der Baratha residirte nicht mehr in Hastinapura, sondern zu Kauçambi am Ganges.

Das mächtigste aller Reiche war aber das Reich Magadha, mit der Königsstadt Radschagriha, südwärts vom Ganges und östlich der Çona. Westlich von dem Volk von Magadha wohnten die Kaçi mit der Hauptstadt Varanasi (Benares); östlich auf beiden Ufern des Ganges die Anga mit der Hauptstadt Tschampa (nahe dem heutigen Bhawalpur); nördlich am andern Ufer des Ganges lagen die Reiche Vridschi am Gogari und das Reich Mithila.

Nach den freilich sehr dunkeln und unzuverlässigen, hier und da zerstreuten Nachrichten zu urtheilen, muß das Reich Magadha schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts v. Chr. gegründet worden sein. Als seinen Gründer nennt man Brihadratha und unter seinen ersten Königen Sahadeva und Dscharasandha. Ihnen folgte das Geschlecht Barhadratha, dessen erster und letzter König Somapi und Ripundschaja heißen. Es heißt, daß seit Brihadratha gegen 130 Könige regiert hatten, als 803 v. Chr. die Dynastie Pradjota den Thron von Magadha bestieg. Dieser Dynastie folgte wieder im Jahre 665 v. Chr. die Dynastie Çaiçnaga, deren erste Könige Kschemadharman und Bhattja (oder bei den Brahmanen Kschatraudschas) heißen. Diesem Bhattja folgte im Jahre 603 v. Chr. sein Sohn Bimbisara, der ein Zeitgenosse des obenerwähnten Königs der Bharata, Vatsa, und des Königs Prasenadschit der Koçala war.

Unter König Bimbisara von Magadha herrschte das Brahmanenthum in aller Strenge; sein Sohn Adschataçatru stieß 551 v. Chr. seinen Vater vom Throne und ließ ihn ermorden. Er unterwarf das Volk der Vridschi, die ohne König unter der Herrschaft ihrer edlen Geschlechter lebten. Von den nächstfolgenden Königen Udajabhadra (519—503 v. Chr.), Anuruddhaka (503—495 v. Chr.) und Nagadasaka (495—471 v. Chr.) weiß man weiter nichts, als daß Jeder von ihnen seinen Vater umbrachte. Den Nagadasaka jagte das Volk fort und setzte einen Sohn des Adschataçatru, Namens Çiçunaga auf den Thron, der bis dahin Unterkönig im eroberten Gebiet der Vridschi, in der Stadt Vaiçali, gewesen war. Çiçunaga regierte von 471—453 v. Chr., und ihm folgte sein Sohn Kalaçoka.

Seit Bimbisara hatte sich das Reich Magadha bedeutend erweitert und die Reiche der Bharata und Koçala und andere waren ihm einverleibt worden. Kalaçoka verließ die alte Hauptstadt Radschagriha und baute am Einfluß des Çona in den Ganges, am Ufer des Ganges Pataliputra (Palibothra) nicht weit von dem heutigen Patna. Die Stadt war die größte und berühmteste Indiens. Sie hatte nicht weniger als fünf Meilen im Umfang und die Form eines Parallelograms. Die mit 570 Thürmen und 64 Thoren versehene hölzerne Mauer war durch einen 200 Meter breiten und 30 Ellen tiefen Wassergraben beschützt. — Die Herrschaft der Arier hatte sich auch südlich vom Ganges ausgebreitet. Schon zur Zeit des Brimbisara bestand am Nordabhange des Vindhjagebirges ein Arisches Reich, dessen Hauptstadt Udschdschajini hieß, und an dasselbe grenzte, an der Küste liegend, das Reich Suraschtra (Guzarata).

In diesem Reiche Suraschtra herrschte ein Geschlecht, welches von den berühmten Pandu abstammte, und nach welchem das Land Pandu genannt wurde. Ein Fürst dieses Geschlechts ging nach Ceylon hinüber, was etwa um 500 v. Chr. geschehen sein mag. Die neue Kolonie setzte sich mit den Reichen auf dem Festlande in freundliche Verbindung, und arische Kultur und arisches Wesen breiteten sich auf dieser reichen Insel aus.

Nach dem Tode des großen Königs Kalaçoka von Magadha folgten ihm seine Söhne, deren letzter Pindschamaka war. Im Jahre 403 v. Chr. wurde dieser von einem Manne Namens Nanda gestürzt. Buddhistische Schriftsteller nennen ihn den Anführer einer Räuberbande; die Brahmanen nennen ihn Ugrasena, Führer des schrecklichen Heeres, und behaupten, er sei der Sohn des letzten Sohnes des Kalaçoka, erzeugt mit einem Sudraweibe, gewesen.

Die Nachkommen dieses Usurpators herrschten gegen hundert Jahre, und der letzte König dieses Nandastammes war Daçasiddhika. Er wurde von einem schönen Barbier, Namens Indradatta, umgebracht, welcher der Geliebte seiner Gattin Sunanda war. Der Sohn dieses Königs ist der indische Krösos und wird wegen seines Reichthums Dhananda (der reiche Nanda) oder auch Dhanapala (der reiche Herrscher) oder Hiranjagupta (der vom Golde beschützte) genannt. Er regierte von 340—315 v. Chr. Bei den Griechen heißt dieser König Xandrames oder Agrames und sein Reich das der Prasier oder Pratschja (der Oestlichen) oder gewöhnlicher der Gangariden.

Alle diese Usurpationen scheinen die Macht des Reiches Magadha nicht vermindert zu haben, welches sich von Jamuna bis über das ganze Gangesthal erstreckte.

Weder die Perserkönige noch Alexander der Große haben es für räthlich gehalten, sich an Magadha zu wagen; ihre Erfolge beschränkten sich hauptsächlich auf die im Induslande wohnenden Völker. Dareios unterwarf 515 v. Chr. die am rechten Ufer des Indus wohnenden Völker, die in den Inschriften der Perser als Idhus bezeichnet sind. Kyros hatte bereits die Arachoten, die das jetzige Kabul inne hatten, und ihre Nachbarn die Gandarer unterworfen, und wir haben in der persischen Geschichte erwähnt, daß die indische Satrapie dem Perserreiche jährlich 360 Talente Gold Tribut zahlte. In dem Mahabharata wird „Ameisengold" als Tribut erwähnt, und Herodot wie auch Nearchos erzählen uns, daß es in der Wüste schwer zugängliche Hochebenen gäbe, wo der Sand viel Gold enthalte, welchen Ameisen, größer als Füchse, ausgrüben und der von den Indern mit großer Gefahr geholt werde, da Jeder verloren sei, den diese entsetzlichen und schnellen Ameisen bei dem Raube beträfen. Diese als Ameisen bezeichneten und so gefährlich geschilderten Wächter des Goldsandes sind eine bis zu zwei Fuß große Murmelthierart mit geflecktem Fell, die in jenen Gegenden gesellschaftlich zusammenleben, wie die Prairiehunde in Amerika, und ihre Wohnungen in der Erde haben.

Im Heere des Xerxes finden wir indische Truppen, und ebenso kämpften Indier auf persischer Seite in der Schlacht bei Arbela, woraus hervorzugehen scheint, daß die Könige von Persien über einige Indusvölker die Oberhoheit bis zuletzt behielten.

Wie wir gesehen haben, bildete sich das Brahmanenthum erst nach der Auswanderung aus dem Induslande aus, und es ist daher erklärlich, daß es in diesem letztern bei den dort wohnenden Völkern nicht in seiner starren Vollkommenheit bestand. Aus diesem Grunde nannten die Brahmanen des Gangeslandes die Völker am Indus Abtrünnige (Vratja) und verachteten sie um so mehr, als es unter ihnen sogar einige gab, welche nicht einmal Könige hatten, und deshalb auch Araka (Königslose) genannt wurden.

Hätten diese Indusvölker zusammengehalten, so würden sie ein sehr starkes Reich gebildet haben; allein sie befehdeten sich fortwährend unter einander und waren in viele kleine Staatengemeinschaften zersplittert. Das mächtigste Reich diesseit des Indus war das von Kaçmira, welches sich über die Gebirge im Süden, über die Landschaft Abhisara, ausdehnte. Im Pendschab waren die Fürsten der Paurava mächtig, welche zwischen dem obern Lauf der Vitasta und der Asikni wohnten. Ein verwandter Stamm hatte das Land zwischen der obern Asikni und der Iravati inne. Diese Paurava, die eine sehr ansehnliche Kriegsmacht aufstellen konnten, verbanden sich mit den Fürsten von Kaçmira zur Unterwerfung der an den Grenzen wohnenden freien königslosen Völker; allein ihr Unternehmen mißglückte. Zwischen dem obern Iravati und dem Indus lag das Reich von

Takschaçila, welches in Feindschaft mit den Paurava lebte. — Aehnliche Zwistigkeiten herrschten zwischen den Fürsten und freien Staaten am untern Indus.

Wir haben in der Geschichte Alexander's des Großen berichtet, daß derselbe im Frühjahr 327 v. Chr. zur Eroberung von Indien aufbrach. Den hartnäckigsten Widerstand leisteten ihm die im Norden des Kabul wohnenden Açvaka (Astakaner, auch Aspasier oder Hippasier von den Griechen genannt), und es wurde Winter, ehe er sie nach sehr harten Kämpfen überwand. Im Frühjahr 326 v. Chr. machte Alexander Vorbereitungen, den Indus zu überschreiten. Der Sohn des Fürsten von Takschaçila (die Griechen nennen ihn nach der Hauptstadt Taxiles), der, wie oben erwähnt, in Feindschaft mit der Paurava lebte, hatte Alexander seine Hülfe zugesagt. Taxiles starb und Mophis, der neue König, empfing Alexander in seiner Hauptstadt. Auch der König von Kaçmira sandte seinen Bruder, und andere Fürsten huldigten dem großen Makedonier.

König Poros. Der König der Paurava wird von den Griechen Poros genannt. In seinem Reich gab es 300 Städte. Wie er in einer in der Nähe der Vitasta gelieferten Schlacht geschlagen und gefangen wurde, haben wir erzählt. Alexander, dem der königliche Indier gefiel, setzte ihn in sein Reich wieder ein und vergrößerte dasselbe noch in dem Maße, daß dasselbe mehrere tausend Städte und Dörfer enthielt.

In den Kämpfen mit den Völkern an der Vitasta (Hydaspes) und am Iravati war es, wo Alexander nahe daran war, das Leben zu verlieren. Er hatte die Malava (Mallier) geschlagen; diese flüchteten in eine befestigte Stadt am Iravati. Beim Sturm ist Alexander einer der Ersten auf dem Wall. Die Leiter bricht. Er steht allein mit Peukestes, seinem Schildträger, auf dem Wall allen Pfeilen ausgesetzt. Er springt in das Innere der Burg hinab; Peukestes, Abreas und Leonnatos allein folgen ihm. Ein Pfeil durchdringt des Königs Rüstung; auch Abreas fällt; allein Peukestes deckt den König mit dem Schilde der Athene von Ilion, Leonnatus von der andern Seite, bis andere Makedonier eindringen und den bedrängten Helden befreien.

Erst im Anfang des Jahres 325 v. Chr. gelangte Alexander an den Indus und besiegte die im Pendschab lebenden königslosen Nationen. Am untern Indus fand er wieder Fürstenthümer. Wie er zur Umkehr bewogen wurde, haben wir erzählt. Ende August 325 v. Chr. trat er den Rückweg nach Persien an. Er ernannte Philippos zum Satrapen des Pendschab; über das Gebiet am untern Indus setzte er Peithon, Agenor's Sohn. Die Könige Poros und Mophis ließ er als seine Freunde zurück.

Philippos wurde von meuterischen Söldlingen ermordet, und Alexander ernannte an seine Stelle Eudemos, der gemeinschaftlich mit Mophis die Satrapie verwalten sollte.

Nach dem Tode Alexander's soll Antipater den eben genannten Peithon zum Satrapen des obern Indien ernannt haben und Poros das untere Indusgebiet mit der Stadt Pattale zugetheilt worden sein, wodurch seine Macht in bedenklicher Weise vermehrt wurde. Ebenso wurde das Gebiet des Königs Mophis vergrößert. Eudemos, der Statthalter des Pendschab, ließ den Poros durch Mord aus dem Wege räumen.

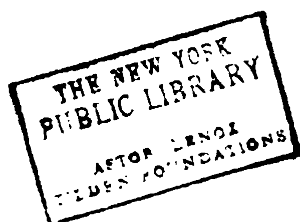
Ein Held, Namens Sandrakottos, wurde der Befreier Indiens von der makedonischen Herrschaft. Dieser Mann war im Dienst des Königs von Magadha, Dhananda (Xandrames) gewesen, hatte denselben auf irgend eine Weise beleidigt, war zum Tode verurtheilt worden und hatte sich in seine Heimat, das Indusland, gerettet. Er sammelte ein Heer, fand immer mehr Anhang unter dem Volk im Induslande und befreite es von der Fremdherrschaft, machte sich aber dann selbst zum Herrn. Dies muß etwa im Jahre 317 v. Chr. geschehen sein.

Sandrakottos wird von den Buddhisten Tschandragupta genannt und soll aus der Familie Çakja abstammen, welcher Buddha selbst angehörte. Als der König der Koçala, Kapilavastu, die Hauptstadt des Fürstenthums, welches die Çakja beherrschten, zerstörte, sei ein Zweig der Familie in die Gebirge geflohen und habe dort eine kleine Herrschaft



Illustrirte Weltgeschichte. II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

König Porus mustert seine Schlachtelephanten.
Zeichnung von H. Leutemann.



gegründet in einem Thal, in welchem es viele Pfauen gab. Da in der indischen Sprache die Pfauen majura heißen, so seien das Thal und das eingewanderte Fürstengeschlecht Maurja genannt worden.

Als mächtige Feinde einbrachen, sei der König getödtet worden, dessen schwangere Gemahlin aber nach Palibothra geflohen, wo sie den Sandrakottos geboren und ihn bei einem Stalle ausgesetzt habe. Ein Stier, der einen weißen Fleck auf der Stirn hatte und deshalb Mond (Tschandra) genannt wurde, habe das Kind behütet. Der Hirt habe es gefunden und den „Mondbeschützten" Tschandragupta genannt. Der Knabe entwickelte sich, erzählt die Tradition, ungefähr in der Art des Kyros, und ein Brahmane aus Takschaçila, der den König Dhanananda haßte, beschloß den Knaben zum Werkzeug seiner Rache zu erziehen. Als er heranwuchs, bewog ihn der Brahmane, einen Aufstand zu erregen; allein er wurde geschlagen und mußte mit dem Brahmanen in die Wildniß fliehen.

Es kommt wenig darauf an, wie die Feindschaft gegen den König von Magadha entstand. Thatsache ist, daß Tschandragupta sich zum Herrn des Induslandes machte, den Entschluß faßte, Magadha zu bekriegen, und das Land nebst der Hauptstadt Palibothra eroberte, bei welcher Gelegenheit König Dhanananda umgekommen sein soll. Diese Eroberung mochte ihn zu weiteren veranlassen, genug, der kühne Abenteurer eroberte das ganze Gangesland und machte sich zum mächtigen König des ganzen großen Indiens in welchem Reiche eine bewundernswerthe Ordnung herrschte, von der wir in der Kulturgeschichte reden werden.

Im Jahre 305 v. Chr. hielt es Seleukos für angezeigt, das Reich Alexander's in Indien wieder herzustellen. Die Verhältnisse dort hatten sich aber bedeutend geändert. Anstatt unter einander uneinige Völkerschaften fand er die vereinte Macht des ganzen Indiens sich gegenüber. Der Krieg wurde durch einen Vertrag nicht zum Vortheil des Seleukos beendet. Er hatte an Tschandragupta bedeutende Ländereien abzutreten und empfing dafür als Gegenleistung nur 500 Elefanten, die ihm freilich sehr nützlich wurden, da sie ihm die Schlacht bei Ipsos (301 v. Chr.) gewinnen halfen, die ihm die Herrschaft über das asiatische Reich Alexander's eintrug.

Der Gesandte des Seleukos am Hofe des mächtigen Königs von Indien war Megasthenes, und ihm verdanken wir wichtige Nachrichten über Indien, welche uns in den Stand setzen, die Richtigkeit derjenigen zu prüfen, die uns von Brahmanen und Buddhisten hinterlassen wurden, welche häufig von einander abweichen.

Das Reich des Tschandragupta erstreckte sich vom Hindukusch bis zur Mündung des Ganges und von Guzarate bis nach Orissa.

Dieser große König starb 291 v. Chr. und ihm folgte sein Sohn Bindusara (Amitrochates), mit dem sowol Seleukos wie auch Ptolomäos II. diplomatische Verbindungen unterhielten.

Als Bindusara starb, folgte ihm sein Sohn Açoka (263 bis 226 v. Chr.). Die allerdings ausgeschmückte Tradition der Buddhisten erzählt von ihm, daß er, als sein Vater auf dem Sterbebette lag, aus seiner Statthalterschaft Udschdschajini herbeieilte, sich der Krone bemächtigte, alle seine Stiefbrüder umbringen und nur seinen einen rechten Bruder am Leben ließ. Drei Jahre lang begünstigte er die Brahmanen, wie es sein Vater gethan, und führte ein grausames Regiment. Der Sohn eines seiner ermordeten Brüder, der von den Stjavira als Novize geweiht worden war, soll ihn zum Buddhismus bekehrt haben. Nach anderen Nachrichten wurde diese Bekehrung durch ein Wunder bewerkstelligt. Ein buddhistischer Kaufmann aus Çravasti, Namens Samudra, der nach Palibothra kam, sei auf Befehl Açoka's in einen Kessel voll von siedendem Fett und Wasser geworfen worden und habe keine Schmerzen empfunden; ja das Feuer unter dem Kessel sei erloschen und nicht wieder anzuzünden gewesen. Dies Wunder und Samudra habe ihn bekehrt. Er baute den Bhikschu zu Palibothra ein großes Kloster, den Açokarama-

Vihara, und befahl seinen Statthaltern, in allen Städten Vihara zu errichten. Die buddhistische Legende erzählt, daß nach dem Tode des „Erleuchteten" König Adschataçatru von Magadha von den Malla die Reliquien des Todten verlangt habe. Dasselbe sei aber auch von anderen Fürsten geschehen, und einem bekehrten Brahmanen sei es gelungen, ein Abkommen zu Stande zu bringen, infolge dessen diese Reliquien in acht Theile zerlegt und in acht Denkmälern aufbewahrt worden wären. Açoka ließ nun diese Reliquien in 84,000 Theile zertheilen und in kostbare Gefäße eingeschlossen in die Städte und Orte seines Reichs vertheilen. Ueber jede dieser Reliquien sei eine Stupa (ein Kuppelthurm mit Schirm darüber) und auch ein Vihara (Kloster) gebaut worden. Das Gesetz Buddha's wurde im Namen des Königs überall verkündet. Açoka's Sohn Mahendra, seine Tochter Sanghamitra und auch sein Bruder Tischja empfingen die Weihe als Bhikschu (Bettler).

Noch heute finden sich an den fernsten Orten des damaligen großen indischen Reichs von Magadha Denkmäler mit Inschriften, die auf Befehl dieses Königs errichtet wurden. Aus diesen Inschriften geht hervor, daß sich die Herrschaft Açoka's von Kandahar, von Ghazna und dem Hindukusch bis zur Gangesmündung, von Kaçmira bis zum obern und untern Lauf des Godovari ausdehnte. Ja, sein Einfluß erstreckte sich bis in den Süden des Dekhan und bis nach Ceylon. Aus diesen Inschriften, den ältesten Indiens, die wir haben, erfahren wir, daß der König nicht im dritten, sondern erst 254 v. Chr., also im zehnten Jahre seiner Regierung, zur neuen Lehre übertrat. In diesen Inschriften nennt er sich nicht Açoka, sondern Devanamprija Prijadarçin, d. h. der von den Göttern Geliebte, liebevoll Gesinnte.

Wir haben früher angeführt, daß Açoka's Großvater Tschandragupta mit fremden Herrschern diplomatische Beziehungen durch Gesandte unterhielt. Dasselbe that in noch weiterer Ausdehnung Açoka. Er stand in solcher Verbindung mit Antiochos (Antijaka), der von 262—247 v. Chr. als sein Nachbar regierte; ferner mit Ptolomäos Philadelphos (Turmaja), mit Antigonos Gonnatos von Makedonien; mit Alexander von Epeiros (Alissanda) von 272—258 v. Chr. und auch mit Magas, König von Kyrene.

Wenn auch die Zahl der Bauwerke zu Ehren Buddha's, die auf Befehl Açoka's errichtet wurden, übertrieben sein mag, so ist doch sicher, daß sie ganz außerordentlich groß und das Königreich Maghada so mit Klöstern überfüllt war, daß man ihm seitdem den Namen Klosterland, Vihara (Behar), gab.

Wie uns die entzifferten Keilinschriften Assyriens Aufschluß über das Thun der altassyrischen und babylonischen Herrscher geben, so auch die Inschriften auf den Monumenten, die Açoka errichtete. Wir sehen daraus, daß durch seinen Uebertritt zur Buddha-Religion das indische brahmanische Despotenthum eine viel mildere Form annahm. Er schaffte unter Anderem die Todesstrafe ab und verordnete, „daß die zum Tode bestimmt Gewesenen bis zu ihrem Tode auf das jenseitige Leben sich beziehende Gaben geben und Fasten thun sollten." Ueberall im Lande machte er Einrichtungen im Geiste Buddha's. Er stellte überall Lehrer, Gesetzesobere (Dharmamahamatra) an und verordnete alle fünf Jahre Versammlungen auf denen die Hauptvorschriften der Moral gelehrt werden sollten. Um den Geist zu charakterisiren, der diesen großen und weisen König leitete, wollen wir aus einer Inschrift nur folgende Stelle anführen: „Früher war nicht zu jeder Zeit Geschäftsverrichtung und Verkündigung. Deshalb ist von mir dieses gethan. Zu jeder Zeit, auch wenn ich mich erheitere im Frauengemach, in der Kinderstube, beim Gespräch, beim Ausreiten und in dem Garten, überall sind Pratidevaka (Verkündiger) angestellt mit dem Befehle: verkündigt mir die Angelegenheiten des Volkes, und überall besorge ich die Angelegenheiten des Volkes. In der Anstrengung und Vollendung der Geschäfte ist mir nicht Befriedigung; das Würdigste zu thun ist das Heil der ganzen Welt. Dessen Ursache aber ist die Anstrengung und Vollendung der Geschäfte. Es giebt keine höhere Pflicht, als das Heil der ganzen Welt. Mein ganzes Bestreben ist, daß ich die Schuld

gegen die Geschöpfe abtrage und sie hinieden glücklich mache, und daß sie jenseits sich den Himmel gewinnen. Zu diesem Zwecke habe ich diese Gesetzesinschrift schreiben lassen. Möge sie noch lange erhalten werden, und mögen meine Enkel und Großenkel ebenso dem Heile der ganzen Welt nachstreben. Dieses aber ist schwierig zu thun ohne die vorzüglichste Anstrengung."

Die Dynastie der Maurja erhielt sich nur bis in das nächste Jahrhundert hinein. Ihr folgte die Sanga- oder Kanwa-Dynastie und dieser wieder die der Andhra (31 v. Chr. bis 429 n. Chr.). Nach dieser Zeit verfiel der Buddhismus in Indien, und unsere Nachrichten über die indische Geschichte werden so verworren und unbestimmt, daß sie fast ganz verschwinden.

Während der Buddhismus infolge der klugen Nachgiebigkeit der Brahmanen (wovon in der Kulturgeschichte Näheres) seinem Verfall in Indien entgegen ging, kamen die alten Hindu-Königreiche von Mithila (Benares) und Panehala (Canouj) zur Macht und die Guptas von Canouj (319 n. Chr. bis 465) wurden die vorzüglichsten und mächtigsten Herrscher Indiens.

Nun wurde auch die große Rajput-Dynastie, die Agniculas oder Feuer-Generation, als Hauptinstrument der Brahmanen zur Ausrottung des Buddhismus berühmt. Der mächtigste Fürst dieser Dynastie war Vicramaditya.

Ein Statthalter des Seleukos, Diodotos (Theodotos), fiel gegen 254 v. Chr. von Syrien ab und bildete ein griechisch-baktrisches Königreich, welches seine Herrschaft bis nach Indien ausdehnte. Diesem Reiche wurde durch den Einfall der Skythen (Saken) 127 v. Chr. ein Ende gemacht. Die Saken trugen ihre Eroberungen bis nach Indien. Das Gangesland sowol wie das Dekhan wurden ihnen jedoch nicht unterworfen. Wir finden als den größten König der Saken-Aera 79 n. Chr. Kaniska erwähnt, dessen Vizekönig Nahapana die Sah-Dynastie des westlichen Indiens gründete. Diese Dynastie wurde durch die Guptas von Canouj gestürzt; allein erst als die Skythen durch Vicramaditya am Korurfluß geschlagen wurden, erfolgte ihre endliche Vertreibung aus Indien. Die Guptas gründeten beim Fall der Sahs eine zweite Dynastie zu Vallabi in Kattiavar, und als der letzte König der Vallabi durch den großen Sassanidenkönig der Perser, Nauschirwan (521—579 n. Chr.), aus Guzerat vertrieben wurde, heirathete der Vallabi Prinz Goha die Tochter des Sassaniden.

Kulturgeschichte.

Religion und religiöse Literatur. Ueber das Entstehen des Buddhismus haben wir bereits berichtet. Wir gaben als Geburtsland des Stifters dieser Religion ein Fürstenthum im Staat Maghada an. Das ist insofern richtig, als dasselbe letzterem großen Reiche allerdings einverleibt wurde, aber zur Zeit der Geburt des nachherigen Buddha noch unabhängig war. Es lag im Nordosten des Landes der Koçala, auf den Vorhöhen des Himalaja am Flusse Rohini, der in die Çaravati (Rapti), einen Nebenfluß der Saraju, fällt, in der Nähe des heutigen Gorakhpur, und wurde nach seinem Hauptort Kapilavastu genannt. Das dort herrschende Geschlecht der Çakja soll angeblich aus dem Indusdelta von Potala her in das Land der Koçala eingewandert sein. Seinen Stammbaum führte dieses Geschlecht, wie die Könige der Koçala selbst, zu Ikschvaku, dem Sohne des Manu hinauf. Unter ihren Vorfahren wird der große indische Heilige Gautama genannt, und die Familie führte gern den Namen dieses Priestergeschlechts.

Der Name Sidhartha oder Sarvarthasidda, welcher dem 623 v. Chr. geborenen Sohne des Fürsten Çuddhodana gegeben wurde, heißt „in allen Dingen vollendet."

Die Brahmanen nahmen Anfangs wenig Notiz von der Lehre Buddha's, und das Volk sah in ihm und seinen Schülern nichts Anderes als eine Abart der bettelnden Büßer, an welche man längst gewöhnt war. Gegen die Fürsten verhielt sich Buddha klug und nahm

keinen ihrer Beamten in seine Gemeinde auf ohne Einwilligung ihrer Herren. Diesem mäßigen Auftreten verdankte er es, daß ihn der König Bimbisera von Magadha begünstigte und ebenso der König der Koçala, Prasenadschit, König Vatsa der Bharata und andere indische Könige. Die härteste Verfolgung erduldete Buddha nach der Legende durch einen nahen Verwandten, Devadatta, der auf seinen Ruf neidisch war und sich mit dem Sohn Brimbisara's, Adschataçatru, zum Untergange Buddha's verschwor. Der Prinz habe seinen Vater, den Beschützer Buddha's, 551 v. Chr. entthront und im Thurm verhungern lassen. Von allen Mordversuchen sei aber Buddha auf wunderbare Weise gerettet worden. So viel ist sicher, daß dieser Devadatta Stifter einer besondern Sekte wurde, deren Regel man noch im 7. Jahrhundert in einigen indischen Klöstern befolgte.

Die angesehensten unter den wirklichen Jüngern Buddha's waren zwei Brahmanensöhne, Çariputra und Maudjaljajana; ferner Upra, welcher der höchst verachteten Klasse der Barbiere angehört hatte, zwei Vettern Buddha's aus dem Geschlecht der Çakja, Namens Anuruddha und Ananda; endlich Nanda, ein Stiefbruder Buddha's und sein eigener Sohn Rahula.

Nachdem Buddha die Einnahme und Verwüstung seiner Vaterstadt Kapilavastu durch König Virudhaka der Koçala erlebt hatte, ging er, 80 Jahre alt, nach Vaiçala, der Hauptstadt der Vridschi, wo er seinen Jüngern ankündigte, daß er in drei Monaten sterben werde. Dann ging er mit Ananda und Anuruddha nach Norden, in das Land der Malla. Unterwegs, bei Kuçmayra, sei er gestorben (543 v. Chr.).

Dem Gebot des „Erleuchteten“ getreu, traten nach seinem Tode seine Schüler zusammen, die Grundlehren ihres Meisters niederzuschreiben. Zu diesem Ende, heißt es, seien 500 bewährte Gläubige (Sthavira) zusammengetreten und hätten den Upali mit den Aufzeichnungen der Vorschrift der Disziplin (vinaja), „der Seele des Gesetzes“, beauftragt. Ananda sollte das Gesetz (dharma), nämlich die Aussprüche des Buddha, sammeln, die er alle auswendig wußte. Die Aufzeichnung des philosophischen Systems (abhidharma) sollte Kaçjapa besorgen. Alle diese Arbeiten, heißt es, wurden in sieben Monaten vollendet. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß in dieser ersten buddhistischen Kirchenversammlung nur die Lehrsprüche und Gebote, die Sutras Buddha's, festgestellt wurden.

Die Priester der neuen Religion nannte man Çramana (Asketen) und sie empfingen die Weihe des Bhikschu (Bettlers). Buddha hatte von ihnen kein beständiges Einsiedlerleben verlangt und schrieb ihnen vor, daß sie nicht, wie die Brahmanen, während der Regenzeit im Walde bleiben, sondern in Städten und Dörfern wohnen sollten. Die Gleichgesinnten, welche nach der gänzlichen Befreiung von der Wiedergeburt strebten, pflegten sich zu dieser Regenzeit in größeren Gemeinschaften zusammen zu finden, entweder in Felsenhöhlen oder allein stehenden Gebäuden, von wo aus sie in der guten Jahreszeit bettelnd und lehrend im Lande umherzogen, oder im Walde ein beschauliches Leben führten.

In diesen klösterlichen Gemeinschaften rissen bald Unordnungen ein, die sich mit den Vorschriften Buddha's nicht vertrugen. Namentlich klagte man die Bhikschu eines Klosters in Vaiçala an, daß sie üppig lebten und berauschende Getränke genössen. Da sie auf alle Ermahnungen nicht hörten, so berief man zu Vaiçali ein zweites großes Konzil im Jahre 433 v. Chr., auf welchem die Disziplinarvorschriften (vinaza) revidirt und festgestellt und eine große Menge Çramana (es werden 10,000 angegeben!) als Ketzer ausgestoßen wurden.

Auf dieser zweiten Synode zu Vaiçali stellte man nicht nur den Rang der verschiedenen Klosterbewohner fest, sondern bestimmte auch die verschiedenen Stufen, die zu der höchsten Vollkommenheit führten, welche die Arja (die Würdigen, Gebietenden), eine besonders bevorzugte Klasse der Bhikschu, zu ersteigen hatten. Arja waren aber diejenigen, welche bereits die „vier Wahrheiten“ völlig erkannt hatten, nämlich: das Uebel, die Entstehung des Uebels, die Vernichtung des Uebels und den Weg, der zur Vernichtung des Uebels führt.

Die niedrigste Stufe auf dem Pfade zum Nirvana hat der Çrotaapana erreicht. Er kann nicht mehr als böser Geist oder als Thier wieder geboren werden und hat im Ganzen nur noch sieben Wiedergeburten durchzumachen. Auf der zweiten Stufe angekommen hat der Sakridagamin (der einmal Wiederkehrende) es erreicht, daß er nur noch einmal wieder geboren wird. Der Anagamin — der Nichtwiederkehrende — hat der Erde für immer Lebewohl gesagt; er kann nur in höheren Regionen wieder geboren werden.



Kolossalbild des Gautama.

Auf dem Gipfel aber steht der Arhat, auf einer Höhe, die selbst die Götter beneiden, denn er hat das höchste Ziel erreicht; er ist im Nirvana angekommen und ist im Besitz übernatürlicher Kräfte. Er kann sterben wenn er will, um niemals wieder geboren zu werden. Ein Arhat „ist frei von Unwissenheit, frei von der Erbsünde, d. h. vom Verlangen, von der Anhänglichkeit an das Dasein; er ist frei von der Beschränkung des Daseins und darum auch frei von den Bedingungen desselben. Er besitzt die Kraft,

Wunder zu thun, die Fähigkeit, alle Wesen und Welten mit einem Blick zu übersehen alle Laute und Worte in sämmtlichen Welten zu hören. Er hat die Kenntniß aller Kreaturen und die Erinnerung an die früheren Wohnungen, d. h. an die vergangenen Existenzen aller Wesen."

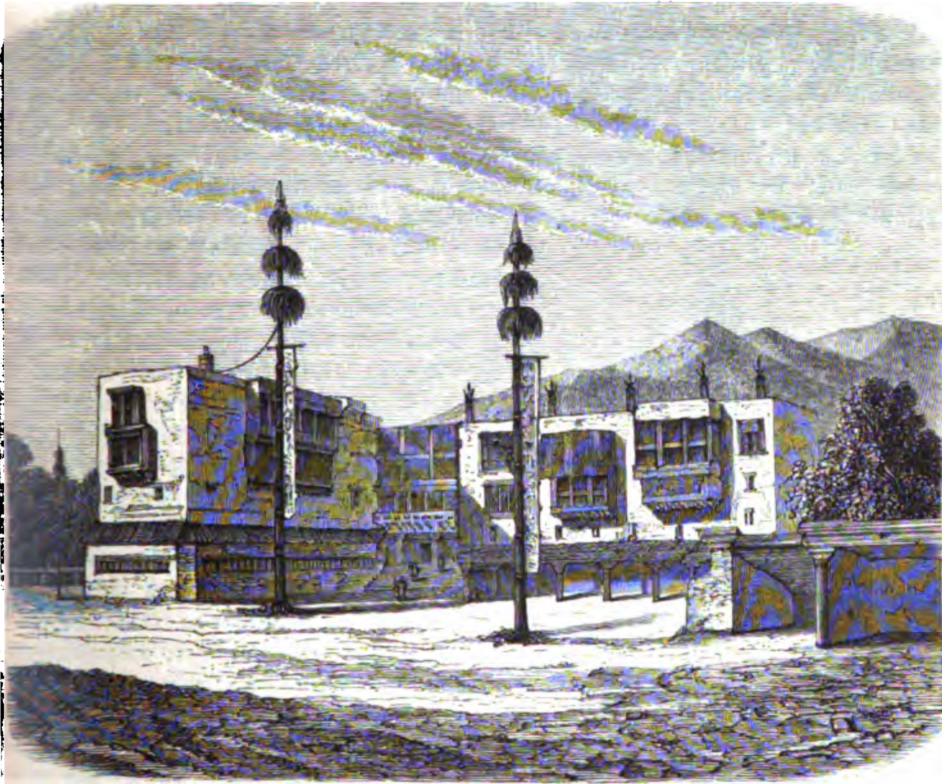
Wenn auch König Kalaçoka von Magadha, der zur Zeit des Konzils zu Vaiçali regierte, die Buddhisten in Schutz nahm, so behaupteten doch sowol unter ihm wie auch unter seinen Nachfolgern die Brahmanen ihren Vorrang. Von Bindusara wird erzählt, daß er täglich 60,000 Brahmanen gespeist habe; sein Sohn, König Açoka, that dasselbe, was der römische Kaiser Konstantin ein halbes Jahrtausend später that: er erhob eine bis dahin verfolgte Lehre zur Staatsreligion, nur mit dem Unterschied, daß Açoka an diese Lehre glaubte und der römische Kaiser das Christenthum nur aus politischen Gründen annahm.

Wir haben schon bemerkt, daß man buddhistische kanonische Bücher, die erst lange Zeit nach dem Tode der buddhistischen Apostel entstanden waren, diesen zuschrieb, wie das später ja auch mit den christlichen Evangelien geschah. Wir haben ebenfalls berichtet, daß Irrthum und Mißbrauch unter den Buddhisten schon frühzeitig vorkamen und zu Trennungen führten. Um diese Irrthümer zu untersuchen und eine Glaubensnorm festzustellen, berief Açoka im Jahre 247 v. Chr. ein drittes großes Konzil zu Palibothra. Das Schreiben, welches er an dasselbe richtete, ist uns in einer Inschrift aufbewahrt worden, die auf den von Açoka bei Palibothra errichteten vierzig Fuß hohen Gesetzessäulen (sie stehen zu Bakhra und Bhabra, nahe dem heutigen Patna) eingegraben sind. Dieses Schreiben lautet: „Der König Prijadarçin (der oben erwähnte Inschriftsname Açoka's) grüßt die Versammlung von Magadha und wünscht ihr wenig Mühe und ein gutes Dasein. Es ist wohl bekannt, wie groß meine Ehrfurcht und mein Glaube ist für den Buddha, für das Gesetz und für die Gemeinschaft (sangha). Alles was der glückselige Buddha gesagt hat, dies allein ist wohl gesagt. Demnach kommt es, ihr Herren, darauf an, zu zeigen, welche Autoritäten dafür vorhanden sind; dann wird das gute Gesetz von langer Dauer sein. Die Gegenstände, welche das Gesetz umfaßt, sind, ihr Herren, die Grenzen, welche die Disziplin vorschreibt, die übernatürlichen Eigenschaften der Arja (was darunter verstanden ist, wird später erklärt werden), die Gefahren der Zukunft (das heißt der Wiedergeburten in ihren verschiedenen Stufen), die Sprüche des Buddha und die Sutra des Buddha, die Forschung Çariputra's und die Instruktion Rahula's unter Zurückweisung der der falschen Doktrinen, das ist es, was der glückselige Buddha gelehrt hat. Diese Gegenstände, welche das Gesetz umfaßt, sollen nach meinem Wunsche die geweihten Männer und Frauen hören und sie beständig erwägen, eben so wie die Gläubigen beider Geschlechter. Dies ist der Ruhm, auf den ich das größte Gewicht lege. Deswegen lasse ich euch dies schreiben: es ist mein Wille und meine Erklärung."

Man nennt diese Versammlung das Konzil von Açokarama (nach dem von Açoka bei seiner Hauptstadt gegründeten Kloster) und die dort festgesetzten drei kanonischen Schriften: Sutra, Vinja und Abhidharma, die drei Blumenkörbe. Vorsitzender dieser Synode war mit dem König der Sthavira Maudgaliputra.

Dieses Konzil verursachte in der buddhistischen Kirche ähnliche Spaltungen, wie sie später durch das Konzil von Nikäa in der christlichen hervorgebracht wurden. Die auf dem zweiten Konzil Ausgestoßenen bildeten eine Sekte für sich, welche Mahasanghika (Anhänger der großen Versammlung) genannt wurde. Ihre weit weniger strenge Disziplin verschaffte ihr eine große Menge Anhänger. Eine andere Sekte bildete die Schule der Sautrantika. Ihre Bekenner erkannten nur die Sutra der ersten Synode an und verzichteten auf jede selbständige Spekulation. Die Schule der Vaibhaschika (Dilemmisten) zog spekulative Folgerungen aus der Ueberlieferung und legte den von den unmittelbaren Jüngern Buddha's (Rahula und Çariputra) verfaßten philosophischen Abhandlungen (abhidharma) kanonische Geltung bei.

Von Ketzerverfolgungen hörte man indessen unter Açoka's weiser Regierung nichts. In einer seiner Inschriften heißt es: „Der von den Göttern geliebte König Prijadarçin ehrt alle Religionen wie die Bettler und Hausherren durch Almosen und andere Beweise der Achtung. Man soll seinen eigenen Glauben ehren, man darf aber den Anderer nicht schelten. Nur Eintracht frommt. Möchten die Bekenner jeden Glaubens reich an Weisheit und glücklich durch Tugend sein." — In einer andern Inschrift sagt der König: „Jeder gute Mensch ist meine Nachkommenschaft."



Buddhistisches Kloster in Tibet.

Ausbreitung des Buddhismus. Die Religion des Buddha war keine Religion nur für ein bestimmtes Volk oder eine bestimmte Menschenklasse. Vor ihr waren alle Menschen gleich, und damit alle Völker der Welt an den Wohlthaten der Buddhalehre Theil nehmen könnten, wurde auf der Synode zu Açokarama beschlossen, Sthavira (Apostel) zu fremden Völkern auszusenden. Madhjantika ging in das Land der Kaçmira und der Gandhara, und Madhjama und Kaçjapa in den Himalaja. Nach der Legende ging Açoka's Sohn Mahendra nach Ceylon (Lanka). Der dort herrschende König Devanamprija-Tischja (245—205 v. Chr.) beförderte die Ausbreitung der neuen Religion, und Kaçmira und Ceylon wurden die Hauptsitze der Buddhareligion und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben. — Es heißt, daß Açoka dem Könige von Ceylon das rechte Schulterbein Buddha's und dessen Almosentopf sandte. Später kam dazu noch der Wassertopf, 150 Jahre später der linke Augenzahn, von dem viele Legenden erzählen, um den Kriege geführt wurden und der noch heute die heiligste Reliquie der Buddhisten von Ceylon ist. Von Kaçmira verbreitete sich der Buddhismus nach Nepal und Tibet und von Ceylon über Hinterindien und auch nach China und Japan. Wie der Buddhismus sich später dort gestaltete, gehört in die Geschichte des Mittelalters.

Wir haben oben erwähnt, daß Açoka Verbindungen mit europäischen und nordasiatischen Fürsten unterhielt, und es wird in den Ueberlieferungen besonders bemerkt, daß diese der Ausbreitung und Verkündigung der Buddhalehre keine Hindernisse in den Weg legten. Wenn wir die auffallende Aehnlichkeit der buddhistischen gottesdienstlichen Ceremonie mit den frommen Gebräuchen verschiedener Konfessionen des Christenthums vergleichen, so kann man nicht anders glauben, als daß hier mehr oder weniger eine Art Nachbildung stattgefunden hat. Wir wollen uns jedoch hier mit der Andeutung nur weniger Beispiele begnügen und überlassen die weitere Vergleichung denen, welche ein näheres Interesse an solchen Erscheinungen nehmen. Von den Konzilen und Klöstern haben wir bereits geredet. Die Bhikschu in der Vihara mußten das Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams, gerade wie katholische Mönche und Nonnen, ablegen. Die Geistlichen hatten das Gebot der Tonsur und des Cölibats. Der Mensch Buddha wurde zum Gott erhoben und seine Reliquien wurden verehrt und thaten Wunder, wie er selbst sie gethan hatte. Die Beichte sowol wie Weihwasser waren bei den Buddhisten eingeführt: auch der Rosenkranz stammt dort her, obwol man später eine verbesserte Gebetmaschine, die Gebeträder, einführte. Prozessionen, Räucherungen, Glockengeläute, Litaneien, Heiligenbilder 2c. — Alles das gab es in der Buddhakirche lange, ehe man an eine christliche dachte, u. auch von der Mutter Buddha's galt deren Jungfräulichkeit nach der Geburt desselben als Glaubenssatz. Eben so wenig fehlt es den Buddhisten an Verfolgungen, Märtyrern, Heiligenscheinen und wunderbaren Heiligenlegenden.



Agni, der Feuergott.

Die Spekulationen der Brahmanen hatten sich in metaphysische Nebelwolken verstiegen, wohin das Volk ihnen längst nicht mehr folgen konnte. Der Begriff Brahma war ihm stets ein durchaus unverständlicher, daher nichtsbedeutender Begriff geblieben. Auch die aus Brahma sich herausentwickelnden Götter konnten sich schon deshalb keiner besondern Achtung oder Verehrung erfreuen, da ja nach den Legenden der Brahmanen deren Heilige als eben so mächtig dargestellt wurden wie diese Ausflüsse Brahma's.

Wie ein politisch unreifes Volk einen Staat ohne König nicht fassen kann, so verlangt ein geistig unreifes Volk nach einem menschlich-persönlichen Gott. Die sublime Bramahlehre wurde daher unter dem indischen Volke auch niemals populär, und die alten Götter, welche die Arier angebetet hatten, als sie noch im Pendschab und am Indus wohnten, behaupteten immer ihre Stelle. Es trat indessen in Indien derselbe Umstand ein, den wir schon in Aegypten fanden, daß nämlich fast jeder Landestheil seinen besondern Lieblingsgott hatte. Ebenso haben wir, als wir von der turanischen und kuschitischen Religion redeten, bemerkt, wie im Laufe der Zeit manche Gottheiten zwar ihre Namen behielten, ihnen aber ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Eigenschaften zugeschrieben wurden. Aehnliche Begriffsverwirrungen entstanden im Laufe der Zeit in Indien, was bei der verwickelten Mythologie daselbst sehr erklärlich ist. Wie und warum diese Veränderungen stattfanden, wollen wir hier nicht untersuchen, sondern einfach angeben, daß die beiden Götter Vischnu und Siva (Çiva) — die sonst hinter Varuna und Indra rangirten — allmählich in die erste Götterreihe vorrückten. In den Gegenden, wo Gewitter, Stürme und andere Naturereignisse besonders häufig und oft zerstörend auftraten, war es Siva, den man mit Furcht und Zittern anbetete, und den man furchtbar genug, in scheußlicher

Gestalt, mit schrecklichen Zähnen, drei Augen und einer Halskette von Todtenschädeln abbildete. Den Somatrank verschmähte er zwar nicht, allein Blut trank er lieber. Kurz Çiva war das Sinnbild des zerstörenden Prinzips in der Natur. In ihm verschmolzen der Feuergott Agni und der Sturmgott Rudra zu einer Person und mit letzerem Namen nennt man ihn, wenn er als Zerstörer auftritt. Er ist aber nicht nur Zerstörer; die Gewitter und Regen, die er sendet, sind die Befruchter der Erde, und deshalb verehrt man ihn auch als Prinzip der Zeugungskraft und stellt ihn mit Attributen derselben dar. Wie in Aegypten und Syrien findet man den Phallusdienst auch in Indien.

Im Gangesthale, wo die Natur einen heiterern und friedlicheren Charakter hat als in den Gebirgsländern des Dekhan oder im Himalaja, war unter dem Volke Vischnu der vorzüglichste Gott geworden. Schon in den Veden wird Vischnu als ein in den bunten Lichtwolken wohnender, menschenfreundlich gesinnter Licht- und Luftgeist angerufen. Wie er eigentlich dazu kam, Indra, Savitra (Savitar), Surja und Puschan (s. S. 54) zu verdrängen, läßt sich nicht wohl nachweisen; wir kennen jedoch das Faktum, daß die Eigenschaften all dieser Götter und noch viele andere ihm beigelegt wurden und man ihn zum Schöpfer und Regierer des Alls erhob. Während ein Theil des Volkes den Vischnu in dieser Weise erhob, geschah das von einem andern in ähnlicher Weise mit Siva-Rudra.



Siva, Vischnu und Krischna.

Als die Brahmanen sahen, welchen Erfolg die Lehre Buddha's hatte, die zwar den ganzen Götterkram beseitigte, aber keinen besondern Werth darauf legte, ob man sie noch verehrte oder nicht, und befürchteten, daß ihr Einfluß vernichtet werden möchte, entschlossen sie sich zu einer klugen Maßregel. Die angedeutete Veränderung vollzog sich im vierten Jahrhundert v. Chr., obwol das darauf gebaute ethische Lehrgebäude, welches mancherlei Anschauungen aus dem Buddhismus aufnahm, erst später (im 2. Jahrh. v. Chr.) unter dem Namen Joga (Vertiefung) zur Vollendung kam. In ihm wird dargethan, daß man durch Befolgung dieser Lehre dasselbe Resultat erreicht, wie es als höchstes Endziel den Buddhisten im Nirvana vorschwebt, indem nämlich der Mensch durch Vertiefung seiner Seele in die Gottheit in diese, die Weltseele, aufgeht. Wir finden ganz Aehnliches als Endziel der gerecht befundenen Seele im ägyptischen Todtenbuch angegeben (S. 118). Um nun aber Brahma nicht zu beseitigen und durch Eingehen auf den Volksglauben das Volk zu gewinnen, erfand man die Trimurti oder Dreieinigkeit, eine Verschmelzung von Brahma, Vischnu und Siva. Auch in der Strenge ihrer Anforderungen ließen die klugen Brahmanen bedeutend nach. Die barbarische Asketik früherer Zeiten wurde nun als eine Thorheit, wenn nicht als Scheinheiligkeit betrachtet, obgleich Bußübungen noch immer als verdienstlich galten. Höher als diese und alle Opfer galt aber die Vertiefung. Für einfache nüchterne Menschen würde diese Vertiefung erklärt sein, indem man sagt: unablässig auf seinen Nabel oder seine Nasenspitze gucken, bis man stumpfsinnig, oder „festsinnig in Selbstvertiefung vertieft" wird. Der sich der Vertiefung Widmende soll in einer menschenfreien reinen Gegend einen nicht zu hohen und nicht zu niedrigen, mit Thierfellen und Kusogras bedeckten Sitz haben, Hals und Nacken

unbewegt, den Körper im Gleichgewicht halten, den Odem hoch in das Haupt zurückziehen und gleichmäßig durch die Nasenlöcher aus- und einhauchen, nirgends umherblickend, seine Augen gegen die Mitte der Augenbrauen und die Spitze der Nase richten und den geheimnißvollen Namen der Gottheit: Om! aussprechen." — Man verlangte indessen nicht von allen Gläubigen, daß sie sich in dieser Weise „vertieften", sondern das war nur das Ziel übergeschnappter Brahmanen, deren Gehirn durch religiösen Wahn bereits in faulende Gährung gerathen war und sie in den Zustand versetzt hatte, den kühle Verstandesmenschen „Verrücktheit", heuchlerische Priester und die dumme, nicht denkende Menge „heilige Verzückung" nennen.

Wenn auch der Kastenunterschied bei den Brahmanen mit aller Strenge aufrecht erhalten wurde, so gab man doch auch darin nun einigermaßen dem Zeitgeist nach, daß man den Sudras selbst das Lesen des Veda gestattete und es nicht für unmöglich hielt, daß selbst diese verachtete Kaste den höchsten Standpunkt der Vollkommenheit erreichen könnte.

Durch das neue Gesetz wurde der Gottesdienst mit noch viel mehr mysteriösen Ceremonien umgeben, und namentlich geschah dies bei den Opfern. Das götterzwingende Somaopfer behielt zwar seine alte Geltung, allein über dasselbe wurde noch das Roßopfer gestellt.

Die wesentlichste Veränderung nahmen indessen die schlauen Priester mit dem von ihren Vorfahren erfundenen Gott Brahma vor, um den das Volk sich nicht bekümmerte, weil es ihn nicht verstehen konnte. An seine Stelle trat der populäre Vischnu. Brahma, lehrte man nun, sei aus seinem Leibe entsprungen und habe mit allen anderen Göttern seine Wohnung in Vischnu; alle Götter beteten ihn an.

Um Vischnu noch mehr mit den Menschen in Verbindung zu bringen, wurde gelehrt, daß er schon seit uralten Zeiten hin und wieder vom Himmel herabgestiegen und in dieser oder jener Gestalt auf der Erde erschienen sei, um die Menschen zu beglücken. Er, hieß es nun, habe auch das Brahmanenthum eingerichtet. Vischnu war der ewige Wohlthäter, der immer wieder, wenn die Menschheit in Sünde versunken war, „für die Befreiung der Guten und die Vernichtung der Schlechten" in jedem Weltalter wiedergeboren wurde.

Der Fleischwerdungen des Gottes — Inkarnationen (avatara) — nahm man sehr viele an; die eigentliche Zahl läßt sich nicht bestimmen, denn sie wird verschieden angegeben. Das Bhagarata-Purana zählt zwanzig, sagt aber auch: „die Inkarnationen Vischnu's sind zahllos wie die Bäche, die aus einem unerschöpflichen See fließen; alle Heiligen und Götter sind Theile von ihm." Vischnu trat auf: als Schöpfer, Eber, Schildkröte, Fisch, Mannlöwe, als Opfer, als Zwerg, als Paraçurama, Rama, Balarama, Krischna u. s. w.

In Bezug auf die Religionssysteme sowol der Brahmanen als der Buddhisten wollen wir uns auf die gegebenen Andeutungen beschränken, da wir es für durchaus müßig und überflüssig halten, in dieses phantastische, mit indischer Einbildungskraft verschnörkelte Gewinde philosophischer Spekulation einzudringen, welches unser hausbackener, gesunder Menschenverstand für sublimen Unsinn erklärt.

Zur Zeit Alexander's des Großen hielten sich Brahmanenthum und Buddhismus noch so ziemlich die Wage. Unter Açoka (um 250 v. Chr.) aber erlangte der Buddhismus die Oberhand, er breitete sich später, wie schon früher erwähnt, weit über Indien hinaus, und faßte feste Wurzel in Kaçmira und Ceylon, Nepal und Tibet, Hinterindien und China. In Indien selbst jedoch unterlag er wieder dem Brahmanenthum.

Literatur und Wissenschaft. Zur Zeit der religiösen Spaltungen entstanden die Puranas, 18 lange Gedichte, welche die Schöpfung, die Zerstörung und Erneuerung der Welten, die Genealogie der Götter und Heroen, die Regierung des Manu und die seiner Nachkommen behandeln. Schon aus diesem Inhaltsverzeichniß kann Jeder ungefähr beurtheilen, was in den Puranas enthalten ist: es ist ein Durcheinandergewimmel närrischer Göttergestalten, eine Masse phantastisch-mythologischer Gebilde, über deren eigentliche

Bedeutung schwerlich zwei Gelehrte der Neuzeit einig sind. In den Puranas spielen Çiva und Vischnu die Hauptrollen, und die Sagen des Mahabharata sind diesen neuerdings zu höchstem Ansehen gelangten Gottheiten angepaßt.

Eigentliche Geschichtswerke besitzen die Indier gar nicht. Ihre Heldengedichte und religiösen Schriften sind die einzigen historischen Quellen, die wir haben, und ihren Werth haben wir schon früher beurtheilt.

Etwas mehr historische Bedeutung als die brahmanischen Schriften haben die der Buddhisten. In den Sutras, welche die Lebensgeschichte des Buddha und seiner Schüler enthalten, erfahren wir Vielerlei über die verschiedenen indischen Länder, deren Herrscher und Zustände. Die späteren buddhistischen Schriften werden in historischer Hinsicht fast von eben so zweifelhaftem Werth wie die brahmanischen.



Trimurti (Darstellung aus dem Höhlentempel zu Elefante).

In Bezug auf Wahrheit zeichnet sich indessen ein Mahavança genanntes buddhistisches Geschichtswerk über Ceylon aus, welches von Mahanama verfaßt wurde, bis 302 n. Chr. geht und viele Fortsetzungen hat. — Ein ähnliches Geschichtswerk der Buddhisten findet sich in Kaçmira. Die verwickelte Zeitrechnung der Indier bietet außerordentliche Schwierigkeiten dar. Erst um 56 v. Chr., unter König Vicramaditya, begannen die Brahmanen eine geordnete Zeitrechnung. Im Dekhan rechnete man nach der Aera des Salivahena, Königs von Paitan (79 v. Chr.). Daher kommt es, daß manche Angaben um Jahrhunderte von einander abweichen. Dieser König Vicramaditya, der in der Stadt Udschajini im Lande Maghada regierte, war ein großer Beschützer der Wissenschaften, und an seinem glänzenden Hofe rühmt man den „neunfachen Perlenschmuck“ indischer Dichter.

Alle altindischen Dichterwerke zeichnen sich durch ihren Phantasiereichthum, ihre Zartheit und ihre Anständigkeit aus. In allen spielen die Götter und mythologischen Helden

eine bedeutende Rolle, und erst in späterer Zeit wird die indische Lyrik bei aller Zartheit und Innigkeit lüstern und üppig. — Zu den ältesten lyrischen Produktionen gehört ein idyllisches Singspiel, Gita Govinda, welches eine Liebesgeschichte Krischna's behandelt.

Sehr werthvoll sind die didaktischen Gedichte, welche unter dem Namen der Spruchsammlung des Bhartrihari bekannt sind und einem Könige von Maghada aus der Gupta-Dynastie zugeschrieben werden.

Die Lehre von der Seelenwanderung, welche das Schicksal der Menschen so eng mit der Thierwelt verband, brachte schon zur Zeit Alexander's das Thierepos und Thierfabeln hervor; allein die uns erhaltenen stammen aus viel späterer Zeit.

Von den beiden großen Heldengedichten Mahabharata und Ramajana haben wir schon früher (S. 70) geredet. Das Mahabharata ist länger und verwickelter als Iliade und Odyssee; viele Bücher sind darüber geschrieben worden, und selbst eine noch so kurze, verständliche Synopsis dieses Riesensammelwerkes würde uns zu weit führen.

Den größten Ruf haben sich die indischen Dramen erworben. Sie verdanken ihren Ursprung religiösen Ceremonien, die mit Gesang und Tanz verbunden waren und später durch Dialoge erweitert wurden. Das eigentliche Drama entstand erst nach der makedonisch-griechischen Zeit und eben durch die Bekanntschaft mit den griechischen Dramen. Das Charakteristische dieser Dramen ist, daß sie weniger dramatisch als lyrisch sind und in ihnen mehr Zärtlichkeit und Empfindung als thatkräftige Handlung zu finden ist. Wir möchten sie mehr Seelen- und Sittengemälde nennen. Die Götter spielen darin natürlich, wie in allen indischen Dichtungen, eine Hauptrolle.

Der größte Dramendichter Indiens ist Kalidasa, der zu Udschajini, der Residenzstadt Vicramaditya's von Maghada, geboren wurde, allein zu welcher Zeit, läßt sich schwer bestimmen. Aus neueren Forschungen scheint hervorzugehen, daß er erst im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte. Sein berühmtestes Werk ist Sakuntala. Der Stoff ist einer mythologischen Erzählung des Mahabharata entnommen. Sakuntala ist eine der zartesten, schönsten und phantasiereichsten dramatischen Dichtungen, die es giebt. Es ist theils in Prosa, theils in Versen geschrieben, das heißt der gewöhnliche Dialog ist Prosa, und nur Schilderungen und Gefühlsausdrücke sind in wunderbar schönen und mannichfaltig geformten Versen gegeben. Von Kalidasa sind uns noch erhalten „Die wiedererkannte Sakuntala“ und „Die durch Heldenkraft gewonnene Urvaçi.“ Auch eine schöne Elegie: „Megha-Duta“ (der Wolkenbote), wird ihm zugeschrieben. Ein diesem ähnliches Gedicht heißt „Der zerbrochene Krug“.

Wir haben schon erwähnt, daß Tanz einen Theil der religiösen Feste ausmachte. Daraus entstand eine Klasse öffentlicher Tänzerinnen, welche nach einem portugiesischen Worte Bajaderen genannt wurden, die in den Vorhöfen der Tempel, bei Opfern und Prozessionen tanzten und nicht in dem Ruf der Keuschheit standen. Tänzer und Schauspieler und Gaukler heißen im Indischen Nata, von Nataka Tanz.

Die **Kunst** stand bei den Indiern auf keiner hohen Stufe. Die Skulpturen tragen wie die der Aegypter einen typischen und allegorischen Charakter. Die Darstellung der menschlichen Figur ist Nebensache; der Charakter besonders der Götterstatuen oder anderer mythologischen Personen wird durch besondere Attribute oder durch Vervielfältigung mancher Gliedmaßen — z. B. viele Köpfe und Arme — ausgedrückt und nebenbei auch durch kolossale Größe. Von Schönheit nach unserem Begriff ist bei indischen Skulpturen im Allgemeinen eben so wenig die Rede wie bei den ägyptischen. Die oft scheußlichen Götterbilder sind mit Schmuck überladen, und Verbindungen thierischer und menschlicher Formen zu phantastischen, häßlichen Gebilden sind häufig.

Von alter **Malerei** hat sich nichts erhalten. Die religiösen Gemälde neuerer Zeit sind steif und typisch und eben so geschmacklos wie christliche Heiligenbilder; Darstellungen aus dem Leben sind jedoch oft zart und gefällig ausgeführt.

Die **Baukunst** war auch in Indien die am meisten ausgebildete Kunst. Eben so wie in anderen Ländern empfing sie auch hier ihre Richtung von der Religion und entwickelte und gestaltete sich deren Charakter gemäß. Die Tempel der Völker sind fast überall deren versteinertes religiöses Glaubensbekenntniß. Aegyptische, griechische, katholische, protestantische, mohammedanische und indische Tempel liefern den Beweis davon. Verschieden wie ihre Religion waren auch die Tempel der Brahmanen und Buddhisten. Die Tempel der Brahmanen sind meistens unter der Erde, oder vielmehr in Felsen eingehauene, erweiterte Grotten und Höhlen, in denen ursprünglich fromme Brahmanen gebüßt haben mochten. Diese Felsentempel findet man hauptsächlich an der Westküste von Ostindien, namentlich auf den Inseln Salsette und Elefante; allein der merkwürdigste Bau dieser Art, der mehr im Innern des Landes sich befindet, sind die wunderbaren Felsentempel von Ellora.



Tempelanlagen zu Ellora.

Vor den Eingängen zu diesen Felsentempeln befinden sich Vorhöfe mit allerlei Galerien und Gängen und Wasserbehältern für die Waschungen. Die inneren Räume sind fensterlos und daher dunkel; allein trotzdem sind die stets flachen Decken und Wände mit ungeheuerlichen, phantastischen Skulpturen überladen, und regellose Massen von Säulen, oft Elefanten und andere Thierklassen darstellend, finden sich überall. Das Heiligthum, gewöhnlich eine Götterfigur, die an Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit des Aufputzes den an christlichen Wallfahrtsorten befindlichen „Muttergottesbildern“ nichts nachgiebt, ist gewöhnlich in einem Raum im Innersten des Tempels aufgestellt.

Die Felsentempel zu Ellora gehören zu den sogenannten Weltwundern, und man muß gestehen, daß selbst in Aegypten sich nichts Aehnliches findet. Sie sind in und aus einer halbmondförmig sich erhebenden Felswand von hartem rothen Granit ausgehauen, nehmen einen Längenraum von einer halben Stunde ein und bestehen aus mehreren

Stockwerken über einander. Sie bergen in ihrem Innern eine sinnverwirrende Menge von Gängen, Kanälen, Brücken, Treppen und Säulen, welche letztere meist Elefanten darstellen. Wände und Decken sind mit Skulpturen überladen, die indessen künstlicher sind als bei anderen Tempeln dieser Art. Von einem bestimmten Baustil ist hier nicht die Rede. Phantastisch, verwirrt und abenteuerlich wie das Göttergewirr der Brahmanen sind auch deren Bauwerke. Wie viele Hände und wie viele Jahre sie an diesem Riesenbau zu Ellora gearbeitet haben müssen, läßt sich gar nicht berechnen.

Wie zur Zeit der Reformation katholische Kirchen für den neuen Gottesdienst eingerichtet wurden, so geschah es auch zur Zeit der indischen Reformation durch Buddha. Wir finden daher auch buddhistische Felsentempel ihrem Bedürfniß gemäß eingerichtet und im Innern mit einem freien Raum versehen, der sich im Hintergrund halbkreisförmig ausdehnt und mit einer gewölbten Halbkuppeldecke versehen ist. Hier befindet sich eine Statue Buddha's, nebst einer Reliquie, und das symbolische Zeichen der Buddhisten von der Hinfälligkeit des Lebens, das halbrunde Bild einer Wasserblase, Dagop genannt.

Die eigentlichen, rein buddhistischen Bauten unterschieden sich wesentlich von denen der Brahmanen; sie stehen meistens frei, verkriechen sich nicht in die Erde und sind äußerlich mehr geschmückt als innerlich. — Die ältesten buddhistischen Bauwerke sind die Stupas, welche König Açoka über den Reliquien des Buddha bauen ließ, und von denen sich noch einige mit Inschriften versehen erhalten haben. Auf dem Nordabhange des Vindhja-Gebirges, östlich von Udschdschajini, stehen noch gegen dreißig dieser Stupas. Der größte steht auf einen Unterbau, der mehr als dreißig Meter im Durchmesser hat, und erhebt sich zwanzig Meter hoch. Später erbauten die Buddhisten freistehende, pyramidenförmige, heilige Gebäude, Bhagavati, woraus die Europäer Pagoden machten. Es sind dies thurmartige Gebäude mit vielen sich immer verkleinernden, senkrechten Stockwerken, die äußerlich mit unendlich vielem Schnörkelwerk überladen sind. Manche dieser Pagoden haben 12—15 Stockwerke und sind an 70 Meter hoch. Die meisten derselben gehören jedoch dem Mittelalter an.

Die Religion der stets mit überirdischen Regionen und dem muthmaßlichen Zustande nach diesem Leben beschäftigten Indier war einer Entwicklung der Wissenschaft durchaus entgegen, denn ihr Feld ist vorzugsweise die Erde und ihr Zweck die Verbesserung unseres irdischen Lebens auf derselben. Ueber das Leben hinaus reicht keine Wissenschaft, weil ihr hier absolut die nothwendige Basis, die Erfahrung, fehlt. Die Wissenschaft der Philosophie, welche überall in das Gebiet der Religion hineinstreift und eben so wie diese meist auf Hypothesen gebaut ist, blühte freilich in Indien, allein die realen Wissenschaften blieben auf einer untergeordneten Stufe. Selbst in der Astronomie, in welcher die meisten orientalischen Völker sich frühzeitig Kenntnisse aneigneten, blieben die Indier lange Zeit hindurch weit zurück, und diese Wissenschaft wurde erst etwa im 6. Jahrhundert unserer Aera mehr ausgebildet; Astrologie — Sterndeuterei — trieben indessen die Brahmanen schon 600 v. Chr.

In der Mathematik erzielten die Indier indessen schätzenswerthe Resultate, denn ihnen verdanken wir die Algebra und das dekadische Zahlensystem. — Auch in der Arzneikunst waren sie nicht unerfahren und hatten, wie aus ihrer medizinischen Literatur hervorgeht, weit mehr Kenntnisse von Anatomie und Chirurgie, als die ägyptischen Priester.

Diejenige Wissenschaft, in welcher es die Indier jedoch zu sehr großer Vollkommenheit brachten, ist die Sprachwissenschaft. Sie hing mit der Religion zusammen, denn die Veden und das Gesetzbuch des Manu sind in Sanskrit geschrieben, welche Sprache schon einige Jahrhunderte v. Chr. aufgehört hatte Volkssprache zu sein. In den Schauspielen redeten Brahmanen und angesehene Perser im Sanskrit, während gewöhnliche Leute in den Prakrit und Pali genannten Volksdialekten redeten. Im 4. Jahrhundert

v. Chr. schrieb **Panini** eine Grammatik, die ihm Siva offenbarte, und nach der Sage schöpften spätere Grammatiker ihre Kenntnisse aus derselben Quelle. — Man schrieb auf Baumrinde oder Palmblätter oder Papier von Baumwolle, je nach dem Material mit einem metallenen Griffel oder mit Federn aus Rohr geschnitzt und mit Tusche.

Industrie und Handel waren den Vaiçjas überlassen, da Brahmanen und Kschatrijas es unter ihrer Würde hielten, sich damit zu beschäftigen. Gewerbe erbten von Vater auf Sohn und bildeten sich in den Familien zu großer Vollkommenheit aus. Schon die Griechen zur Zeit Alexander's des Großen erstaunten über die Kunstfertigkeit der Indier in manchen ganz besonders geschätzten Zweigen der Industrie. Man webte in Indien sehr schöne Zeuge von Seide, die wol aus China eingeführt wurde, aus Baumwolle, die im Lande heimisch war, wie auch aus Linnen und Wolle, die man mit den lebhaftesten Farben zu färben wußte. Namentlich fand bei den Griechen eine Purpurfarbe Beifall, welche an Schönheit noch die tyrische übertraf, und die man gewann durch Zerdrückung von Insekten, die auf den im Induslande einheimischen Lackbäumen, wie die Cochenillen auf gewissen Kaktusarten, lebten. Auch die Gold- und Silberarbeiten der Indier waren berühmt, fast noch mehr aber die in Stahl, dem sie eine besondere Härte zu geben wußten. Indische Schwerter waren hochgeschätzt. Die kupfernen Gefäße der Indier fanden jedoch nicht den Beifall der Griechen, da sie nicht aus Kupferblech getrieben, sondern gegossen und zerbrechlich waren. Edelsteine der verschiedensten Art, ebenso Perlen und Korallen, wurden zu allerlei Schmuckgegenständen verarbeitet, welche schon seit uralten Zeiten in Aegypten und anderen Ländern hochgeschätzt wurden. In eben so großem Ruf standen die indischen Wohlgerüche, die man aus Pflanzen zog und zu kostbaren Pomaden verarbeitete. Eine besonders geschätzte Pomade hieß **Karpion**. Sie soll aus dem Harze eines cedernartigen Baumes gewonnen worden sein. Kassia, Zimmtrinde und Sandelholz lieferten ebenfalls treffliche Gerüche.

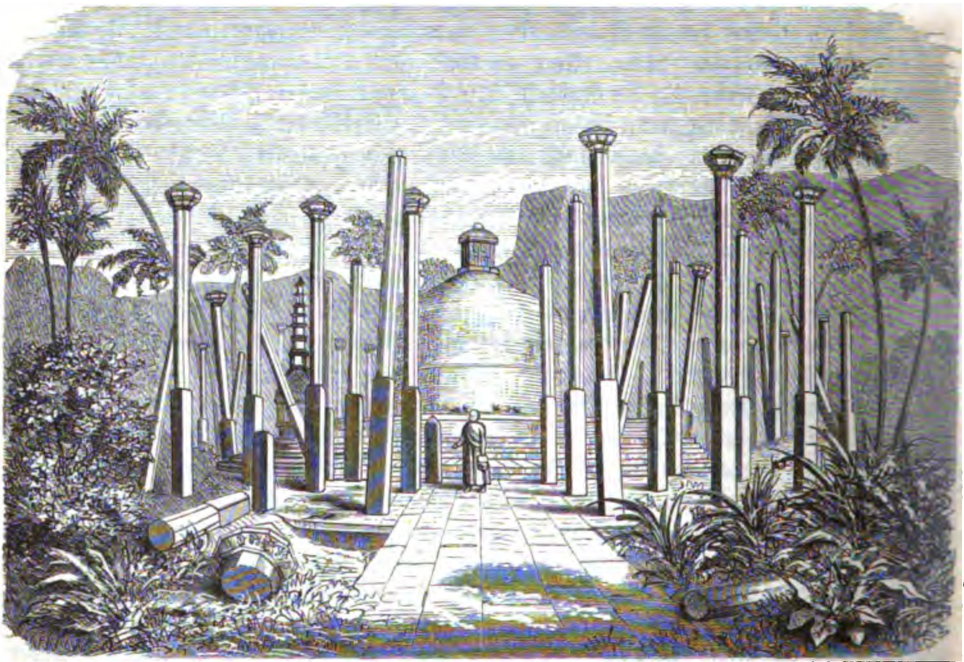
Der Handel durch Karawanen war sehr ausgedehnt und führte bis nach China; allein die See war bei den Indiern eben so wenig beliebt wie bei den alten Aegyptern, und die Brahmanen betrachteten die Schiffer als unrein. Man begnügte sich daher meistens damit, Handelsstationen an den Küsten anzulegen, von wo fremde Schiffer die Produkte Indiens abholten. Wie sehr dieselben geschätzt wurden, haben wir bei der Geschichte der Aegypter, Phönikier und Israeliten gesehen, die nach „Ophir" fuhren, um Gold, Edelsteine, Sandelholz und Spezereien zu holen. Es scheint indessen doch, daß man in späteren Zeiten, durch den reichen Gewinn verlockt, diese Scheu vor der See überwand. Denn in der Sutra ist die Rede von Kaufleuten, die zu Hunderten über das Meer gehen, nach der Küste Malabar, um Sandelholz zu holen; und über Tamrapanei (Ceylon) hinaus nach einer Insel, die ein berühmter Markt für Edelsteine war. — Trotz hoher Steuern und aller Hindernisse blühten Handel und Industrie schon vor dem sechsten Jahrhundert in Magadha. Hauptsächliche Handelsartikel waren, wie zum Theil schon oben erwähnt: Gewebe verschiedener Art, ferner Sandelholz, Safran, Kampher, auch Pferde aus dem Induslande, endlich Edelsteine, Perlen, Korallen, Eisen, Wohlgerüche und Gewürze.

Die Kaufleute in den großen Städten bildeten Korporationen, deren Vorsteher mit den Königen verhandelten und von ihnen für die Korporation oder einzelne Kaufleute allerlei Privilegien erwarben. Trotz des geringen Ranges ihrer Kaste scheinen die Kaufleute doch in Ansehen gestanden und ein üppiges Leben geführt zu haben.

Ueber das **Kriegswesen** der Indier geben uns die Heldengedichte und die Griechen Nachricht. Als Hauptwaffe der indischen Krieger galt der Bogen. Er war von Rohr und mannshoch. Die Pfeile waren fast drei Ellen lang und drangen durch Schild und Panzer und, wie wir erzählt haben, selbst durch die Rüstung Alexander's des Großen, die gewiß eine der besten war. Andere Fußsoldaten waren mit Wurfspießen und mit Schilden von gegerbter Ochsenhaut bewaffnet, welche nicht breit aber mannshoch waren. Außer dem

Wurfspieß trugen sie für das Handgemenge breite, drei Ellen lange, zweihändige Schwerter. Die Reiterei hatte keine Sättel und war mit kleineren Schilden wie das Fußvolk und mit zwei Wurfspießen bewaffnet. Eine große, ja die vornehmste Rolle spielten die Streitwagen, wie das auch in Aegypten und bei den meisten asiatischen Völkern der Fall gewesen ist. Auf dem Marsche ließ man die Streitwagen von Ochsen ziehen und die Pferde ledig führen, um sie zu schonen. Auf jedem Wagen befanden sich außer dem Wagenlenker zwei Kämpfer.

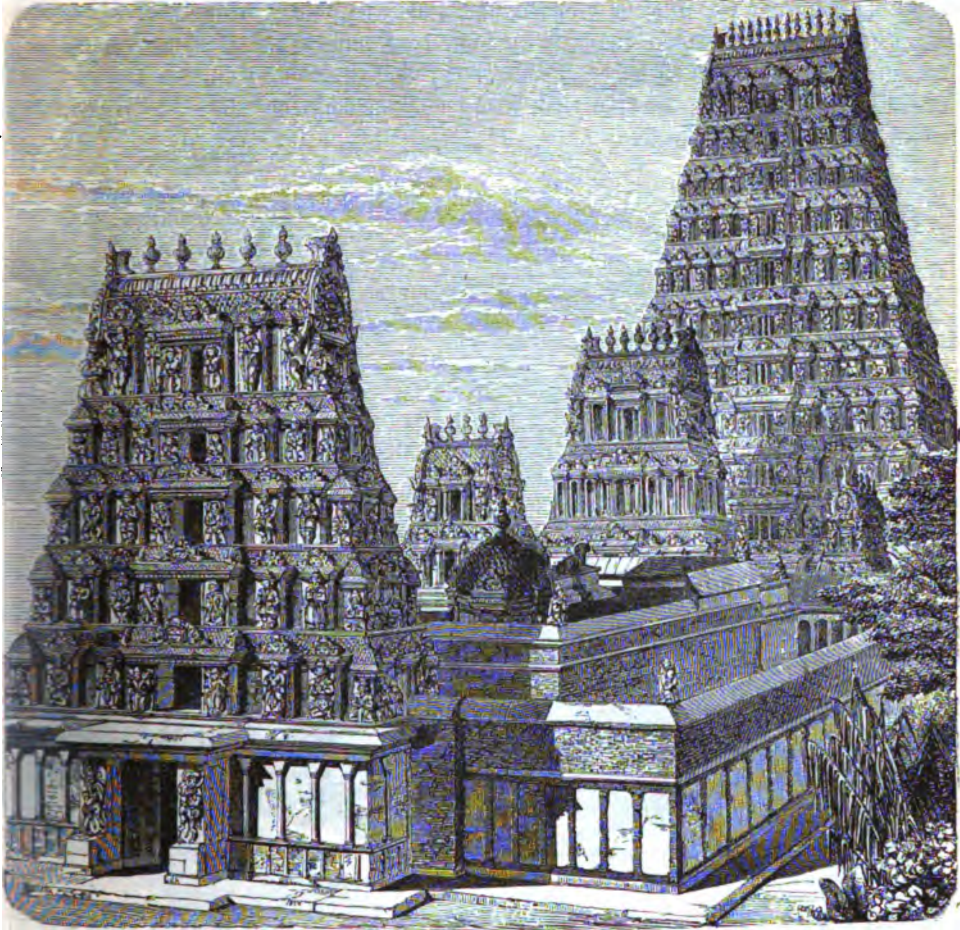
Elefanten wurden in ältesten Zeiten im Kampfe nicht angewandt; zuerst findet man sie in dem Kriegszuge gegen Kyros erwähnt. Allgemein soll der Gebrauch derselben erst 400 v. Chr. geworden sein; dann aber schätzte man die Stärke eines Heeres nach den Elefanten, die sich bei demselben befanden; ungefähr wie man in den Kriegen der Neuzeit die Zahl der Kanonen aufführt.



Tuparamaya-Stupa auf Ceylon.

Wenn auch die Schilderungen der Schlachten in dem Mahabharata eben so ausgeschmückt sein mögen, wie die Kämpfe in der Ilias des Homer erscheinen, so kann man doch annehmen, daß sie im Allgemeinen wahrheitsgetreu sind. In der Schlacht zwischen dem Geschlecht der Pandu und dem der Kuru, die in der Ebene von Kurukschetra geschlagen wurde, sah man an der Spitze des Pandu-Heeres fünf fürstliche Kämpfer auf ihren Streitwagen, von welchen Standarten herabwehten. Vor dem Banner des Einen tönten die beiden Trommeln. Der Held neben ihm führte den eisernen, goldgezierten Streitkolben. Der Dritte, in dessen Banner man einen Affen sah, führte den großen Bogen; der Vierte das große Schwert. Die Fahne des alten Helden Bhischma wehte an einem goldenen Palmenstamm vom Wagen herab; sie zeigte fünf silberne Sterne. — Als die Heere sich näherten, rief Bhischma mit Donnerstimme: „Heute sind dem Tapfern die Pforten des Himmels aufgethan; den Weg, den eure Väter und Ahnen gewandelt, den schreitet auch ihr, ruhmvoll fallend, zum Himmel empor. Wollt ihr lieber ärmlich auf dem Bette in Krankheit das Leben beschließen? Nur im Felde ziemt dem Kschatrija zu fallen!“ Dann ergriff er die große goldgeschmückte Muschel und blies zum Angriff.

In die Beschreibung dieser Schlacht haben die Brahmanen, welche das Heldengedicht vielfach nach ihren Zwecken umgestalteten, auch Elefanten hinein gedichtet, die damals noch nicht gebraucht wurden. In dem Gesetzbuch des Manu sind, wie wir schon früher erwähnten, auch Anweisungen für die Kriegführung enthalten, die sehr verständig sind. Wir wollen hier nur einige Bestimmungen solcher Art anführen.



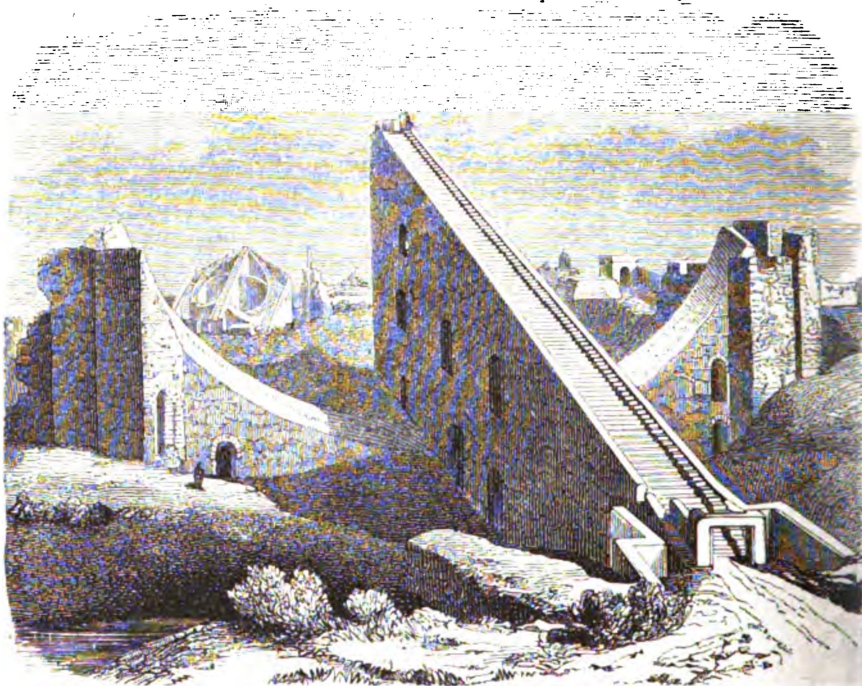
Pagodenbau zu Dschaggernant.

Mit vergifteten Pfeilen oder Brandpfeilen durfte nicht gekämpft werden. Ein Mann auf dem Streitwagen oder zu Pferde sollte einen Fußsoldaten nicht angreifen. Niemand durfte einen Gegner angreifen, der schon im Kampf mit einem solchen, oder verwundet war, oder seine Waffen verloren hatte. Die, welche mit gefaltenen Händen um ihr Leben baten, ebenso die Schwerverwundeten und die Fliehenden, sollten nicht getödtet werden. Den Soldaten war es auch zur Pflicht gemacht, die Landleute und die Fruchtfelder zu schonen, und die Griechen erwähnen es bewundernd, daß die Landleute ruhig ihren Beschäftigungen nachgehen konnten, während ganz in der Nähe sich mächtige Heere bekämpften.

Volksleben und Sitten. Als die Heere Alexander's in Indien einfielen, hatte sich das Leben des Volkes dort bedeutend geändert, mehr jedoch im Gangesthale als in den Indusländern, wo sich die Lebensweise der alten Arier in manchen Zügen noch erhalten hatte. Von der Einfachheit der alten Zeit war freilich wenig mehr zu spüren.

Die Könige hießen nicht mehr „Kuhhirten“ (gopa), die Königin nicht mehr „Büffelkuh“ (mahischi) und die Prinzessin nicht mehr „Melkerin“ (duhitar). Wir haben früher das Leben der Könige und die Pracht ihres Hofes beschrieben, von denen griechische Schriftsteller nicht genug Staunenswerthes zu berichten wissen.

Trotz der Hindernisse, welche die Religion der Brahmanen und das strenge Kastenwesen dem freien Verkehr in den Weg legten; trotz der Despotie der Fürsten und ungeachtet der hohen Steuern wie der Unmasse brahmanischer Faulenzer, die bettelnd im Lande umherzogen, scheint die Mittelklasse, das heißt die Kaste der Kaufleute und Handwerker, ein ganz behagliches Leben geführt zu haben. Handel und Industrie blühten, und die Indier waren mäßig in ihren Genüssen; sie aßen meist Reis und Feldfrüchte, und nur die Bergbewohner lebten vom Ertrage der Jagd.



Sternwarte der Bramahnen bei Benares.

Wein trinken die Indier der Ebene nicht, sagen die Griechen, es sei denn beim Opfer; und dieser Wein werde nicht aus Trauben, sondern aus Reis bereitet, wie noch heute der Arak. Bei den Festmahlen der Reichen werde jedem Gast ein besonderer Tisch hingestellt mit einer goldenen Schale, in welcher stets zuerst Reis aufgetragen ward.

Brahmanen mochten sich quälen und kasteien, Kschatrijas und Vaiçjas waren dazu nicht verpflichtet. Die wohlhabenden Leute gingen nie aus ohne einen Diener mit Sonnenschirm und Fliegenwedel. Sie liebten Gesang und Tanz, und hielten viel auf Körperpflege und Kleidung. Sie salbten sich mit wohlriechenden Dingen und ließen sich den Körper häufig abreiben. Wenn der König Gerichtssitzung hielt, rieben ihn nicht selten vier Männer mit Striegeln. Das Haar wurde geflochten und mit einer der persischen ähnlichen Mitra bedeckt. Am liebsten trugen die Indier schöne weiße Gewänder, das heißt ein bis zum halben Schenkel reichendes baumwollenes Hemd, und darüber einen auf der rechten Schulter zusammengebundenen Mantel. Manche trugen auch leinene Hemden und bunte Gewänder mit eingewirkten Blumen. Die Schuhe waren von weißem Leder mit hohen, buntbemalten Absätzen. Die Bärte wurden lang getragen, wohl gepflegt und mit allerlei

Farben gefärbt: weiß, grün, dunkelblau oder purpurroth. Alle Indier liebten kostbaren Schmuck, und die Reichen trugen goldene oder elfenbeinerne Ohr- und Fingerringe, prachtvolle mit Edelsteinen besetzte Gürtel und dergleichen.

Die Frauen schmückten sich natürlich noch weit prächtiger. Sie färbten schon in ältesten Zeiten sich die Augenbrauen, und Hände und Füße mit Lack oder Sandel; sie trugen mit Vorliebe Fußspangen und die kostbarsten Halsgeschmeide, und schmückten sich mit Blumenkränzen.

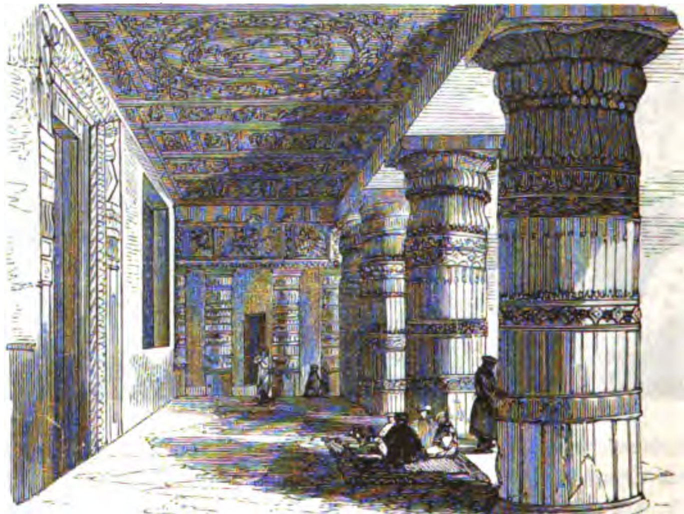


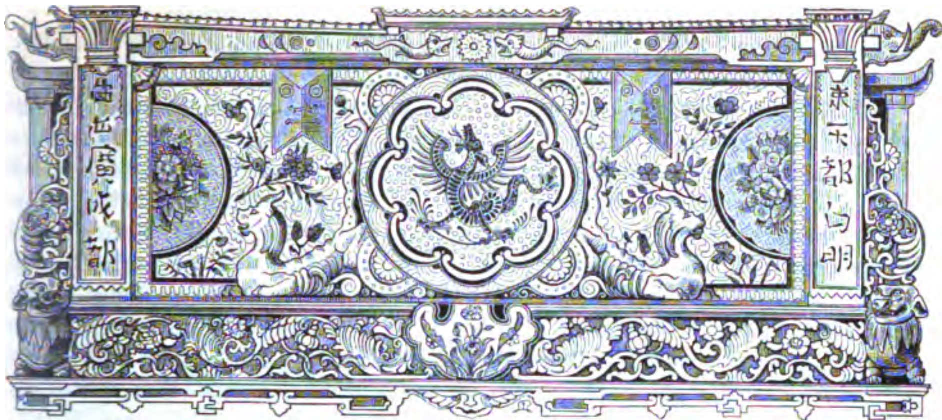
Wittwenverbrennung. Zeichnung von H. Leutemann.

Ueber Todtenbestattung und Hochzeitsgebräuche haben wir schon früher geredet und fügen nur noch Einiges über die Sitte der Wittwenverbrennung hinzu. Wir haben schon früher bemerkt, daß das Gesetzbuch der Brahmanen es nicht der Wittwe zur Pflicht macht, sich mit dem Leichnam ihres Gemahls verbrennen zu lassen, obwol es freiwillig schon in alten Zeiten hin und wieder geschah. Zur Zeit als die Griechen in Indien einfielen, war indessen die Wittwenverbrennung zwar nicht zum Gesetz, aber zur Sitte geworden, und das infolge der brahmanischen Lehre, daß nur die Wittwe, welche sich mit dem Manne verbrenne, Eingang in die bessere Welt finden werde. Diese Sitte pflanzte sich bis in die neuesten Zeiten fort, und die dabei festgesetzte Regel ist folgende. Nachdem die Wittwe des Dvidscha (mit der heiligen Schnur Umgürteten) sich gebadet, gesalbt, mit

Sandel gefärbt und ihren Schmuck, besonders ihre Edelsteine, angelegt hat, soll sie, Butter, Kuçagras und Sesam in den Händen, ein Gebet zu allen Göttern in dem Gedanken verrichten, daß ihr Leben nichts, ihr Gebieter ihr Alles gewesen sei. Dann umgeht sie den Holzstoß, giebt den Brahmanen ihre Edelsteine, tröstet die Verwandten und grüßt die Freunde. Hierauf spricht sie: „Auf daß ich mit meinem Gatten das Glück des Himmels genieße und meine und meines Mannes Ahnen reinige, daß ich von den Apsarasen gepriesen, selig mit meinem Gatten sei, besteige ich den Scheiterhaufen als Sühnung für die Sünden meines Gatten, mag er einen Brahmanen gemordet, die Bande der Dankbarkeit zerrissen, oder einen Freund erschlagen haben. Euch rufe ich an, ihr sieben Welthüter, als Zeugen dieser That, Sonne und Mond, Luft, Feuer, Erde, Aether und Wasser! Meine eigene Seele und Gewissen und du, Jama, Tag und Nacht, und Uschas seid Zeugen, seid Zeugen! Ich folge der Leiche des Gemahls auf den brennenden Scheiterhaufen!“ — Nun steigt die Wittwe auf den Holzstoß, welcher von dem Sohne oder dem nächsten Verwandten angezündet werden muß, umarmt die Leiche ihres Mannes mit den Worten: ich bete Anbetung, und überläßt sich der Flamme unter dem Ruf: Satja, Satja, Satja!

Das brahmanische Pfaffenthum und namentlich die von ihm streng gewahrte Kastenordnung hinderte mächtig die Kulturentwicklung des begabten indischen Volkes. Die Befreiung von diesem Zwange durch die buddhistische Religion konnte nicht nachhaltig wirken, da die brahmanischen Anschauungen schon zu tief eingewurzelt und auch gewissermaßen im Charakter und Gefühl des Volkes begründet waren. Als der Buddhismus aus Indien vertrieben wurde, stellte sich das alte Verhältniß leicht wieder her und namentlich das Kastenwesen. Es besteht noch bis auf den heutigen Tag, und weder die Herrschaft der Mohammedaner, noch der christlichen Engländer hat daran etwas ändern können.





China.

Von 500 v. Chr. bis 500 n. Chr.

Zur Zeit des Kong-fu-tse herrschten in China trostlose Zustände. Die Kaiser waren schwach und lasterhaft und ihr Ansehen war im Lande gering geachtet. Die Unterkönige und Statthalter kümmerten sich wenig um sie und handelten als unabhängige Fürsten. Einer von ihnen, Tschao-siang, versuchte es, sich zum Herrn von ganz China zu machen; allein es gelang erst einem seiner Nachkommen, der 247 v. Chr. zuerst den Titel Hoang annahm, was etwa Oberkönig oder Kaiser bedeutet, und unter dem Namen Tsin-Schi-Hoang-ti die Dynastie Tsin auf den Thron brachte, nach welcher das ganze Land Tsina genannt wurde. Er war ein energischer Mann, der wußte, was er wollte, und keine Mittel scheute, es auszuführen. Er vernichtete die kleinen Fürsten und rottete den ganzen Stamm Tscheu aus, welcher der vor ihm regierenden Dynastie angehörte. Das genügte ihm indessen nicht. Die Fürsten beriefen sich auf ihre im Schu-king festgestellten Rechte, und viele Gelehrte und Schriftsteller nahmen Partei für sie. Der Usurpator ließ daher alle Werke, die von früheren Zeiten handelten, sammeln und verbrennen und 460 Schriftsteller der Opposition lebendig begraben. Ebenso unterdrückte er die Schriften und Lehre des Kong-fu-tse, weil sie aus früherer Zeit stammten. Sein gleichgesinnter Minister und Rathgeber hieß Li-se.

Die Tataren hatten schon vor diesem Kaiser Einfälle in das nördliche China gemacht. Um die Grenze dagegen zu sichern, ließ er eine Mauer aufführen, welche als „Chinesische Mauer“ zu den Weltwundern gezählt wurde. Dieses Riesenwerk hatte eine Länge von 300 Meilen. Es begann südwestlich in der Wüste Gobi und bestand bis zum Hoang-ho meistens nur aus Erdwällen. Ueber Flüsse, Abgründe und Berge von gegen 1550 Meter Höhe läuft die Mauer bis zum Meerbusen von Pantschi-li; der Unterbau ist von Granit. An manchen Stellen ist sie doppelt und dreifach und je nach Umständen von 3 bis 10 Meter hoch, mit Brustwehren und Schießscharten versehen und an der Oberfläche oft 10 Meter dick. In Zwischenräumen von je 50 bis 100 Meter erheben sich auf der Mauer 10 Meter hohe Wachthürme. Durch sie hindurch führen natürlich viele Thore, von denen manche von Eisen sind. Auch laufen von der Mauer an manchen Stellen palissadirte Wälle aus.

Der von den Chinesen mit Recht verabscheute und als Feind des Himmels bezeichnete Tyrann Tsin-Schi-Hoang-ti regierte bis 207 v. Chr. Sein Sohn Olu-schi glich seinem Vater wenig, und das Reich zerfiel unter seiner Regierung. Lien-pang, der Stifter der Dynastie Han, so genannt nach seinem Stammsitz, vereinigte China (197 v. Chr.) wieder unter seinem Scepter.

Diese Dynastie theilte sich in zwei Stämme, Si-han (die westliche), die bis 224 n. Chr., und Tong-han (die östliche), welche bis 220 n. Chr. regierte.

Die Dynastie Han begünstigte die Lehre des Kong-fu-tse und ließ die alten Schriften wieder aufsuchen und möglichst herstellen, was begreiflicherweise nur unvollkommen geschehen konnte. Unter diesen Herrschern erreichte das Chinesische Reich seine höchste Blüte. Die an der Grenze wohnenden barbarischen Völker wurden nicht allein zurückgeschlagen, sondern einer der Feldherrn, Namens Pan-tschao, der zur Zeit Trajan's lebte, drang erobernd bis an das Kaspische Meer. Wenn auch diese Eroberungen nicht festgehalten wurden, so zog doch das Land und Volk manchen nachhaltigen Nutzen daraus, indem allerlei nützliche Naturprodukte aus den eroberten Landen in China eingeführt und dort heimisch gemacht wurden. Unter dem Kaiser Ming-ti (58—75 n. Chr.) drang die buddhistische Religion nach China. Die späteren Kaiser der Dynastie Han arteten aus, und das Reich zerfiel 220 n. Chr. in drei Königreiche, die 280 n. Chr. unter Wu-li, dem Stifter der bis 420 regierenden Dynastie Tzin, wieder vereinigt wurden.

Mit Kaot-tsu kam die Dynastie Song auf den Thron, die bis 479 n. Chr. regierte. Unter diesen schwachen Fürsten eroberten die Tataren die nördlichen Provinzen und bildeten dort ein eigenes Reich, so daß nun wieder ein südliches und ein nördliches China bestand. Ein Fürst von Siu, Namens Yang-kien, aus dem nördlichen Reiche eroberte 589 n. Chr. das südliche, und das so vereinigte China wurde von dieser Dynastie Siu bis 617 regiert, zu welcher Zeit sie der Dynastie Tang Platz machte, welche 300 Jahre regierte und den Glanz des chinesischen Kaiserreiches wieder herstellte.

Kulturgeschichte. Zunächst müssen wir wieder auf die Religion der Chinesen zurückkommen. Die Extreme scheinen sich überall und auch in Bezug auf die Religion zu berühren. Atheisten, das heißt Leute, die an keinen persönlichen Gott glauben, findet man sowol unter Menschen, die keiner vernünftigen Gedanken fähig sind, als unter den schärfsten und tiefsten Denkern. Bei allen Menschen, die zwischen diese extremen Punkte gestellt werden müssen, verlangt das religiöse Gefühl eine Personifikation der schaffenden und erhaltenden Kraft, welche alles Nachdenken und alle Sophismen nicht wegleugnen können, mit welchem Namen man sie auch benennen mag. Wie verschieden nun dies religiöse Gefühl wirkt, haben wir Gelegenheit gehabt, bei den Religionen der einzelnen Völker kennen zu lernen. Wir haben auch gesehen, daß die große Mehrheit aller Völker, weil sie eben ihre Unfähigkeit fühlt, mit ihrem Denken zu einem Ergebniß zu kommen, Männern folgt, von denen sie glaubt, daß sie ein solches gewonnen haben. Alle Religionen, die wir kennen, beruhen auf Autoritätsglauben. Weise Religionsstifter, wie zum Beispiel die ägyptischen Priester und auch Moses, gaben dem Volke nicht die Resultate eigenen Denkens, ihre eigene Ueberzeugung, sondern eine Religion, von der sie glaubten, daß dieselbe erstlich dessen religiösem Gefühl Genüge leiste, und zweitens am besten geeignet sei zur Begründung staatlichen und gesellschaftlichen Lebens.

Die von Kong-fu-tse dem chinesischen Volke gegebene Religion war ohne Zweifel seine eigene Ueberzeugung, das Endergebniß seines Denkens, wie es das so vieler Männer heutiger Zeit ist, die sich zu den Gebildeten zählen und gleich ihm zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß menschliches Wissen mit der Erde und mit dem Tode endet und wir von der wahren Beschaffenheit der Weltregierung und einem Seelenleben nach dem Tode durch uns selbst nichts wissen können. Was in den Uranfängen staatlicher Vereinigungen durch die Furcht vor den Göttern erreicht werden sollte, und was bei dem, den Menschen mehr oder weniger eingepflanzten religiösen Gefühl auch wirksam war, suchte Kong-fu-tse durch Verstärkung eines anderen natürlichen Gefühls, der Liebe zu den Eltern, zum Vater, zu erreichen, und er erreichte es. Da aber das religiöse Gefühl neben der von ihm gepflegten Lehre bestand und seine Religion dasselbe ganz unberücksichtigt ließ, so hatte dies Versäumniß im Laufe der Zeit dieselbe Wirkung, welche durch die Religionslehren eigennütziger

und herrschsüchtiger Priester im Volke erzeugt wurde: thörichten Aberglauben. Diesem ungeregelt umhertappenden Aberglauben war es auch zuzuschreiben, daß das gemeine Volk in China den Buddhismus so begierig annahm, als derselbe in der phantastisch ausgeschmückten Gestalt, die er nach einem vierhundertjährigen Bestehen darbot, etwa ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, in China eingeführt wurde. Da in der chinesischen Schriftsprache keine Zeichen für die Silben Bu und ddha existirten, so setzte man dafür dem chinesischen Ohr ähnlich klingende Laute ein, nämlich Fo-to, und nannte deshalb abgekürzt die buddhistische Religion in China die des Fo. Gleich dem Namen wurde die Religion selbst dem Volksgeiste der Chinesen angepaßt, welcher für übertriebene Schwärmerei kein Verständniß hatte.



Die alte Chinesische Mauer.

Man nahm die religiösen Ceremonien und Formen an, ohne den geistigen Sinn derselben zu beachten. Auch hier zeigt sich wieder die schon früher erwähnte Aehnlichkeit zwischen Buddhismus und manchen christlichen Konfessionen. Das gemeine Volk in manchen christlichen Ländern versteht von dem Geist der Religion, zu der es sich bekennt, eben so wenig wie die Chinesen vom Geiste der Buddha-Religion. Die chinesischen Priester oder Bonzen lesen die Gebetsformeln in einer Sprache ab, welche das Volk dort eben so wenig versteht wie bei uns das Lateinische, nämlich in der Sanskritsprache, welche die Bonzen häufig selbst nicht verstehen.

Die Tao-Religion des Lipeyang — Lao-tse ist nur ein Beiname und heißt „altes Kind“ — von der wir schon früher geredet haben, artete in solche Narrheiten aus, daß sie bei den nüchternen Chinesen Spott erregte, obwol ihr spezieller Aberglaube den bereits im Volke geltenden vermehrte. In den Köpfen der gemeinen Chinesen spielten Zauberei, Dämonen und Gespenster eine große Rolle. Außerdem füllte sich China mit buddhistischen

Klöstern, Mönchen und Nonnen. Man sah überall phantastisch und abgeschmackt aufgeputzte Götter und Heiligenbilder, hatte Prozessionen und Wallfahrten u. s. w.

Der durch die alte Religion seit Jahrhunderten gelegte Grund schützte indessen in mancher Hinsicht das Volk gegen die Wirkung, welche in anderen Ländern durch Buddhismus und andere Religionen hervorgebracht wurde; die Chinesen wurden nicht faul, sondern blieben nach wie vor das fleißigste und genügsamste Volk der Erde, welches sich für abstrakte Dinge niemals besonders begeistern konnte.

Der gebildete Theil der Chinesen beharrte bei den Lehren des Kong-fu-tse, und das ist der Grund, weshalb die Kultur in China nicht den idealen Aufschwung nahm, wie in christlichen Ländern Europa's, wo der religiöse Glaube gerade bei den Klassen Eingang fand, welche auch die Träger der Künste und Wissenschaften sind. Denn es ist nicht zu leugnen, daß das, was die kühle Wissenschaft Aberglauben nennt, neben vielem Unkraut auch gerade die herrlichsten Kulturblüten erzeugt hat, und daß die nüchterne Verstandesreligion der Chinesen, vielleicht im Verein mit der geringeren geistigen Begabung der mongolischen Rasse, der Grund ist, daß sie in allem Detail es zu so großer Vollkommenheit brachten, aber in Bezug auf Kunst und Wissenschaft eben so wenig über eine gewisse Grenze fortschreiten konnten, wie die Verstandesreligion des Kong-fu-tse.

Staat und gesellschaftliches Leben. Im chinesischen Staatsleben spielte die Religion eine nebensächliche Rolle. Man glaubte zwar an eine höchste Macht, zerbrach sich aber über deren Wesen und Beschaffenheit nicht den Kopf, sondern kümmerte sich nur um den irdischen Stellvertreter dieser Macht, „den Sohn des Himmels", den Kaiser. Dieser war Stellvertreter der Gottheit und wurde gewissermaßen als der Vater aller Chinesen betrachtet. Unter solcher Vorstellung gewann er dieselbe Macht über alle Unterthanen, wie sie nach uraltem Herkommen der Familienvater über die Glieder seiner Familie hatte. Der Kaiser war allerdings ein Despot und in seiner Person vereinigte sich die ganze Macht des Staates; ja man erwies ihm geradezu göttliche Ehre und begrüßte durch Kniebeugung jeden Brief, den er schrieb, ja sogar den kaiserlichen Sessel, selbst wenn er leer war. Trotzdem war der Kaiser, wie wir schon früher erwähnten, keineswegs absolut; er mußte nach alten Gesetzen und Herkommen regieren, wie die indischen Könige nach denen des Manu und die ägyptischen nach dem Priestergesetz; versäumte er das zu thun und beleidigte er durch sein Leben die königliche Würde, so stand es dem Volke zu, ihn abzusetzen; das Recht der Absetzung war durch Gesetz und Tradition anerkannt, und es bestand sogar eine höchste Aufsichtsbehörde, die „das Gewissen des Staats" — Ka-tao — genannt wurde, welche darüber zu wachen hatte, daß Kaiser und Beamte ihre Schuldigkeit thaten. Die Mitglieder dieser Behörde waren die eigentlichen Vertreter der Staatsidee, und es kam gar nicht selten vor, daß sie als Censoren den Kaisern gegenübertraten.

In alten Zeiten wurden die Kaiser gewählt; allein auch in späteren war die Erbfolge keineswegs Gesetz, sondern mehr ein als zweckmäßig erkannter Gebrauch. Frauen konnten nie auf den Thron des Chinesischen Reiches gelangen.

Einen Geburtsadel gab es in China nicht; aber den persönlichen Rang im Staate bestimmte die Bildung, das Wissen und hauptsächlich ein solches, welches dem natürlichen Zweck des Staats förderlich war. Kein Volk hielt so sehr wie die Chinesen seine Vorväter in Ehren und bewahrte sein Stammregister mit solcher Sorgfalt; noch jetzt giebt es eine Familie in China, welche ganz sicher ihren Stammbaum bis zu Kong-fu-tse hinauf führen kann. Allein es fiel Niemand ein, wegen des Alters oder Verdienstes der Vorfahren einen höheren Rang im Staate einzunehmen; der kluge Sohn des ärmsten Bauern stand höher als der dumme Sohn des ersten Ministers. Nur die Fähigsten des Volkes waren dazu berufen, das Staatswesen dieses Volkes zu regieren. Ein Jeder, der irgend ein Amt im Staate haben wollte, mußte sich einer Prüfung unterwerfen, deren Anforderungen natürlich je nach der Wichtigkeit der beanspruchten Stelle

immer höher stiegen, und die in letzter Instanz unter dem Vorsitz des Kaisers selbst vorgenommen wurde. Den Hauptgegenstand der Studien bildete natürlich die Kenntniß der Gesetze, des Herkommens und der Traditionen, allein auch der Lehren und Aussprüche der Weisen nebst vielen anderen Dingen, welche zum Besten des Volkes die Beamten wissen mußten. Für Schulen und Unterricht wurde durch öffentliche Vorträge gesorgt. Die Europäer nennen die höheren chinesischen Beamten nach einem portugiesischen Wort: Mandarinen. Es giebt deren von verschiedenen Graden.

Das Gesetz ist der eigentliche chinesische Gott, Kaiser und Mandarinen sind nur seine Priester. China ist kein auf Militärmacht gegründeter Staat, und das Heer spielt nur eine untergeordnete Rolle. Civil-Mandarinen haben den Vorrang vor den Generälen oder Militär-Mandarinen. — Der Kaiser und die nach bestem Wissen ausgewählten Besten des Staats hatten für das Wohlbefinden des Volkes zu sorgen; letzteres selbst hatte sich darum gar nicht zu kümmern. Sie regierten nach den alt überlieferten, als vortrefflich und nahezu vollkommen anerkannten Gesetzen, sie prüften jede Neuerung mit äußerster Sorgfalt und großem Mißtrauen und zögerten sehr, das als gut Erkannte mit Ungeprüftem zu vertauschen. Für alle Verhältnisse im Staats- wie Gesellschaftsleben gab es ganz bestimmte Regeln, und es war natürlich, daß dadurch Beides etwas Pedantisches, Maschinenmäßiges bekam.

„Eine gute Verwaltung“, heißt es im Schu-king, „besteht vor allen Dingen darin, dem Volke die zu seinem Leben nothwendigen Dinge zu verschaffen: Wasser, Feuer, Metalle, Holz und Getreide. Dann muß man streben, dasselbe tugendhaft zu machen und in dem nützlichen Gebrauche aller dieser Dinge zu unterrichten; ferner muß man das Volk vor Allem bewahren, was seiner Gesundheit und seinem Leben schaden könnte.“

Im Sinne dieses Ausspruches sorgte die Regierung für die Herstellung guter Straßen, Kanäle, Brücken, Magazine, worüber besondere Beamte zu wachen hatten. Das Paßwesen und die Polizei in China waren so gut wie bei uns organisirt; auch Nachtwächter gab es dort schon vor mehr als zweitausend Jahren.

Das Schulwesen war ganz außerordentlich sorgfältig ausgebildet. In jedem Dorfe gab es eine Schule, welcher jemalig ein wohlgeprüfter Lehrer vorstand, der das zu lehren hatte, was das Volk nothwendig wissen mußte. Es waren dies die in den vom Staat sanktionirten Büchern niedergelegten, von den Vorfahren überlieferten Regeln für das Leben, Anleitungen zur Tugend u. s. w., hauptsächlich die Pflichten des Staatsbürgers. Damit man diese besser behielt, waren sie in Musik gesetzt und wurden abgesungen. Wenn die Musik aber im Laufe der Jahrtausende nicht außerordentlich ausgeartet ist, was man kaum annehmen kann, so muß sie nach der Probe von chinesischer und japanesischer Musik, die wir jetzt noch zu hören bekommen, nach unseren europäischen Begriffen geradezu entsetzlich gewesen sein. In den Städten gab es höhere Bildungsanstalten. Der ganze Unterricht strebte dahin, Jedem die Ueberzeugung einzupflanzen, daß Arbeit die hauptsächlichste Lebensaufgabe sei. Das gelang auch im vollsten Maße. Die Chinesen sind noch heute das fleißigste Volk der Erde. Ihr Land war gleich einem Garten bebaut und der Ackerbau galt als die wichtigste Beschäftigung. — Das Land gehörte dem Staat und stand zur Verfügung des Kaisers; die Unterthanen hatten nur die Nutznießung gegen eine bestimmte Abgabe vom Ertrage der Ernte. Diese Anschauung ließ sich praktisch nicht streng durchführen und kam allmählich in Vergessenheit; etwa 250 v. Chr. betrachtete man das Land, welches die Väter innegehabt und bearbeitet hatten, als Privateigenthum.

Die Einwohner- und Steuerlisten wurden eben so sorgfältig geführt wie in Aegypten. Die Strafen waren in alten Zeiten mäßig hart, obwol einzelne Tyrannen Grausamkeiten ausübten. Erst in späteren Zeiten wurden sie barbarisch. Die Tortur war indessen unbekannt, und vor dem Gesetz waren alle Unterthanen gleich.

Die Staatsmaschine arbeitete mit solcher Regelmäßigkeit, daß ein großes stehendes Heer zur Erhaltung der Ordnung unter den 300 Millionen Menschen nicht nöthig war.

Die Ehe bestand in China schon seit uralten Zeiten. Die eine rechtmäßige Gattin stand in hoher Achtung. Wenn auch dem Manne untergeordnet und mit ihrer Wirksamkeit auf das Hauswesen angewiesen, nahm sie doch stets in China eine höhere Stellung ein, als bei irgend einem altorientalischen Volke. Das Konkubinat war gestattet, und die Prostitution entwickelte sich erst, als fortschreitende Gesittung die Polygamie mehr und mehr außer Gebrauch setzte; allein die erstere wurde so allgemein, daß man sie als ein Gewerbe betrachtete, welches eben so wenig Anstoß erregte, wie die religiöse Prostitution bei den Babyloniern und Syrern. Die chinesischen Ehefrauen waren aber weit tugendhafter, als die der Römer während der Kaiserzeit.

Die Tracht der Chinesen war in alten Zeiten verschieden von der heutigen und hat sich nur in Cochinchina erhalten. Auch trugen die alten „schwarzhaarigen Chinesen" ihr Haar herabhängend; die Zöpfe sind eine tatarische Mode, welche die Chinesen annehmen mußten. Das verkrüppelnde Einschnüren der Füße bei den Frauen ist indessen eine altchinesische Sitte. Wodurch und in wie weit chinesisches Leben durch die Herrschaft der Mandschu beeinflußt wurde, wird später nachgewiesen werden.



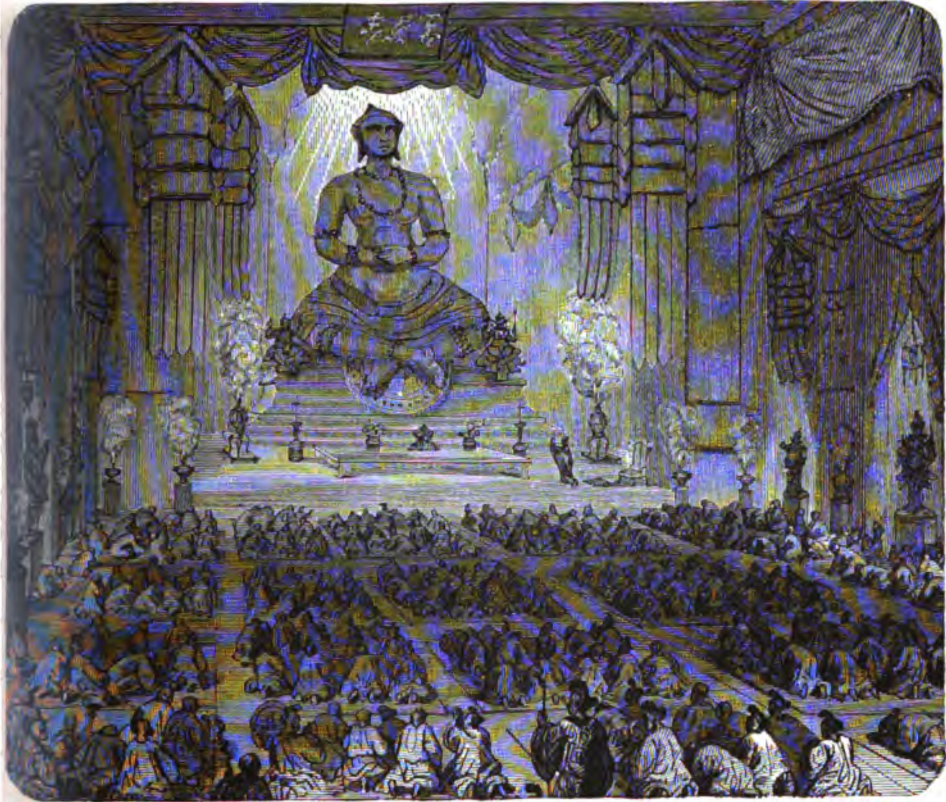
Büßender Bonze.

In einer Weltgeschichte können wir nur denjenigen Völkern eine größere Aufmerksamkeit widmen, welche auf die Entwicklung der Menschheit in politischer oder kulturlicher Beziehung einen besondern Einfluß ausübten, und da die Chinesen dies Jahrtausende lang nicht thaten, sondern sich absichtlich abschlossen und von der Berührung mit anderen Völkern fern hielten, so müssen wir uns kürzer fassen, als es die Chinesen eigentlich verdienen. Denn erstlich gehört zu ihnen beinahe ein Drittel der ganzen Erdbevölkerung, und ferner theilen wir durchaus nicht die Geringschätzung gegen chinesische Kultur und Chinesen überhaupt, welche manche Geschichtschreiber ausdrücken. Es war einmal förmlich Gewohnheit geworden, alles Chinesische lächerlich zu finden; und ganz besonders beleidigte es den Hochmuth europäischer Völker, daß die Chinesen sie als Barbaren betrachteten und sie ängstlich fern hielten. Ein Volk, welches einen Staat bildet, der sich in nahezu derselben Form beinahe 4000 Jahre erhalten hat und schon eben so lange als allgemein wohlthätig und nothwendig anerkannte Einrichtungen besaß, gegen welche sich selbst hochkultivirte europäische Völker noch heute in unverständiger Weise sträuben — wie z. B. der Schulzwang — ein solches Volk verdient Achtung und hohes Interesse. Wenn aber die feingebildeten, förmlichen und höflichen Chinesen europäische Völker Barbaren nennen, so werden wir späterhin Gelegenheit haben darzuthun, daß ihnen das Benehmen der Europäer dazu stets reichlichen Grund geboten hat.

Industrie. Wir haben schon früher gesagt, daß die Chinesen in Bezug auf ihre Industrie im Kleinen groß und im Großen klein waren und geblieben sind. Die Geduld und der sorgsame Fleiß chinesischer Handarbeiten sind niemals übertroffen worden. Man betrachte nur die wunderbaren chinesischen Elfenbeinschnitzereien in unseren Museen! Maschinen zur Ersparung der Handarbeit wendete man wenig an und beförderte auch ihre Einführung nicht, weil dieselben in dem übervölkerten Lande unendlich viele Menschen brotlos gemacht haben würden.

Vom Ackerbau und von der Seidenzucht haben wir bereits geredet. Das Porzellan war gleichfalls eine uralte Erfindung, denn man fand kleine Porzellanfläschchen in ägyptischen

Gräbern, die wahrscheinlich über Indien aus China eingeführt wurden. — Chinesische, wunderschön gefärbte Seidengewebe der verschiedensten Art waren schon frühzeitig und sind noch heute weltberühmt. Aehnliches gilt von ihren Metallarbeiten. — Die Kunst des **Buchdrucks** besaßen die Chinesen schon viele Jahrhunderte vor uns; allein sie druckten nicht mit beweglichen Typen, weil ihre Sprache kein eigenes Alphabet hat, sondern fanden es bequemer, die Schrift in Holztafeln zu schneiden. Das **Schießpulver** hatten sie ebenfalls seit Jahrhunderten, und seine Zusammensetzung kommt der des besten englischen am nächsten; sie benutzten es jedoch nur zur Spielerei, zum Feuerwerk. u. dgl.



Buddha-Verehrung im Kloster der Tausend Lama's zu Peking.

Kunst, Wissenschaft und Literatur. Von Kunst nach unseren Begriffen ist bei den Chinesen nicht die Rede, höchstens von Künstelei. Wie bei den Aegyptern die Priester alle Regeln für die Künste angaben, so in China der Staat und der Kaiser. Die technische Ausführung ist stets vortrefflich; allein es fehlt der höhere Aufschwung, und höchstens erreichte man sklavische Nachbildung der Natur. Chinesische Malereien sind ohne Schatten und ohne Perspektive ausgeführt; die menschlichen Figuren haben sehr wenig Ausdruck. Blumen, Vögel und todte Gegenstände sind getreu und mit Zartheit und Farbenpracht, meist auf Reispapier, ausgeführt, welches eine sanfte Oberfläche hat, aber leicht zerbrechlich ist.

Die **Baukunst** nimmt, ebenfalls ohne künstlerische Bedeutung, nur auf nothdürftige Erfüllung des praktischen Zweckes Bedacht. Der Stil der Verzierungen ist kleinlich und manierirt. Nur im Brückenbau haben die Chinesen sich ausgezeichnet.

Von der chinesischen **Literatur** haben wir bereits geredet. Nächst Kong-fu-tse erlangte der Philosoph **Mang-tse** (Mencius) Bedeutung. Er wurde 371 v. Chr. geboren im Staate Tsow (heutige Provinz Schantung) und soll 84 Jahre alt gestorben sein.

Mgan-tse stellte politische und soziale Grundsätze auf, die noch heute in China maßgebende Autorität haben. Sein erster Grundsatz ist: Das Volk ist das wichtigste Element in einer Nation; nach dem Volke kommt erst das Reich, und nach diesem erst der Fürst. Ein Fürst, der nicht nach den geltenden Bedingungen regiert, müsse beseitigt werden, lehrt er, und sei es — durch Mord. Er befehdete mit eben so viel Eifer als Geschick andere chinesische Philosophen und Staatslehrer. Unter diesen lehrte Yang-Tschu den reinsten Egoismus, daß Jeder nur für sich selbst sorgen und sich dabei nicht um moralische Bedenken kümmern müsse. Dieser staatsgefährliche Philosoph äußerte, daß er sich nicht ein Haar ausreißen würde, wenn er den in Gefahr befindlichen Staat dadurch retten könne.

Ein anderer Philosoph, dessen Lehre er bekämpft, war Mih-tse (oder Mih-Teih), der in seinen Büchern das Ansehen des Kong-fu-tse zu vernichten und namentlich die Stellung des Monarchen herabzusetzen suchte. Er predigte die Lehre allgemeiner Menschenliebe. Auch machte er sich unbeliebt durch sein Predigen gegen die kostspieligen Begräbnisse.

Sein dritter Gegner war Kau, welcher lehrte, daß zwischen Tugend und Laster kein wesentlicher Unterschied bestehe. Ebenso bekämpfte er die kommunistischen Ansichten des Hau-Hing, welcher sich für die Arbeiterfrage enthusiasmirte und dafür ziemlich alles das anführte, was uns heutzutage als neu aufgetischt wird. Mang-tse dagegen sagte: „Die einen arbeiten mit dem Kopfe, die anderen mit den Händen; die welche mit dem Kopf arbeiten, regieren die anderen; die mit den Händen arbeiten, werden von anderen regiert; jene, welche von anderen regiert werden, haben diese zu erhalten; jene, welche regieren, werden von ihnen erhalten." Die „soziale Frage" hat aber Mang-tse eben so wenig gelöst wie Hau-Hin, und sie wird in Zukunft eben so wenig gelöst werden wie heute, solange Menschen eben Menschen bleiben. — Die Schriften des Mang-tse stehen bei den Chinesen in hoher Achtung und wurden von gewaltthätigen Fürsten gefürchtet und angefeindet.

Nochmals wiederholen wir, daß die Chinesen unsere hohe Achtung verdienen, so unvollkommen uns Einzelnes in ihrem Wesen erscheinen mag; denn was sie sind und schon vor Jahrtausenden waren, verdanken sie sich selbst, während uns die Kultur theilweise erst von anderen Nationen zugeführt wurde. Die Chinesen standen völlig isolirt da, oder umgeben von Völkern, die so unendlich weit hinter ihnen zurück waren, daß eine Berührung mit ihnen unmöglich irgend welchen Nutzen für die Entwicklung ihrer Kultur haben konnte. Dies erklärt den langsamen Fortgang ihres Kulturlebens, wie auch ihr Selbstgefühl und das Mißtrauen gegen Neuerungen.



Tiberius. Caligula.
Claudius. Nerva. Antoninus Pius. Nero.

Vierter Zeitraum.

Vom Untergang der Römischen Republik bis zum Beginn der Völkerwanderung.

(30 v. Chr. bis 400 n. Chr.)



Das Römische Reich.

Die Weltgeschichte dieses Zeitraums dreht sich fast einzig und allein um die Geschichte des Römischen Reiches; denn dasselbe umfaßte ja jetzt die damals bekannte Welt und blieb nach außen hin Jahrhunderte lang ohne merkliche Zu- oder Abnahme, während ihm im Innern durch den Druck der Despotie der Lebensathem geraubt wurde. Es glich einer in einem bleiernen Sarge ruhenden Leiche, die nur austrocknen, aber nicht verwesen kann.

Einige wenige, nur zur Erhaltung des Bestehenden geführte Grenzkriege abgerechnet, besteht die römische Geschichte von Octavian an kaum aus Anderm, als aus einer Reihe von Namen römischer Kaiser, unter denen wir nur wenige vortreffliche, viele Ungeheuer und eine große Menge uns gleichgiltiger Herrscher finden. Was außer diesen Kaisernamen noch hervortritt, sind innere Unruhen, die eben nichts als Thronwechsel bezwecken, und einzelne Schandthaten, mit deren Ausmalung wir uns wahrlich kein Verdienst um den Leser erwerben würden. Man wird es also begreiflich finden, wenn wir über diese Periode der Weltgeschichte so schnell und so kurz wie möglich hinwegeilen.

Die Julier.

Octavianus Augustus war durch die Besiegung des Antonius Alleinherrscher des Weltreiches geworden, weil Niemand mehr da war, der Muth und Macht genug hatte, ihm die Herrschaft streitig zu machen, und weil die wenigen Republikaner, welche den Fall des Antonius überlebt hatten, durch Proskription beseitigt wurden. Einige Verschwörungen, welche übrig gebliebene Republikaner gegen das Leben des Tyrannen Octavian noch angezettelt hatten, wurden theils in der Geburt erstickt, theils bei der Ausführung vereitelt. Doch machten dieselben den Alleinherrscher gegen die Freiheitsfreunde wenigstens so mißtrauisch, daß er für seine Person große Vorsicht übte und z. B. stets mit einem Harnisch unter der Tunika in die Senatsversammlung ging.

Trotz seiner Allgewalt und trotz der Stärke des ihm ganz ergebenen Heeres wagte es Octavian nicht, mit dem Wesen auch die Form der Republik zu vernichten; er zog es vielmehr vor, das Volk über seine wahren Absichten zu täuschen. Hierin war er um so glücklicher, als es vielleicht wenige Herrscher gegeben hat, welche die Rolle eines Komödianten mit solchem Talente durchzuführen verstanden wie Octavian. Er selbst gestand dies auf seinem Sterbelager ein; denn man erzählt, daß er beim Herannahen seines Todes seine Freunde zu sich beschieden und sie gefragt habe: „Was dünkt euch, habe ich die Komödienrolle des Lebens gut gespielt?“ worauf er mit dem Schlußverse einer griechischen Komödie die Aufforderung hinzufügte, ihm freudig Beifall zu klatschen. — Von seiner ihm angeborenen Grausamkeit, wie er sie als Triumvir gezeigt, sah man bei dem Alleinherrscher keine Spur mehr, denn er hatte sie mit der Maske der Milde und Menschenfreundlichkeit bedeckt. Seine früheren blutigen Intriguen waren den Spielen einer großen, aber blutlosen Volkstäuschung gewichen, und wo er sonst mit den Waffen in der Hand die Alleinherrschaft forderte, da ließ er sich jetzt in kluger Verstellung bitten, dieselbe anzunehmen, und gab sich jemalig den Anschein, als ob er den Bitten nur mit dem größten Widerstreben nachgäbe.

Die äußeren Einrichtungen der Republik, die Volksversammlungen, der Senat und die republikanischen Aemter blieben unangetastet; allein Octavian wußte die wichtigsten Aemter in seiner Person zu vereinigen; denn nach und nach wurde er zum beständigen Oberfeldherrn (Imperator), zum immerwährenden ersten Konsul (perpetua potestas consularis), zum ersten Tribunen (potestas tribunicia), zum Verwalter des Censoramtes (praefectura morum), zum ersten Senator (princeps senatus) und zuletzt gar zum stetigen Pontifex maximus erhoben. So vereinigte er unter dem Scheine voller Gesetzlichkeit in seiner Person alle Staatsgewalt; allein er nahm dieselbe nur auf zehn Jahre an, um nach Ablauf dieser Zeit sich aufs Neue um die Uebernahme derselben bitten zu lassen.

Aber wie kam es, wird man fragen, daß das römische Volk sich so arg täuschen lassen konnte? Die Antwort auf diese Frage ergiebt sich leicht aus der Kenntniß des menschlichen Charakters und der bisherigen römischen Geschichte. Octavian vermied es schlau, irgend einen Titel anzunehmen, der an die noch immer so verhaßte Königsgewalt erinnern konnte; denn was mochte dem klugen Manne an einem alten, leeren Titel liegen, da er die volle Gewalt in Händen hatte?! da er ferner in dem Namen Cäsar eine Bezeichnung führte, die bei der Verehrung der Römer für diesen Namen einem Herrschertitel gleich kam, und die auch wirklich von seinen Nachfolgern zuerst als erblicher Familienname, später als erblicher Herrschertitel (Kaiser) beibehalten wurde; da er endlich vom Senate den Titel Augustus (der Erhabene, Unverletzliche) erhielt, der ihm zur Bezeichnung seiner Herrscherwürde genügen konnte und ebenfalls unter seinen Nachfolgern erblich wurde? Von „Cäsar“ ist unser deutsches Wort Kaiser abgeleitet, und wir wollen daher die römischen Imperatoren kurzweg Kaiser nennen und ihre anderen Titel — wie Augustus — weglassen.

Das Volk fühlte den Druck der Despotie um so weniger, als Octavian Alles aufbot, den Römern durch eine milde und wohlthätige Regierung das aufgelegte Joch sanft und leicht zu machen. Er hob weder die Einrichtung noch das Wahlrecht der Volksversammlungen auf, wenn er auch durch seine Klugheit das letztere ganz nach seinem Sinne lenkte. Endlich war auch das Volk mit dem neuen Zustande der Dinge um so eher zufrieden, als es sich nach den endlosen inneren Kriegen nach Ruhe und Frieden sehnte, die es auch durch und unter Octavian in vollem Maße fand. Denn dieser hatte den festen Entschluß gefaßt, die Waffen für immer ruhen zu lassen, um die erlangte Macht in Frieden zu genießen; und wenn wir in der Geschichte seiner Regierung auf einzelne Kriegszüge treffen, so waren dieselben lediglich zum Schutze der Grenzen unternommen worden und belästigten das Volk um so weniger, als sie nur von den Soldtruppen des Herrschers geführt wurden.



Augustus, Mäcenas und Vergil. Nach H. Leutemann.

So war denn Rom eine Monarchie mit republikanischer Form, und wir können — wenn auch nicht der Form, so doch dem Wesen nach — Octavian als den ersten Despoten des Römischen Reiches, als den ersten römischen Kaiser betrachten. Er war, mit der großen Menge seiner Nachkommen verglichen, noch einer der besseren.

Betrachten wir zuerst seine innere Landesverwaltung. Die republikanische Form war — wie wir wissen — beibehalten worden; aber des Augustus Wort leitete die gesammten Regierungs- und Verwaltungsbehörden. Außerdem bildete sich der Kaiser in der letzten Zeit, wo er den von 1000 wieder auf 600 Mitglieder reduzirten Senat nur selten besuchte, einen aus 20 Senatoren bestehenden geheimen Rath, mit dem er im Stillen die wichtigsten Geschäfte berieth und verhandelte. Ueberhaupt war er darauf bedacht, keine Selbstherrscherrolle zu spielen, da er sehr wohl einsah, welchen Fehlgriffen eine Regierung ausgesetzt ist, die ausschließlich nach den Ansichten und Meinungen eines Einzelnen geleitet wird.

Mäcenas, Agrippa und Corvinus. Octavian hatte sich eine kleine Anzahl ver vertrauter Freunde erwählt, deren Stimme er bei allen Handlungen seines öffentlichen Lebens zu Rathe zog. Unter diesen Männern, die wir unseren heutigen Ministern in konstitutionellen Staaten vergleichen mögen, waren die einflußreichsten C. Cilnius Mäcenas, ein üppiger, fein gebildeter Ritter, der sich besonders als Gönner und Beschützer der Gelehrten und Künstler gefiel; der uns schon bekannte Marcus Vipsanius Agrippa, ein kriegserfahrener Feldherr, der sich namentlich der Leitung des Kriegswesens unterzog; und endlich Messala Corvinus, ein verdienter Krieger und großer Freund der Musen.

Obgleich die Gunst, mit welcher Mäcenas die Gelehrten und Dichter überhäufte, keineswegs eine allgemeine war und sich größtentheils nur auf die Lobredner und Schmeichler des Augustus beschränkte, so ist doch sein Name als Gönner der Musendiener sprüchwörtlich geworden, so daß man die Kunstgönnerschaft häufig Mäcenat, den Kunstgönner selbst aber einen Mäcen nennt.

Agrippa war ein würdiger Mann, eben so bieder im Frieden wie tapfer im Kriege. Von allen Vertrauten des Augustus war er der kargste Schmeichler desselben; und wir müssen es dem Kaiser zur Ehre nachsagen, daß er dies auf eine würdige Weise anerkannte, indem er auf den Rath und die Warnungen des Agrippa das meiste Gewicht legte. — Noch müssen wir eines Verdienstes dieses Mannes gedenken, das von der Sorgfalt seiner Amtsführung zeugt: er ließ sämmtliche Länder des Römischen Reiches ausmessen und Karten davon entwerfen.

Zur Befestigung seiner und seiner Nachfolger despotischen Herrschaft zeigten sich Augustus zwei Einrichtungen als ein besonderes Bedürfniß: das Polizeisystem und das stehende Heer. Beide Einrichtungen, welche noch in vielen Staaten der Gegenwart mit so erdrückender Schwere auf dem Lande lasten, datiren von dem Anfange der römischen Despotie, als deren Stütze sie ins Leben gerufen wurden. Das Polizeisystem sollte die Hauptstadt des großen Reiches unter beständiger Aufsicht halten, so daß die kleinste Unruhe durch das Einschreiten der militärisch organisirten Sicherheitsdiener sogleich gedämpft werden konnte. Zu solchem Zwecke wurde die Stadt Rom in 14 Quartiere (regiones) getheilt, zu deren Bewachung 7 Cohorten Nachtwächter und Straßenaufseher errichtet worden waren. Die obere Leitung der ganzen Polizeianstalt wurde einem besonders dazu ernannten Stadtpräfekten (praefectus urbi) übertragen, dessen Amtsdauer beständig und nur vom Kaiser abhängig war. Damit aber auch der Hauptveranlassung bürgerlicher Unruhen, der Nahrungsmittelnoth, vorgebeugt wurde, hatte ein Kornpräfekt (praefectus annonae) die Verpflichtung, stets für gefüllte Kornmagazine zu sorgen.

Das stehende Heer, diese mächtigste Stütze monarchischer Regierungen, errichtete Augustus theils aus den Truppen, die ihm den Kaiserthron erkämpft hatten, theils aus Ausländern, unter denen sich besonders viele Deutsche befanden, weil diese Nation sich durch die ihr eigene Soldtreue vorzugsweise zu kaiserlichen Leibwächtern eignete. Die errichteten zehn Cohorten kaiserlicher Leibgarden (Praetoriani), an deren Spitze zwei Praefecti praetorio standen, waren daher Anfangs fast nur aus Deutschen zusammengestellt, während die drei zur Bewachung der Stadt errichteten Cohorten (Cohortes urbanae) theils aus Römern, theils aus Fremden bestanden. Außer den Prätorianern und den städtischen Cohorten gehörten zu dem stehenden Heere des Augustus noch 25 Legionen, welche in festen Lagern (castra stativa) am Rhein, an der Donau und am Euphrat lagen, und die Grenzen bewachten, so daß sich die Stärke der kaiserlichen Armee auf 450,000 Mann belief.

Die Provinzialverwaltung erfuhr durch Augustus gleichfalls eine wesentliche Veränderung: das ganze Reich wurde in 27 Provinzen getheilt. Der Senat erhielt die Besetzung, Verwaltung und die Einkünfte derjenigen Provinzen, welche, wie Afrika, Vorderasien, Griechenland, Makedonien, Süd-Gallien und Südwest-Spanien, schon vollkommen bezwungen und dem Reiche einverleibt waren, und in welchen daher nur die

Anwesenheit eines Civilgouverneurs nothwendig war, der alsdann den Titel Prokonsul führte. Die Grenzländer indeß, in welchen zur Bewachung militärische Macht als nöthig erschien, wurden ausschließlich kaiserliche Provinzen; und man ersieht schon aus dieser Einrichtung, wie sich der Kaiser die alleinige und unbedingte Verfügung über die Armee zu sichern suchte, eine Maxime, die aus dem Wesen der Monarchie hervorgeht, und die noch heute in den meisten Staaten thatsächlich anzutreffen ist. — Diese getheilte Verwaltung der Provinzen machte auch eine veränderte Staatswirthschaft nothwendig, so daß die Kasse der Einnahmen und Ausgaben, welche sich jährlich auf 720 Millionen Mark beliefen, eine doppelte wurde. Die Staatskasse (aerarium) verwaltete der Senat; die kaiserliche Kasse (fiscus) war der freien Verfügung des Kaisers überlassen, und dieser, der sie aus den Einkünften der kaiserlichen Provinzen füllte, besoldete daraus das stehende Heer. Es entstand also aus dieser Einrichtung jenes eigenthümliche Verhältniß, nach welchem die Provinzen selbst das Geld zur Erhaltung der Truppen liefern mußten, die zu ihrer Unterdrückung verwendet wurden.

Bevor wir uns jetzt zu den im Ganzen sehr unwichtigen politischen Ereignissen unter der Regierung des Augustus wenden, wollen wir noch seiner Familienverhältnisse gedenken, da die Bekanntschaft mit denselben zum Verständnisse der späteren an einzelne Persönlichkeiten geknüpften Geschichte nothwendig sein möchte.

Selten ist ein Mensch, noch seltener vielleicht ein Fürst von so vielem häuslichen Unglück heimgesucht worden wie Augustus, und Diejenigen, welche an den Eingriff einer höheren Hand in die Ereignisse des Menschenlebens glauben, könnten wohl in dem häuslichen Kummer des ersten römischen Kaisers die strafende Gerechtigkeit einer Rachegottheit finden, welche den Unterdrücker des kostbarsten Gutes eines Volkes, der Freiheit, an den heiligsten Gefühlen seines Herzens verzweifeln ließ.

Von Livia, seiner Gattin (als Kaiserin Julia Augusta genannt), hatte Augustus nur eine Tochter Namens Julia; dagegen hatte ihm Livia zwei Stiefsöhne zugebracht, Drusus und Tiberius, und seine Schwester, die uns schon bekannte Octavia, hinterließ in Marcellus einen Sohn, den Augustus adoptirte, zu seinem Nachfolger bestimmte und mit seiner Tochter Julia vermählte. Aus dieser Ehe entsprangen die beiden Söhne Cajus und Lucius Cäsar. Marcellus starb früh, und der Kaiser empfand den zeitigen Tod des hoffnungsvollen jungen Mannes so überaus schmerzlich, daß er selbst ihm die gebräuchliche öffentliche Leichenrede hielt und auf die Söhne seine ganze Neigung übertrug, welche er durch die Ernennung zu Prinzen des kaiserlichen Hauses als seine Nachfolger bezeichnete. Die nunmehr verwittwete Julia gab er seinem Vertrauten Agrippa zur Gattin, dem sie zwei Kinder, Julia die Jüngere und Agrippa Posthumus, gebar. Als Agrippa starb und Julia dadurch abermals verwittwet war, verheirathete sie Augustus mit seinem Stiefsohne Tiberius. Der Tod des Marcellus und seines Freundes Agrippa hatten den Kaiser bereits tief betrübt, als er bald darauf die Nachricht von zwei anderen Todesfällen erhielt, die ihn noch heftiger ergriffen: Cajus Cäsar war in Lykien an einer Wunde und Lucius Cäsar in Gallien an Gift gestorben, und das Gerücht bezeichnete des Kaisers Gattin Livia als diejenige, welche ihnen den Tod bereitet habe, um — da Drusus mit Hinterlassung eines Sohnes Namens Drusus Germanicus inzwischen sein Ende gefunden hatte — ihrem noch übrigen Sohne Tiberius die Thronfolge zu sichern. Zu allen diesen Unglücksfällen in der Familie des Kaisers kam noch die beispiellose Ausschweifung seiner Tochter Julia, die sich ohne Rücksicht auf ihre ehelichen Bande einem so zügellosen Leben hingab, daß der Kaiser sich endlich genöthigt sah, sie mit ihren Kindern Julia d. J. und Agrippa Posthumus in die Verbannung zu schicken, nachdem er ihren Gatten, seinen Stiefsohn Tiberius, vorher adoptirt und zum Nachfolger ernannt hatte, doch so, daß dieser wiederum seines Bruders Sohn, den Drusus Germanicus, adoptirte. Nun stand der Vater einer einst so zahlreichen Familie ganz einsam und

verlassen da; denn von allen Gliedern derselben war ihm nur geblieben eine herrschsüchtige und ränkevolle Gattin, eine ausschweifende Tochter mit ihren zwei ihr ziemlich ähnlichen Kindern, ein von ihm gehaßter Stiefsohn und dessen noch sehr junger Neffe. Das römische Volk aber erkannte nicht die Zerstörungen, welche der Tod und die Verbannung seiner Lieblinge in dem Gemüth des Herrschers anrichteten; es sah nicht die heimlich genährte Erbitterung, die feindseligen Blicke der Menschen, welche einander in der nächsten Umgebung des höchststehenden Römers begegneten. Dem Volke kam nur die bestechende Außenseite zu Gesicht, die scheinbare Ruhe und Zufriedenheit, welche über der unversöhnlichen Entzweiung ausgebreitet schien. Bei Alledem war das eigentliche Privatleben des Monarchen einfach, ohne unmäßigen Prunk, kaum verschieden von dem eines wohlhabenden Senators. Sein Haus auf dem Palatin stand anderen Palästen an Größe und prachtvoller Einrichtung nach; nur eine mäßige Zahl Sklaven und Freigelassene versahen den Dienst. Wenige Lorberbäume vor dem Eingang und eine kleine Schar Prätorianer, von denen drei Cohorten in der Stadt vertheilt waren, kennzeichneten den kaiserlichen Palast. Als Freund der Kunst und Wissenschaft empfing er hier in seinem Triclinium Gelehrte, Dichter und Künstler, deren Unterhaltung ihm die trüben Stunden verscheuchen mußte.

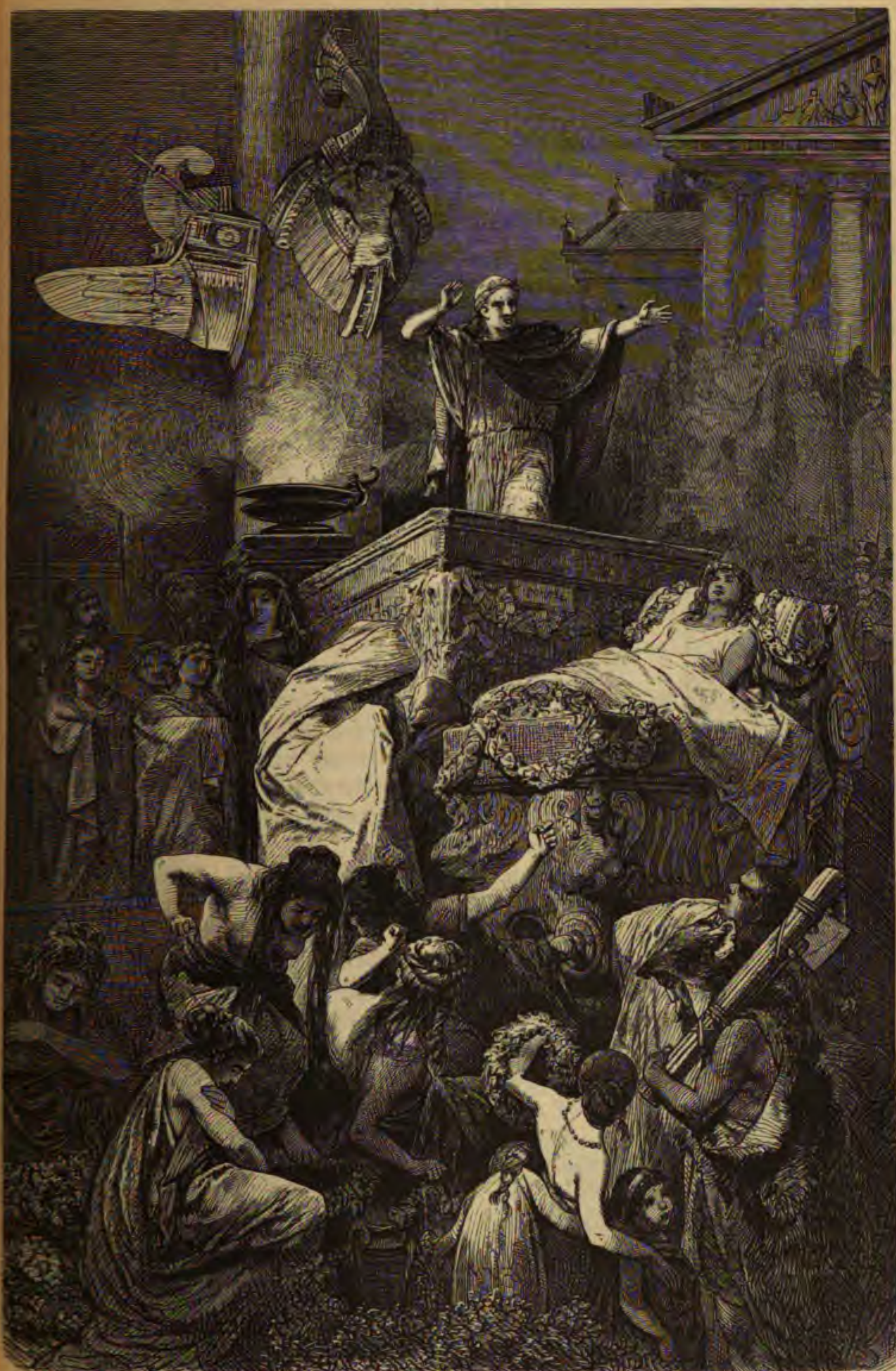
Aeußerst arm ist auch die Regierungsgeschichte des Augustus an politischen Ereignissen; aber sie ist hochbedeutsam durch die Geburt des Stifters der christlichen Religion. Jesus Christus, auf dessen Leben und Wirken wir an einer andern Stelle zurückkommen werden, ward im fünf- oder sechsundzwanzigsten Jahre der Regierung des Kaisers Augustus geboren. Nach neueren Forschungen ist jedoch das erste Jahr unserer heutigen Zeitrechnung nicht als das Geburtsjahr von Jesus Christus zu betrachten, da derselbe noch vor dem im Jahre 4 v. Chr. erfolgten Tode des Herodes (des Großen) geboren ward, dessen wir später zu erwähnen haben werden.

Der Kaiser, welcher zu den Weltbegebenheiten mitwirkte, gefiel sich in der Rolle eines Friedensfürsten, schon weil er sich dadurch die Liebe des durch Druck und Noth erschöpften Volkes zu erwerben hoffte. Darum geschah unter ihm, was zwei Jahrhunderte hindurch nicht geschehen war: der Tempel des Janus wurde geschlossen! Rom genoß mehrere Jahre lang Frieden, und Augustus wurde der „Vater des Vaterlandes“ genannt.

Die wenigen Grenzkriege, welche von den Römern unter Augustus geführt wurden, fielen zum größten Theile glücklich aus. So wurde nach und nach das nördliche Spanien besiegt und dadurch die ganze Halbinsel unterworfen; so wurde durch die Eroberung Thrakiens die nördlich-makedonische Grenze bis an die Donau gerückt und dort eine neue Provinz, Mösien, errichtet; so wurde endlich die Grenze gegen Parthien so sehr befestigt, daß der parthische König Phraates IV. Alles aufbot, um den Augustus mit freundschaftlichen Gesinnungen für ihn zu erfüllen.

Als Augustus den Orient bereiste und sich in Syrien befand, schickte ihm Phraates die den Römern unter Crassus und Antonius von den Parthern abgenommenen Trophäen und Gefangenen zurück. Die Gesandtschaft, welche dieselben überlieferte, erschien vor dem Kaiser mit jenen Zeichen kriechender Huldigung, die bei den Parthern üblich waren, bestach aber dadurch den Kaiser mit so günstigem Erfolge, daß er in stolzer Freude über den errungenen blutlosen Sieg dem Mars einen Tempelbau gelobte und Münzen auf das Ereigniß schlagen ließ.

Nicht viel wichtiger als die Grenzkriege sind die Kämpfe, welche gegen Germanien geführt wurden. Sie begannen mit der für die Sicherheit Italiens nothwendigen Unterwerfung der Alpenvölker; denn Donau und Rhein mußten die Grenzen des Römischen Reiches ausmachen, wenn man von Germanien aus auf Frieden rechnen wollte.



Augustus hält dem Marcellus die Leichenrede. Nach Hermann Vogel.

Germania.

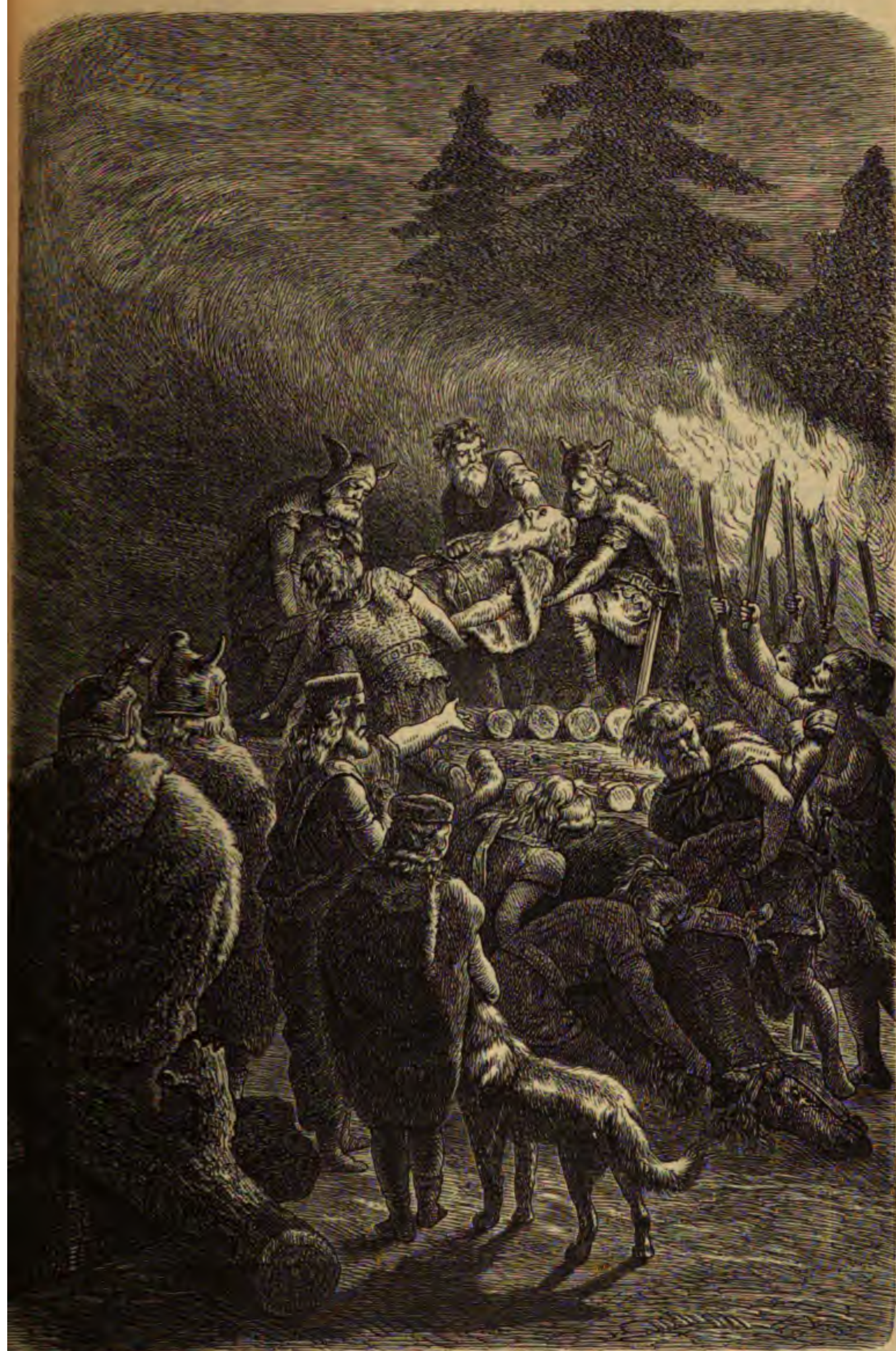
Das heutige Deutschland, von den Römern Germania genannt, umfaßte alles Land vom Rhein bis zur Weichsel und von der Donau bis zur Nord- und Ostsee. Es war den Römern ziemlich unbekannt; aber dennoch finden wir die vorzüglicheren Gebirge und Flüsse mit lateinischen Namen genannt, wie Rhenus (Rhein), Albis (Elbe), Danubius oder Ister (Donau), deren Aufzählung uns jedoch hier um so weniger am Orte erscheint, als wir die geographischen Verhältnisse Deutschlands im Mittelalter ausführlicher kennen lernen werden. Was uns hier von Interesse ist, beschränkt sich auf die Nennung der älteren, das Land bewohnenden Völkerschaften und die Betrachtung ihres Sittenzustandes.

Die Namen der Hauptvölkerschaften Germaniens sind: Langobarden, Hermunduren, Turonen, Cherusker, Semnonen, Angeln, Sachsen, Beriner, Thuringer, Chatten, Vandalen, Turcelinger, Rugier, Tenchterer, Usipeter, Franken, Alemannen, Sueven, Markomannen, Bojer. Jede Völkerschaft hatte ein Landgebiet, das von dem andern durch unbewohnte Wüstenstrecken gesondert war. Jedes Landgebiet wurde in Gaue, und jeder Gau in Marken eingetheilt.

Das Volk theilte sich in Freie und Unfreie. Die Freien unterschieden sich in Freilinge, die eigentlichen Grundbesitzer und Adellinge, ausgezeichnet durch größeren Grundbesitz und besonderen Kriegsruhm. Die Unfreien wurden unterschieden in Knechte (Schalke), welche das Eigenthum ihrer Herren waren, und Hörige (Lite), die Haus und Feld von ihren Herren in Pacht hatten. — Die Verfassung war bei einigen Völkerschaften ein durchaus freies Selbstregiment, bei anderen in so weit monarchisch, als sie einen Fürsten (König) hatten, der indessen gewählt wurde und auch absetzbar war, dazu noch beschränkt durch die Volksversammlung (Ding), und im Kriege ersetzt durch einen erwählten Feldherrn (Herzog). — Das Rechtswesen war sehr einfach. In allen häuslichen Angelegenheiten entschied der Familienvater, für geringe strittige Sachen erwählten die Parteien ein Schiedsgericht, wichtigere und peinliche wurden von der Volksversammlung abgeurtheilt. Später wurden eigene Gerichte niedergesetzt, welche aus Richtern, Gerichtsboten und Urtheilern (Weisern) bestanden, ihre Sitzungen an bestimmten Tagen öffentlich unter freiem Himmel hielten und nicht nach geschriebenen Gesetzen, sondern nach Gebrauch und gesunder Vernunft urtheilten.

Die Hauptbeschäftigung des Volkes war der Krieg, an dem auch die Weiber und Kinder, wenn auch im Allgemeinen nur als Begleiter Theil nahmen. Von Waffen führte man einen hölzernen Schild, einen kurzen Spieß, Framea genannt, einen Wurfspieß (Ger), einen langen Speer, Bogen und Pfeile, Schleuder, Keule, Streitaxt und nur selten ein Schwert. — Die Beschäftigungen außer dem Kriege bestanden in Jagen, Schmausen und Spielen. Letzteres wurde mit solcher Leidenschaft betrieben, daß der Deutsche häufig seine persönliche Freiheit einsetzte und dem Gewinner als Höriger folgen mußte.

Die alten Deutschen waren von riesiger Körperlänge und kräftigem Bau, ausgezeichnet durch ein volles strohgelbes Haar und große blaue Augen. Ihre Speise bestand aus Wildpret, Schlachtvieh, Milch, Butter, Käse, Hirse, Hafer, Bohnen und wildem Obst; ihr Getränk war ein Gerstengebräu (Bier), Cider und Meth. Sie wohnten in Häusern, von Holz und Lehm aufgeführt und mit Stroh gedeckt. Ihre Kleidung war sehr einfach. Die Kinder gingen bis zu ihrer Mannbarkeit fast nackt; die Erwachsenen umhingen sich mit einem Mantel, der oben am Halse durch eine Nadel zusammengehalten wurde. Der Bart wurde nicht geschoren. Weiber und Edle trugen langes Haar als ein Zeichen besonderer Würde. Ueberhaupt standen die Frauen der Deutschen in hohem Ansehn, und es war Sitte, nur ein Weib zur Ehe zu nehmen. Die Ehe selbst war ein Vertrag, der unter besonderen, aber nicht religiösen Ceremonien abgeschlossen wurde. Dem Weibe lag die Aufsicht über Haus- und Feldwirthschaft ob, welche übrigens nur von den Knechten betrieben wurden. — Eine Hauptsorge der Deutschen war die Todtenbestattung.



Todtenbestattung bei den Sueven. Von H. Leutemann.

Als schönster Tod galt der in der Schlacht; starb Einer zu Hause, so ritzte er sich wenigstens vor dem Ende mit einer Nadel, damit sein Tod blutig war. Die Leichen wurden entweder verbrannt, wobei sich zuweilen die Ehefrau lebendig mit verbrennen ließ, oder begraben. Im erstern Falle sammelte man die Asche in einer Urne und setzte sie nebst dem Kriegsschmucke in besonderen Grabhügeln bei; im andern Falle wurde die Leiche entweder in gewölbten Grabhügeln bestattet oder wirklich beerdigt.

Die Religion der Germanen hatte manche Aehnlichkeit mit der griechischen Götterlehre. Der höchste ihrer Götter war Wodan (Kriegsgott), die oberste Göttin Freia. Die ganze Natur war mit göttlichen Wesen belebt; es gab Berggeister, Waldgeister, Wassergeister (Nixen), Luftgeister, Hausgeister (Kobolde), auch Quälgeister, Riesen und Zwerge. Eine besondere Art religiös verehrter Wesen waren Weiber von großer Leibesgröße, die als Wahrsagerinnen wirkten und „weise Frauen" (Druidinnen) hießen. Als heilige Gegenstände galten Berge, Wälder und Bäume, besonders Eichen, unter den Thieren Pferde, Adler und Schlangen. —

Die glückliche Eroberung der südlich der Donau gelegenen Länder Noricum, Rhätien und Vindelicien durch Drusus und Tiberius (15 v. Chr.) erweckte in dem Erstern das Verlangen, weitere Eroberungszüge nach Germanien hinein zu versuchen, und zwar vom Rheine aus, der ihm dazu am günstigsten schien. Nachdem er zuvor diesen Grenzfluß durch Erbauung vieler Kastelle befestigt hatte, drang er (12 v. Chr.) vor und unaufgehalten über die Weser bis an die Elbe. Hier kehrte er (9 v. Chr.) wieder um und hatte auf dem Rückzuge das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen, ein Unfall, an dessen Folgen er starb, noch ehe er den Rhein erreichte.

Man erzählt, der siegreich vordringende Drusus habe sich bereits angeschickt, auch die Elbe zu überschreiten, als sich ihm ein Weib von riesiger Größe entgegengestellt und ihm zugerufen habe: „Wohin willst du, unersättlicher Drusus? Das Schicksal erlaubt dir nicht, alle diese Länder zu sehen. Kehre um, denn das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist nahe." — Man sagt, daß diese Erscheinung, in der wir eine jener wahrsagenden, heilig gehaltenen germanischen Druidinnen erkennen mögen, den Drusus zur Rückkehr bewogen habe, vergißt aber ganz, daß man dadurch der Tapferkeit der germanischen Männer ein schlechtes Kompliment macht.

Der Tod des vortrefflichen Drusus war nicht nur ein harter Schlag für den ihm mit besonderer Neigung zugethanen Augustus, sondern er versetzte auch die meisten römischen Großen in tiefe Trauer. Tiberius, der seinen Bruder nach Germanien begleitet hatte, führte dessen Leiche nach Italien, wo sie Augustus in Pavia empfing und von dort selbst nach Rom führte. Hier wurde dem gefallenen jungen Helden ein prachtvolles Leichenbegängniß veranstaltet, bei welchem ihm der Kaiser in eigner Person, wie bei Marcellus, die übliche Leichenrede hielt, und der Senat ihm und seinen Nachkommen den Beinamen „Germanicus" zuerkannte.

Sein Bruder Tiberius, von gleicher Eroberungslust getrieben, übernahm mehrere Jahre später den Oberbefehl gegen Germanien, und bald war alles Land zwischen dem Rhein und der Weser, ja noch darüber hinaus dem römischen Scepter völlig unterworfen. Allein diese Eroberung erschien als unsicher, so lange im Süden Germaniens das Markomannische Reich unter dem kühnen und herrschsüchtigen Fürsten Marbod bestand; denn dieser, der in dem durch große Gebirgszüge befestigten Bojenheim (Böhmen) und darüber hinaus seine Herrschaft ausgebreitet hatte, wäre leicht im Stande gewesen, die römische Herrschaft im Nordwesten Germaniens anzugreifen und zu vernichten. Tiberius beschloß also, ihm zuvorzukommen, und schon standen sich die beiden Parteien zum Kampfe gerüstet gegenüber, als Tiberius von einem an der untern Donau ausgebrochenen Aufstande Kunde erhielt, der ihn nöthigte, dorthin zu eilen und deshalb dem Marbod Friedensvorschläge zu machen. Marbod, dem es mehr um die Erhaltung seiner eigenen Herrschaft als

um die Befreiung Germaniens zu thun war, nahm die Vorschläge an, und so verblieb denn der Nordwesten des Landes im ungestörten Besitze der drei römischen Legionen.

Unter dem Statthalter P. Quinctilius Varus suchten nun die römischen Legionen ihre ziemlich drückende Herrschaft in Germanien zu befestigen. Varus behandelte zwar die unterworfenen germanischen Stämme nicht anders, als die römischen Oberbefehlshaber in den untergebenen Provinzen überhaupt verfuhren; allein der an Knechtschaft nur wenig gewöhnte Sinn der Deutschen empfand eine solche Behandlung drückender, als es die längst unterjochten Griechen und die an Sklaverei von je her gewöhnten Orientalen finden konnten.



Drusus an der Elbe. Nach Bendemann.

Zunächst sträubten sich die Germanen schon gegen die von dem römischen Statthalter ausgeschriebenen Lieferungen und Abgaben; indeß den Hauptgrund zur Unzufriedenheit gab die der freien germanischen Gerichtsverfassung ganz widersprechende römische Rechtspflege, welche Varus einführte. Denn nach der Art und Weise eines römischen Prätors saß er selbst zu Gericht, ließ die streitenden Parteien durch die den Germanen so verhaßten römischen Sachwalter vertreten, fällte die Urtheile nach seinem Gutdünken und ließ in Verbrechensfällen die für die damaligen Deutschen so empörenden Strafen der körperlichen Züchtigung und des Todes anwenden.

Was Marbod aus Eigennutz unterlassen, den Druck der Römer in Germanien zu brechen, das beschloß jetzt Hermann (von den Römern „Arminius“ genannt), der junge Fürst des mit unterworfenen Volksstammes der Cherusker, auszuführen.

Hermann der Cherusker hatte sich seit der Unterwerfung Germaniens äußerlich stets als ein eifriger Freund der Römer gezeigt. Er war nach Rom gegangen, hatte sich dort nach den römischen Sitten gebildet und später sogar den Römern deutsche Hülfstruppen zugeführt, wofür er mit dem römischen Bürgerrechte und der Ritterwürde belohnt

worden war. Sein späteres Verhalten aber zeigte, daß diese Freundschaft für die Römer eine erheuchelte gewesen. Hermann gehörte zu denjenigen Charakteren, die ihre wahren Absichten unter gleißender Maske verbergen. Wahrscheinlich ging er schon von früher Jugend an mit dem Plane um, die erste günstige Gelegenheit abzuwarten, um die römische Herrschaft in Germanien zu vernichten. Ob ihn dabei blos die Liebe zum Vaterlande oder auch noch der Wunsch geleitet habe, für seine Person unabhängig über sein Volk zu herrschen: das muß bei dem Charakter Hermann's um so eher unentschieden bleiben, als das befreite Vaterland, wie wir sehen werden, bald darauf durch seine Zerwürfnisse mit den anderen Fürsten in einen Zustand gerieth, welcher vielleicht als nicht viel besser angesehen werden darf als derjenige, aus dem er es befreit hatte.

Zu klug, um seinen Zweck durch einen offenen Kampf zu erstreben, wartete Hermann die Gelegenheit zu einem Ueberfalle ab, und diese fand sich, als Varus zur Bewältigung eines jenseit der Weser ausgebrochenen Aufstandes auszog. In aller Stille hatte er die benachbarten germanischen Fürsten für einen Ueberfall gewonnen, während er den Varus durch beständige Betheuerungen seiner Treue sicher zu machen suchte. Dies gelang ihm auch vortrefflich. Als Segestes, ein cheruskischer Großer, der den Frieden liebte und vielleicht auch Hinterlist verabscheute, den Varus warnte, verachtete dieser die Warnung. Es ist anzunehmen, daß der Aufstand jenseit der Weser, welcher den Varus zum Aufbruche nöthigte, von Hermann angestiftet worden war, um die Römer in die ihnen gelegte Schlinge zu locken. Letzterer begleitete den römischen Statthalter auf diesem Zuge. Als aber die Römer sich mitten in dem dichten Teutoburger Walde befanden und ein einbrechendes Unwetter die ohnehin schwierigen Pfade völlig unwegsam machte, da ließ Hermann durch die benachbarten Gauen den Ruf zur Schilderhebung ertönen und überfiel den mit den Elementen kämpfenden Varus dergestalt, daß in einem dreitägigen Kampfe (9 n. Chr.) die römischen Legionen vernichtet wurden, und ihr Oberbefehlshaber sich aus Verzweiflung in sein Schwert stürzte.

Die Hermannsschlacht, wie der Ueberfall und Kampf im Teutoburger Walde gewöhnlich genannt wird, ist nach unserer unparteiischen Ansicht kein so hoch preiswürdiges Ereigniß, als welches es in der Regel dargestellt wird; denn an dem allerdings außerordentlichen Erfolge hatte nicht allein die germanische Tapferkeit, sondern auch wesentlich die Feindseligkeit der Elemente Antheil. Der sorglose Varus wurde zudem von den Hülfsvölkern, auf deren Treue er baute, gerade in dem Augenblicke überfallen, als er in den unwegsamen Schluchten des dichten Waldes eingezwängt und von einem furchtbaren Unwetter überrascht worden war. Der Sturm entwurzelte die Bäume und versperrte durch sie den Römern den Weg; der Regen goß in Strömen herab und verwandelte die Pfade in Morast, so daß die der Gegend völlig unkundigen Römer weder vorwärts noch rückwärts konnten. Und in dieser schrecklichen Lage wurden sie von den aller Schluchten und Wege kundigen Germanen überfallen, welche von den Hügeln herab Steine und Felsstücke in die feindlichen Reihen schleuderten, und endlich was dabei verschont blieb, mit dem Schwerte niedermachten. — Nur sehr Wenigen gelang die Flucht, denn die größere Zahl deckte das unheimliche Schlachtfeld; ein anderer Theil wurde gefangen genommen, hatte aber alle Ursache, die Gefallenen zu beneiden. Die Wuth der Germanen gegen die Gefangenen überstieg alle Grenzen: die Anführer wurden auf den zu Ehren der Götter errichteten Altären geopfert, die gemeinen Soldaten an den Bäumen erhängt, die verhaßten römischen Sachwalter aber aufs Fürchterlichste verstümmelt. Einigen der Letzteren riß man die Augen aus, anderen hieb man die Hände ab; ja einem schnitt ein germanischer Krieger die Zunge aus, knebelte ihm den Mund und rief ihm höhnend zu: „Jetzt, Natter, höre auf zu zischen!"

Varus, welcher recht wohl fühlte, welch ein unersetzlicher Verlust für Augustus die Vernichtung seiner germanischen Legionen war, mochte dieselbe nicht überleben und gab sich daher nach römischer Sitte selbst den Tod. Der Kaiser selbst soll aber durch die

Nachricht von dem Unfalle so sehr in Verzweiflung gestürzt worden sein, daß er, wie man erzählt, mit dem Kopf gegen die Wand gerannt und dabei ausgerufen habe: „Varus, Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“

Für den Augenblick war nun zwar die römische Herrschaft in Germanien vernichtet; allein die ewige Geißel der Deutschen, der durch ihre Fürsten angeregte oder beförderte Zwiespalt, öffnete ihr bald von Neuem die Thore. Denn während Hermann mit seinem Schwiegervater Segestes, eigentlich um bloßer Familienangelegenheiten willen in offenen Krieg gerieth, eilte Tiberius über den Rhein und würde mit leichter Mühe die verlorenen Länder wieder in Besitz genommen haben, wenn er nicht durch den bald darauf erfolgten Tod des Augustus nach Rom gerufen wäre, um den Kaiserthron zu besteigen.



Die Germanen gegen die Römer. Zeichnung von J. Schönberg.

Zwischen Hermann und Segestes hatte wegen ihrer Charakterverschiedenheit längst ein gespanntes Verhältniß bestanden. Dies wurde noch vermehrt, als Hermann um **Thusnelda**, des Segestes Tochter, anhielt und von diesem einen abschläglichen Bescheid erhielt. Hermann beschloß, seine Geliebte zu entführen und gegen den Willen ihres Vaters zum Weibe zu nehmen. Als das geschehen war, brach zwischen den beiden Cheruskerfürsten offene Fehde aus.

Der von so vielen Unglücksfällen betroffene und nur von ihm verhaßten Familiengliedern umgebene Kaiser Augustus sehnte sich in seinem Alter danach, seinen verbannten Enkel Agrippa zu sehen. Er besuchte denselben ohne Vorwissen der Livia, die bei der Nachricht davon sogleich den Verdacht schöpfte: der Kaiser wolle den Tiberius von der Thronfolge ausschließen und sie dem Agrippa sichern. Um dies zu verhindern, erzählt

man, habe Livia ihrem Gatten auf einer Reise vergiftete Feigen beigebracht; denn der Kaiser erkrankte auf dieser Reise in der Stadt Nola plötzlich an einem ruhrartigen Uebel, das ihn kurz darauf ins Grab brachte.

Tiberius (eigentlich Tiberius Claudius Nero), welcher bisher für einen hinterlistigen, heuchlerischen, grausamen und wollüstigen Regenten galt, wird von neueren Geschichtschreibern in besserem Lichte dargestellt; durch die Verbrechen seiner Mutter zum Throne gelangt, hatte er möglicherweise kaum eine andere Wahl, als daß er sich durch eigene Verbrechen auf demselben zu behaupten suchen mußte.

Das erste Opfer war der junge Agrippa, der in seiner Verbannung auf des Tiberius Befehl ermordet worden sein soll, und so seiner Mutter Julia voranging, die von ihrem eignen Gatten, dem neuen Imperator, dem Hungertode preisgegeben wurde. Noch aber stand ihm in seinem Neffen und Adoptivsohne Drusus Germanicus ein junger Mann im Wege, der wegen seines milden und menschenfreundlichen Charakters nicht nur im ganzen Reiche beliebt war, sondern auch bald Gelegenheit fand, sich im Feldzuge gegen die Germanen mit der Krone des Helden zu schmücken.

Dies nöthigt uns, zunächst die Ereignisse in Germanien weiter zu verfolgen. Germanicus hatte kaum den Oberbefehl über die germanischen Legionen übernommen, als er (15 n. Chr.) auch schon Gelegenheit fand, mit Erfolg über den Rhein zu dringen; denn der Krieg zwischen Hermann und Segestes war bereits in vollem Gange. Germanicus ergriff des Letztern Partei, um Hermann, den Hauptfeind der Römer, zu vernichten.

Segestes hatte Hermann nebst der schwangeren Thusnelda in seine Gewalt bekommen und gefangen gesetzt. Doch Hermann war es gelungen zu entkommen, und er belagerte gerade seinen Schwiegervater in dessen Burg, als Germanicus heranrückte, den Belagerten entsetzte und Thusnelda zur römischen Gefangenen erklärte. Dies entflammte die Wuth Hermann's so sehr, daß er alle Nachbarvölker zu den Waffen rief, um womöglich dem Germanicus das Schicksal des Varus zu bereiten. Allein die Gelegenheit war ihm zum zweiten Mal nicht so günstig. Ja, er versäumte es selbst, die Rolle des Angreifers zu übernehmen, als Germanicus den Teutoburger Wald durchzog und dort den Gebeinen der vor sechs Jahren erschlagenen Römer eine große Bestattungsfeier veranstalte. Hermann wartete vielmehr den Angriff ab, und Alles deutet darauf hin, daß die zwischen Hermann und Germanicus geschlagene Schlacht eine unentschiedene blieb.

Obwol sich Germanicus infolge derselben zurückzog, so geschah es doch nur, um sich auf einen entscheidenden Feldzug vorzubereiten. Dieser fand denn auch im folgenden Jahre (16 n. Chr.) statt, indem Germanicus siegreich bis über die Weser drang, den ihm entgegenrückenden Hermann schlug und die Völker zwischen Rhein und Elbe aufs Neue als Ueberwundene erklärte.

Ein Denkmal, welches Germanicus auf dem Schlachtfelde errichten ließ, sollte die abermalige Unterwerfung Germaniens bezeugen und zugleich den Makel tilgen, mit welchem die römische Waffenehre durch den Ueberfall im Teutoburger Walde behaftet worden war. Das Denkmal hatte folgende Inschrift: „Nach Ueberwindung der Völker zwischen dem Rhein und der Elbe hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars, dem Jupiter und dem Augustus geweiht."

Der Inhalt dieser Inschrift würde durch einen neuen Feldzug auch wahrscheinlich zur Wahrheit gemacht worden sein, wenn Germanicus nicht durch seine Abberufung daran verhindert worden wäre.

Tiberius hatte schon längst die durch Kriegsruhm noch vermehrte Volksbeliebtheit des Germanicus gefürchtet und danach getrachtet, denselben auf geräuschlose Weise aus dem Wege zu räumen. Deshalb berief er ihn aus Deutschland ab unter dem Vorgeben, den Arm des Germanicus im Orient nöthiger zu haben, da man die Deutschen ganz füglich ihren eigenen Zwistigkeiten überlassen könne. Schon damals lastete auf

Deutschland jener Fluch der inneren Spaltung, der es so lange Zeit hindurch dem Spott und der Verachtung anderer Nationen preisgab. Daß die Ansicht des Tiberius nur allzu richtig war, beweist der Ausgang Hermann's und Marbod's. Beide hatten ihre Völker zu offenem Kriege gegen einander geführt, blos weil sie persönliche Feinde waren und sich gegenseitig um ihren Einfluß beneideten. Die meisten deutschen Völker schlugen sich zu einer von beiden Parteien, so daß fast ganz Deutschland in Waffen gegen einander stand. Eine große Schlacht blieb unentschieden, und Marbod bat die Römer um Hülfe. Als diese aber nicht blos ausblieb, sondern Marbod sich auch sogar von der römischen Politik in seinem eigenen Lande verfolgt und dem Untergange geweiht sah, begab er sich als Flüchtling in den Schutz des Tiberius, der ihm Ravenna zum Aufenthalt anwies, wo der einst so mächtige und ehrgeizige Markomannenfürst bis zu seinem Tode noch 18 Jahre in demüthigender Zurückgezogenheit und Vergessenheit leben mußte.



Germanicus bestattet die Gebeine der unter Varus gefallenen Legionen. Nach Große.

Hermann's Ende ist unbekannt. Man erzählt indessen, daß er einige Jahre nach Marbod's Flucht durch Meuchelmord umgekommen sei, weil er nach der Oberherrschaft Deutschlands strebte und dadurch den Freiheitssinn der Deutschen gegen sich empörte.

Im Orient waren Unruhen ausgebrochen, zu deren Dämpfung es zwar des Germanicus nicht bedurft hätte; allein Tiberius beabsichtigte durch jene Sendung ja nur dessen Untergang, wozu der syrische Statthalter Cnejus Piso bereits seine geheimen Aufträge empfangen hatte. Germanicus starb zu Antiochien plötzlich an Gift. Die amtliche Stellung zwischen Germanicus und Piso war nach dem Plane des Letztern die Veranlassung zu einem feindseligen Verhältnisse zwischen Beiden geworden. Da dies nicht unbekannt geblieben, so sah alle Welt in dem an Germanicus verübten Giftmorde nur die Rachethat des Piso, und um die Täuschung noch weiter zu treiben, wurde dieser auf kaiserlichen Befehl des Mordes angeklagt und ins Gefängniß geworfen, aber freilich darin schon am nächsten Morgen todt gefunden; — denn Tiberius hatte zuverlässig Ursache gehabt, die Geständnisse des Piso zu fürchten!

So war denn Tiber's mächtigster Nebenbuhler beseitigt; allein derselbe hatte vier Kinder hinterlassen, die dem mißtrauischen Kaiser nicht minder gefährlich erschienen als ihr Vater. Die zwei älteren Söhne und ihre Mutter wurden durch Mörderhände aus dem Wege geräumt; der dritte Sohn, Cajus, entging einem gleichen Schicksale nur durch seine verstellte und geschmeidige Unterwürfigkeit, und die Tochter Agrippina nur deshalb, weil sie ein Weib war.

Nachdem sich Tiberius durch Verbrechen aller Art von allen Denen befreit hatte, die er fürchten zu müssen glaubte, eröffnete er seinen Angriff gegen die noch bestehenden republikanischen Formen Roms, um das Reich mit einem Schlage in eine förmliche Despotie zu verwandeln und es dadurch zum Schemel seiner Füße zu machen. Die wichtigste Veränderung, die er in dieser Beziehung traf, war die Aufhebung der Volksversammlungen, deren Rechte er seiner rechten Hand, dem Senate, übertrug. Die dem Namen nach noch bestehende Volksmajestät war dadurch vernichtet worden; aber Tiberius wollte, um seiner Despotie möglichst eine feste Grundlage zu geben, diese Majestät auf seine Person übertragen wissen, und darum schuf er das sogenannte Majestätsgesetz, welches die Person des Kaisers für heilig und unverletzlich, die entfernteste Beleidigung des Monarchen aber für eine Majestätsbeleidigung erklärte.

Das Majestätsgesetz legte eine fast göttliche Würde um das Haupt eines einzelnen, obenein oft schwachen Menschen; die an dasselbe geknüpfte Tyrannei ging so weit, daß jede achtungswidrige Handlung, z. B. Züchtigung eines Sklaven, Wechsel des Kleides &c., sofern sie Angesichts des kaiserlichen Bildes vorgenommen wurde, als Majestätsbeleidigung anzusehen und als solche mit dem Tode zu bestrafen war.

Besondere Majestäts-Gerichte wurden eingesetzt, um die Angeklagten zu richten. Die Willkür und Oberflächlichkeit, mit welcher dies geschah, öffnete dem schändlichen Denunziationswesen ein weites und ergiebiges Feld. Nicht genug, daß es unendlich viele Leute gab, die in der allerdings gegründeten Hoffnung auf Belohnungen die Rolle heimlicher Spione und Angeber (delatores) übernahmen und eine Menge ganz Unschuldiger dem Richtbeile überlieferten. Auch der Privathaß suchte seine Befriedigung durch das Majestätsgesetz; denn das beste Mittel, sich eines Feindes zu entledigen, bestand darin, ihn der Majestätsbeleidigung zu beschuldigen. Und wie wenig dazu gehörte, die Majestät zu beleidigen, erfahren wir aus dem Schicksale des Geschichtschreibers Cremutius Cordus. Derselbe wurde angeklagt, den Brutus gelobt und Cassius den letzten Römer genannt zu haben. Als er sich im Senate vertheidigte, sah er an der Miene des Kaisers, daß dieser seine Worte ungnädig aufnahm; und nun hielt er seine Verurtheilung für so gewiß, daß er sich selbst das Leben nahm.

Wie alle Gewaltmenschen, so blieb auch Tiberius beständig von der Furcht vor Mördern erfüllt. Deshalb schloß er sich nicht blos vom Volke, sondern selbst von seiner nächsten Umgebung ab, und betrachtete jeden Menschen, der sich ihm zu nähern suchte, mit dem ängstlichsten Mißtrauen. Alle Anliegen, die dem Kaiser vorzutragen waren, mußten selbst von seiner nächsten Umgebung schriftlich geschehen, und auf demselben Wege gingen den Antragstellern auch wieder die kaiserlichen Entschließungen zu.

Nur einem Manne war es gelungen, sich das Vertrauen des Kaisers zu erwerben, und zwar blos deshalb, weil er es am wenigsten verdiente, denn er suchte es zum Sturze des Tiberius und zu seiner eigenen Thronerhebung zu benutzen. Dieser Mann hieß

Lucius Aelius Sejanus. Derselbe war Oberster der Prätorianer, für die er statt ihrer bisherigen Quartiere in der Stadt besondere feste, citadellähnliche Kasernen (castra praetoriana) erbauen ließ, um das Corps für alle Fälle beisammen zu haben.

Nachdem Tiberius seine Macht genugsam befestigt glaubte, zog er sich auf Anrathen des Sejanus, der ihn in Rom vertreten sollte, nach der kleinen Insel Capreä zurück, um dort allen nur ersinnlichen Wollüsten zu leben, während er den sklavisch gehorchenden Senat

durch schriftliche Befehle regierte, und Sejanus in Rom Blutthat auf Blutthat häufte, scheinbar um den an Grausamkeiten sich labenden Kaiser zu vergnügen, in Wahrheit aber, um sich durch den Schrecken einen Anhang zu gründen, der ihn bei der beabsichtigten gewaltsamen Thronveränderung unterstützen könne. Doch Tiber merkte noch zeitig genug die Absicht seines Günstlings und übertrug einem vertrauten Prätorianerhauptmann, Namens Macro, die Absetzung und Hinrichtung des Sejan. Der Bevollmächtigte des Kaisers vollführte seinen Auftrag. Es war in einer Versammlung des Senats, welchem der nichts Arges ahnende Sejan neue Befehle im Namen des Kaisers vorlegte, als Macro erschien und einen langen Brief des Kaisers vorlas, worin Sejanus der Verrätherei beschuldigt und der Befehl zu seiner Verhaftung ausgesprochen wurde. Der betäubte Sejan ward sogleich festgenommen, ohne allen Widerstand ins Gefängniß geführt und dort noch an demselben Tage hingerichtet. Sein Leichnam wurde durch die Straßen geschleift und in den Tiber geworfen.



Zum Thierkampf Verurtheilte. Zeichnung von Hermann Vogel.

Als Tiberius infolge einer schweren Krankheit die Abnahme seiner Kräfte fühlte, ließ er sich von Capreä nach seiner Villa zu Misenum bringen, wo sein Nachfolger Cajus, Macro und die Aerzte ihn umgaben und seiner nahen Auflösung erwartungsvoll entgegensahen. Tiberius suchte seine Krankheit so viel wie möglich zu verbergen, bis er eines Tages nach der Mahlzeit plötzlich in eine Ohnmacht fiel, welche man für den Tod hielt. Kaum aber hatten sich die Kronbeamten zu dem Thronfolger Cajus begeben, um demselben zu huldigen, als die Nachricht einging, Tiberius sei wieder erwacht und verlange nach einem Stärkungsmittel. Sogleich hatte Macro seinen Entschluß gefaßt. Er eilte hinzu und ließ auf den todtkranken Cäsar so viele Decken werfen, daß derselbe jämmerlich ersticken mußte.

Cajus Caligula, ein Sohn des ermordeten **Germanicus**, hatte sich zwar Anfangs sehr beliebt gemacht, bald aber übertraf er seinen Vorgänger noch an Ausschweifung und Grausamkeit.

Der Beiname „Caligula“ (Stiefelchen, von caliga, Soldatenstiefel) wurde ihm von den Soldaten scherzweise beigelegt, weil er seine Kindheit bei den germanischen Legionen im Felde zugebracht hatte und schon als Knabe in kleinen Soldatenstiefelchen einher geschritten war.

Die ersten Regierungshandlungen des Cajus waren nur auf eine Verbesserung der öffentlichen Zustände gerichtet, und er schien die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen zu wollen. So hob er die ungerechten Urtheile seines Vorgängers auf, vernichtete das Delatorenwesen, rief die Verwiesenen zurück, führte eine freie Gerichtsverwaltung ein und versuchte es sogar, die Volksversammlungen wieder herzustellen. Kurz, er zeigte sich als den wärmsten Freund seines Vaterlandes; plötzlich aber ging jene merkwürdige Veränderung mit ihm vor, die den edlen Mann zu einem vollendeten Bösewicht machte.

Die sinn- und schamlose Tyrannei, welche er verübte, läßt sich nicht besser bezeichnen als durch den Wahlspruch des Kaisers: „Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet!“ — Macro, der ihm zum Throne verholfen, und fast die ganze kaiserliche Familie fiel dem Blutdurste des Despoten zum Opfer. Aber dieser Blutdurst begnügte sich nur selten mit dem Tode der Unglücklichen, auf welche die Henkerslust des Kaisers fiel. In den meisten Fällen wollte sich Cajus an den Qualen der Hinzurichtenden laben, und so wurden Martern erfunden und angewandt, bei deren Beschreibung uns die Haut schaudert. Die Schlachtopfer selbst wurden unter Denjenigen gewählt, die wegen irgend eines Vergehens zu verurtheilen waren; denn die kaiserliche Grausamkeit mußte doch noch mit dem Schein eines Rechtes prunken können! Während der Tafel ließ er häufig vor seinen Augen die Verurtheilten zu Tode martern oder mit wilden Thieren kämpfen, oder auch ihren Körper lebendig aus einander sägen! — Als er einst eine von ihm über das Meer nach einer Insel erbaute Schiffbrücke einweihte, ließ er plötzlich eine Menge Menschen ohne Auswahl ergreifen und zur Erhöhung der Feierlichkeit ins Meer stürzen. — Nur eins hatte Cajus zu beklagen, wie er oftmals sagte, daß nämlich das ganze römische Volk nicht blos einen Kopf hatte, damit es nur einen Streich kostete, um ihn abzuschlagen. Da ein solcher Uebergang von einer vortrefflichen Regierung zu einer verabscheuungswürdigen zu unnatürlich erschien, um ohne besondere Veranlassung stattfinden zu können, so hat man geglaubt: Cajus Caligula sei infolge einer Krankheit, die ihn wirklich befallen hatte, seines Verstandes beraubt worden, so daß seine verbrecherischen Handlungen einem zerrütteten Gehirn zuzuschreiben wären. Auf die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme deuten denn freilich auch eine Menge solcher Handlungen seines Lebens, die von offenbarer Verrücktheit zeugen, so daß der Geschichtsfreund zweifelhaft wird, ob er in Cajus Caligula mehr den Unmenschen hassen oder den Kranken beklagen soll. Unter den Tollheiten des Cajus stand übrigens seine Verschwendung oben an. Hierin muß man ihm eine wirkliche Meisterschaft zuerkennen; denn den von Tiberius gesammelten Schatz von 429 Millionen Mark verschwendete er durch Schauspiele, Gastmähler und Bauten in einem Jahre!

Wie weit seine Verrücktheit ging, beweist die Verordnung, ihm göttliche Verehrung zu widmen. Demzufolge verkleidete er sich als Bacchus, Hercules, ja selbst als Juno, Diana oder Venus, und ließ sich die diesen Gottheiten gebührenden Opfer darbringen. Auch forderte er oft den Jupiter zum Kampfe heraus und ließ sich zu diesem Ende Maschinen anfertigen, mit welchen er Donner und Blitz nachahmte, obgleich er so feig war, daß er sich bei einem wirklichen Gewitter unter das Bett verkroch. Zu seiner Verehrung als Gott errichtete er ein eigenes Priesterkollegium, an dessen Spitze er sich selbst stellte, und zu dessen Mitgliede er unter anderen auch sein Leibpferd „Incitatus“ ernannte, nachdem er demselben bereits ein eigenes Haus erbaut, einen eigenen Hofstaat errichtet und die Konsulwürde ertheilt hatte! — Solch freches Spiel eines Narren ließ ein Volk mit sich treiben, das einen Brutus hervorgebracht hatte! Selbst die Kriegsunternehmungen des Cajus waren nur Ausgeburten seines kranken Gehirns, ohne allen Erfolg und

Einfluß auf die Begebenheiten, und verdienen eben deshalb keinen Platz in der Weltgeschichte. Nur als Curiosa haben wir hier einiger seiner Kriegszüge zu gedenken. Einst bekam er Lust zu einem Einfalle in Germanien, und sofort schlug er ein großes Lager am Rhein auf. Da sich aber keine Feinde zeigten, so schickte er einige Deutsche aus seiner Leibwache über den Strom, um den Feind vorzustellen. Sodann eilte er mit einigen Reiterscharen hinüber, nahm die abgesendeten Söldlinge gefangen und kehrte mit ihnen triumphirend ins Lager zurück. In ähnlicher Weise eroberte der tolle Kaiser Britannien. Mit 200,000 Mann zog er an die gallische Küste, fuhr hier auf einer prächtigen Gondel eine Strecke ins Meer dem britannischen Ufer zu, kehrte aber bald wieder um, und ließ von den Soldaten Muscheln auflesen, die ihm als Trophäen dienen sollten. Wirklich hielt er auch nach seinem Einzuge in Rom wegen dieser Kriegsthaten eine Ovation und ließ sogar zum Andenken an dieselben an der gallischen Küste einen Leuchtthurm erbauen.

Endlich fand sich in dem großen römischen Volke ein Mann, der den Entschluß faßte, die Welt von dem rasenden Unmenschen zu befreien. Cassius Chärea, Anführer einer Cohorte Prätorianer, hieb den Kaiser nieder. Rom, welches zu seinem Schrecken gesehen hatte, wohin es unter ungünstigen Umständen führt, wenn einem Menschen eine politische Allmacht anvertraut wird, glaubte schon, einen freien Athemzug wagen und die Republik herstellen zu dürfen, als von den rohen, zu gleicher Zeit herrschsüchtig und sklavisch gesinnten Prätorianern ein neuer Kaiser ausgerufen wurde.

Tiberius Claudius, ein Sohn des Drusus, also ein Bruder des Germanicus und Oheim des Cajus Caligula, hatte sein bisheriges Leben in politischer Zurückgezogenheit und mit wissenschaftlichen Arbeiten hingebracht und sich nur wenig um Staatsgeschäfte gekümmert. Doch glaubte er bei der Ermordung seines Neffen auch für das eigene Leben fürchten zu müssen und versteckte sich mitten in dem Tumulte hinter einem Vorhange im obersten Stockwerke des kaiserlichen Palastes. Hier wurde er von einigen Prätorianern entdeckt, erkannt und auch sogleich als Kaiser proklamirt, da den Prätorianern weniger an einem passenden Monarchen, als vielmehr daran lag, sich das Recht zur Ernennung desselben, namentlich gegenüber dem römischen Senate, anzumaßen. Nachdem Claudius auf diese Weise einmal als Kaiser ausgerufen war, versprach er — um sich in der neuen Würde zu behaupten — jedem Prätorianer ein Geschenk von 20,000 Sestertien, ließ sich den Eid der Treue schwören, und verkündete dem bestürzten Senate, daß er dessen Herr sei. Mit ihm bestieg abermals ein Verworfener den Thron der Welt, und das römische Volk sah sich weiterhin gemißhandelt. Hatten früher Männer in seinem Blute gewühlt, so wurde es jetzt von den Füßen listiger Freigelassener und lasterhafter Weiber in den Staub getreten; sie machten den mehr schwachen als boshaften Claudius, welcher trotz aller Gelehrsamkeit in manchen Fächern doch ohne höhere geistige Befähigung war und seinen guten Willen, das Volk zu beglücken, nicht durchzuführen vermochte, zum Werkzeuge ihrer Tyrannei.

Unter diesen Weibern hat sich vor allen des Claudius dritte Gattin Messalina durch ihre geschlechtlichen Ausschweifungen und unnatürlichen Grausamkeiten aller Art einen so gebrandmarkten Namen erworben, daß er noch heute zur Bezeichnung weiblicher Verworfenheit dient. Sie hatte nur eine Leidenschaft, die geschlechtliche Wollust; aber aus der Raserei derselben entsprangen eine Menge von Schandthaten, deren Aufzählung ein ganzes Buch erfordern würde. Jeder Römer, auf den sich ihre Begierde richtete, mußte sich ihrem Willen fügen, oder er konnte des Todes oder der Verweisung gewiß sein. Um den Reiz ihrer wollüstigen Freuden noch zu erhöhen, überließ sie sich denselben so öffentlich, daß ganz Rom, wenn es wollte, Augenzeuge ihrer Orgien sein durfte. Unter ihren bevorzugten Günstlingen befanden sich drei Freigelassene: Pallas, Narcissus und Callistus, welche durch Einfluß der Messalina sich der Regierung bemächtigten und nun in dem Reiche nach Laune und Willkür herrschten. Messalina gebar dem Claudius zwei Kinder, Britannicus und Octavia, wurde aber endlich auf Veranlassung eines ihrer Günstlinge hingerichtet.

Narcissus nämlich, den wir soeben nannten, bewachte ihre Ausschweifungen mit eifersüchtigem Auge, weniger aus Liebe zu dem verworfenen Weibe als vielmehr aus Ehrgeiz, da ein neuer Günstling ihn leicht aus seiner Stellung verdrängen konnte. Als nun Messalina in leidenschaftlicher Liebe zu einem vornehmen Römer, Cajus Silius, entbrannte und sich mit diesem sogar heimlich vermählte, da fürchtete Narcissus, daß der nächste Schritt des Silius nach dem römischen Throne gerichtet sein würde. Um dem vorzubeugen, verrieth er dem Claudius die heimliche Heirath seiner Gattin, und dieser gab den Befehl zur Hinrichtung der beiden Schuldigen.

Der Kaiser heirathete nun seine Nichte Agrippina, die Schwester des Cajus Caligula, welche bereits an den Römer Cnejus Domitius Ahenobarbus vermählt gewesen war und aus dieser Ehe dem Kaiser einen Sohn, Domitius Nero, zubrachte.

Aber weder für das Reich noch für die Person des Kaisers war mit seiner neuen Vermählung irgend etwas gewonnen. Denn Agrippina war das treueste Ebenbild der Messalina, ja man könnte selbst behaupten, daß ihr Herz noch größerer Bosheit fähig schien. Nachdem sie es bei dem schwachen Claudius dahin gebracht, daß er mit Hintansetzung seines Sohnes Britannicus ihren Sohn Domitius Nero zum Nachfolger ernannt, und sie selbst diesen mit des Claudius Tochter Octavia vermählt hatte, entledigte sie sich des ihr gleichgiltigen Gatten, von dem sie eine Sinnesänderung in Bezug auf die angeordnete Thronfolge befürchtete, durch Mord, indem sie ihn von einer Giftmischerin durch ein Gericht Pilze, die Claudius gern aß, vergiften ließ. Als dieses nicht sogleich wirkte, stieß ihm der von Agrippina gewonnene kaiserliche Leibarzt Xenophon unter dem Vorwande, das begonnene Erbrechen zu befördern, eine in starkes Gift getauchte Feder in den Hals, worauf Claudius sofort verschied.

Die politischen Ereignisse unter Claudius sind nicht von welthistorischer Bedeutung; obwol seine Feldherren in Germanien und Britannien meist siegreich kämpften, auch in Afrika die Landschaft Mauretanien gewannen, so wurden doch hierdurch die Grenzen des Reiches im Ganzen nicht gerade wesentlich erweitert.

Wir wenden uns nun dem letzten Kaiser aus dem Hause der Julier zu, der als größtes Ungeheuer aller Zeiten berüchtigt ist.

Domitius Nero war von seinem Stiefvater Claudius adoptirt worden, und mußte daher der römischen Sitte gemäß den Namen seines Adoptivvaters annehmen, weshalb er nach der Adoption Domitius Nero Claudius hieß. Die ersten Regierungsjahre dieses Mannes, der den Thron schon als ein siebzehnjähriger Jüngling bestieg, werden sehr gepriesen: denn sein Lehrer, der Philosoph Seneca, hatte in das Herz des jungen Kaisers einen trefflichen Grund gelegt. Allein es wurde sehr bald eine Beute der Hofschranzen, die den allmächtigen Kaiser durch die übertriebensten Schmeicheleien und durch Verführungen aller Art so sehr verderbten, daß er in kurzer Zeit zu dem Scheusal sich wandelte, als welches ihn die Geschichte brandmarkt. Sein Leben ward, ähnlich dem des Cajus Caligula, eine ununterbrochene Kette von Verbrechen und Thorheiten, und er begann seine Schandthaten gleich mit der größten, indem er sich von seiner Geliebten, der ebenso schönen wie lasterhaften Poppäa Sabina, verleiten ließ, die eigene Mutter zu ermorden.

Poppäa Sabina, die unter den berüchtigten Weibern der römischen Kaiserzeit eine der ersten Stellen einnimmt, war die Gattin des Marcus Salvius Otho, eines der kaiserlichen Hofleute; sie verstand es sehr gut, den jungen feurigen Nero so sehr zu fesseln, daß er bereit war, Alles ihr zu opfern. Poppäa, welche die Kaiserin Mutter haßte und nach deren Untergang für ihre weiteren Pläne auf die Hand des Kaisers ungestörter wirken zu können hoffte, hatte daher nicht sobald den Tod der Agrippina beschlossen, als sich Nero auch schon bereit zeigte, ihren Wunsch zu erfüllen. Es handelte sich nur noch um einen solchen Plan zur Ausführung des Verbrechens, der den Kaiser vor dem Verdachte der Theilnahme schützen konnte. Doch wann hätte es einem Monarchen je an Räthen und Werkzeugen gefehlt, sobald es galt, Unthaten auszuüben oder ausgeübte zu verhüllen?!



Bacchanal zur Zeit der Messalina. Nach Hermann Vogel.

Ein kaiserlicher Admiral, Namens Anicetus, entwarf einen Plan, der sich den vollen Beifall Nero's erwarb. Demzufolge wurde die Kaiserin Mutter unter dem Vorwande, sie mit Nero aussöhnen zu wollen, nach Bajä eingeladen und dort des Abends auf ein künstlich eingerichtetes Schiff, das mitten auf dem Meere aus einander fallen sollte, gebracht. Alles ging ganz vortrefflich von statten; allein der Plan mißlang dennoch, weil Agrippina sich durch Schwimmen ans Ufer rettete und sodann auf ihr Landgut begab. Doch Poppäa hatte einmal ihren Tod beschlossen, und so ertheilte denn Nero dem Anicetus den Befehl, seine Mutter auf ihrem Landgute geradezu zu überfallen und zu tödten. Es geschah, und Nero suchte seine Greuelthat durch weiter nichts zu beschönigen, als daß er aussprengen ließ: die Kaiserin Mutter habe sich selbst entleibt.

Der ersten Blutthat reihten sich in schneller Folge viele andere an. Den Mordplänen des kaiserlichen Ungeheuers fielen zum Opfer: sein Adoptivbruder Britannicus, und die eigene Gattin Octavia, sodann die Unheilstifterin Poppäa Sabina selbst.

Britannicus, das einzige noch lebende männliche Familienglied aus dem Hause des Augustus, war als ein Nebenbuhler dem Nero schon längst ein Dorn im Auge gewesen. Um sich von der quälenden Furcht, die ihm Britannicus stets verursachte, endlich zu befreien, beschloß Nero den Tod seines Adoptivbruders und reichte ihm selber bei der Tafel einen Becher so stark vergifteten Weines, daß der Trinker gleich nach dem Genusse todt zu Boden sank.

Poppäa Sabina, welche den Kaiser nur aus Ehrgeiz und Herrschsucht in ihren Netzen hielt, hatte nach dem Tode der Agrippina eifrig darauf hingearbeitet, von Nero zur Gattin und Kaiserin erklärt zu werden. Dazu aber war die Beseitigung der sanften und tugendhaften Octavia nöthig, und Poppäa versäumte nichts, den Kaiser gegen diese seine Gattin so sehr einzunehmen, daß sich derselbe endlich entschloß, dieselbe nach einer Insel zu verbannen, wo sie auf Veranstaltung der Poppäa im Bade erstickt wurde.

Letztere hatte nun endlich ihr Ziel erreicht. Sie war von Nero zur Gattin genommen worden, nachdem derselbe ihren Gemahl Otho als Statthalter nach Lusitanien geschickt hatte. Jedoch erfreute sie sich der durch Mordthaten erkauften Herrschaft nicht lange; denn der jähzornige Kaiser verletzte sie während ihrer Schwangerschaft durch einen Fußtritt vor den Leib so arg, daß sie infolge dieser Verletzung starb.

Aber nicht blos in seiner Familie wüthete der Unmensch; nein, ganz Rom war eine Beute seiner Mordlust, die mit der Zahl seiner Opfer zu wachsen schien. Die durch den Kaiser verfügten Hinrichtungen wurden etwas so Gewöhnliches, daß Männer, welche sich auf irgend eine Weise den Zorn des Despoten zugezogen hatten, sich gleich selbst das Leben nahmen, wie des Kaisers eigener Lehrer Seneca. — Die meisten Todesurtheile Nero's hatten ihren Grund in seinen übermäßigen Geldbedürfnissen, welche er durch Beschlagnahme der Güter der Verurtheilten und Hingerichteten zu befriedigen suchte. Die fortdauernden Verlegenheiten aber waren eine Folge der Thorheiten, welche der Kaiser aus Eitelkeit verübte, indem er sich gern als großen Künstler zu zeigen suchte. Es gab fast keine Kunst, in welcher nicht dieses Musterbild nichtswürdiger Monarchen Virtuos zu sein glaubte. Namentlich aber hielt er sich im Wagenrennen, in der Musik und in der Schauspielkunst für einen unübertrefflichen Meister, und er wandte Alles an, um mit seinen eingebildeten Talenten öffentlich zu glänzen. Zu diesem Ende ließ er für sich besondere Schaubühnen erbauen, auf welchen er Anfangs vor ausgewählten, später aber vor immer zahlreicheren Zuschauern seine Kunst produzirte. Daß ein ungemessener Beifall dabei nicht ausbleiben durfte, versteht sich von selbst. Aber bald begnügte sich die Eitelkeit Nero's nicht mehr mit solchen einheimischen Triumphen. Auch im Auslande wollte er dergleichen feiern. Deshalb machte er eine Reise nach Griechenland, um bei den dortigen Nationalspielen als Sänger und Wagenlenker aufzutreten. Obgleich er nun dabei ein außerordentliches Ungeschick entwickelte, so erkannten ihm die Griechen dennoch alle Preise zu, denn Nero war ja ihr

Kaiser, ihr unumschränkter Monarch, ihr Gebieter über Leben und Tod. Er bewies ihnen dies auch sogleich, indem er die reichsten Leute hinrichten und ihr Vermögen einziehen ließ, um mit demselben die Kosten seiner griechischen Kunstreise zu decken. Viele solcher Thorheiten beging er aber auch nur, um sein durch so viele Verbrechen aufgeregtes Gewissen zu betäuben. In dieser letzten Hinsicht gedenken wir einer großen Feuersbrunst, welche (64 n. Chr.) den größten Theil der Stadt Rom in Asche legte, und von welcher man behauptet, daß eben Nero sie veranstaltet habe, um ein lebendiges Bild des Brandes von Troja zu haben.

Daß Nero der Urheber dieser Feuersbrunst gewesen, welche acht Tage lang wüthete und zwei Drittheile der Stadt in Asche legte, ist allerdings höchst wahrscheinlich. Denn man weiß, daß bei dem plötzlichen Ausbruche des Brandes unbekannte Leute die Straßen durchstrichen und das Volk durch Drohungen vom Löschen abhielten, während Nero auf der Zinne eines entfernten Palastes stand, sich an der „Flammen-Pracht" ergötzte und in einem theatralischen Aufzuge Verse deklamirte, welche den Untergang Troja's schilderten.

Der Schaden, den diese Feuersbrunst verursachte, war unersetzlich. Von den vierzehn Bezirken Roms blieben nur vier unversehrt, drei brannten ganz nieder und in den übrigen sieben standen nach dem Brande nur noch einzelne sehr beschädigte Häuser. Die größten und schönsten Tempel, die prachtvollsten Häuser und eine zahllose Menge von Kunstschätzen wurden durch das Feuer für immer vernichtet.

Was der Behauptung von dem Antheil Nero's an dieser Feuersbrunst die stärkste Begründung verleiht, ist der Umstand, daß Nero eifrig bemüht war, den Verdacht von sich abzulenken, indem er die in Rom befindlichen Anhänger einer vor fünfzig Jahren in Judäa entstandenen Religionsgemeinschaft, später Christen genannt, beschuldigte, den Brand veranlaßt zu haben, und sie dafür auf die grausamste Art verfolgte. Ueber den Ursprung dieser Gemeinde, die später solch überwiegende welthistorische Wichtigkeit erlangte, werden wir in der Kulturgeschichte weitläufig berichten; hier genüge es, zu sagen, daß sich die in Rom lebenden Bekenner der Christenlehre durch ihre Sittenstrenge, ihr abgesondertes Leben und ihren Abscheu vor den römischen Göttern bei dem heidnischen Volke sehr verhaßt gemacht hatten.

Als daher Nero oder seine Rathgeber auf den Einfall kamen, verbreiten zu lassen, daß die Christusbekenner aus Menschenhaß die Stadt in Brand gesteckt hätten, da fand dieses Gerücht bereitwilligen Glauben. Um demselben noch mehr Halt zu geben, ließ man die angesehensten Häupter der Sekte einziehen und foltern. Eine Menge von ihnen wurde zum Tode verurtheilt und auf grausame Weise hingeschlachtet. Man nähte sie in Thierhäute und ließ sie von wilden Thieren zerreißen; Andere kreuzigte man; Viele wurden dick mit Harz und Pech bestrichen und alsdann angezündet, so daß die brennenden Körper, welche in langen Reihen aufgestellt waren, bei den nächtlichen Rennspielen als Leuchte dienen mußten! Wenn uns diese entsetzliche Barbarei empört, dürfen wir nicht vergessen, daß Kämpfe mit wilden Thieren und Gladiatorenkämpfe zu den beliebtesten Belustigungen des rohen Volkes gehörten, und daß die Geschichte, wie wir nachher sehen werden, von ähnlichen Grausamkeiten zu berichten hat, welche viele Jahrhunderte später, und zwar dann von christlicher Seite gegen harmlose Andersgläubige verübt wurden.

Nachdem Nero seiner Lust am Vernichten gefröhnt hatte, wollte er auch als Wiederhersteller höchstes Staunen erregen; und dieser Laune verdankte die Stadt Rom einen Neubau, bei welchem Nero eine solche Pracht und einen solchen Aufwand von Mitteln entwickelte, daß alle seine Kassen erschöpft wurden. Die Pracht bei dem Wiederaufbau Roms wetteiferte mit seiner Verschwendungssucht. Selbstverständlich verwandte er den meisten Glanz und also auch die größten Summen auf den Neubau des Kaiserpalastes. Dieser nahm mit seinen Nebengebäuden, Seen, Bädern, Gärten und Wildbahnen ganz allein einen großen Stadttheil ein, und das kaiserliche Wohnhaus, Nero's goldenes Haus

genannt, strotzte — wie schon aus dem Namen hervorgeht — von Gold, Perlen und Edelsteinen. Doch, gehörte nicht dem Kaiser Alles, was seine Unterthanen besaßen? und hatte er also nicht die Mittel in Händen, seine Kassen wieder zu füllen? Italien und die Provinzen wurden von den kaiserlichen Beamten vollständig ausgeplündert. Dennoch konnte der Monarch seiner Verschwendungswuth kaum Genüge thun.

Endlich aber, nach vierzehn Jahren erlittener Mißhandlung, erreichte die Geduld des Volkes ihr Ende. Julius Vindex, Proprätor in Gallien, erhob sich und forderte den spanischen Statthalter Sulpicius Galba, einen zweiundsiebzigjährigen Greis, auf, die Herrschaft zu übernehmen. Es geschah; als die Prätorianer sich, durch Galba's Versprechungen verlockt, für diesen erklärten, ergriff Nero die Flucht.

Schon bei der ersten Nachricht von der Erhebung des Galba wurde der allmächtige Nero von einem solchen Schrecken ergriffen, daß die dadurch bezeugte Feigheit ihm die Gemüther der Prätorianer gänzlich entfremdete und diese dem neuen Gegenkaiser geneigt machte. Die Lage Nero's war eine trostlose. Alle seine Verwandten hatte er ermordet, von seinen Freunden wurde er verlassen, und seine Leibgarden verachteten ihn. Ein einziger Mensch, ein Freigelassener, Namens Phaon, blieb ihm treu ergeben und rieth ihm, sich auf einem seiner Landgüter zu verbergen. Dahin ritt denn der geängstigte Beherrscher der Welt, in einen schlechten Mantel gehüllt und das Gesicht mit einem Tuche bedeckt, geleitet von vier Leibwächtern, in einer stürmischen Nacht, welche das Unheimliche seiner Lage noch vermehrte und ihn der Verzweiflung preisgab. Die Worte Vorübergehender, welche davon sprachen, daß man den Nero von allen Seiten verfolge, steigerten seine furchtbare Todesangst. Endlich erreichte er das Landgut. Aber schon am folgenden Tage traf die Nachricht ein, daß Galba den Thron bestiegen, und der Senat den Nero für einen Feind des Vaterlandes erklärt und zur Hinrichtung verurtheilt habe. Von seinen Begleitern aufgefordert, dieser Schande zuvorzukommen, aber von der Todesangst seiner Sinne beraubt, versuchte es Nero vergebens, sich zu tödten; denn es fehlte dem Manne, der Tausende gemordet hatte, an Muth, sich selbst den Dolch ins Herz zu stoßen, und seine Eitelkeit noch in seine Todesangst mischend, rief er mehrmals unter Wehklagen aus: „Welch ein Künstler wird in mir sterben!“ Endlich sprengten Reiter des Galba heran, und dieser Anblick gab ihm die Kraft, nach dem Dolche zu fassen, den in die Kehle sich zu stoßen, ihm Phaon behülflich war. Als die Reiter in das Gemach eintraten, hatte das größte Scheusal, welches jemals auf einem Throne saß, seinen Geist aufgegeben. Die Verwünschungen Roms folgten ihm nach!

Krieg in Judäa. Was die politischen Ereignisse unter der Herrschaft des Nero betrifft, so haben wir in dieser Hinsicht nur eines Krieges gegen Judäa zu erwähnen. Hier aber ist es nothwendig, die Geschichte dieses Reiches von da an nachzuholen, wo wir dieselbe verließen.

Nachdem Hyrkanus durch Pompejus als Regent von Judäa eingesetzt worden war, beherrschte er das Reich ohne Störung bis an seinen Tod, wurde aber selbst beherrscht von seinem schlauen Minister Antipater. Sein Sohn Herodes folgte dem Vater nicht blos in der Verwaltung des Staats, sondern wurde auch nach des Hyrkanus Tode von den Römern, als deren eifrigsten Freund er sich fortwährend zeigte, zum wirklichen Regenten Judäa's erhoben. — Die Parther hatten zwar nach Hyrkan's Tode einen Sohn des Aristobul, Antigonus, auf den Thron gesetzt; allein da den Römern ihr eigner Günstling zum Beherrscher Judäa's geeigneter erscheinen mußte, als ein Schützling ihrer Feinde, der Parther, so unterstützten sie den Herodes in seinem Thronstreite mit Aristobul so nachdrücklich, daß der Letztere vollständig besiegt wurde und Herodes den Thron in Besitz nehmen konnte. Judäa war nur noch dem Namen nach ein eigener Staat, thatsächlich aber schon eine Provinz des Römischen Reiches. Die Römer benutzten das Land nur als Geldquelle, ließen ihm aber seine Eigenthümlichkeiten.



Nero während des Brandes von Rom. Nach H. Leutemann.

Herodes (36 bis 4 v. Chr.) erwarb sich trotz einer tyrannischen, grausamen Regierung manche Verdienste um das Wohl des Landes, obgleich er den Beinamen des „Großen“, mit dem seine Schmeichler ihn beehrten, sehr unverdient trägt. Herodes, der kein Jude, sondern ein Idumäer, d. h. Abkömmling der Edomiter war, die zur Zeit des Kyros mit den Juden ebenfalls nach Palästina zurückkehrten und halb gezwungen sich zum Judenthum bekehrten, ließ alle Mitglieder des hohen Rathes (Sanhedrin) bis auf zwei hinrichten und sodann den Bruder seiner Frau Mariamne, den achtzigjährigen Hyrkan und endlich Mariamne selbst umbringen. Auch deren zwei Söhne starben auf seine Veranlassung, damit er Niemand fürchten mußte. Tyrannisch war seine Regierung auch insofern, als er die den Juden verhaßten römischen Sitten, selbst römische Religionsgebräuche, mit Gewalt einführen wollte, so daß fast ein Aufstand gegen den sogenannten „Heidenkönig“ ausgebrochen wäre, wenn Herodes nicht bei Zeiten eingelenkt und die Juden durch einen prachtvollen Neubau des Tempels zu Jerusalem wieder mit sich ausgesöhnt hätte. Antipater, der älteste uneheliche Sohn des Herodes, den er sich endlich zum Nachfolger erkoren hatte, wurde ebenfalls hingerichtet, als ein Anschlag desselben auf das Leben des Vaters, entdeckt wurde. Fünf Tage nach dieser Hinrichtung starb Herodes an einer gräßlichen Krankheit im Jahre 4 v. Chr. (750 nach der Erbauung Roms).

Herodes ließ vor seinem Tode durch Augustus, der ihm aus persönlichen und politischen Rücksichten sehr zugethan war, über die Nachfolge verfügen, und dieser, um das Reich noch mehr zu schwächen, theilte dasselbe unter des Herodes drei Söhne Archelaus, Philippus und Antipas. Bald nachher ward der größte Theil des Reiches unter dem Vorwande, der von den Regenten ausgeübten Tyrannei abzuhelfen, zu einer römischen Provinz gemacht. Als solche verblieb es bei Rom bis zur Regierung des Claudius, um dessen Erhebung zum Throne sich ein Enkel des Herodes von dessen anderweitem Sohne Aristobul, Namens Herodes Agrippa, ein solches Verdienst erworben hatte, daß der Kaiser denselben zum Könige von ganz Judäa erhob. Doch schon mit dem Tode des Herodes Agrippa, i. J. 44 n. Chr., hörte dieser Schein von Selbständigkeit des Judäischen Reiches wieder auf, indem es wie früher von Landpflegern (Prokuratoren) verwaltet wurde.

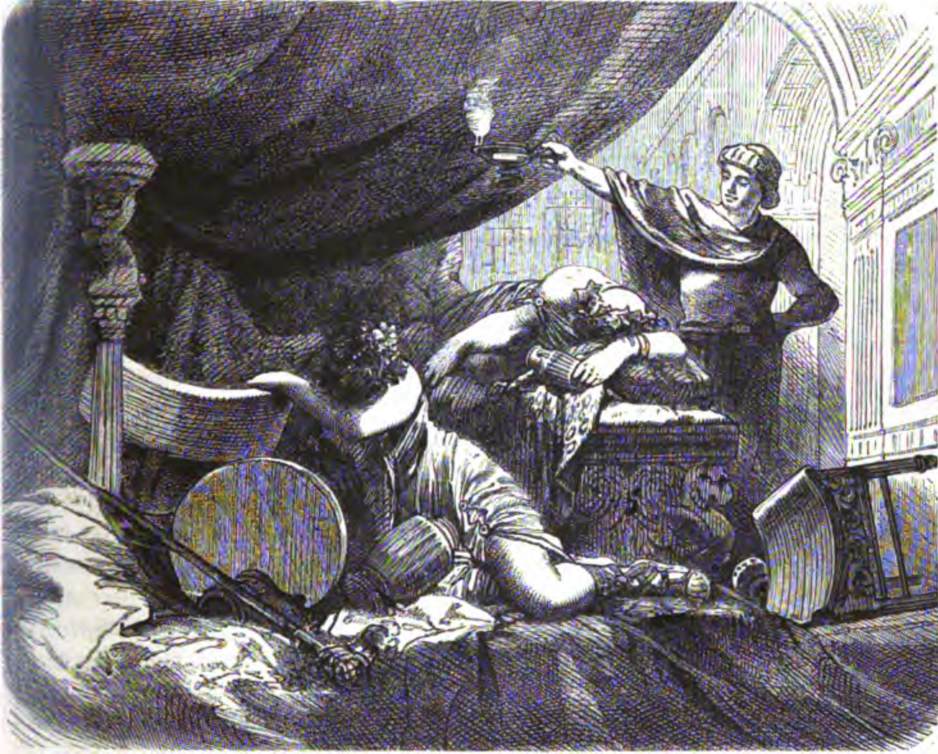
Die Bedrückungen und besonders die Gelderpressungen dieser Landpfleger empörten indeß die Gemüther der Juden gegen die römische Herrschaft so sehr, daß unter Nero (66 n. Chr.) ein allgemeiner Aufstand ausbrach. Der Landpfleger Gessius Florus, welcher nicht blos seine eigenen, sondern auch die stets erschöpften Kassen Nero's zu füllen hatte, sah sich endlich genöthigt, den jüdischen Tempel zu plündern, eine Handlung, welche die Juden als die gröbste Verletzung ihres religiösen Gefühls betrachteten, und welche nun den schon lange glimmenden Funken der Empörung zur hellen Flamme anblies. Diese griff mit solcher Schnelligkeit um sich, daß der Kaiser sich genöthigt sah, ein Heer von 60,000 Mann unter dem Feldherrn Titus Flavius Vespasianus in Judäa einrücken zu lassen.

Galba. Otho. Vitellius. Während dieses Heer den Aufstand zu dämpfen suchte und langsam gegen Jerusalem vorrückte, begannen mit Nero's Tode die Unruhen im Innern des Römischen Reiches. Galba war zwar zum Kaiser ausgerufen worden; allein er machte sich bald durch Nachsicht gegen seine habsüchtigen Günstlinge und durch Geiz beim Volke und den Prätorianern so verhaßt, daß diese den schon erwähnten Marcus Salvius Otho (69 n. Chr.) als Kaiser proklamirten und den Galba ermordeten.

Doch auch Otho, ein eitler Stutzer und Wüstling, der sich nach dem Throne blos deshalb gesehnt hatte, um seiner Genußsucht besser fröhnen zu können, sollte sich des Emporkommens nicht lange erfreuen. Denn bald nach seiner Thronbesteigung ging die Nachricht ein, daß die Legionen am Rhein ihren Feldherrn Aulus Vitellius zum Kaiser ausgerufen hätten und dieser nach Italien ziehe, um von dem Throne Besitz zu nehmen. Otho eilte ihm entgegen; da jedoch seine Truppen bei den ersten Zusammenstößen nicht glücklich waren, so gab er sich, um dem Reiche die Schrecken eines Bürgerkrieges zu ersparen, in

altrömischem Sinne, nachdem er noch eine schnelle Bestattung seiner Leiche befohlen, selbst den Tod (69 n. Chr.), was uns mit seinem sonsthin kleinlichen Leben doch etwas versöhnt.

Aber auch **Vitellius**, der sich nur durch seine fabelhafte Schlemmerei einen Namen gemacht hat, blieb nicht länger als sein Vorgänger im Besitze des Thrones. Wenn ein Mensch die Absicht hätte, sich durch Völlerei und Gefräßigkeit bei Mit- und Nachwelt bekannt zu machen, er könnte nicht mehr dafür thun, als Vitellius aus bloßer Genußsucht an sich that. Er hielt täglich vier regelmäßige Mahlzeiten, nämlich nach der Cöna noch ein Nachtessen mit Trinkgelage (comissatio), und zu allen diesen Schmäusen mußten die feinsten Leckerbissen, wie Flamingozungen, Muränenmilch, Pfauengehirn und noch andere Delikatessen im damaligen Geschmack, aus den Provinzen herbeigeschafft werden.



Am Morgen nach der Schwelgerei. Nach Hermann Vogel.

Das Studium neuer Gerichte und Kochrezepte, sowie die Anordnung der massenhaften Tafelfreuden nahm alle Zeit des Kaisers in Anspruch, so daß er die Regierung des Reiches seinen Günstlingen, Schauspielern und Wagenlenkern, überlassen mußte. Zu jeder seiner vier Mahlzeiten pflegte er häufig bei einem reichen Bürger sich selbst zu Gaste zu laden, und jedem derselben kostete diese zweifelhafte Ehre allemal wenigstens 30,000 Mark. Trotz solcher Schmarotzereien bei zahlreichen Bürgern Roms kostete doch dem unersättlichen Manne die eigene Tafel während seines achtmonatlichen Thronbesitzes nicht weniger als 900 Millionen Sesterzen, etwa 150 Millionen Mark.

Die Erhebung Galba's in Spanien und des Vitellius am Rhein hatte gezeigt, daß das einträgliche und, wie man glaubte, ehrenvolle Geschäft des Kaisermachens sich auch von den entfernten Legionen betreiben ließ. Demzufolge riefen die Truppen im Orient (69 n. Chr.) ihren Feldherrn Vespasianus zum Kaiser aus, und dieser sandte mehrere Legionen nach Italien ab, um den Thron für ihn in Besitz zu nehmen, was auch gelang, da Rom leicht erobert, die Partei des Vitellius in Rom besiegt und der kaiserliche Schwelger selbst getödtet worden war.



Wegführung der heiligen Gefäße und Geräthschaften aus dem Tempel zu Jerusalem. (Von dem Titusbogen.)

Die Flavier.

Durch Titus Flavius Vespasianus wird die lange Reihe der römischen kaiserlichen Ungeheuer auf kurze Zeit unterbrochen; denn Vespasian war ein vortrefflicher Regent, der durch nützliche Bauten für das Wohl der Hauptstadt sorgte und den Senat und Ritterstand von unwürdigen Gliedern reinigte. Er hielt seit Augustus den ersten allgemeinen Census und den letzten der römischen Geschichte ab, verbesserte das Gerichtswesen, förderte den Jugendunterricht und beschützte Künste und Wissenschaften. Geiz und Feindseligkeit gegen die noch fortlebenden republikanischen Ideen bildeten die Schattenseiten seines Charakters. Unter den von Vespasian aufgeführten Prachtgebäuden nennen wir den Friedenstempel, bei welchem eine große Bibliothek angelegt wurde, und das Coliseum oder Colosseum (Amphitheatrum Flavianum), dessen Ruinen noch heute eine Sehenswürdigkeit der Stadt Rom bilden. Die Außenseite dieses riesigen, aus mächtigen Quadern errichteten Baues erhebt sich in vier Arkadenstellungen über einander, wovon die unterste mit dorischen, die zweite mit ionischen, die dritte mit korinthischen Halbsäulen verziert ist. Das vierte Geschoß ist eine von Fenstern durchbrochene Mauer, deren korinthische Pilaster die Bekrönung tragen. Konsolenartige Vorsprünge am obersten Stockwerk, denen gleichmäßige Oeffnungen im Gesims entsprechen, scheinen zur Befestigung einer Art Zeltdach gegen die Sonnenstrahlen gedient zu haben. Im Innern des großartigen Gebäudes erhoben sich die zahllosen halbgebogenen Sitzreihen in drei den äußeren Stockwerken entsprechenden Hauptgeschossen, sämmtlich mit Halbsäulen und reich verzierten Brüstungsmauern ausgestattet. Die erste Sitzreihe, welche sich am nächsten um die in der Mitte befindliche Arena herumzog, hieß Podium und war für den Kaiser wie seine nächsten Würdenträger bestimmt. In der Grundmauer unter diesem Podium öffneten sich Eingänge, durch welche die glänzend bewaffneten Gladiatoren ihren Einzug hielten, sodann auch Thüren zu den vergitterten Behältern reißender Thiere, die bei den Schaukämpfen benutzt wurden. Marmor und Vergoldung, Reliefs und Mosaikarbeit, Statuen und Gemälde vollendeten das glanzvolle Aussehen des Innern, welches im Ganzen mehr als 80,000 Zuschauer gefaßt haben soll.

Das Bestreben, den durch seine Vorgänger vollständig geleerten Staatsschatz wieder zu füllen, verleitete Vespasian zur Führung einer fast ärmlichen Haushaltung sowie zu unmäßigem Steuerdruck.

Der politische Zustand des Reiches fing während Vespasian's Regierung an, etwas belebter zu werden. Zuerst gedenken wir des Jüdischen Krieges, dessen Führung Vespasian bei seiner Reise nach Rom seinem Sohne Titus übertragen hatte, und der von diesem schon im J. 70 n. Chr. mit der Eroberung und Zerstörung Jerusalems beendet wurde. Die Verzweiflung hatte den Arm der Juden so gestählt, daß sich Titus des Landes nur nach und nach und mit größtem Kraftaufwand bemächtigen konnte. Die Hauptstadt Jerusalem war so gut befestigt, daß sie uneinnehmbar schien, und auch wol gewesen wäre, wenn sich unter den eingeschlossenen Juden trotz der Gefahr von außen nicht religiöse Parteiungen gebildet hätten, unter denen sich die „Zeloten" (Eiferer) durch den grimmigsten Fanatismus für das Althergebrachte auszeichneten. Es kam hinzu, daß alsbald auch Hunger und Seuchen in der mit Menschen vollgepfropften Stadt wütheten. Aus Mitleid mit dem Elende der Eingeschlossenen bot endlich der menschenfreundliche Titus eine allgemeine Verzeihung an, wenn man ihm gutwillig die Thore öffnete; allein mit Hohn wurde sein Antrag verworfen. Nun wurden die äußeren Mauern erstürmt und der Angriff auf den Tempel gerichtet, wohin sich die Juden in Masse geflüchtet hatten. Doch die römischen Soldaten warfen ohne Scheu vor dem Heiligthum Feuer in dasselbe, und Tempel wie Altäre, Kämpfende und Wehrlose, Männer, Frauen und Kinder gingen in Mord und Brand unter. Kaum vermochte man die goldenen Tempelgefäße, darunter besonders den hochgehaltenen siebenarmigen Leuchter und den goldenen Tisch für die Schaubrote, dem allgemeinen Verderben zu entreißen. Ein großer Theil der Stadt ging in Flammen auf, während die Römer unter den entsetzten Juden ein so furchtbares Blutbad anrichteten, daß man die Zahl der Getödteten — wenn auch übertrieben — auf eine Million angiebt. Was das Feuer von den Gebäuden noch übrig gelassen hatte, das wurde auf Titus' Befehl von den Soldaten zertrümmert, und so die Zerstörung Jerusalems vollendet.

Ein glänzender Triumph, den Titus in Rom über die Juden feiern durfte, war der Lohn für diesen Sieg, welcher durch die Errichtung eines marmornen (zum Theil noch heute erhaltenen) Triumphbogens (S. 423) verewigt wurde.

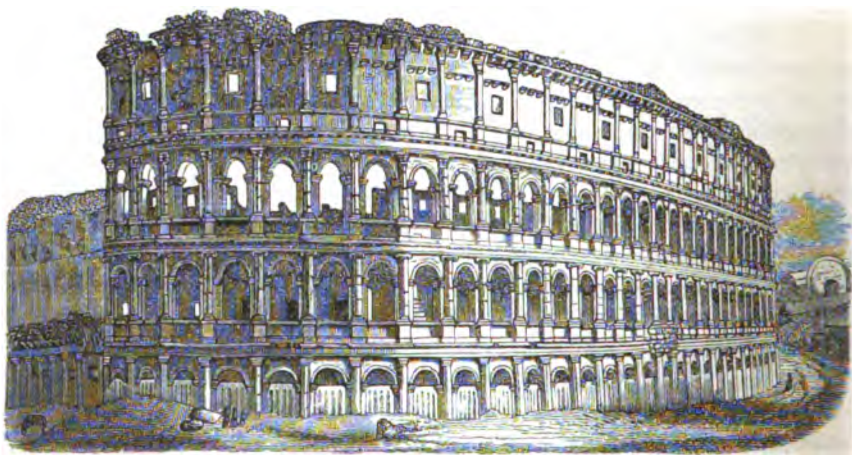
Die Juden zerstreuten sich nun über alle Provinzen des Reiches und hörten somit auf, eine eigene Nation zu bilden, während ihr Vaterland vollkommen zur römischen Provinz gemacht wurde.

Civilis und Sabinus. Nicht glücklicher als die Juden waren die um den Niederrhein wohnenden Germanen und Gallier, welche die Verwirrung in der römischen Regierung benutzt hatten, um das Joch der Fremden abzuwerfen, und unter dem Bataver Claudius Civilis und dem Trevirer Julius Sabinus aufgestanden waren. Doch der in jene Gegenden gesandte tüchtige Feldherr Petilius Cerealis schlug (70 n. Chr.) die Aufständischen, nahm die Anführer gefangen und machte so dem kurzen Freiheitskampfe ein Ende. Die vornehmsten Führer der Aufgestandenen waren gefangen genommen worden; aber über das Haupt der ganzen Unternehmung, den wackern Civilis, fehlen uns alle weiteren Nachrichten; er verschwindet plötzlich aus der Geschichte.

Nicht so der biedere Julius Sabinus, dessen wahrhaft tragisches Schicksal wir kurz erwähnen müssen. Nach der Unterdrückung des Aufstandes hatte er sich in eine Höhle geflüchtet, wo er an der Seite seiner treuen Gattin Epponina neun Jahre lang unterirdisch lebte und Vater zweier Söhne wurde, während man ihn zu Rom und im ganzen Lande für todt hielt. Endlich wollte es der Zufall, daß er entdeckt und vor Vespasian gebracht wurde, der bei vielen vortrefflichen Eigenschaften doch nicht edel genug war, den Führer des Aufstandes zu begnadigen, sondern ihn erbarmungslos hinrichten ließ.

Agricola. Eben so siegreich waren die römischen Waffen in Britannien, wo der treffliche Feldherr Agricola (78 n. Chr.) landete und einige glückliche Feldzüge unternahm, so daß binnen mehreren Jahren ein großer Theil der Insel erobert war und mit Grenzfestungen und römischen Provinzialeinrichtungen versehen werden konnte.

Dem Vespasian, der auf einer Reise im Lande der Sabiner mit den stolzen Worten starb: „Ein Kaiser muß stehend sterben", folgte sein Sohn. **Titus Flavius Vespasianus** ist uns schon als Besieger der Juden bekannt. In der Jugend grausam und ausschweifend, brachte die Krone — ein seltenes Beispiel in der Geschichte — die entgegengesetzten Eigenschaften in seinem Charakter zur Reife, und Titus wurde ein so tugendhafter und menschenfreundlicher Regent, daß nicht der Troß der Schmeichler, sondern das Volk ihm den schönen Beinamen gab: „**Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechts.**" Er verdient diesen Beinamen. Kein Tag durfte ihm vergehen, an welchem er nicht Unglück gemildert, Thränen getrocknet oder eine Wohlthat geübt hatte. Als dennoch einst ein Tag vorübergegangen war, ohne daß er einen solchen Beweis von Menschenfreundlichkeit gegeben hatte, sprach er Abends bei Tische zu seinen Freunden das berühmte Wort: „Hunc diem perdidi!" (Diesen Tag habe ich verloren!) — Sein Grundsatz war: daß Niemand vom Kaiser mit betrübtem Gesichte hinweggehen dürfe, und daß ein Herrscher jedes Vergehen mit Milde beurtheilen müsse.

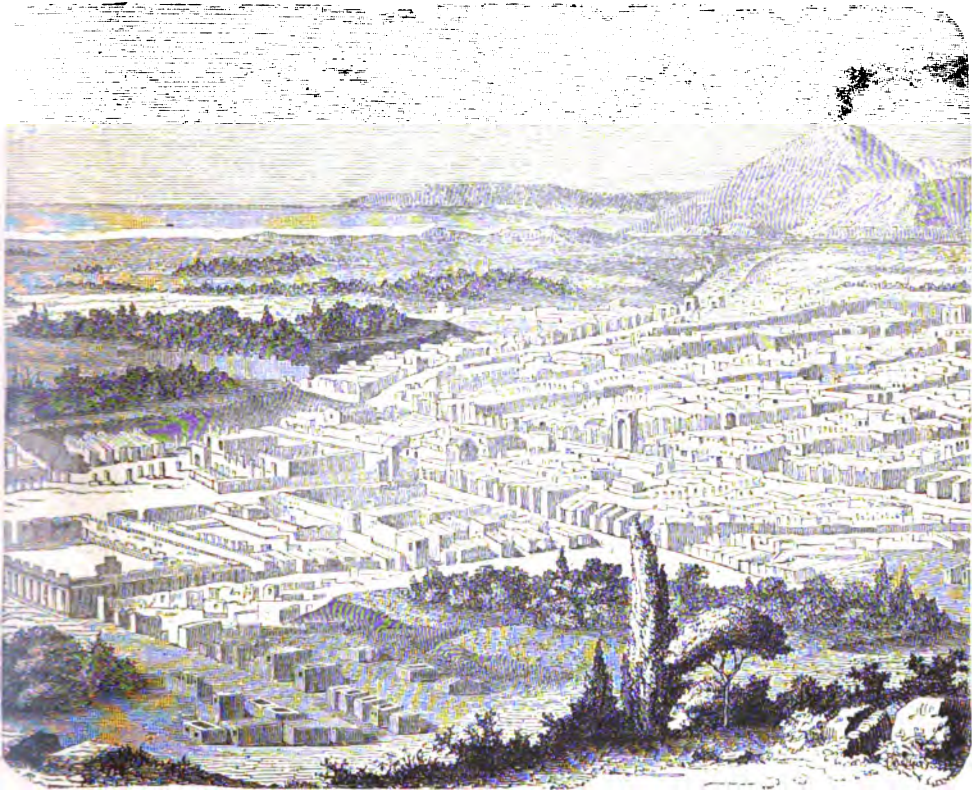


Ruinen des Colosseums (Amphitheatrum Flavianum) zu Rom.

Nur gegen eine Art von Verbrechern zeigte er sich hart; aber er legte durch diese Härte einen neuen Beweis seiner wahrhaft edlen Gesinnung ab, denn jene Verbrecher waren die **Angeber** (Delatoren), die er als Sklaven verkaufen oder nach wüsten Inseln bringen ließ. Während seiner Regierungszeit war auch ein Herrscher seiner Art für Rom eine Nothwendigkeit und seine Thronbesteigung mithin ein doppelter Segen; denn gerade in jene Zeit fielen eine Menge von Unglücksfällen, von welchen das Reich heimgesucht wurde.

Untergang von Pompeji und Herculanum. Vielbesprochen ist namentlich jenes erschütternde Ereigniß eines plötzlichen Ausbruchs des Vesuvs, wodurch die blühenden Städte Herculanum und Pompeji sowie einige andere Ortschaften verschüttet wurden. Es war im August des Jahres 79 und das Volk im Amphitheater versammelt, als Finsterniß hereinbrach und eine ungeheure Wolke heranzog, die aus dem Feuerberg emporstieg. Blitze zuckten durch das Dunkel, ohne es zu erhellen, und zugleich hörte man ein furchtbares Getöse bald unter, bald über der Erde, bald wie das Rollen des Donners, bald wie Sturmwindsbrausen, bald dem Brüllen des Meeres ähnlich. Hierauf folgten gewaltige Erdstöße, und der Boden gerieth in eine schwankende Bewegung, während immer dichter glühende Schlacken, Steine und Asche herabfielen. Vergebens suchten sich die Bewohner mit ihrer Habe zu retten. Alle Straßen und Felder waren mit Flüchtlingen bedeckt, von denen viele ihren Tod fanden. Hoch wallte das Meer auf, daß die Schiffe weithin geschleudert wurden, und dazwischen erfolgte ein Krachen, als ob die Berge einstürzten. Meilenweit flogen Felsblöcke; ja die aufgewirbelte Asche trieb bis nach Rom und nach Sizilien; von dem Berge selbst aber herab ergoß sich

ein in schwarzen Dampf gehüllter Feuerstrom. Als am dritten Tage die Sonne wieder erschien, beleuchtete sie eine veränderte Landschaft. Die genannten Städte mit allen umliegenden Dörfern, Landhäusern und Pflanzungen waren verschwunden. Weißliche Asche aber lag gleich einer winterlichen Schneedecke über einem weiten Todtenfelde ohne Leben. Die Schilderung dieses Ereignisses ist von dem jüngeren Plinius, welcher sich mit seinem Oheim, dem älteren Plinius, in der Nähe der Ortschaften befand, erhalten; der Letztgenannte fand bei der Katastrophe seinen Tod. Viele Jahrhunderte lang lagen die begrabenen Städte unter ihrer Aschendecke, bis man im Jahre 1719 beim Graben eines Brunnens die ersten Spuren des verschütteten Herculanum wieder entdeckte, und 1748 auch Pompeji und Stabiä.



Ein Theil des ausgegrabenen Pompeji.

Seitdem legte man immer größere Theile bloß, und man hat bereits in diesen drei Städten, welche über sechzehn Jahrhunderte unter der Erde lagen, die interessantesten Entdeckungen über die Kultur der römischen Kaiserzeit gemacht. Im folgenden Jahre (80 n. Chr.) wüthete in Rom selbst eine dreitägige furchtbare Feuersbrunst, welche die schönsten Stadttheile in Asche legte; gleichzeitig verheerte eine pestartige Seuche die heimgesuchte Stadt. Allem dadurch erzeugten Elende suchte Titus mit väterlicher Fürsorge abzuhelfen; allein leider starb er schon im folgenden Jahre und sein ihm auf dem Throne folgender Bruder

Titus Flavius Domitianus (81—96 n. Chr.) befleckte das gesegnete Andenken, das sich die ersten Flavier erwarben, dadurch, daß er ganz in die Fußstapfen der früheren Kaiser trat. Grausamkeit, Eitelkeit, Hang zur Ausschweifung und zum Müßiggange bildeten die Grundzüge seines Charakters, und dem entsprechend wuchtete sein Scepter wie ein Alp auf dem von so vielem Unglück heimgesuchten Rom. — In seinem Hange zum Müßiggange war Domitian darauf verfallen, sich die Zeit mit Fliegenfangen zu

vertreiben, einer Beschäftigung, welche den größten Theil des Tages ausfüllte und ihm den Spottnamen „Fliegenfänger“ erwarb. Ganz besonders drückend waren seine Geld-erpressungen, durch welche er die von seiner Bau- und Prunksucht erschöpften Schatzkammern zu füllen suchte. Da Domitian wußte, welche großen Summen die Majestätsgerichte ein-gebracht hatten, diese aber während der Regierung seines Vaters und Bruders außer Gebrauch gekommen waren, so erneuerte er das Majestätsgesetz, indem er es weniger auf die Bestrafung der sogenannten Majestätsverbrecher, als vielmehr auf die Einziehung ihres Vermögens absah.

Aus Bequemlichkeit dem Frieden mehr als dem Kriege zugethan, suchte er den ersteren durch schimpfliche Unterhandlungen zu erhalten und erkaufte denselben von den Grenzvölkern durch einen jährlichen Tribut, ein unerhörter Fall in der bisherigen Geschichte Roms. Dies geschah namentlich bei den Daciern, einem auf dem nördlichen Ufer der untern Donau wohnenden kriegerischen Volksstamme, der (86 n. Chr.) unter dem Könige Decebalus ins römische Gebiet einfiel und dasselbe erst wieder verließ, als Domitian sich zu einem jährlichen Tribute verpflichtet hatte. — Endlich machte eine Verschwörung dem Leben des Tyrannen ein Ende. Diese Verschwörung war die natürliche Folge der Mordgier des Domitian. Während derselbe einst schlief, sah einer seiner Leibwächter unter dem Kopfkissen eine Papierrolle liegen. Neugierde trieb ihn an, das Blatt hervorzuziehen, und siehe da! es war eine Liste der vom Kaiser zum Tode bestimmten Personen, unter denen die Kaiserin Domitilla, der Anführer der Prätorianer und mehrere angesehene Hofleute obenan standen. Diese Proskribirten beschlossen daher zu ihrer eigenen Rettung von der Noth-wehr Gebrauch zu machen und den Kaiser zu tödten. Der Plan wurde in dem Gemache desselben ausgeführt. Einer der Verschworenen übergab ihm eine vorgebliche Liste der Verschwörer, und während er dieselbe durchlas, überfielen ihn die übrigen mit Dolchen, bis er nach einer hartnäckigen Gegenwehr todt niederstürzte. Der Senat berief einen Mann auf den Thron, der bei eigener Vortrefflichkeit auch das Verdienst hat, für vortreff-liche Nachfolger gesorgt zu haben.

Coccejus Nerva, ein älterer, durch Tugenden ausgezeichneter Senator, regierte nur von 96 bis 98 n. Chr. Er bot unmittelbar nach seiner Thronbesteigung Alles auf, um die Schreckenstage der vorigen Regierung in die Nacht der Vergessenheit zu hüllen. Vor allen Dingen wurden die so fürchterlichen Majestätsgerichte abgeschafft, die drückendsten Steuern ermäßigt und den ärmeren Bürgern Ländereien überwiesen. Die milde Re-gierung Nerva's ließ die Freiheit neben der Despotie bestehen, und Rom begann das Glück des inneren Friedens zu genießen.

Nur die Prätorianer, für welche die inneren Zwistigkeiten wahre Goldgruben ge-worden waren, zeigten sich unzufrieden und ließen ihren Mißmuth dadurch aus, daß sie zwei von den Mördern des Domitian vor des Kaisers Augen erstachen. Nerva, welcher zu gut fühlte, daß er bei seinem milden Sinne wenig im Stande war, die gefährliche Rotte im Zaum zu halten, erwählte sich einen Mitregenten und Nachfolger, indem er den wackern Trajan, einen Spanier von Geburt, der damals Statthalter im untern Germanien war, adoptirte; er selbst starb nach einer zweijährigen Regierung.

Ulpius Trajanus (98—117 n. Chr.), der nun an der Spitze des Reiches stand, war nicht nur der edelste, sondern auch der tüchtigste Mann im ganzen Römischen Reiche. Das ganze Leben und Wirken Trajan's war darauf gerichtet, den Beinamen Optimus (der Beste), welchen ihm das Volk schon nach seinen ersten Regierungsjahren beilegte, zu verdienen; und so wurde er denn wirklich der Beste jener langen Reihe von Kaisern, welche von Augustus bis zum Untergange des Reiches über Rom herrschten. Wie vorzüg-lich Trajan die selbst gestellte Aufgabe gelöst haben mußte, möchte sich am besten daraus ergeben, daß der Senat noch zwei Jahrhunderte nachher jedem neuen Kaiser bei der Huldigung die Worte zurief: „Sei glücklicher als Augustus und besser als Trajan!“

In Rücksicht auf die innere Regierung suchte Trajan die republikanischen Freiheiten mit der despotischen Verfassung zu vereinigen, indem er dem Senate die Berathung der öffentlichen Angelegenheiten, dem Volke die Wahlversammlungen zurückgab, und sich selbst unter die Gesetze des Staates stellte. Daher erließ er die wohlthätigsten Verordnungen über die nothwendige Getreideeinfuhr, über Abgabenermäßigung und Sparsamkeit im kaiserlichen Haushalt, so daß er trotz bedeutender Summen, die er für die öffentliche Wohlfahrt ausgab, stets gefüllte Kassen hatte. Von den für die öffentliche Wohlfahrt gestifteten Einrichtungen Trajan's haben wir zu merken: mehrere Erziehungsanstalten für freigeborene Knaben und Mädchen und die Errichtung einer großen Bibliothek, welche nach ihm die „Ulpische“ genannt wurde.



Triumphbogen des Titus.

Unter den Baudenkmälern, durch welche Trajan die Hauptstadt verschönerte, erwähnen wir das nach ihm benannte Forum Trajanum, ein Marktplatz, der sich sowol durch die großartige Anlage als durch die Schönheit seiner Gebäude auszeichnete. Der gesunkenen Moral half Trajan besonders dadurch auf, daß jeder falsche Ankläger hart bestraft und jeder unberufene Angeber aus Rom verbannt wurde.

Feldzug gegen die Dacier und Parther. Was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, so war Trajan darauf bedacht, das gesunkene Ansehen der römischen Waffen wieder herzustellen und zugleich den Frieden an den Grenzen zu befestigen. Seine erste Aufgabe ging hierbei dahin, Rom von dem schmachvollen Tribute zu befreien, den es seit Domitian an die Dacier zu entrichten hatte. Deshalb überzog er (100 n. Chr.) den dacischen König Decebalus mit Krieg, ging selbst über die Donau, eroberte die feindliche Hauptstadt Zarmizegethusa und nöthigte (102 n. Chr.) die Dacier zum Frieden und durch denselben natürlich zum

Aufgeben des Tributs. Wegen dieses Sieges über die gefürchteten Dacier empfing Trajan von dem Senate den Beinamen Dacicus. Doch schon im J. 104 n. Chr. machten die treulosen Grenznachbarn neue Einfälle in das römische Gebiet und nöthigten den Kaiser abermals, ihnen entgegenzuziehen. Der Ausgang dieses Krieges war für die Römer noch glänzender, als der des ersten; denn nachdem sich Decebalus in seiner Hauptstadt aus Verzweiflung entleibt hatte, wurde das ganze dacische Land (106 n. Chr.) erobert und dem Römischen Reiche einverleibt. Die Trajanstraße, vom Schwarzen Meer bis nach Gallien reichend, nebst mehreren über die Donau führenden Brücken, sollte die Verbindung des Reichs mit der neuen Provinz sichern, und noch heute erinnert die an der schmalsten Donauenge, dem Dorfe Ogradina gegenüber angebrachte Trajanstafel an den Ursprung dieser glänzenden Friedensthat. Zum Andenken an diese Eroberung Trajan's erhielt die dacische Hauptstadt fortan den Namen Ulpia Trajana.

Auch Rom selbst sollte ein Denkmal seines besten Kaisers aufzuweisen haben. Deshalb errichteten ihm der Senat und das Volk nach der Eroberung Daciens auf dem Forum Trajanum eine 34 Meter hohe Säule, in deren Innerm eine Treppe von 185 Stufen bis zur Spitze führte, auf welcher die erzene Statue Trajan's ihren Platz erhielt. Die äußere Bekleidung dieser noch jetzt vorhandenen Säule ist gleichfalls von Erz und zeigt in erhabener Arbeit Darstellungen aus dem dacischen Feldzuge. Der Papst Sixtus V. verunstaltete dieses Ruhmesdenkmal, indem er an die Stelle der Statue Trajan's die des Apostels Petrus setzen ließ, wodurch Statue und Säule im offenbarsten Widerspruch zu einander stehen.

Eben so siegreich endete ein Kriegszug Trajan's gegen die einst so furchtbaren Parther (114 n. Chr.). Ganz Armenien wurde dadurch römische Provinz, und obgleich das Parthische Reich selbst noch fortbestand, so kam es doch dadurch, daß Trajan ihm nach eigenem Gutdünken einen König gab, in ein abhängiges Verhältniß zu Rom.

Der Kaiser war in Asien infolge vielfacher Strapazen erkrankt und hatte einem seiner Verwandten, Hadrianus, den Oberbefehl über das Heer gegeben. Als er nun wirklich starb, erklärte des Kaisers Gattin Plotina, deren Günstling Hadrian war, diesen, wahrscheinlich mit Hülfe eines verfälschten Testaments, zum Nachfolger auf dem römischen Kaiserthrone.

Publius Aelius Hadrianus regierte von 117—138 n. Chr. und suchte ganz im Geiste seines Vorgängers sein Amt zu verwalten. Nur war sein Augenmerk weniger auf die Befestigung der äußeren als auf die Beförderung der inneren Angelegenheiten gerichtet. Er schloß mit den Grenzvölkern einerseits Friedensverträge ab, andererseits schützte er das Reich gegen ihre Angriffe durch Aufführung großer Grenzwälle.

So entstand namentlich der berühmte Wall in Britannien, welcher zum Theil noch jetzt sichtbar und unter dem Namen Picten-Wall bekannt ist. Auch in Germanien entstanden Römerstraßen, und es wurden zwischen dem Rhein und der Donau ähnliche Wälle angelegt. Spätere Kaiser führten ihn weiter und schützten ihn durch Kastelle und Wartthürme, von welchen man noch hin und wieder Spuren antrifft.

Auf der andern Seite ging alle Sorge des Kaisers auf die Beförderung der inneren Wohlfahrt des Reiches. Um dasselbe genau und durch eigene Anschauung kennen zu lernen, unternahm er im J. 120 n. Chr. größtentheils zu Fuß eine Reise durch sämmtliche Provinzen des großen römischen Kaiserstaates, sammelte kostbare Erfahrungen und ließ überall Spuren seiner Freigebigkeit und Fürsorge zurück, wohin unter anderen auch die Gründung mehrerer neuen Städte gehört, z. B. des in Thrakien erbauten und nach ihm benannten Hadrianopolis.

In Bezug auf die innere Verwaltung des Staates war es vorzüglich das Rechtswesen, dem Hadrian Aufmerksamkeit zuwendete. Es verdient lobende Erwähnung, daß er die Befugniß der Prätoren, in ihren Provinzen gesetzliche Beschlüsse zu erlassen, aufhob,

und statt deren eine Sammlung der bestehenden Gesetze als einziges Edictum perpetuum (bleibendes Gesetzbuch) bekannt machen ließ.

Andererseits ist es wol weniger zu billigen, wenn er auch die Gesetzesbeschlüsse des Senats außer Kraft setzte und an deren Stelle den kaiserlichen Willen zum Gesetz erhob, wie immer er sich durch Briefe, Reskripte, Edikte, Dekrete und Konstitutionen aussprechen würde.



Die Trajanssäule.

Dennoch war Hadrian weise genug, um einzusehen, daß ein von einem Einzelnen ausgehendes Gesetz, statt segensreich zu wirken, oft Unzuträglichkeiten mit sich führt; und so errichtete er denn aus den berühmtesten Rechtsgelehrten eine Art Reichsrath (consistorium principis), dem bei Verfassung von Gesetzen eine berathende Stimme zustand.

Die übrige Staatsverwaltung theilte er unter drei Behörden, die Staats-, Hof- und Kriegsämter (officia publica, palatina und militaria), und wies jeder Behörde einen bestimmten Wirkungskreis zu. Im Ganzen erhielt der Staat eine so weise und vernünftige

Verfassung, wie sie sich mit der despotischen Grundform nur irgend vertragen wollte. Auch durch Errichtung gelehrter Institute und Aufführung prachtvoller Bauten suchte sich der wissenschaftlich gebildete und dabei sehr kunstsinnige Kaiser einen Namen zu machen.

Dahin gehört das **Athenäum**, ein dem Alexandrinischen Museum ähnliches Institut, worin eine große Bibliothek aufgestellt und zahlreiche Lehrer der Beredsamkeit, Philosophie und Grammatik unterhalten wurden. — Unter den Hadrianischen Bauwerken sind berühmt: das kaiserliche Grabmal (moles Hadriani), jetzt die „Engelsburg" genannt, und die Villa bei Tibur, welche in einem Umfange von mehr als 50 Kilometern aus einer Menge von Gebäuden in ägyptischem und griechischem Stile bestand; jetzt zwar nur noch ein Labyrinth von Ruinen, ist sie doch eine fast unerschöpfliche Fundgrube von Kunstwerken und der herrlichste Natur- und Kunstgarten, der sich in der Welt findet.

Hadrian unterlag einer in Wahnsinn ausgearteten Krankheit, nachdem der Kinderlose einen Gallier, **Titus Aurelius Antoninus**, unter der Bedingung adoptirt hatte, daß dieser wiederum einen Vetter, **Marcus Aurelius Antoninus**, an Sohnes Statt annehmen sollte.

Die Antonine.

Diesen sogenannten „guten" römischen Imperatoren folgten mehrere nicht minder ehrenwerthe Herrscher.

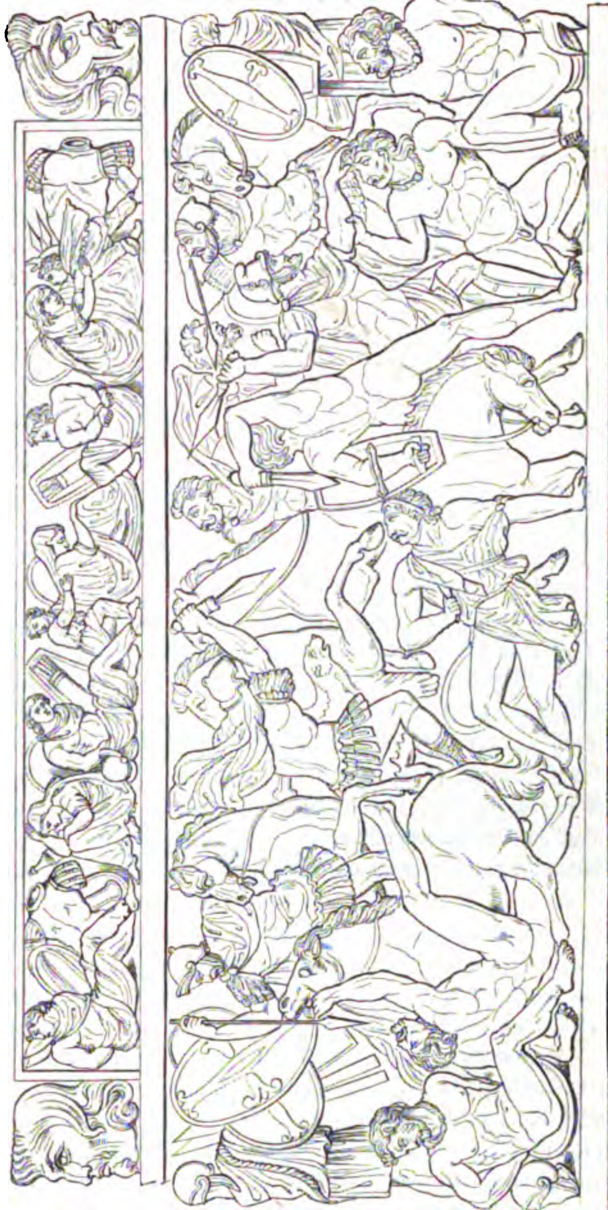
Antoninus I. (Titus Aurelius A. 138—161 nach Chr.). Unmittelbar nach Hadrian's Tode bestieg dieser ohne weitere Zwischenfälle den Kaiserthron. Den Beinamen **Pius** (der kindlich Fromme) führt er wegen seiner Liebe zu seinem Adoptivvater Hadrian. Von derselben gab er gleich nach seiner Thronbesteigung einen Beweis. Es war Gebrauch, jedem verstorbenen Kaiser, mit dessen Regierung man zufrieden gewesen, eine Vergötterungsfeierlichkeit (Apotheose) zu halten. Da der geisteskranke Hadrian in seinen letzten Jahren durch seine Launen sich viele Feinde gemacht hatte, so verweigerte der Senat jene Feier. Allein Antonin widerlegte in einer eindringlichen und von kindlicher Liebe überströmenden Rede die gegen seinen Adoptivvater erhobenen Beschuldigungen so glänzend, daß die Apotheose vor sich ging.

Er war einer der edelsten Herrscher, welche die Geschichte kennt, und seine Regierung die glücklichste und ruhigste, die Rom überhaupt unter den Kaisern genoß. Er selbst unterwarf sich in jeder Beziehung den Gesetzen des Staates, lebte mäßig und sparsam, war aber im höchsten Grade freigebig, wenn es darauf ankam, Verdienste zu belohnen, eine wohlthätige Einrichtung zu treffen oder verunglückten Personen und Provinzen aufzuhelfen. Die Lage der unglücklichen, von ihren übermüthigen Herren oft mißhandelten Sklaven ließ er untersuchen und viele grausame Sklavenhalter bestrafen; auch erließ er die Anordnung, daß einem mißhandelten Sklaven das Recht zustehe, seinen Verkauf zu verlangen. Ebenso menschenfreundlich zeigte er sich gegen die Bekenner des Christenthums, die noch immer nach römischem Rechte als Religionsverächter und Aufrührer gegen das Gesetz behandelt wurden; nachdem er sich von dem staatsungefährlichen Inhalt ihrer Lehren überzeugt hatte, untersagte er jede Verfolgung der Anhänger des neuen Glaubens. Wenn er ferner auf der einen Seite Verdienste belohnte, so hielt er es auf der andern Seite auch für seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß dem Staate keine Opfer auferlegt wurden, um Verdienstlose zu unterhalten. Er entzog daher dergleichen Leuten die Pensionen, in deren Besitz sie sich gesetzt hatten, indem er sagte: Nichts sei niedriger und unverantwortlicher, als den Staat zu benagen, wenn man kein Verdienst um ihn habe.

Wenn den Antonin irgend ein Vorwurf trifft, so ist es der seinem Herzen Ehre machende: allzu nachsichtig gegen die Fehler der Menschen gewesen zu sein, was besonders in Rücksicht auf seine ausschweifende Gattin **Faustina** und deren Tochter **Annia** der Fall war und von bösen Folgen werden konnte. Die Letztere hatte Antonin mit seinem Adoptivsohne und Thronfolger **Marcus Aurelius Antoninus** vermählt.

Marcus Aurelius Antoninus II. (161—180 n. Chr.) trat die Regierung gleichfalls ohne Schwierigkeiten an. Er führte den Beinamen Philosophus, weil er ein Anhänger der stoischen Philosophie war, die er nicht blos wissenschaftlich betrieb, sondern auch als Regel seines Lebens und seiner Regierung anerkannte.

Zur Unterscheidung von seinem Vorgänger wird er gewöhnlich mit seinem Vornamen Marcus Aurelius genannt.



Kampf zwischen Römern und Markomannen. (Basrelief vom Sarkophag aus der Villa Amendola bei Rom.)

Diese Verschiedenheit der Namen ist aber auch fast die einzige, welche zwischen den beiden Antoninen stattfand; denn dieselbe Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit, welche Antoninus Pius zur Ehre gereicht, zeichnete auch Marc Aurel aus. Dabei war dieser Letztere noch Philosoph und brachte dadurch über Rom allen den Segen, den die Regierung eines weisen Mannes einem Lande zu bieten vermag. Man kann Marc Aurel mit Numa vergleichen, obgleich er nicht wie dieser das Glück genoß, seinem Reiche dauernden Frieden zu erhalten. Ueberall an den Grenzen des Römischen Reiches erhoben sich die Völker gegen dasselbe und konnten nur mit Mühe zur Ruhe gebracht werden.

Der Markomannenkrieg. Der wichtigste aller dadurch veranlaßten Grenzkriege war der gegen die Markomannen, welche im Jahre 166 nach Chr. unter ihrem Könige Balomar gegen Dacien vorgerückt und ins Römische Reich eingefallen waren. Marc Aurel zog ihnen entgegen; doch gelang es ihm erst nach mehrjährigen Feldzügen und nachdem in meist siegreichen Schlachten viel Blut vergossen worden war, die gefährlichen Feinde zur Ruhe zu zwingen.

Die äußeren Unruhen abgerechnet, fühlten sich die Römer unter Marc Aurel's Scepter so glücklich, wie sich ein Volk unter einem Alleinherrscher nur irgend fühlen kann. Es wußte, daß es unter humanen Gesetzen stand, welche von unparteiischen Richtern gehandhabt wurden. Die Verwaltung war geordnet, die Abgaben erschienen nicht mehr so

drückend wie zu anderen Zeiten, und was der Kaiser für die sonstige Wohlfahrt des Volkes nur irgend thun konnte, das wurde von seinem edlen, menschenfreundlichen Herzen gewiß nicht unterlassen.

Einen tiefen Einblick in die edle Gesinnung und Denkart dieses Philosophen auf dem Kaiserthron gewähren uns die von ihm geschriebenen Selbstbetrachtungen; er sagt darin z. B.: „Was bleibt dem Guten übrig, als die vom Geschick ihm zugewiesenen Ereignisse mit Liebe aufzunehmen, den Genius in seiner Brust weder zu beflecken, noch durch die äußeren Eindrücke zu verwirren, sondern ihn mild zu bewahren, ihm als göttlich in Ergebung zu gehorchen. Einfach, fromm und wohlwollend soll er leben, und an das Ziel seines Lebens rein, ergeben und todesmuthig wallen!“

Der Abend seines Lebens sollte dem vortrefflichen Herrscher noch durch erneute Einfälle der Markomannen getrübt werden. Sie beunruhigten seit 178 n. Chr. das Römische Reich wieder ernstlicher. Marc Aurel zog ihnen abermals entgegen; allein der Tod ereilte ihn noch vor Beendigung des Feldzuges, und so mußte er die Besiegung des Feindes seinem Sohne überlassen.

Lucius Commodus Antoninus III. (180—192 n. Chr.) folgte seinem trefflichen Vater auf dem Throne, aber schloß die Regierung der Antonine in höchst unwürdiger Weise. Von Natur nicht boshaft, war der zwanzigjährige Commodus nur durch seinen Hang zur Schwelgerei verdorben worden. Um der Lust ungestörter nachleben zu können, schloß er mit den Markomannen einen für das Reich höchst nachtheiligen Frieden, überließ die Regierungsgeschäfte seinen Günstlingen und dachte nur an die Freuden der Tafel, die Genüsse der Wollust und an den Zeitvertreib der öffentlichen Spiele, in denen er, Nero nachahmend, nicht selten persönlich auftrat.

Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen standen unter seinen Liebhabereien obenan, und seine Eitelkeit fand ihren höchsten Genuß darin, als ausgezeichneter Fechter zu gelten. Da er eine seltene Leibesstärke besaß, so ließ er sich nicht nur Hercules nennen, sondern trat auch im Gewande desselben, mit einer Löwenhaut bekleidet und eine Keule in der Hand, öffentlich als Kämpfer auf. Um seine Geschicklichkeit zu zeigen, ließ er einst hundert Löwen in dem Cirkus versammeln und erlegte sie sämmtlich mit seinen Wurfspießen. Eben so brachte er lebende Strauße zusammen, um diesen Thieren im Laufe den Kopf so sicher abzuschießen, als wenn er abgehauen wäre, zu welchem Zwecke er Geschosse mit sichelförmigen Enden anwendete. — Endlich trat er sogar nackt als gemeiner Fechter in den Gladiatorenkämpfen auf, um sich bewundern zu lassen, wie er über seine Gegner, die sich natürlich leicht besiegen ließen, Meister wurde.

Die unwürdigen Leidenschaften arteten bei dem Kaiser endlich in völlige Raserei aus, so daß er Jeden, der ihm gegen seine Komödiantenstreiche Vorstellungen machte, ohne Weiteres zum Tode verurtheilen ließ. Dieses tyrannische Wüthen aber erzeugte endlich eine Verschwörung, infolge deren er sein Leben einbüßte.

Commodus hatte nämlich den tollen Einfall, in der Kaserne der öffentlichen Fechter zu wohnen. Seine Freunde und seine Geliebte, Marcia, hatten ihm davon dringend abgerathen, dadurch aber den Zorn des Kaisers so sehr erregt, daß er ihre Namen auf eine Tafel schrieb, um sie Tags darauf dem Henker überantworten zu lassen. Durch einen kaiserlichen Edelknaben kam diese Tafel in die Hände der Buhlerin, die sich nun sogleich mit den anderen Verurtheilten verband, um den Tyrannen aus dem Wege zu räumen. Das dem Commodus beigebrachte Gift erregte jedoch nur leichtes Erbrechen, und so ließ man der eigenen Sicherheit wegen den gefährlichen Narren ohne Zögern erdrosseln.

Mit dem Tode des dritten Antonin beginnt in der römischen Kaisergeschichte abermals eine Periode äußerster Verwirrung, während welcher blutige Thronstreitigkeiten die einzigen hervortretenden Ereignisse sind. Die Launen des Zufalls oder der übermüthigen Prätorianer werfen bald einen edlen Menschen, bald ein Ungeheuer auf den morschen Thron.

Nur sehr selten vermag sich einer derselben längere Zeit zu behaupten; die Kaiser wechseln wie die Mode des Tages; häufig treten zwei oder drei zu gleicher Zeit auf, und endlich wird die Zahl der gleichzeitigen Kaiser so groß, daß uns die bloße Uebersicht über diese Wirrniß fast verloren geht. Das Reich geräth unter solchem Thronelende natürlich in immer größere Zerrüttung und geht seiner innern Auflösung entgegen, welche nur hin und wieder durch eine starke Hand aufgehalten wird, aber fortan nicht mehr abgewendet werden kann!



Commodus begrüßt von den Gladiatoren. Nach Hermann Vogel.

Zeit der Gegenkaiser und Vorherrschen der Prätorianer. Noch bevor der Tod des Commodus bekannt wurde, hatten dessen Mörder den alten würdigen Stadtpräfekten Helvius Pertinax (193 n. Chr.) zum Kaiser erwählt. Dieser nahm die ihm angebotene Würde nur mit Widerstreben an, verwaltete sie aber durch Förderung der bürgerlichen Ordnung, Beschränkung der soldatischen Zügellosigkeit, Ausbildung des Ackerbaues und ermäßigte Abgaben so, daß man die Mörder des Commodus für die getroffene Wahl segnete.

Nur die Prätorianer waren mit dem Bürgerkaiser unzufrieden; denn er hatte dahin getrachtet, ihren Uebermuth zu brechen, hatte ihnen durch Uebernahme der Gewalt das so oft geübte Recht, oder viel richtiger Unrecht, entrissen, den erledigten Kaiserthron nach ihrem Gutdünken zu besetzen. Deshalb beschlossen sie seinen Tod. Sie rotteten sich nach nur 87tägiger Regierung des Pertinax zusammen und überfielen den kaiserlichen Palast, aus welchem die Dienerschaft bestürzt entfloh. Der alte Kaiser aber trat der Rotte muthig entgegen, indem er durch ernstes und würdevolles Zureden die Gemüther der Eingedrungenen beruhigen zu können hoffte. Wirklich wichen auch viele derselben bei den ernsten Worten des ehrwürdigen Greises in scheuer Achtung zurück; allein einige rohere Gesellen drangen noch während seiner Rede mit ihren Speeren auf ihn ein, und gaben ihm so den Todesstoß.

Als die Prätorianer sahen, daß das Volk nicht den Muth hatte, die an seinem Kaiser verübte Schandthat zu rächen, wurden sie noch übermüthiger und beschlossen, den römischen Kaiserthron an den Meistbietenden zu verkaufen, ihn also förmlich zu versteigern. Auf den Mauern ihrer Kaserne kam der sonderbare Akt zu Stande, und so gelangte denn der reiche Schwelger Didius Salvius Julianus (193 n. Chr.) für die Summe von 3250 Drachmen für jeden Prätorianer auf den Thron. Doch die erstandene Würde sollte nicht unangefochten ihm zufallen. Die Legionen erkannten den Prätorianern das Recht, über die Krone zu verfügen, nicht zu; vielmehr riefen die syrischen Legionen ihren Anführer Cajus Pescennius Niger, die britannischen ihren Befehlshaber Clodius Albinus und die illyrischen ihren Feldherrn Cajus Septimius Severus zum Kaiser aus. Letzterer eilte sogleich nach Rom, um die neue Würde auch thatsächlich anzutreten. Seine Truppen schlichen sich heimlich in die Stadt, entwaffneten die Prätorianer und sicherten ihrem Anführer den Kaiserthron, der nunmehr auch von dem Senate, nachdem dieser den Julianus hatte ermorden lassen, als Kaiser anerkannt wurde.

Cajus Septimius Severus (193—211 n. Chr.), ein harter und strenger, aber wissenschaftlich gebildeter und gerechter Fürst, hatte das Glück, seine beiden Nebenbuhler Niger und Albinus zu besiegen und sich alsdann auf dem Throne zu behaupten, dem er wenigstens keine Unehre machte. Er widmete sich den Wissenschaften und den Staatsgeschäften mit gleichem Eifer und sorgte besonders für eine tüchtige Rechtspflege. Eine Schattenseite seines Charakters war seine Unduldsamkeit gegen religiöse Gemeinschaften, die ihn zu einem strengen Edikte verleitete, durch welches er den Uebertritt von der heidnischen zur jüdischen oder christlichen Religion bei harter Strafe verbot.

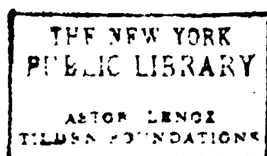
Severus hatte seine beiden, ihm von seiner Gattin Julia Domna geborenen Söhne Bessianus Marcus Antoninus und Septimius Geta zu seinen gemeinschaftlichen Nachfolgern bestimmt. Der Erstere führte den Beinamen Caracalla, unter dem er bekannt geworden, von dem gallischen Rocke, mit welchem er beständig bekleidet erschien. Beide Brüder waren in ihrem Charakter durchaus ungleich, Caracalla, wild und herrschsüchtig, Geta sanft und nachgiebig; sie haßten sich schon längst mit unversöhnlichem Grimme. Nach des Vaters Tode, als sie die Regierung angetreten hatten, kam dieser Haß zum Ausbruch. Eines Tages traf es sich, daß Beide ihre Mutter besuchten; Geta aus kindlicher Liebe, Caracalla in der Absicht, irgend einen Anschlag auszuführen. Die feindlichen Brüder geriethen in einen Streit, der sehr bald thätlich wurde; und als sich Geta vor den Mißhandlungen des Caracalla in die Arme seiner Mutter flüchtete, verfolgte ihn der Unmensch auch dahin und brachte ihm hier mehrere tödliche Dolchstöße bei, so daß die Brust der Mutter von dem Blute des Sterbenden bespritzt wurde. Caracalla gewann nun die Prätorianer durch Geldgeschenke und bestieg mit deren Hülfe als alleiniger Kaiser den Thron.

Caracalla (211—217 n. Chr.) glich an Grausamkeiten und Thorheiten dem Cajus Caligula. Seine Regierung zeichnete sich besonders durch eine furchtbare Abgabenlast aus, mittels deren er die Summen für seine thörichten Verschwendungen aufzubringen suchte. Nachdem er in Rom mit unerhörter Grausamkeit eine Zeit lang wie ein Toller gewirthschaftet hatte, sehnte er sich nach einem weiteren Schauplatze für seine Thorheiten; und so fing er denn an, die Provinzen des Reiches zu bereisen und in jeder derselben eine eigene, aber fast stets grausame Rolle zu spielen. In Germanien, wohin er sich zuerst wandte, trat er als ein Freund der Germanen auf, indem er deren Tracht und blondes Haar anlegte und sich mit einer deutschen Leibwache umgab. In Makedonien spielte er den großen Alexander, in Kleinasien auf den Ruinen von Troja den Achilles, und in Antiochien, der Stadt der orientalischen Wollüste, suchte er alle berühmten Schwelger zu überbieten. In Alexandrien trat er als Verehrer des großen Alexander auf, indem er dessen Grabstätte mit vielem Gepränge besuchte und dem todten Helden einen goldenen Lorber aufs Grab legte. Bald aber verfiel er wieder in seinen natürlichen Charakter



Illustrirte Weltgeschichte. II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Prätorianeraufstand. Zeichnung von H. Leutemann.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

denn als die spottsüchtigen Alexandriner auf den Brudermörder einige boshafte Witze verbreiteten, ließ er während einer Festlichkeit ein furchtbares Blutbad unter der wehrlosen Menge anrichten. Hierauf unternahm er einen Zug nach Parthien, um auch dort eine treulose Rolle zu spielen. Er gab vor, sich mit der Tochter des parthischen Königs Artaban IV. vermählen zu wollen. Während nun die Parther den kaiserlichen Bräutigam mit Festlichkeiten aller Art empfingen, gab Caracalla seinem Heere ein Zeichen zum Einhauen, und Tausende wehrloser Menschen fielen dieser kaiserlichen Niederträchtigkeit zum Opfer. Aber die Folge davon war auch, daß sich ganz Parthien zum Kampfe gegen den Unmenschen erhob. Als er gegen die aufgestandenen Parther im Felde stand, wurde er auf Anstiften des Gardepräfekten Opilius Macrinus, dem Caracalla selbst den Tod zugedacht hatte, getödtet.

Opilius Macrinus (217—218 n. Chr.) wurde von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen, da das Heranrücken der Parther alle Herzen mit Besorgniß erfüllte und man von ihm die Abwendung der Gefahr hoffte. Doch der neue Kaiser zeigte mehr Lust, sich den Genüssen des Friedens, als den Gefahren des Krieges hinzugeben; und nachdem er sich in einer dreitägigen Schlacht mit den Parthern überzeugt hatte, wie langwierig dieser Krieg werden könne, erkaufte er sich von Artaban um eine Geldsumme im Betrage von 27 Millionen Mark den Frieden. Hierauf lebte er in Antiochien den Freuden der Sinne, während seine Soldaten Mangel litten. Die Unzufriedenheit hierüber suchten die Mutter Caracalla's, Julia Domna, und deren Schwester Julia Mäsa zu benutzen, um der Letzteren Enkel zum Throne zu verhelfen. Dieser Enkel, Bassianus, ein 14jähriger Knabe von außerordentlicher Schönheit, war bereits Priester des phönikischen Sonnengottes, nach welchem er sich „Heliogabalus“ nannte. Seine Großmutter Mäsa gab ihn mit ihrer Schwester Zustimmung für einen heimlichen Sohn Caracalla's aus und bewog die mit Macrinus so unzufriedenen Soldaten, den jungen Sonnenpriester zum Kaiser auszurufen. Es geschah. Macrinus eilte zwar auf die Nachricht davon sogleich herbei, um die verrätherischen Legionen zu züchtigen; allein er wurde, nachdem viele seiner Truppen zu dem jungen Kaiser übergegangen waren, geschlagen und auf der Flucht umgebracht.


Septimius Severus.

Heliogabalus (218—222 n. Chr.), welcher nun überall als Kaiser anerkannt wurde, zeigte trotz seiner Jugend bald, daß Cajus Caligula und Nero keine unübertrefflichen Muster der Verschwendung, Thorheit und Wollust gewesen waren; denn er überbot sie in all jenen Lastern dadurch, daß er die hervorragendsten Leidenschaften jener beiden Ungeheuer in sich vereinte. Heliogabalus gehört zu den größten Scheusalen, welche jemals auf einem Throne gesessen haben. Das Gemälde, welches uns die römischen Schriftsteller von diesem Kaiser entwerfen, liefert einen Beweis, bis zu welchem unübersehbaren Abgrunde der Thorheit und des Lasters eine Menschennatur sich verirren kann, wenn sie kein Gesetz über sich anzuerkennen braucht.

Es würde uns hier zu weit führen, von allen Lastern des Heliogabalus ein Bild zu zeichnen. Begnügen wir uns also mit einigen Zügen, welche von seiner wahnsinnigen Verschwendungssucht Zeugniß ablegen. Als er zum ersten Male seit seiner Ernennung zum Kaiser nach Rom kam, führte er sogleich ein eben so prunkvolles als lächerliches Schauspiel auf. In seinem phönikischen Priesterkleide, in einem mit Gold durchwirkten Purpurmantel, geschmückt mit Halsbändern und Ketten, mit einem Kranze von Gold und

Edelsteinen, trat er unter dem Schalle der Flöten und Trompeten öffentlich auf, um seinem Gotte einen Tempel zu bauen und den Opferdienst darin zu verrichten. Die Kosten für diese und ähnliche Feierlichkeiten überstiegen alle Berechnung. Aber damit noch nicht zufrieden, suchte der Kaiser sich selbst zu übertreffen, um die größtmöglichen Summen in der kürzesten Zeit zu verschwenden. Daß seine Wagen, Kleider, Waffen, Betten und sonstigen Geräthschaften mit Gold beschlagen und mit Edelsteinen besetzt sein mußten, hätte noch angehen mögen; allein Heliogabalus wollte ja nicht besitzen, er wollte vergeuden. Deshalb zerriß oder zerschnitt er oft die kostbarsten Kleider, zertrümmerte die prachtvollsten Gegenstände, oder ließ reich beladene Schiffe ins Meer versenken. Eine besondere Gelegenheit zur Verschwendung gab ihm seine Tafel, durch welche er seiner Schwelgerei und seiner Prunksucht zugleich genügen konnte; so aß er unter Anderm nur die Fersen von Kameelen, die Kämme von Hähnen, die Zungen von Pfauen oder Nachtigallen, die Bärte der theuren Meerbarben, das Gehirn der Flamingo's und dergleichen Seltenheiten. Eine Abendmahlzeit, welche nicht über dreißig Pfund Silber kostete, nannte er eine karge; was sonst immer erfunden werden konnte, um dabei große Summen in nichts zu verwandeln, war ihm willkommen. So ließ er oft durch Maschinen in der Decke des Speisesaales seine Gäste mit einer solchen Menge kostbarer Blumen überschütten, daß einige von ihnen im eigentlichsten Sinne des Wortes erstickten. Auch theilte er häufig unter seinen zahlreichen Tischgenossen Lose von Geschenken aus, wobei der Eine durch sein Los zehn Kameele und der Andere zehn Fliegen erhielt, oder der Eine zehn Bären und der Andere zehn Fledermäuse, oder der Eine zehn Pfund Gold und der Andere zehn Pfund Blei &c. Kurz, der menschliche Geist möchte schwerlich im Stande sein, sich nur einen Theil Dessen, was Heliogabalus als wahnwitziger Verschwender wirklich ausführte, zu erdenken.

Ein wahres Glück muß es noch genannt werden, daß sich Heliogabalus um die Regierungsgeschäfte gar nicht bekümmerte, sondern dieselben seiner Großmutter, einer klugen und gewandten Frau, überließ; sonst würde Rom schon unter ihm aufgehört haben, ein Reich zu bilden. So aber ließ sich Heliogabalus von dieser Matrone sogar bestimmen, seinen jungen Vetter Alexianus zu adoptiren. Dieser nahm nun den Namen Alexander an, erhielt später wegen seiner strengen Lebensweise den Beinamen „Severus“ und war ganz der Mann, dem wankenden Throne eine Stütze zu werden, zumal seine Mutter Mammäa Alles aufgeboten hatte, um ihn nach römischer Weise erziehen und für seinen künftigen Herrscherberuf ausbilden zu lassen.

Alexander Severus (222—235 n. Chr.) bestieg den Thron, als Heliogabalus infolge eines Prätorianertumultes ermordet worden war. Der wahnsinnige Despot hatte nämlich wol bemerkt, daß sein Nachfolger Alexander in demselben Maße die allgemeine Achtung sich erworben, in welchem er selbst sie leichtsinnig vergeudet hatte. Dies brachte ihn zu dem Entschluß, seinen Adoptivsohn der Thronfolge zu berauben, nachdem mehrere Mordversuche gegen denselben fehlgeschlagen waren. Darüber aber brach ein Aufstand unter den Prätorianern aus, und Heliogabalus mußte sich, wenn er denselben dämpfen wollte, in Gesellschaft Alexander's nach der Leibwache begeben. Dort wurde dieser mit Jubel empfangen, der Kaiser aber gleichgiltig aufgenommen. Dies erklärte Letzterer nach Tyrannenart sogleich für Hochverrath, und als er nun einige Soldaten als Majestätsbeleidiger ergreifen lassen wollte, machten diese von ihren Waffen Gebrauch, tödteten das kaiserliche Ungeheuer und warfen seinen Leichnam in den Tiberkanal.

Da Alexander kaum den Knabenjahren entwachsen war, so übernahmen an seiner Stelle seine Großmutter Julia Mäsa und seine Mutter Mammäa die Regierung, indem sie sich sechzehn bewährte Senatoren als Beirath zur Seite setzten. Unter solchen Umständen wurde die Regierung zur allgemeinen Zufriedenheit geführt, bis Mäsa starb, und Alexander die Leitung der Geschäfte, wenngleich noch immer unter dem Einflusse seiner vortrefflichen und nur etwas geldgierigen Mutter Mammäa, selbst antrat. Durch Menschenfreundlichkeit und

Sparsamkeit, durch Herzensgüte und Strenge, welche Eigenschaften Alexander geschickt zu vereinigen wußte, erwarb er sich die Liebe des Volkes, aber auch den Haß der Prätorianer, die jeden Augenblick bereit waren, die Hand zu seinem Sturze zu bieten. Inzwischen ereigneten sich im Orient wichtige und für Rom gefahrdrohende Begebenheiten.



Der Cäsar am Grabe Alexander's des Großen. Nach einem preisgekrönten Gemälde von H. Schommer.

Gründung des Neupersischen Reiches der Sassaniden (226 n. Chr.) Das Parthische Reich hatte sich unter den Arsaciden bis an den Euphrat ausgedehnt und also auch das alte Persien in sich aufgenommen. Doch die Perser, ihrer früheren Herrschaft über ganz Asien eingedenk, trugen die parthische Botmäßigkeit mit sichtbarem Unmuthe und harrten ungeduldig der Stunde der Befreiung. Sie schlug ihnen endlich unter dem schon vorher

erwähnten parthischen Könige Artaban IV. Zu dessen Heere diente nämlich ein Perser, Namens Ardschir oder Artaxerxes, der Sohn eines gewissen Sassan, welcher zwar nur gemeiner Soldat war, aber sein Geschlecht von dem altpersischem Königshause ableitete. Jener Ardschir nun erregte plötzlich in dem Heere des Artaban einen Aufstand, siegte in drei Schlachten und machte, da Artaban in der letzten fiel, der parthischen Herrschaft und dem Stamme der Arsaciden ein Ende. Er nahm demzufolge das ganze Reich als ein neupersisches in Besitz und erklärte sich unter dem Namen Artaxerxes I. zum Regenten und Stifter des Herrscherhauses der Sassaniden, so genannt nach seinem Vater Sassan.

Das Glück, welches dem neuen Perserkönige bisher gelächelt hatte, machte ihn so verwegen, von dem römischen Kaiser die Abtretung aller asiatischen Besitzungen zu verlangen, da sein Plan dahin ging, das Persische Reich so schnell wie möglich in seinem früheren Umfange wieder herzustellen. Obgleich nun Alexander Severus keine besondere Neigung zu Kriegen hatte, so klang doch jenes Verlangen zu übermüthig, um sich demselben zu fügen. Es blieb daher dem Kaiser nichts übrig, als mit einer großen Heeresmacht an den Euphrat zu rücken und dem Perserkönige Mäßigung zu gebieten. Die Unternehmung lief freilich nicht glücklich ab, und Alexander mußte sich nach Antiochien zurückziehen, um zu einem neuen Feldzuge Vorbereitungen zu treffen; allein zu seiner Freude erhielt er hier die Nachricht, daß Artaxerxes sein Heer aufgelöst und seine Eroberungspläne aufgegeben habe. Dies war dem Kaiser um so erfreulicher, als seine Gegenwart in Germanien deshalb nothwendig wurde, weil die dortigen Grenzvölker neue Einfälle unternommen hatten. Alexander eilte ihnen entgegen, fand es aber zweckmäßiger, den Frieden zu erkaufen, als zu erkämpfen. Dies hatte indeß die üble Folge, daß er sich den Unwillen der nach Kriegsbeute lüsternen Soldaten zuzog, und es kam hinzu, daß sich Alexander von seiner geldgierigen Mutter zu einigen Maßregeln übertriebener Sparsamkeit verleiten ließ. Da versagte das Heer den Gehorsam und rief einen der Anführer, den Thrakier Cajus Julius Verus Maximinus, zum Kaiser aus. Der Kampf, welcher nun zwischen Alexander und Maximinus zum Ausbruch kam, endete mit der völligen Besiegung und Ermordung des Alexander und seiner Mutter. —


Alexander Severus.

Maximinus (235—238 n. Chr.), ein Mann von riesigem Körperbau und niedriger Herkunft, glaubte sich durch ungewöhnliche Strenge und soldatische Rauhheit auf dem errungenen Kaiserthrone befestigen zu müssen; so kam es, daß man ihn den grausamen Kaisern Roms beigesellte, obgleich als Grundzüge seines Charakters Biedersinn und Gerechtigkeit genannt werden müssen. Jedes, auch das kleinste Vergehen, strafte er mit unerbittlicher Strenge; aber niemals richtete er aus Laune oder Blutdurst, wie viele seiner fluchwürdigen Vorgänger, und kein Unschuldiger hatte unter ihm zu leiden. — Maximin, der in seiner Jugend Viehhirt gewesen sein soll, hatte sich schon als gemeiner Soldat durch seine ganz ungewöhnliche Leibesstärke sehr bald einen Namen gemacht. Er soll eine Körperlänge von 2½ Meter gehabt, täglich 40 bis 60 Pfund Fleisch verzehrt und dazu einen Anker Wein getrunken haben. Er vermochte Bäume zu entwurzeln, beladene Frachtwagen wegzuziehen, Kieselsteine mit den Fingern zu zerreiben und dergleichen herkulische Künste mehr.



Wagenrennen (Feier des tausendjährigen Jahrestages der Gründung Roms). Zeichnung von H. Leutemann.

Nachdem Maximin die Germanen zur Ruhe gebracht hatte, rüstete er sich zu einem größeren Feldzuge in das Land dieser stets feindseligen Völkerstämme. Da erhielt er plötzlich die Nachricht, daß die Strenge seiner Beamten in den Provinzen eine allgemeine Erbitterung hervorgerufen habe; in Afrika sei bereits eine Empörung ausgebrochen, indem man dort mit Zustimmung des Senates den alten Prokonsul Gordianus (I.) zum Kaiser ausgerufen, der sogleich seinen Sohn Gordianus (II.) zu seinem Nachfolger ernannt habe. Während Maximin noch unschlüssig war, was er beginnen sollte, hatte ihn indeß einer seiner Anhänger, der Statthalter von Mauretanien, Capellianus, von diesen Feinden bereits befreit durch einen entscheidenden Sieg über dieselben (237 n. Chr.). Dagegen rief das Volk in Rom jetzt des zweiten Gordianus Sohn, den Knaben Gordianus III., zum Kaiser aus. Nun eilte Maximinus nach Italien; allein auf dem Wege dahin wurde er von seinen Soldaten erschlagen, weil sie an allen nöthigen Lebensmitteln unerträglichen Mangel litten.

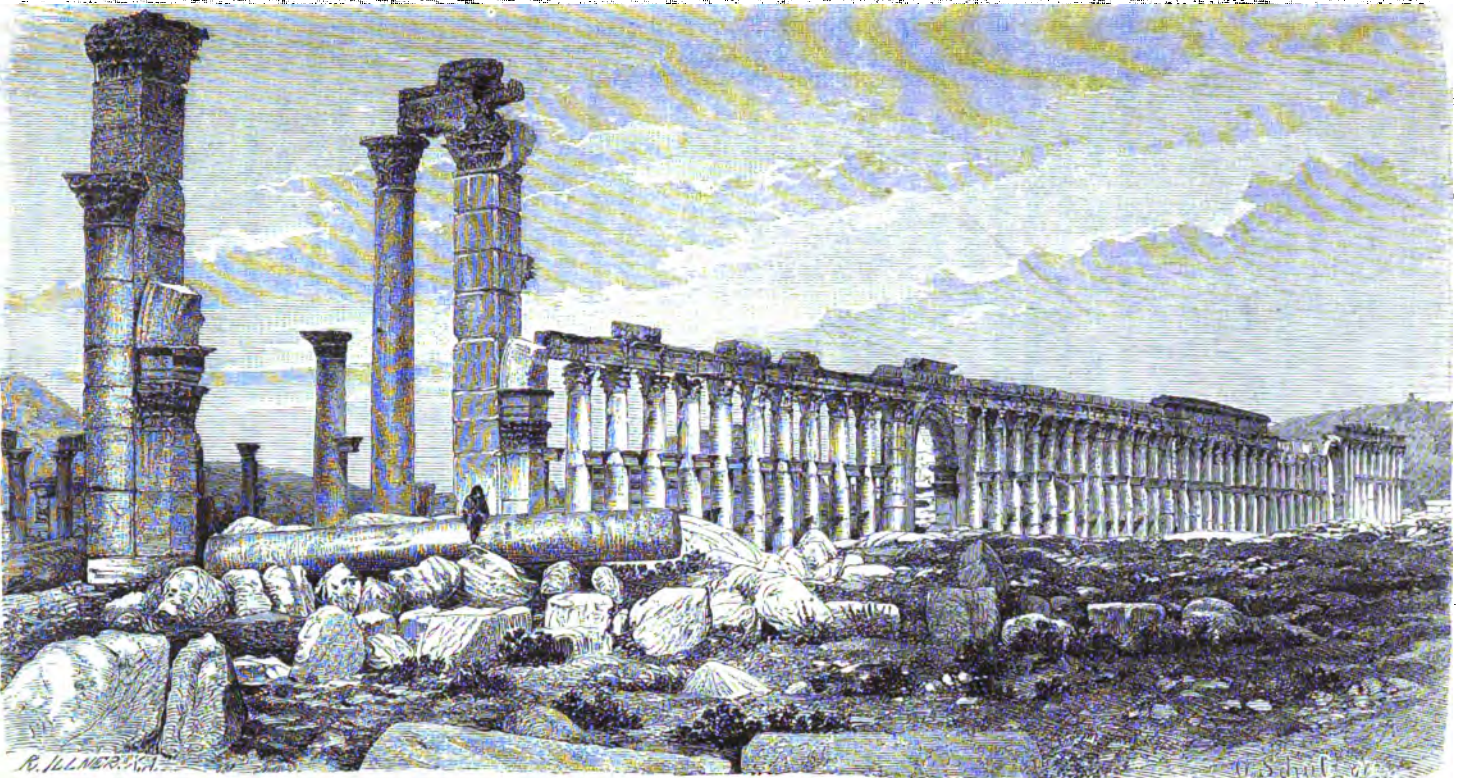
Gordianus III. (238—244 n. Chr.) war nun alleiniger Kaiser, sah sich aber sehr bald genöthigt, dem Wunsche der Soldaten nachzugeben und den Feldherrn Philippus, einen Araber von Geburt, zum Mitregenten anzunehmen. Kaum war diese Anordnung getroffen, als Philippus den Gordianus überfiel und ermordete.

Philippus (244—249 n. Chr.) bestieg darauf den Thron. In seine Regierungszeit fiel im J. 246 n. Chr. das Fest des tausendjährigen Bestehens der Stadt Rom. Dasselbe wurde in der Hauptstadt mit nie gesehener Pracht, besonders durch öffentliche Spiele gefeiert, welche drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fortdauerten. Glänzende Umzüge wurden gehalten und der allgemeinen Freude zahllose Opfer an Menschen und an wilden Thieren aller Art in der Arena gebracht. Der Kaiser genoß indeß die Früchte seiner Frevelthat nicht lange. Als in Mösien ein Aufstand ausbrach und Philippus den Feldherrn Trajanus Decius zur Dämpfung desselben dorthin schickte, wurde der letztere baldigst von den dortigen Legionen zur Annahme der Kaiserwürde genöthigt; bei dem Kampfe, welcher infolge dessen zwischen Philippus und seinem Gegenkaiser Decius ausbrach, fand der Erstere seinen Untergang.

Decius (249—251 n. Chr.) war ein redlicher, republikanisch gesinnter Mann, der die alten Formen der Republik wieder ins Leben rufen wollte. Allein die Römer waren durch die lange Knechtschaft so verderbt geworden, daß selbst einem Kaiser die Herstellung der Freiheit nicht gelang. Zudem büßte Decius sehr bald das Leben ein infolge eines Verrathes seines Feldherrn **Gallus**, der sich der Herrschaft bemächtigte (251—253 n. Chr.), aber schon nach zwei Jahren von seinen Soldaten ermordet wurde, als der Statthalter von Mösien, **Aemilianus** (253 n. Chr.), zum Kaiser ausgerufen ward. Doch auch dieser erlag noch in demselben Jahre den Speeren seiner Soldaten, worauf die gallischen Legionen ihren Anführer Publius Licinius Valerianus zum Kaiser machten.

Valerianus (253—260 n. Chr.) war ein alter, wackerer Mann, der vom Volke mit Freuden als Kaiser anerkannt wurde, aber schon nach wenigen Jahren das Unglück hatte, in einem Kriegszuge gegen den persischen König Sapor gefangen genommen zu werden, nachdem er seinen Sohn Gallienus zum Nachfolger ernannt hatte. Unter

Gallienus (260—268 n. Chr.), einem schwachen und launenhaften Fürsten, kam der Wirrwarr in der Thronfolge auf den höchsten Gipfel. Denn da während seiner Regierung die Grenzvölker aller Orten in das Römische Reich einfielen, er aber zu schwach war, um ihnen einen Damm entgegenzusetzen, so wurden die Statthalter der verschiedenen Grenzprovinzen von ihren Soldaten veranlaßt, die Kaiserwürde anzunehmen, und wir finden 18 oder gar 19 römische Kaiser auf einmal vor. Unter diesen zeichnete sich Odenathus, der Herrscher des reichen und schönen Palmyra, durch seine Kämpfe gegen die Perser so sehr aus, daß ihn Gallienus ausdrücklich als Mitkaiser anerkannte, während er die übrigen als Rebellen behandelte.



Ruinen von Palmyra.

In dem Kriegszuge, den er gegen einen derselben unternahm, fand er endlich seinen Tod, und nun herrschte einige Zeit hindurch (268—270 n. Chr.) namenlose Verwirrung im Reiche, bis es einem jener vielen nach und nach emporgekommenen Gewalthaber, dem Domitius Aurelianus, gelang, den Frieden an den Grenzen herzustellen und in Rom als Alleinherrscher anerkannt zu werden.

Aurelianus (270—275 n. Chr.) war ein thatkräftiger Mann, der sich um die Herstellung der Reichsordnung ein so entschiedenes Verdienst erwarb, daß man ihm den ausdrücklichen Beinamen Wiederhersteller des Reiches zuerkannte. Seine Kriege waren fortwährend gegen die noch hier und dort herrschenden Machthaber und Militärpotentaten gerichtet, unter welchen die palmyrische Regentin Zenobia, die schöne, geistvolle Gattin des Odenathus, Erwähnung verdient. Sie hatte nach ihres Gatten Tode dessen Würde angenommen und beherrschte von ihrer durch den Handel blühend und reich gewordenen Hauptstadt Palmyra aus Syrien, Aegypten und einen Theil Kleinasiens. Aurelian zog gegen sie zu Felde, schlug ihr Heer bei Antiochien (273 n. Chr.), nahm sie selbst gefangen und gab das prächtige Palmyra der Zerstörung preis. — Zenobia soll später in Aurelian's Triumph als dessen schönste Zierde aufgeführt worden sein und von dem Kaiser eine Besitzung in Tibur erhalten haben, wo sie bis zu ihrem Ende in ländlicher Zurückgezogenheit den Künsten und Wissenschaften lebte. Eben so siegreich war Aurelian gegen die übrigen Gewaltträger, so daß er endlich Alleinherrscher des Römerreichs blieb. Als solcher unternahm er zuletzt noch einen Kriegszug gegen die Perser, fand aber auf demselben durch Verrath, den sein Geheimschreiber anstiftete, den Tod. Hierauf ließ der Senat eines seiner geachtetsten Mitglieder zum Kaiser ausrufen.

Marcus Claudius Tacitus (275—276 n. Chr.) hätte eine längere Regierung verdient; denn sein ganzes Streben war darauf gerichtet, die alte Macht des Senats wieder herzustellen. Leider aber fand er während eines Kriegszugs nach Kleinasien seinen Tod, wie man sagt, durch seine eigenen Soldaten, welche nun ihren Feldherrn zum Kaiser ausriefen.

Marcus Aurelius Probus (276—282 n. Chr.) war der ausgezeichnetste Herrscher dieser ganzen unheilvollen Kaiserperiode, tapfer und friedliebend zu gleicher Zeit. Nachdem er durch glückliche Feldzüge dem Reiche die Ruhe von außen und innen verschafft hatte, gab er sich der Hoffnung hin, dem Staate das Glück eines längeren — ewigen Friedens zu sichern. Zu solchem Zwecke war er, wie es die besseren Kaiser alle gethan, um das Gemeinwohl zu fördern, darauf bedacht, daß seine Soldaten zu öffentlichen Arbeiten angehalten wurden. Wohin nun auch die römischen Legionen vordrangen, da entstanden Heerstraßen und Brücken, und zu deren Sicherung und Schutz Wartthürme; es wurden Befestigungen und andere Bauwerke angelegt, Sümpfe ausgetrocknet, und wo es das Klima und der Boden erlaubte, der Weinstock und Obstbäume verpflanzt. Probus ließ durch seine Soldaten eine Anzahl im Kriege zerstörter Städte wieder aufbauen und an den eben genannten Werken des Friedens arbeiten. Aber eine solche Verwendung gefiel den immer mehr dem Müßiggang sich ergebenden Legionen auf die Dauer nicht. Sie empörten sich und ermordeten den wohlmeinenden Kaiser.

Nach dem Tode des Probus begann abermals eine Zeit der Thronkämpfe. Das Heer hatte den Anführer der Leibgarde, Marcus Aurelius Carus zum Kaiser ausgerufen. Dieser übergab seinem älteren Sohne Carinus die Verwaltung der abendländischen Provinzen, während er mit seinem jüngeren Sohne Numerianus einen Feldzug nach Persien unternahm. Da Carus auf demselben vom Blitze getödtet wurde, so nahm Numerianus die Kaiserwürde an und wollte das Heer zurückführen, wurde aber auf dem Zuge von dem Gardepräfekten Arrius Aper erschlagen, welhen nach dem Throne gelüstete. Der Mörder sah sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht. Das Heer erwählte den Anführer der kaiserlichen Haustruppen, Diocletianus, zum Kaiser, der sich sogleich, nachdem er den

Mörder Aper niedergestoßen, auf den Weg machte, um den noch in Rom herrschenden, aber durch seine Ausschweifungen verhaßten Carinus zu entthronen. Als jedoch Letzterer seinem Nebenbuhler entgegenziehen wollte, fiel er durch die Hand eines von ihm beleidigten Tribunen, so daß die Thronstreitigkeiten ein Ende nahmen.

Cajus Aurelius Diocletianus (284—305 n. Chr.) ist unter den römischen Kaisern insofern eine hervorragende Erscheinung, als durch ihn das römische Verfassungswesen eine bestimmte, aber freilich auch durchaus orientalisch despotische Grundlage erhielt. Denn Diocletian, der in der Kunst des Regierens vielleicht nur von wenigen Fürsten übertroffen worden ist, erkannte es sehr bald, daß bei der völligen Entartung der Römer jenes Schwanken der Verfassung zwischen Despotie und beschränkter Monarchie dem Staate zum Verderben gereichen mußte. Wenn er nun Alles, was noch an Volksrechte erinnerte, in Vergessenheit begrub, wenn er den Senat vernichtete und der kaiserlichen Majestät, die er mit allem nur möglichen orientalischen Gepränge umgab, ihren Platz dicht neben der Gottheit anwies, so geschah dies — wie er durch seine spätere Abdankung bekundete — nicht aus Herrschsucht, sondern aus politischer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Despotie für ein Volk, das der Freiheit sich allerdings schon seit langer Zeit nicht mehr werth erwies.

Rom war auf diese Weise durch Diocletian zur Despotie vor- oder vielmehr zurückgeschritten, in welcher der Volksvertretung wie der Pöbelfrechheit und dem Soldatenübermuth der Untergang bereitet wurde, und in welcher nur der kaiserliche Wille noch Geltung hatte. Um das zwischen dem Kaiser und dem Volke bestehende Verhältniß auch in dem Titel des ersten anzudeuten, nannte sich derselbe nicht blos wie früher „Augustus“, sondern auch Dominus (Herr), welches Wort ursprünglich den Herrn im Verhältniß zu seinen Sklaven bezeichnet. Der Kaiser war Herr, seine Unterthanen waren Sklaven.


Diocletian.

Aber Diocletian erkannte sehr bald, daß zur Bewältigung eines Reiches von so außerordentlichem Umfange wie das römische die Kraft eines einzelnen Mannes nicht ausreichte, um so weniger, als die Grenzen dieses Reiches so wenig gesichert waren. Deshalb ernannte er schon im Jahre 286 n. Chr. seinen tapfern Feldherrn **Maximianus** zum Mitkaiser, der ebenfalls den Titel „Augustus“ führte. Diocletian legte sich auch noch den Beinamen Jovius (Jupiter), seinem Kollegen den Beinamen Herculius bei. Demgemäß erhielten dann die zwei neuen Garderegimenter, welche sie errichteten, um die Macht der Prätorianer zu schwächen, die Namen „Jovianer“ und „Herculianer“. Beide Fürsten ließen es ihre gleich eifrige Sorge sein, die Ruhe des Reiches im Aeußern und Innern zu begründen.

Um dies Ziel noch sicherer zu erreichen, ernannten die beiden Kaiser (Augusti) im J. 292 n. Chr. noch zwei Hülfskaiser, welche den Titel Cäsaren erhielten.

Damit aber diese beiden neuen Cäsaren, **Galerius** und **Constantius Chlorus**, noch fester an die Kaiser gefesselt wurden, mußten sie sich von ihren Frauen scheiden lassen und kaiserliche Töchter heirathen. Demzufolge trennte sich Constantius von seiner später zu einer christlichen Heiligen erhobenen Gattin Helena, um sich mit des Maximinian Stieftochter Theodora zu vermählen.

Die Kaiser vertheilten nun die Verwaltung des Reiches unter sich so, daß Diocletian im Morgenland, Maximian in Italien und Afrika, Galerius in den griechischen und thrakischen Ländern und Constantius in Spanien, Gallien, Britannien und Germanien gebot.

Jeder der vier Herrscher befestigte durch Besiegung der Grenzvölker die Sicherheit des Reiches nach außen, und im J. 303 n. Chr. hielten alle vier in Rom einen pracht-

vollen Triumph, den letzten dieser Art, den die alte Hauptstadt sah. — Von Diocletian rühren auch die nach ihm benannten Thermen, welche 3000 Gemächer enthielten, her; ferner zahlreiche Bauwerke, womit der Kaiser u. A. auch mehrere Städte in seinem Heimatlande, Dalmatien, ausstattete, namentlich zu Pola und Salona. Noch zeugen die Ruinen eines Amphitheaters und eines riesigen Palastbaues an jenen Orten von des Kaisers Kunstsinn.

Nachdem Diocletian auf die erwähnte Weise seine Aufgabe als Kaiser für erfüllt hielt, legte er (305 n. Chr.) seine Würde freiwillig nieder, um den Rest seines Lebens auf seinen Besitzungen bei Nikomedien in ländlicher Abgeschiedenheit zuzubringen. Wie ernst es dem Kaiser mit seiner Abdankung war, und wie wenig Herrschsucht in seiner Seele lebte, bewies er in seiner Zurückgezogenheit, als mehrere Jahre später sein früherer Kollege Maximian ihn aufforderte, sich von Neuem mit dem kaiserlichen Purpur zu bekleiden. „Könntest du doch“ — schrieb ihm Diocletian — „bei mir die mit eigenen Händen gepflanzten Küchengewächse sehen, du würdest mir gewiß nie zu solchem Streben rathen“. — Und wirklich hielt sich der ehemalige Gebieter der Welt auch von aller politischen Thätigkeit fern und beschloß im J. 313 n. Chr. seine Tage in friedlicher Einsamkeit, während sich die übrigen Herrscher in blutigen Kämpfen ein tragisches Lebensende zu bereiten suchten.

Maximian folgte, wiewol ungern dem Beispiele des Diocletian; die beiden Cäsaren Galerius und Constantius nahmen nun den Titel „Augustus“ an.

Nach dem Beispiele ihrer Vorgänger ernannten auch sie Cäsaren: Galerius den Maximinus Daza und Severus, Constantius seinen Sohn Constantinus, dem der zurückgetretene Maximian seine Tochter Fausta zur Ehe gegeben hatte. Constantinus, welcher bald in der Geschichte eine wichtige Rolle spielen sollte, war der Sohn des Constantius von dessen geschiedener Gattin Helena.

Doch blieb es bei diesen fünf Kaisern noch nicht. Denn die Prätorianer übten noch einmal ihr früher so oft angemaßtes Recht aus und riefen Maximian's Sohn Maxentius zum Augustus aus, der nun wieder seinen Vater zum Cäsar annahm, so daß das Römische Reich sieben Kaiser auf einmal hatte.

Aber das Geschick wollte, daß nur einer von ihnen sich behauptete. Denn Constantius Chlorus starb noch während dieser verschiedenen Erhebungen (306 n. Chr.); Severus wurde auf seinem Kriegszuge gegen Maximian und Maxentius gefangen, auf des Ersteren Befehl hingerichtet (307 n. Chr.) und nach des Galerius Wahl durch Licinius ersetzt. Maximian veruneinigte sich mit seinem Sohne Maxentius und flüchtete vor diesem zu seinem Schwiegersohne Constantinus, der aber schändlich genug war, seinen schutzsuchenden Schwiegervater erdrosseln zu lassen (311 n. Chr.). In demselben Jahre starb auch Galerius; und während nun Maximinus Daza, der sich zum Augustus erklärte, gegen Licinius im Orient zu Felde zog und dabei das Leben einbüßte, erhob sich Constantinus zu einem Vernichtungskriege gegen den noch in Rom gebietenden Maxentius.

Flavius Valerius Constantinus (der Große, 306 bis 337 n. Chr.). Vor Rom kam es (312 n. Chr.) zu einer Schlacht, in welcher Constantinus dadurch obsiegte, daß er seinem Heere, welches zum größten Theile aus christlichen Soldaten bestand, versprach, zum Christenthume überzutreten, und demgemäß den Truppen eine Fahne voran tragen ließ, in welche das Zeichen des Kreuzes und ein griechisches X, als Anfangsbuchstabe des Namens Christos, mit einer Krone gestickt war.

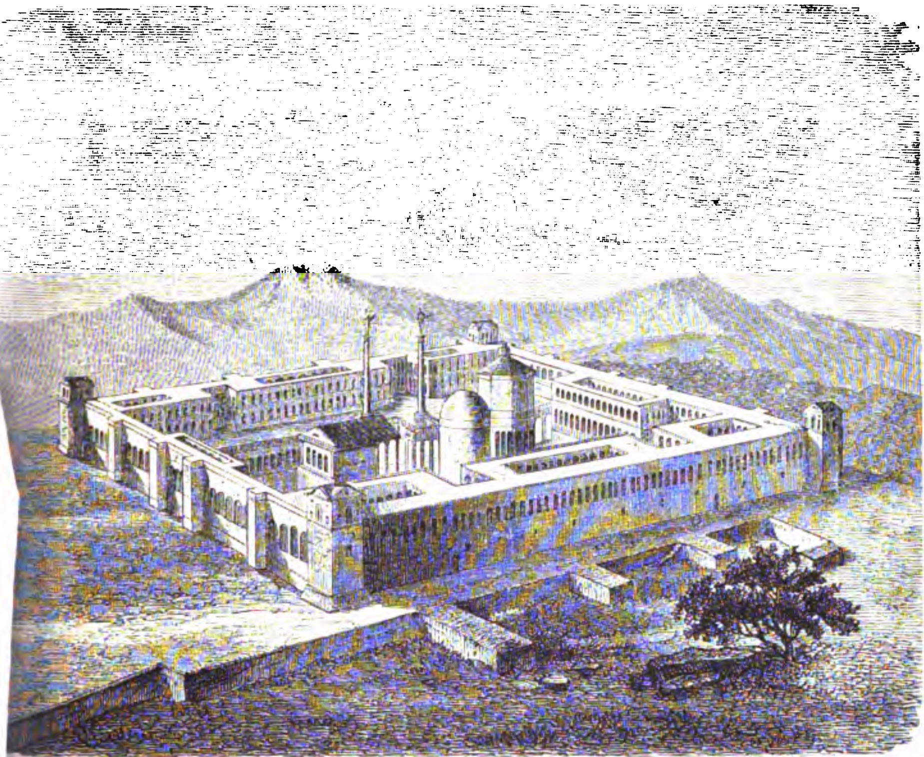
Ueber den Entschluß Constantin's, das Christenthum anzunehmen, und den Ursprung jener Fahne, welche Labarum hieß, erzählt die Legende Folgendes:

Als Constantin in banger Besorgniß über den Ausgang der zu eröffnenden Schlacht gen Himmel sah, erschien ihm dort im hellsten Lichtglanze ein Kreuz mit der griechischen Inschrift: „ΕΝ ΤΟΥΤΩΙ ΝΙΚΑ“ („In diesem siege!“). Wenn es nun auf der einen



S

Seite als historische Gewißheit feststeht, daß Constantin die Annahme des Christenthums vor der Schlacht aus keinem andern Grunde gelobte, als um seine christlichen Soldaten zur Kampfbegeisterung zu entflammen, so gewinnt auch die Vermuthung Raum, daß der kluge, in allen Herrscherkünsten so bewanderte Constantin jene Erscheinung selbst erfunden habe, um seinen aus Politik gefaßten Entschluß durch eine aus der Religion geschöpfte Veranlassung in den Augen der Christen noch besser zu begründen. Andere Schriftsteller behaupten, daß Constantin oder auch einer seiner christlichen Soldaten die ganze Erscheinung geträumt habe. In der Schlacht an der milvischen Brücke bewährte sich seine Klugheit glänzend; denn er errang einen der vollständigsten Siege, welche jemals erkämpft wurden. Als die fliehenden Scharen des Maxentius über die Tiberbrücke drängten und sich dieser selbst gerade auf derselben befand, brach die Brücke zusammen, und Maxentius fand nebst vielen Anhängern den Tod in den Wellen.



Der Palast des Diocletian in Salona in seiner Wiederherstellung.

Als Constantin seinen Siegeseinzug in Rom hielt, war von allen Kaisern außer ihm nur noch Licinius am Leben, welcher im Orient als Augustus herrschte. Anfangs beschloß Constantin, die Regierung mit diesem gemeinschaftlich zu führen, zu welchem Ende er ihm als ein Zeichen dauernder Freundschaft seine Schwester zur Gattin gab.

Eine Folge dieser gemeinschaftlichen Regierung war folgendes im J. 313 n. Chr. erlassene Toleranz-Edikt, durch welches Constantin seinen späteren Uebertritt zum Christenthume vorbereiten wollte: „Jeder soll sich zu der Religion bekennen dürfen, die er für die wahre hält, damit jede Gottheit, die unter Unserer Herrschaft angebetet wird, Uns gnädig sein kann. Auch das Christenthum kann bekennen, wer da will; denn die allgemeine Religionsfreiheit ist für die öffentliche Ruhe zweckmäßig."

Kaum fühlte der treulose Constantin, daß er durch seine Begünstigung des Christenthums in der Volksmeinung ein Uebergewicht über seinen heidnisch gesinnten Mitkaiser

erlangt hatte: so überzog er seinen sorglosen Schwager mit einem mehrmals unterbrochenen Kriege, dessen endlicher Ausgang nach mehrjährigen blutigen Feldzügen darin bestand, daß Licinius von Constantin (323 n. Chr.) gefangen genommen wurde. Constantin hatte demselben einen Aufenthalt auf der griechischen Halbinsel angewiesen; aber den herrschsüchtigen Sieger mochte das Leben seines Schwagers beunruhigen und er ließ ihn deshalb heimlich erdrosseln.

Constantinus erreichte nach vielen Opfern von Menschenblut und nach mancherlei Frevelthaten das Ziel seines ehrgeizigen Strebens: er war Alleinherrscher des Römischen Reiches geworden. — Parteiische christliche Schriftsteller haben ihn wegen Annahme des Christenthums auf den Gipfel des Ruhmes erhoben und ihm den Beinamen des „Großen“ beigelegt; indessen hat ein Fürst kaum jemals diesen Beinamen unverdienter geführt, als gerade Constantin. Von seinen Treulosigkeiten haben wir bereits Proben nachgewiesen, doch kennt die Geschichte dergleichen noch mehrere.

So ließ er seinen Neffen, den elfjährigen Sohn des ermordeten Licinius, ohne alle Ursache hinrichten, blos weil er fürchtete, daß der Knabe ihm einst gefährlich werden könne. Aber selbst gegen seine allernächsten Verwandten wüthete der Kaiser mit gleicher Grausamkeit; sein eigener Sohn erster Ehe, der durch vortreffliche Eigenschaften ausgezeichnete Crispus, fiel auf eine falsche Anklage seiner Stiefmutter Fausta, unter dem Mordspruche seines Vaters; als dieser sich dann von der Unschuld seines Sohnes überzeugt hatte, ward die Anklägerin selbst auf Constantin's Befehl im Bade erstickt.

Menschenliebe und Sinn für Völkerglück waren dem Herzen Constantin's fremd; und Alles, was er zum Besten des Reiches gethan, unternahm er nur, um seinem grenzenlosen Ehrgeize, seiner unersättlichen Herrschsucht zu fröhnen. Selbst das, was ihm die Christen zum größten Verdienste anrechneten, seine Begünstigung des Christenthums, entsprang nicht der Ueberzeugung von der Trefflichkeit der christlichen Lehre, sondern nur der Selbstsucht und politischen Rücksicht. Constantin war einer der schlauesten und treulosesten Kaiser, welche den römischen Thron inne hatten. Den Beinamen des Großen verdient er sicherlich nicht, denn weder sein Herz, noch sein Kopf, noch sein Arm reichte an die wahre Herrschergröße heran.

Zu welcher Zeit sich Constantin öffentlich als Christ bekannte, läßt sich mit Gewißheit nicht ermitteln; denn seine eigentliche Taufe fand erst kurz vor seinem Tode statt. Wahrscheinlich bekannte er sich früher nie ausdrücklich zum Christenthume, um es mit seinen noch so zahlreichen heidnischen Unterthanen nicht zu verderben, sondern begnügte sich damit, die Christen unter dem Scheine toleranter Gesinnung auf jede Weise zu bevorzugen, ihnen Kirchen zu erbauen, sie zu den Staatsämtern heranzuziehen und so das Christenthum allmählich zur Staatsreligion zu erheben, indem er sich dabei als oberer Priester dieses Kultus betrachtete.

Die Staatsklugheit nur rief des schlauen Kaisers Neigung zu christlichen Prinzipien hervor. Im Laufe der Jahrhunderte hatte das Christenthum, dessen erhebende und versöhnende Lehren allen Bedrückten wie eine frohe und trostreiche Botschaft willkommen sein mußten, in dem weiten römischen Reiche, worin so viele Unterdrückte sich fanden, immer zahlreichere Anhänger, wenn auch Anfangs nur im Geheimen, gewonnen; so war es schließlich eine Macht geworden, mit welcher ein so staatskluger Herrscher wie Constantin nothwendig rechnen mußte.

Daher erklärt sich Constantin's Begünstigung des Christenthums ganz natürlich aus den Verhältnissen sowie aus seinem Charakter. Er war der **erste christliche Kaiser**, aber zugleich auch der erste, welcher die bisher verfolgte Religion der Liebe und Duldung zu politischen Zwecken benutzte und zu einer Verfolgerin gegen Andersgläubige herabsinken ließ; Constantinus war der Erfinder der christlich-religiösen Politik, die seitdem von Byzanz aus im Römischen Reiche die herrschende wurde.

Byzanz (Konstantinopel) wird zur Hauptstadt des Römischen Reichs. Die Gründe für diese Veränderung liegen nicht fern. Rom eignete sich weniger zur Hauptstadt eines so weithin sich ausdehnenden Reiches, da es längst nicht mehr im Mittelpunkte desselben lag, und da es ferner bei seinen heidnischen Freiheitserinnerungen eine schlechte Residenz abgab für den Hof eines christlichen Despoten. So beschloß denn Constantin, eine neue Residenz zu erbauen und erwählte dazu das durch seine Lage zwischen zwei Welttheilen und zwei Meeren für die Ausbreitung des römischen Handels und die Befestigung der kaiserlichen Herrschaft gleich geeignete Byzanz, welches mit ungeheurem Aufwande weiter ausgebaut wurde, den Namen Konstantinopel (Constantinsstadt) erhielt und im Jahre 330 n. Chr. als Hauptstadt des Römischen Reiches feierlich erklärt und eingeweiht ward.

In wenigen Jahren war die Stadt, wenigstens in ihren Haupttheilen, fertig. Gewaltige Ringmauern umschlossen dieselbe, besonders auf der Landseite. Das elliptische Forum war mit Portiken und Statuen geschmückt, und in seiner Mitte erhob sich auf marmornem Postament eine 30 Meter hohe Porphyrsäule, welche die Statue Apollon's, ein altes Meisterwerk, trug. Der Hippodrom oder Cirkus, 400 Schritte lang und 100 breit, hatte eben so reiches Schmuckwerk. Außer zahlreichen Statuen und sonstigen Erzeugnissen der Kunst, mit denen die Sitzreihen ringsum verziert waren, erhob sich in der Spina, der von den Rennern zu umkreisenden Mauer, eine mächtige eherne Säule. Den Schaft derselben bildeten drei verschlungene Schlangen, deren Köpfe den goldenen Dreifuß trugen, welcher nach der Niederlage der Perser von den Hellenen dem griechischen Gotte geweiht war. Von dem Throne, wo der Kaiser den Wettspielen zusah, führte eine prächtige Treppe nach dem Palaste, der mit seinen Höfen, Portiken, Gärten und Sälen dem palatinischen in Rom fast gleich kam. Christliche Kirchen, Kurien, Säulenhallen, Bäder und Wasserleitungen wetteiferten ebenfalls mit denen der alten Hauptstadt.



Constantin „der Große“.

Die Veränderung des Kaisersitzes, wodurch Rom seine frühere Bedeutsamkeit ganz und gar verlor, hatte auch eine Umgestaltung der Verwaltung zur Folge, die zwar auf der ihr von Diocletian gegebenen orientalisch-despotischen Grundlage ruhen blieb, sonst aber ganz nach Constantin's eigenen Herrscheransichten eingerichtet wurde. Wir finden diese Einrichtung mit geringen Veränderungen noch in vielen der heutigen Staaten.

Neue Staats-Einrichtungen unter Constantinus. Das ganze Reich wurde in vier Präfekturen, jede derselben in eine Anzahl Diöcesen und jede Diöcese in Provinzen getheilt. Die 4 Präfekturen, deren jede unter einem Praefectus Praetorio stand, waren: 1) Orient mit den 5 Diöcesen Orient-Aegypten, Asien, Pontos, Thrakien, welche zusammen 48 Provinzen hatten; 2) Illyricum mit den 2 Diöcesen Makedonien und Dakien, welche 11 Provinzen ausmachten; 3) Italien mit den 3 Diöcesen Italien, Westillyricum und Afrika, welche 29 Provinzen enthielten; 4) Gallien mit den 3 Diöcesen Gallien, Hispanien und Britannien, welche in 28 Provinzen zerfielen. Das ganze Reich umfaßte also außer Rom und Konstantinopel, welche ihre eigenen Präfekten hatten, 13 Diöcesen und 116 Provinzen. Der Verwalter einer Diöcese hieß Vikar, der einer Provinz nach Umständen Rector, Prokonsul, Präses, Curator oder Conrector.

Streng getrennt von der Civil- war die Militärverwaltung, so daß zwischen Bürgern und Soldaten stets eine den Despoten günstige Kluft blieb. Das gesammte Heer, dessen eigentlicher Stamm der Zahl nach sehr verringert worden war, das aber durch ganze Corps von besoldeten, aus Fremdlingen zusammengesetzten Hülfsvölkern verstärkt wurde, stand unter einem Obermarschall (magister utriusque militiae), unter einem Marschall des Fußvolks (magister peditum) und einem Marschall der Reiterei (magister equitum). Diesen untergeordnet waren Generale (comites) und Obersten (duces); im Uebrigen aber verblieb es bei der Eintheilung in Legionen, Cohorten rc.

Die Finanzverwaltung bestand für sich, wohl geordnet, lastete aber wegen der schweren Abgaben wie ein Alp auf dem Reiche. Die Abgaben waren nicht blos durch einen bedeutenden Ausgabe-Etat so drückend geworden, sondern auch durch die kostspielige Organisation der Finanzbehörden, indem die Besoldung der Finanzbeamten fast den vierten Theil der ganzen Einnahme verschlang. Man mußte also den dritten Theil des ganzen Staatsbedarfs an Steuern mehr erheben, um die Ausgaben für die Erhebung zu bestreiten. Außer den früheren Einkünften aus den Zollpachten, aus den häufigen Konfiskationen, aus den kaiserlichen Monopolen und den Bergwerken wurden an Steuern noch erhoben: eine feste Grund- und Ertragssteuer, welche stets für den Zeitraum von fünfzehn Jahren (Zinsperiode) festgestellt wurde, eine aller vier Jahre neu auszuschreibende Gewerbssteuer, und das Kronengeld, ein unfreiwilliges Geschenk, welches bei jedem Regierungsantritte oder bei irgend einem fröhlichen Ereignisse in der kaiserlichen Familie von den Städten eingefordert wurde.

Die oberste Staatsverwaltung war dem Kabinete übertragen, welches aus sieben Ministerien bestand, deren jedes mehrere Bureaus (scrinia) mit einer Menge von Unterbeamten besaß. Die sieben Ministerien, welche das staatsverwaltende Kabinet und also die oberste Reichsbehörde bildeten, waren: das Ministerium des Kabinets, der kaiserlichen Kammer, des Innern, der Justiz, des Schatzes, der Domänen und der kaiserlichen Haustruppen. Die Vorsteher dieser sieben Behörden bekleideten zugleich die obersten Hofämter.

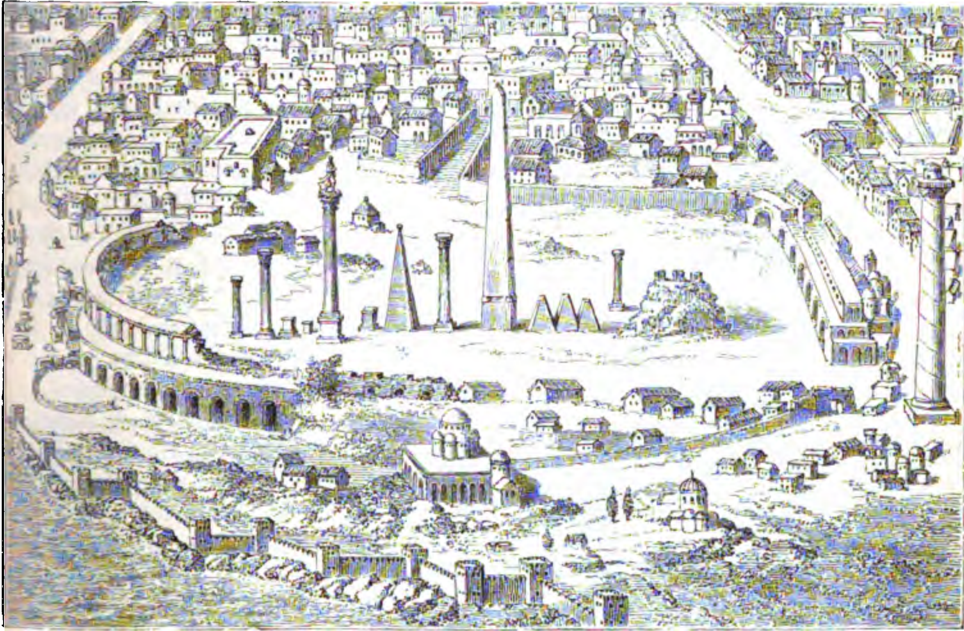
Um in diesem künstlichen Bau von Behörden auch die äußeren Zeichen der Rangordnung nicht zu vergessen, um ja jedes Andenken an die alte republikanische Gleichheit zu vernichten, verlieh Constantin jeder Klasse von Beamten eine besondere Titulatur, so daß wir ihn also auch als Urheber des Curialienunwesens zu betrachten haben. Die kaiserlichen Prinzen führten den Titel Nobilissimi, die Minister, Marschälle und Präfekten wurden Illustres, die Vikarien, Generale und Obersten Spectabiles, die Provinzverwalter Clarissimi, die niederen Hofchargen Perfectissimi benannt.

Die während der Alleinherrschaft Constantin's ausgebrochenen Kriege sind von keiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Als er sich zu einem Feldzuge gegen die Perser rüsten wollte, wurde er (337 n. Chr.) vom Tode ereilt, nachdem er, wie schon erwähnt, kurz vor seinem Ende die christliche Taufe genommen, wahrscheinlich um dadurch sein Regentenhaus zu befestigen.

Die Söhne Constantin's. Die Nachfolger Constantin's waren Constantinus II., Constantius und Constans, seine Söhne, welche ihrem Vater an Grausamkeit und Herrschsucht glichen. Deshalb erklärten sie sich auch sehr bald damit einverstanden, daß Constans, der unmenschlichste von ihnen, alle Verwandten der kaiserlichen Familie, welche Constantin mit kleineren Reichen bedacht hatte, umbringen ließ. Bei diesem Blutbade wurden nur zwei Prinzen, Constantin's I. Brudersöhne, verschont: Gallus wegen seiner Kränklichkeit, die ohnehin sein baldiges Ende erwarten ließ, und Julianus wegen seiner großen Jugend, die ihn zur Zeit noch ganz ungefährlich erscheinen ließ.

Als die Brüder, welche nach des Vaters Willen das Reich getheilt beherrschten — Constantinus II. die Präfektur Gallien, Constantius den Orient mit Aegypten und Constans Italien, Illyricum und Afrika — auf jene mörderische Weise sich freie Hand

verschafft hatten, trieb ihre Herrschsucht sie an, gegen einander zu Felde zu ziehen, infolge dessen Constantin II. schon im J. 340 n. Chr. Reich und Leben an Constans verlor. Allein dessen Herrschaft wurde in Gallien bald so unerträglich, daß sich ein dort gebietender Feldherr, Namens **Magnentius**, mit Erfolg zum Kaiser ausrufen lassen konnte. Der vor ihm feig entfliehende Constans wurde an der Grenze Spaniens (350 n. Chr.) ermordet. Jetzt rückte Constantius II. aus Asien heran, um den Thronräuber zu züchtigen; und wirklich wurde auch Magnentius durch fortgesetzte Niederlagen so in Verzweiflung gestürzt, daß er (351 n. Chr.) seinem Leben durch einen Schwertstoß ein Ende machte.



Cirkus und Hippodrom des alten Konstantinopel. Nach einem Stiche aus dem „Imperium orientale".

Constantius II. (337—361 n. Chr.) war nun alleiniger Kaiser des Römischen Reiches. Er hatte bei seinem Weggange aus Asien gerade gegen die Perser im Felde gestanden und die Fortsetzung dieses Krieges seinem Vetter, dem schon vorhin genannten Gallus, übertragen, zu welchem Ende er denselben zum Cäsar angenommen. Als er jetzt erfuhr, daß Gallus in Asien sich den Titel Augustus angemaßt habe, lockte er diesen mit List nach Italien und ließ ihn unterwegs heimlich ermorden (354 n. Chr.). Auch der Bruder des Unglücklichen, der junge talentvolle Julianus, würde demseben Schicksale verfallen sein; allein er wurde auf die Fürbitte der Kaiserin Eusebia verschont und in die Verbannung nach Athen geschickt.

Julian, welchen wir später als Kaiser wiederfinden werden, fühlte sich durch die Entfernung von dem sittenlosen Hofe hoch erfreut. Denn er hatte durch das Leben an jenem Hof, wo Schandthaten mit theologischen Zänkereien abwechselten, wo der Uebermuth der Priester alle Schranken überstieg und der Geist des Christenthums auf abscheuliche Weise entstellt wurde, eine solche Abneigung gegen den christlichen Kultus gefaßt, daß er sich von ganzer Seele hinweg sehnte, um in dem heitern Athen an den Wissenschaften und dem Umgange mit Weltweisen sein schon fast vertrocknetes jugendliches Herz wieder zu erfrischen.

Doch diese Verbannung dauerte nur kurze Zeit; denn als im folgenden Jahre Gallien durch die Einfälle mehrerer aus Germanien kommenden Völkerstämme, namentlich der

Alemannen, hart bedrängt wurde, rief Constantius seinen Vetter zurück, um ihm die Cäsarenwürde und mit derselben zugleich die Vertheidigung Galliens zu übertragen.

Julianus, ohne alle kriegerische Kenntnisse, aber mit seltenem Genie begabt, erfüllte seine Aufgabe so gut, daß sein Ruhm sich schnell über das ganze Reich verbreitete, aber auch zugleich den Argwohn des Kaisers erweckte. Dieser beschloß daher, dem jungen Helden einen Theil seiner Militärmacht zu rauben, und verlangte von ihm die Abtretung mehrerer Legionen unter dem Vorwande, dieselben in dem beabsichtigten Feldzuge gegen Persien zu verwenden. Doch die Legionen sträubten sich gegen solchen Plan, der sie von dem beliebten Führer trennen sollte und, um die Absicht des Kaisers gänzlich zu vereiteln, riefen sie ihren Feldherrn (360 n. Chr.) zum Kaiser aus. Nur ungern nahm der edeldenkende Mann die aufgedrungene Würde an, weil ihn dieselbe in den Augen seines Vetters als einen undankbaren Verräther erscheinen lassen mußte.

Obgleich Julian die geheimen Absichten des Kaisers recht wohl erkannt hatte, wäre er doch bereit gewesen, die Pflicht des Gehorsams zu erfüllen und hatte bereits die Truppen zu ihrer neuen Bestimmung aufbrechen lassen, als diese in den so verhängnißvollen Ruf: „Julianus Augustus!“ ausbrachen, der alle Einwendungen des Cäsar übertäubte. Trotzdem dachte Julian so edel, eine Gesandtschaft an Constantius zu schicken, zur Erklärung und Entschuldigung dieser Vorgänge, und um Bestätigung der aufgedrungenen Würde unter den annehmbarsten Bedingungen zu erlangen.



Julianus Apostata.

Allein als er sich durch einen aufgefangenen Brief überzeugte, daß Constantius, um ihn zu verderben, die Feinde des Reiches, die eben noch in seinem Namen bekämpften Alemannen, zu einem Einfalle in Gallien anreizte: da glaubte er mit Recht, den treulosen Constantius als seinen und des Kaiserreiches Feind betrachten zu dürfen. Er zog nun gegen ihn zu Felde; indeß noch ehe er ihn erreichte, starb Constantius II. (361 n. Chr.) am Fieber.

Julianus (Apostata) (361—363 n. Chr.) welcher jetzt alleiniger Kaiser war, muß den tüchtigsten Männern, welche das Römische Reich beherrschten, zur Seite gesetzt werden. Sein persönlicher Charakter war mit jeder Eigenschaft geschmückt, die uns einen Menschen und Herrscher verehrenswerth machen: mit Geduld, Enthaltsamkeit, Muth, Mitgefühl für fremdes Leid, Edelsinn, Offenheit, Hoheit und Kraft der Seele. Trotzdem ist Julianus von den parteiischen christlichen Schriftstellern vielfach geschmäht worden, aus keinem anderen Grunde, als weil er manche Hauptvertreter des Christenthums, die am Hofe zu Konstantinopel ihr Wesen trieben, insbesondere sich in den widerwärtigsten theologischen Streitigkeiten gefielen, verachten gelernt hatte. Da er nun den vielleicht verzeihlichen Fehler beging, daß er der christlichen Religion selbst dies unwürdige Treiben ihrer zelotischen Anhänger und deren abgeschmackte Streitereien mit anrechnete, sich deshalb von ihr lossagte und sich wieder dem Heidenthume in die Arme warf, hat man sein Andenken durch den Beinamen: „Apostata“ (der Abtrünnige) herabzusetzen gesucht, nicht bedenkend, daß dieser Beiname mit demselben Rechte auch dem vom Heidenthume abgefallenen Constantin I. zugesprochen werden könnte.

Julian hatte den Entschluß zum Abfall schon als Jüngling gefaßt, auf dem Zuge gegen Constantius öffentlich erklärt und sodann nach seiner Thronbesteigung ausgeführt. Das Heidenthum trat wieder in seine alten Rechte; aber Julian mißbrauchte seine Macht

nicht, die christliche Religion mit Gewalt auszurotten, obwol er ihre seinem klaren Geiste widerstrebenden Lehren mit Witz und Satire eifrig bekämpfte und, was wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht verschweigen dürfen, manche Einrichtungen traf, um die Christen durch eine Art moralischen Zwanges zum Rücktritt in das Heidenthum zu nöthigen. Bei seinem lebhaften Charakter ist es begreiflich, daß er vielleicht im Eifer das Heidenthum mehr beförderte und begünstigte, als sich mit seiner festen, lautern Ueberzeugung vertrug. Eine gewisse natürliche Neigung zur Opposition mag ihn zugleich bewogen haben, sich mit philosophischer Einfachheit zu brüsten. Auch war er trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften nicht frei von Schwärmerei, und wir würden heutzutage ihn vielleicht als einen Sonderling bezeichnen.



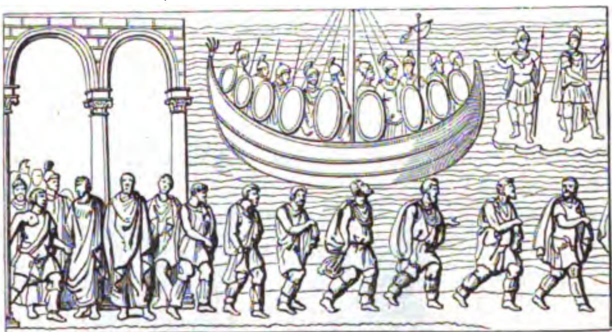
Wagen mit gefangenen Skythen.

Indessen dauerte die Periode seiner Herrschaft nicht lange. Schon nach zweijähriger Regierung sollte Julian auf dem Rückzuge von einem siegreichen Kriegsunternehmen gegen Persien (363 n. Chr.) das Leben einbüßen.



Die Thermen des Arcadius.

Flavius Jovianus. Das von den nachfolgenden Persern hart bedrängte Heer ernannte in seiner Noth den Anführer der Haustruppen, Flavius Jovianus, zum Kaiser. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit den Persern einen höchst nachtheiligen Frieden zu schließen, und er beeilte sich hierauf, das Christenthum wiederherzustellen. Zu diesem Ende hob er überall, wohin der Rückzug ihn führte, die julianischen Verordnungen auf, wurde aber — noch ehe er Asien verlassen hatte — durch den Tod an weiterem Vorgehen gehindert (364 n. Chr.).



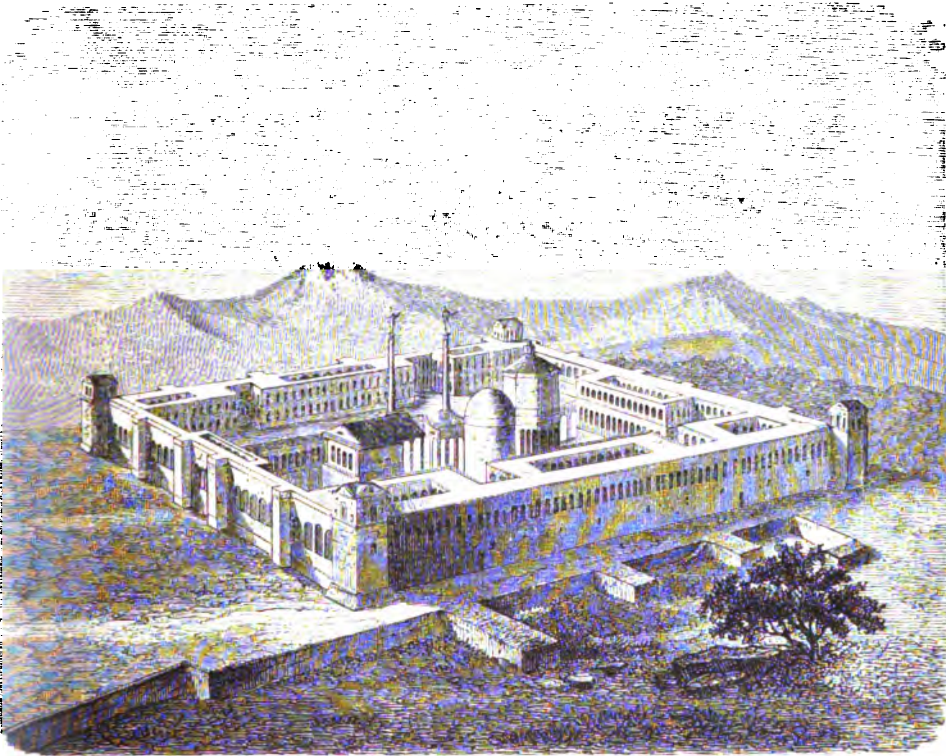
Gefangene Skythen. Römisches Schiff.
Basreliefs von der Theodosiussäule in Konstantinopel.

Die nachfolgenden Kaiser vollendeten das begonnene Werk. Unter ihnen begannen auch die Anfänge der großen Völkerwanderung das Römische Reich zu erschüttern. Wir übergehen dieselben jetzt, um sie bei der Geschichte der Völkerwanderung im Zusammenhange zu berichten. Hier aber begnügen wir uns mit kurzen Angaben über Thun und Lassen der römischen Kaiser bis zur letzten Theilung des Reiches.



Sieg des Constantin über den Maxentius. Nach Raphael Santi.

Seite als historische Gewißheit feststeht, daß Constantin die Annahme des Christenthums vor der Schlacht aus keinem andern Grunde gelobte, als um seine christlichen Soldaten zur Kampfbegeisterung zu entflammen, so gewinnt auch die Vermuthung Raum, daß der kluge, in allen Herrscherkünsten so bewanderte Constantin jene Erscheinung selbst erfunden habe, um seinen aus Politik gefaßten Entschluß durch eine aus der Religion geschöpfte Veranlassung in den Augen der Christen noch besser zu begründen. Andere Schriftsteller behaupten, daß Constantin oder auch einer seiner christlichen Soldaten die ganze Erscheinung geträumt habe. In der Schlacht an der milvischen Brücke bewährte sich seine Klugheit glänzend; denn er errang einen der vollständigsten Siege, welche jemals erkämpft wurden. Als die fliehenden Scharen des Maxentius über die Tiberbrücke drängten und sich dieser selbst gerade auf derselben befand, brach die Brücke zusammen, und Maxentius fand nebst vielen Anhängern den Tod in den Wellen.



Der Palast des Diocletian in Salona in seiner Wiederherstellung.

Als Constantin seinen Siegeseinzug in Rom hielt, war von allen Kaisern außer ihm nur noch Licinius am Leben, welcher im Orient als Augustus herrschte. Anfangs beschloß Constantin, die Regierung mit diesem gemeinschaftlich zu führen, zu welchem Ende er ihm als ein Zeichen dauernder Freundschaft seine Schwester zur Gattin gab.

Eine Folge dieser gemeinschaftlichen Regierung war folgendes im J. 313 n. Chr. erlassene Toleranz-Edikt, durch welches Constantin seinen späteren Uebertritt zum Christenthume vorbereiten wollte: „Jeder soll sich zu der Religion bekennen dürfen, die er für die wahre hält, damit jede Gottheit, die unter Unserer Herrschaft angebetet wird, Uns gnädig sein kann. Auch das Christenthum kann bekennen, wer da will; denn die allgemeine Religionsfreiheit ist für die öffentliche Ruhe zweckmäßig."

Kaum fühlte der treulose Constantin, daß er durch seine Begünstigung des Christenthums in der Volksmeinung ein Uebergewicht über seinen heidnisch gesinnten Mitkaiser

erlangt hatte: so überzog er seinen sorglosen Schwager mit einem mehrmals unterbrochenen Kriege, dessen endlicher Ausgang nach mehrjährigen blutigen Feldzügen darin bestand, daß Licinius von Constantin (323 n. Chr.) gefangen genommen wurde. Constantin hatte demselben einen Aufenthalt auf der griechischen Halbinsel angewiesen; aber den herrschsüchtigen Sieger mochte das Leben seines Schwagers beunruhigen und er ließ ihn deshalb heimlich erdrosseln.

Constantinus erreichte nach vielen Opfern von Menschenblut und nach mancherlei Frevelthaten das Ziel seines ehrgeizigen Strebens: er war Alleinherrscher des Römischen Reiches geworden. — Parteiische christliche Schriftsteller haben ihn wegen Annahme des Christenthums auf den Gipfel des Ruhmes erhoben und ihm den Beinamen des „Großen" beigelegt; indessen hat ein Fürst kaum jemals diesen Beinamen unverdienter geführt, als gerade Constantin. Von seinen Treulosigkeiten haben wir bereits Proben nachgewiesen, doch kennt die Geschichte dergleichen noch mehrere.

So ließ er seinen Neffen, den elfjährigen Sohn des ermordeten Licinius, ohne alle Ursache hinrichten, blos weil er fürchtete, daß der Knabe ihm einst gefährlich werden könne. Aber selbst gegen seine allernächsten Verwandten wüthete der Kaiser mit gleicher Grausamkeit; sein eigener Sohn erster Ehe, der durch vortreffliche Eigenschaften ausgezeichnete Crispus, fiel auf eine falsche Anklage seiner Stiefmutter Fausta, unter dem Mordspruche seines Vaters; als dieser sich dann von der Unschuld seines Sohnes überzeugt hatte, ward die Anklägerin selbst auf Constantin's Befehl im Bade erstickt.

Menschenliebe und Sinn für Völkerglück waren dem Herzen Constantin's fremd; und Alles, was er zum Besten des Reiches gethan, unternahm er nur, um seinem grenzenlosen Ehrgeize, seiner unersättlichen Herrschsucht zu fröhnen. Selbst das, was ihm die Christen zum größten Verdienste anrechneten, seine Begünstigung des Christenthums, entsprang nicht der Ueberzeugung von der Trefflichkeit der christlichen Lehre, sondern nur der Selbstsucht und politischen Rücksicht. Constantin war einer der schlauesten und treulosesten Kaiser, welche den römischen Thron inne hatten. Den Beinamen des Großen verdient er sicherlich nicht, denn weder sein Herz, noch sein Kopf, noch sein Arm reichte an die wahre Herrschergröße heran.

Zu welcher Zeit sich Constantin öffentlich als Christ bekannte, läßt sich mit Gewißheit nicht ermitteln; denn seine eigentliche Taufe fand erst kurz vor seinem Tode statt. Wahrscheinlich bekannte er sich früher nie ausdrücklich zum Christenthume, um es mit seinen noch so zahlreichen heidnischen Unterthanen nicht zu verderben, sondern begnügte sich damit, die Christen unter dem Scheine toleranter Gesinnung auf jede Weise zu bevorzugen, ihnen Kirchen zu erbauen, sie zu den Staatsämtern heranzuziehen und so das Christenthum allmählich zur Staatsreligion zu erheben, indem er sich dabei als oberer Priester dieses Kultus betrachtete.

Die Staatsklugheit nur rief des schlauen Kaisers Neigung zu christlichen Prinzipien hervor. Im Laufe der Jahrhunderte hatte das Christenthum, dessen erhebende und versöhnende Lehren allen Bedrückten wie eine frohe und trostreiche Botschaft willkommen sein mußten, in dem weiten römischen Reiche, worin so viele Unterdrückte sich fanden, immer zahlreichere Anhänger, wenn auch Anfangs nur im Geheimen, gewonnen; so war es schließlich eine Macht geworden, mit welcher ein so staatskluger Herrscher wie Constantin nothwendig rechnen mußte.

Daher erklärt sich Constantin's Begünstigung des Christenthums ganz natürlich aus den Verhältnissen sowie aus seinem Charakter. Er war der erste christliche Kaiser, aber zugleich auch der erste, welcher die bisher verfolgte Religion der Liebe und Duldung zu politischen Zwecken benutzte und zu einer Verfolgerin gegen Andersgläubige herabsinken ließ; Constantinus war der Erfinder der christlich-religiösen Politik, die seitdem von Byzanz aus im Römischen Reiche die herrschende wurde.

Byzanz (Konstantinopel) wird zur Hauptstadt des Römischen Reichs. Die Gründe für diese Veränderung liegen nicht fern. Rom eignete sich weniger zur Hauptstadt eines so weithin sich ausdehnenden Reiches, da es längst nicht mehr im Mittelpunkte desselben lag, und da es ferner bei seinen heidnischen Freiheitserinnerungen eine schlechte Residenz abgab für den Hof eines christlichen Despoten. So beschloß denn Constantin, eine neue Residenz zu erbauen und erwählte dazu das durch seine Lage zwischen zwei Welttheilen und zwei Meeren für die Ausbreitung des römischen Handels und die Befestigung der kaiserlichen Herrschaft gleich geeignete Byzanz, welches mit ungeheurem Aufwande weiter ausgebaut wurde, den Namen Konstantinopel (Constantinsstadt) erhielt und im Jahre 330 n. Chr. als Hauptstadt des Römischen Reiches feierlich erklärt und eingeweiht ward.

In wenigen Jahren war die Stadt, wenigstens in ihren Haupttheilen, fertig. Gewaltige Ringmauern umschlossen dieselbe, besonders auf der Landseite. Das elliptische Forum war mit Portiken und Statuen geschmückt, und in seiner Mitte erhob sich auf marmornem Postament eine 30 Meter hohe Porphyrsäule, welche die Statue Apollon's, ein altes Meisterwerk, trug. Der Hippodrom oder Cirkus, 400 Schritte lang und 100 breit, hatte eben so reiches Schmuckwerk. Außer zahlreichen Statuen und sonstigen Erzeugnissen der Kunst, mit denen die Sitzreihen ringsum verziert waren, erhob sich in der Spina, der von den Rennern zu umkreisenden Mauer, eine mächtige eherne Säule. Den Schaft derselben bildeten drei verschlungene Schlangen, deren Köpfe den goldenen Dreifuß trugen, welcher nach der Niederlage der Perser von den Hellenen dem griechischen Gotte geweiht war. Von dem Throne, wo der Kaiser den Wettspielen zusah, führte eine prächtige Treppe nach dem Palaste, der mit seinen Höfen, Portiken, Gärten und Sälen dem palatinischen in Rom fast gleich kam. Christliche Kirchen, Kurien, Säulenhallen, Bäder und Wasserleitungen wetteiferten ebenfalls mit denen der alten Hauptstadt.


Constantin „der Große".

Die Veränderung des Kaisersitzes, wodurch Rom seine frühere Bedeutsamkeit ganz und gar verlor, hatte auch eine Umgestaltung der Verwaltung zur Folge, die zwar auf der ihr von Diocletian gegebenen orientalisch-despotischen Grundlage ruhen blieb, sonst aber ganz nach Constantin's eigenen Herrscheransichten eingerichtet wurde. Wir finden diese Einrichtung mit geringen Veränderungen noch in vielen der heutigen Staaten.

Neue Staats-Einrichtungen unter Constantinus. Das ganze Reich wurde in vier Präfekturen, jede derselben in eine Anzahl Diöcesen und jede Diöcese in Provinzen getheilt. Die 4 Präfekturen, deren jede unter einem Praefectus Praetorio stand, waren: 1) Orient mit den 5 Diöcesen Orient-Aegypten, Asien, Pontos, Thrakien, welche zusammen 48 Provinzen hatten; 2) Illyricum mit den 2 Diöcesen Makedonien und Dakien, welche 11 Provinzen ausmachten; 3) Italien mit den 3 Diöcesen Italien, Westillyricum und Afrika, welche 29 Provinzen enthielten; 4) Gallien mit den 3 Diöcesen Gallien, Hispanien und Britannien, welche in 28 Provinzen zerfielen. Das ganze Reich umfaßte also außer Rom und Konstantinopel, welche ihre eigenen Präfekten hatten, 13 Diöcesen und 116 Provinzen. Der Verwalter einer Diöcese hieß Vikar, der einer Provinz nach Umständen Rector, Prokonsul, Präses, Curator oder Conrector.

Streng getrennt von der Civil- war die Militärverwaltung, so daß zwischen Bürgern und Soldaten stets eine den Despoten günstige Kluft blieb. Das gesammte Heer, dessen eigentlicher Stamm der Zahl nach sehr verringert worden war, das aber durch ganze Corps von besoldeten, aus Fremdlingen zusammengesetzten Hülfsvölkern verstärkt wurde, stand unter einem Obermarschall (magister utriusque militiae), unter einem Marschall des Fußvolks (magister peditum) und einem Marschall der Reiterei (magister equitum). Diesen untergeordnet waren Generale (comites) und Obersten (duces); im Uebrigen aber verblieb es bei der Eintheilung in Legionen, Cohorten 2c.

Die Finanzverwaltung bestand für sich, wohl geordnet, lastete aber wegen der schweren Abgaben wie ein Alp auf dem Reiche. Die Abgaben waren nicht blos durch einen bedeutenden Ausgabe-Etat so drückend geworden, sondern auch durch die kostspielige Organisation der Finanzbehörden, indem die Besoldung der Finanzbeamten fast den vierten Theil der ganzen Einnahme verschlang. Man mußte also den dritten Theil des ganzen Staatsbedarfs an Steuern mehr erheben, um die Ausgaben für die Erhebung zu bestreiten. Außer den früheren Einkünften aus den Zollpachten, aus den häufigen Konfiskationen, aus den kaiserlichen Monopolen und den Bergwerken wurden an Steuern noch erhoben: eine feste Grund- und Ertragssteuer, welche stets für den Zeitraum von fünfzehn Jahren (Zinsperiode) festgestellt wurde, eine aller vier Jahre neu auszuschreibende Gewerbssteuer, und das Kronengeld, ein unfreiwilliges Geschenk, welches bei jedem Regierungsantritte oder bei irgend einem fröhlichen Ereignisse in der kaiserlichen Familie von den Städten eingefordert wurde.

Die oberste Staatsverwaltung war dem Kabinete übertragen, welches aus sieben Ministerien bestand, deren jedes mehrere Bureaus (scrinia) mit einer Menge von Unterbeamten besaß. Die sieben Ministerien, welche das staatsverwaltende Kabinet und also die oberste Reichsbehörde bildeten, waren: das Ministerium des Kabinets, der kaiserlichen Kammer, des Innern, der Justiz, des Schatzes, der Domänen und der kaiserlichen Haustruppen. Die Vorsteher dieser sieben Behörden bekleideten zugleich die obersten Hofämter.

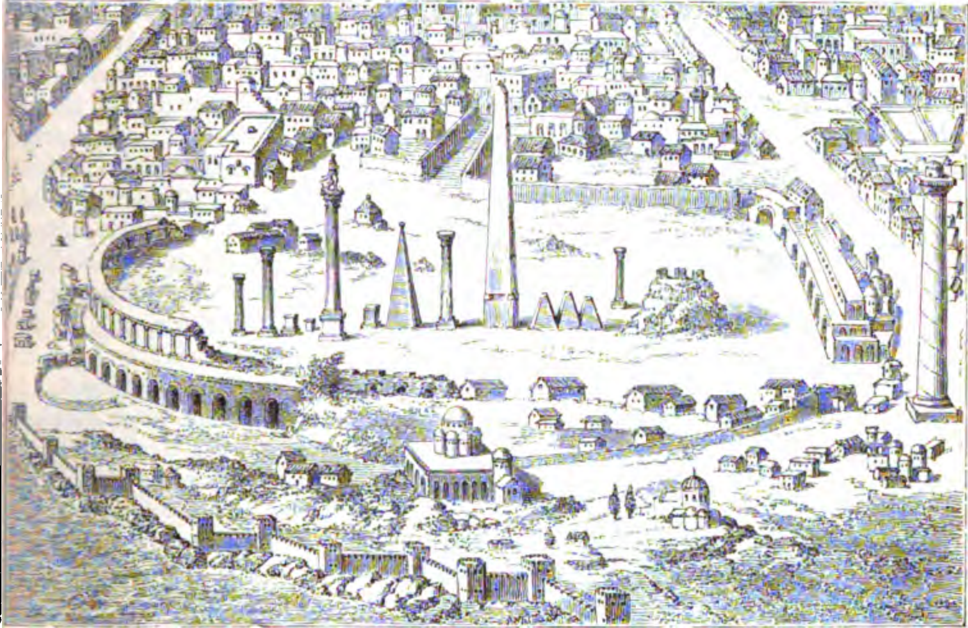
Um in diesem künstlichen Bau von Behörden auch die äußeren Zeichen der Rangordnung nicht zu vergessen, um ja jedes Andenken an die alte republikanische Gleichheit zu vernichten, verlieh Constantin jeder Klasse von Beamten eine besondere Titulatur, so daß wir ihn also auch als Urheber des Curialienunwesens zu betrachten haben. Die kaiserlichen Prinzen führten den Titel Nobilissimi, die Minister, Marschälle und Präfekten wurden Illustres, die Vikarien, Generale und Obersten Spectabiles, die Provinzverwalter Clarissimi, die niederen Hofchargen Perfectissimi benannt.

Die während der Alleinherrschaft Constantin's ausgebrochenen Kriege sind von keiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Als er sich zu einem Feldzuge gegen die Perser rüsten wollte, wurde er (337 n. Chr.) vom Tode ereilt, nachdem er, wie schon erwähnt, kurz vor seinem Ende die christliche Taufe genommen, wahrscheinlich um dadurch sein Regentenhaus zu befestigen.

Die Söhne Constantin's. Die Nachfolger Constantin's waren Constantinus II., Constantius und Constans, seine Söhne, welche ihrem Vater an Grausamkeit und Herrschsucht glichen. Deshalb erklärten sie sich auch sehr bald damit einverstanden, daß Constans, der unmenschlichste von ihnen, alle Verwandten der kaiserlichen Familie, welche Constantin mit kleineren Reichen bedacht hatte, umbringen ließ. Bei diesem Blutbade wurden nur zwei Prinzen, Constantin's I. Brudersöhne, verschont: Gallus wegen seiner Kränklichkeit, die ohnehin sein baldiges Ende erwarten ließ, und Julianus wegen seiner großen Jugend, die ihn zur Zeit noch ganz ungefährlich erscheinen ließ.

Als die Brüder, welche nach des Vaters Willen das Reich getheilt beherrschten — Constantinus II. die Präfektur Gallien, Constantius den Orient mit Aegypten und Constans Italien, Illyricum und Afrika — auf jene mörderische Weise sich freie Hand

verschafft hatten, trieb ihre Herrschsucht sie an, gegen einander zu Felde zu ziehen, infolge dessen Constantin II. schon im J. 340 n. Chr. Reich und Leben an Constans verlor. Allein dessen Herrschaft wurde in Gallien bald so unerträglich, daß sich ein dort gebietender Feldherr, Namens Magnentius, mit Erfolg zum Kaiser ausrufen lassen konnte. Der vor ihm feig entfliehende Constans wurde an der Grenze Spaniens (350 n. Chr.) ermordet. Jetzt rückte Constantius II. aus Asien heran, um den Thronräuber zu züchtigen; und wirklich wurde auch Magnentius durch fortgesetzte Niederlagen so in Verzweiflung gestürzt, daß er (351 n. Chr.) seinem Leben durch einen Schwertstoß ein Ende machte.



Cirkus und Hippodrom des alten Konstantinopel. Nach einem Stiche aus dem „Imperium orientalo“.

Constantius II. (337—361 n. Chr.) war nun alleiniger Kaiser des Römischen Reiches. Er hatte bei seinem Weggange aus Asien gerade gegen die Perser im Felde gestanden und die Fortsetzung dieses Krieges seinem Vetter, dem schon vorhin genannten Gallus, übertragen, zu welchem Ende er denselben zum Cäsar angenommen. Als er jetzt erfuhr, daß Gallus in Asien sich den Titel Augustus angemaßt habe, lockte er diesen mit List nach Italien und ließ ihn unterwegs heimlich ermorden (354 n. Chr.). Auch der Bruder des Unglücklichen, der junge talentvolle Julianus, würde demseben Schicksale verfallen sein; allein er wurde auf die Fürbitte der Kaiserin Eusebia verschont und in die Verbannung nach Athen geschickt.

Julian, welchen wir später als Kaiser wiederfinden werden, fühlte sich durch die Entfernung von dem sittenlosen Hofe hoch erfreut. Denn er hatte durch das Leben an jenem Hof, wo Schandthaten mit theologischen Zänkereien abwechselten, wo der Uebermuth der Priester alle Schranken überstieg und der Geist des Christenthums auf abscheuliche Weise entstellt wurde, eine solche Abneigung gegen den christlichen Kultus gefaßt, daß er sich von ganzer Seele hinweg sehnte, um in dem heitern Athen an den Wissenschaften und dem Umgange mit Weltweisen sein schon fast vertrocknetes jugendliches Herz wieder zu erfrischen.

Doch diese Verbannung dauerte nur kurze Zeit; denn als im folgenden Jahre Gallien durch die Einfälle mehrerer aus Germanien kommenden Völkerstämme, namentlich der

Alemannen, hart bedrängt wurde, rief Constantius seinen Vetter zurück, um ihm die Cäsarenwürde und mit derselben zugleich die Vertheidigung Galliens zu übertragen.

Julianus, ohne alle kriegerische Kenntnisse, aber mit seltenem Genie begabt, erfüllte seine Aufgabe so gut, daß sein Ruhm sich schnell über das ganze Reich verbreitete, aber auch zugleich den Argwohn des Kaisers erweckte. Dieser beschloß daher, dem jungen Helden einen Theil seiner Militärmacht zu rauben, und verlangte von ihm die Abtretung mehrerer Legionen unter dem Vorwande, dieselben in dem beabsichtigten Feldzuge gegen Persien zu verwenden. Doch die Legionen sträubten sich gegen solchen Plan, der sie von dem beliebten Führer trennen sollte und, um die Absicht des Kaisers gänzlich zu vereiteln, riefen sie ihren Feldherrn (360 n. Chr.) zum Kaiser aus. Nur ungern nahm der edeldenkende Mann die aufgedrungene Würde an, weil ihn dieselbe in den Augen seines Vetters als einen undankbaren Verräther erscheinen lassen mußte.

Obgleich Julian die geheimen Absichten des Kaisers recht wohl erkannt hatte, wäre er doch bereit gewesen, die Pflicht des Gehorsams zu erfüllen und hatte bereits die Truppen zu ihrer neuen Bestimmung aufbrechen lassen, als diese in den so verhängnißvollen Ruf: „Julianus Augustus!“ ausbrachen, der alle Einwendungen des Cäsar übertäubte. Trotzdem dachte Julian so edel, eine Gesandtschaft an Constantius zu schicken, zur Erklärung und Entschuldigung dieser Vorgänge, und um Bestätigung der aufgedrungenen Würde unter den annehmbarsten Bedingungen zu erlangen.



Julianus Apostata.

Allein als er sich durch einen aufgefangenen Brief überzeugte, daß Constantius, um ihn zu verderben, die Feinde des Reiches, die eben noch in seinem Namen bekämpften Alemannen, zu einem Einfalle in Gallien anreizte: da glaubte er mit Recht, den treulosen Constantius als seinen und des Kaiserreiches Feind betrachten zu dürfen. Er zog nun gegen ihn zu Felde; indeß noch ehe er ihn erreichte, starb Constantius II. (361 n. Chr.) am Fieber.

Julianus (Apostata) (361—363 n. Chr.) welcher jetzt alleiniger Kaiser war, muß den tüchtigsten Männern, welche das Römische Reich beherrschten, zur Seite gesetzt werden. Sein persönlicher Charakter war mit jeder Eigenschaft geschmückt, die uns einen Menschen und Herrscher verehrenswerth machen: mit Geduld, Enthaltsamkeit, Muth, Mitgefühl für fremdes Leid, Edelsinn, Offenheit, Hoheit und Kraft der Seele. Trotzdem ist Julianus von den parteiischen christlichen Schriftstellern vielfach geschmäht worden, aus keinem anderen Grunde, als weil er manche Hauptvertreter des Christenthums, die am Hofe zu Konstantinopel ihr Wesen trieben, insbesondere sich in den widerwärtigsten theologischen Streitigkeiten gefielen, verachten gelernt hatte. Da er nun den vielleicht verzeihlichen Fehler beging, daß er der christlichen Religion selbst dies unwürdige Treiben ihrer zelotischen Anhänger und deren abgeschmackte Streitereien mit anrechnete, sich deshalb von ihr lossagte und sich wieder dem Heidenthume in die Arme warf, hat man sein Andenken durch den Beinamen: „Apostata“ (der Abtrünnige) herabzusetzen gesucht, nicht bedenkend, daß dieser Beiname mit demselben Rechte auch dem vom Heidenthume abgefallenen Constantin I. zugesprochen werden könnte.

Julian hatte den Entschluß zum Abfall schon als Jüngling gefaßt, auf dem Zuge gegen Constantius öffentlich erklärt und sodann nach seiner Thronbesteigung ausgeführt. Das Heidenthum trat wieder in seine alten Rechte; aber Julian mißbrauchte seine Macht

nicht, die christliche Religion mit Gewalt auszurotten, obwol er ihre seinem klaren Geiste widerstrebenden Lehren mit Witz und Satire eifrig bekämpfte und, was wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht verschweigen dürfen, manche Einrichtungen traf, um die Christen durch eine Art moralischen Zwanges zum Rücktritt in das Heidenthum zu nöthigen. Bei seinem lebhaften Charakter ist es begreiflich, daß er vielleicht im Eifer das Heidenthum mehr beförderte und begünstigte, als sich mit seiner festen, lautern Ueberzeugung vertrug. Eine gewisse natürliche Neigung zur Opposition mag ihn zugleich bewogen haben, sich mit philosophischer Einfachheit zu brüsten. Auch war er trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften nicht frei von Schwärmerei, und wir würden heutzutage ihn vielleicht als einen Sonderling bezeichnen.



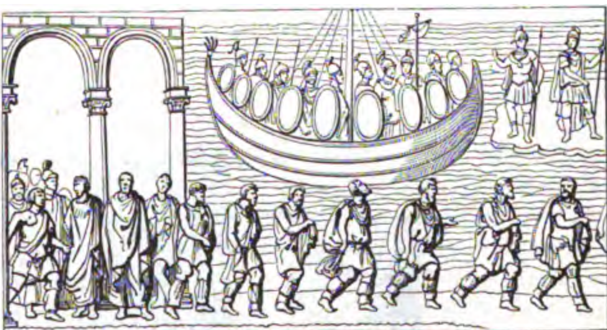
Wagen mit gefangenen Skythen.

Indessen dauerte die Periode seiner Herrschaft nicht lange. Schon nach zweijähriger Regierung sollte **Julian** auf dem Rückzuge von einem siegreichen Kriegsunternehmen gegen Persien (363 n. Chr.) das Leben einbüßen.



Die Thermen des Arcadius.

Flavius Jovianus. Das von den nachfolgenden Persern hart bedrängte Heer ernannte in seiner Noth den Anführer der Haustruppen, Flavius Jovianus, zum Kaiser. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit den Persern einen höchst nachtheiligen Frieden zu schließen, und er beeilte sich hierauf, das Christenthum wiederherzustellen. Zu diesem Ende hob er überall, wohin der Rückzug ihn führte, die julianischen Verordnungen auf, wurde aber — noch ehe er Asien verlassen hatte — durch den Tod an weiterem Vorgehen gehindert (364 n. Chr.).



Gefangene Skythen. Römisches Schiff.
Basreliefs von der Theodosiussäule in Konstantinopel.

Die nachfolgenden Kaiser vollendeten das begonnene Werk. Unter ihnen begannen auch die Anfänge der großen Völkerwanderung das Römische Reich zu erschüttern. Wir übergehen dieselben jetzt, um sie bei der Geschichte der Völkerwanderung im Zusammenhange zu berichten. Hier aber begnügen wir uns mit kurzen Angaben über Thun und Lassen der römischen Kaiser bis zur letzten Theilung des Reiches.

Flavius Valentinianus. Nach dem Tode Jovian's erwählte das Heer diesen Haustruppen-Anführer zum Kaiser. Ihm erschien aber die anvertraute Macht zu groß, um sie allein tragen zu können. Darum ernannte er seinen Bruder Valens zum Mitkaiser, und Beide theilten das Reich so unter sich, daß Valentinianus I. (364—375 n. Chr.) das Abendland (den Occident) und Valens (364—378 n. Chr.) das Morgenland (den Orient) erhielt.

Gratianus (375 bis 383 n. Chr.). Als Valentinian starb, folgte ihm sein Sohn Gratianus. Dieser berief an die Stelle seines inzwischen gleichfalls gestorbenen Oheims Valens den tapfern Feldherrn Theodosius zum Kaiser des Morgenlandes. Letzterem, einem Spanier von Geburt und eifrigem Christen, gelang es während seiner Regierung, das römische Weltreich zum letzten Male unter einem Scepter zu vereinigen, um es alsdann doch wieder zu theilen. Nachdem Gratian im Kampfe mit einem Gegenkaiser gefallen war, bestieg sein Sohn den Kaiserthron als

Valentinianus II. (383—392 n. Chr.) Sein Mitkaiser Theodosius war redlich bemüht, ihn gegen mehrere von den Legionen erwählte Prätendenten zu schützen. Allein er konnte es nicht verhindern, daß Valentinian II. gegen einen derselben sein Leben einbüßte. Da dieser aber keine Erben hinterließ, so war:

Theodosius nunmehr alleiniger Kaiser (392 n. Chr.). Seine kurze Regierung als Alleinherrscher hat auch ihm von den christlichen Schriftstellern den Beinamen des Großen verschafft, weil er die Reste des Heidenthums vernichtete, die letzte Spur des altrömischen Kultus tilgte und das Christenthum, aber mit ihm auch die christliche Hierarchie (Kirchenregiment) zur einzig herrschenden Macht erhob. Bis zu welchem Grade Macht, Einfluß und Oberherrlichkeit der Kirche bereits gestiegen war, hatte Theodosius Gelegenheit, an sich selbst zu erfahren, als der Bischof Ambrosius von Mailand den Gewaltigen, in gerechter Entrüstung über das in der blühenden Stadt Thessalonich angerichtete Blutbad aus Anlaß eines dort ausgebrochenen Aufstandes, mit dem Bann belegte, das erste Beispiel von Exkommunikation, auf das wir später noch zurückkommen werden.

Die letzte Theilung des Weltreichs durch Theodosius geschah kurz vor seinem Tode (395 n. Chr.). Er überwies seinem älteren Sohne Arcadius das Morgenland (die beiden Präfekturen Orient und Illyricum) und dem jüngern Honorius das Abendland (die beiden Präfekturen Italien und Gallien).

Mit dieser letzten Theilung des römischen Weltreiches in das morgenländische (orientalische) und abendländische (occidentalische) Kaiserthum oder — wie man es auch bezeichnet — in das Oströmische und Weströmische Reich verliert die römische Weltherrschaft ihre Wichtigkeit für die Geschicke der Völker, und somit erreicht auch die Geschichte des Alterthums ihr Ende.



Triumphbogen Constantin's.



Der Janusbogen zu Rom. Nach Hermann Vogel.

Kulturgeschichte.

Mit dem Untergange der Republik tritt für die römische Kultur eine höchst eigenthümliche Erscheinung hervor: ein Theil derselben, Verfassung und Sittenzustand, geht schnellen Schrittes seinem Verfall entgegen; ein anderer Theil, Handel und Industrie, Wissenschaft und Kunst, erlangt einen unter den bestehenden Verhältnissen seltenen Grad der Blüte; endlich die Religion erfährt durch die außerordentlich schnelle Ausbreitung einer ganz neuen Lehre, des Christenthums, eine völlige Umwandlung.

Der Verfall der freien Verfassung erklärt sich zur Genüge aus den uns hinlänglich bekannten politischen Ereignissen dieses Zeitraums. Ein vollständiges Bild des Verfassungszustandes zu geben, möchte eine schwer zu lösende Aufgabe und jedenfalls hier nicht am Orte sein; denn die Verfassung entbehrt die drei Jahrhunderte hindurch eines festen Fundamentes, sie wechselt mit den Herrschern, von deren Launen und Willkür sie ja abhängt, und zeigt uns also nur in den Grundzügen das Bild der Despotie, indem überall das zu Recht besteht, was der Wille des Herrschers ist. Dennoch haben wir in Bezug auf das äußere Wesen der Verfassung die beiden Perioden vor und nach Diocletian als streng von einander gesondert hervorzuheben. In der erstern erscheint die Despotie im Allgemeinen noch auf den alten republikanischen Formen ruhend, in der zweiten ist sie nach Form und Wesen orientalisch, also vollendete Despotie.

Die Veränderungen, welche die einzelnen Kaiser mit den verschiedenen Zweigen der Staatsverfassung: mit der Regierungsform, dem Gerichtswesen, der Staatswirthschaft,

dem Kriegswesen &c. vorgenommen, haben wir schon — wenigstens soweit dieselben in den Bereich unserer Weltgeschichte gehören — bei der politischen Geschichte kennen gelernt, weil sie dort eben wegen des steten Wechsels der Verfassung ihren natürlichen Platz hatten. Hier wollen wir nur noch darauf hinweisen, worin der Absolutismus oder die Willkür der Kaiser ihre eigentliche Stütze hatte.

Es war dies die Armee, das stehende Heer, eine Einrichtung; welche von jeher die kräftigste Säule der Despoten gewesen. Aber warum? wird man fragen. Woher die naturwidrige Erscheinung, daß eine von dem Gelde der römischen Bürger besoldete Truppenmasse am geeignetsten war, den despotischen Kaiser gegen die Bürger zu schützen, wodurch sie gewissermaßen gegen ihre Ernährer für deren Unterdrücker Partei nehmen konnten? — Zur Beantwortung dieser Frage kann man nur auf die Unvollkommenheit der menschlichen Natur selbst hinweisen, welche sich in so mancherlei Schwächen, z. B. in der Befriedigung des Neides und der Eitelkeit, der Genußsucht und Prunksucht, wohlgefällt. Aus derartigen Fehlern entsteht nur zu leicht das Bedürfniß, durch Anschließung an eine höhere Gewalt sich auf Kosten der übrigen Mitmenschen zu erheben. Dazu kommt die feste Gliederung und die äußere Machtfülle, wie sie jedes Heerwesen bedingt, dessen Angehörige in dem Bürger, über den sie sich erheben möchten, nicht den Steuerzahler erblicken, während sie die Hand ihres Kriegsherrn und seiner Diener gar wohl sehen, aus welcher sie unmittelbar ihren Sold empfangen. Hierzu tritt endlich die Schwierigkeit, daß einzelne Besserdenkende gegen die bestehenden Einrichtungen ankämpfen, während ein wirksames Zusammengehen Vieler schon wegen häufiger Verschiedenheit in ihren Ansichten über eine mögliche Bessergestaltung der Verhältnisse nicht zu Stande kommt.

Ein Hauptmittel, das Heer sich stets dienstwillig zu halten, war das Geld, welches mit unverzeihlicher Verschwendung unter die Soldaten gestreut wurde. Die Kaiser machten es sich zur Hauptaufgabe, die Armee, deren Stärke sich durchschnittlich auf 500,000 Mann belief, durch hohen Sold, Pensionen und außerordentliche Geschenke sich blind ergeben zu erhalten. Die Höhe des Soldes wechselte häufig; denn je mehr ein Kaiser der Hülfe des Heeres zur Befestigung seines Thrones bedürftig war, desto höher setzte er den Sold der Truppen. Die Summen, welche die Soldaten nach einer Reihe von Dienstjahren erhielten, trugen natürlich dazu bei, sie an die kaiserlichen Fahnen zu fesseln. Ein Prätorianer erhielt nach 16jähriger Dienstzeit ungefähr 4000 Mark und ein Soldat der Grenzlegionen nach 20jährigem Dienstalter etwa 2500 Mark. Ungeheuer waren die Summen, welche als außerordentliche Geschenke an die Truppen, gewöhnlich beim Regierungsantritt, gezahlt und von denselben bald als ein Recht in Anspruch genommen wurden. Nur um von diesen Summen einen Begriff zu geben, erwähnen wir, daß beim Regierungsantritte des Marc Aurel jeder Soldat 3300 Mark erhielt. Alle diese unermeßlichen Gelder, deren Ausgabe sich bei jedem Thronwechsel wiederholte, wurden dem Volke abgepreßt. Die Soldaten aber nahmen sie hin, als seien sie das Eigenthum des Kaisers, dem sie sich durch die Geschenke zu Dankbarkeit und Treue verpflichtet hielten!

Auf der andern Seite suchten sich die Gewaltherren auch des Pöbels zu versichern; auch hierzu scheute man keine Geldopfer, insbesondere wurden aber unentgeltliche Getreidevertheilungen Gebrauch. Es gab nahe an 200,000 Menschen, die den Empfang von Getreide als ein förmliches erbliches Recht in Anspruch nahmen. Unter Severus wurden täglich 75,000 römische Scheffel Korn vertheilt. Durch solche Mittel wurde die Despotie nach zwei Seiten hin gesichert: Diejenigen, welche sie schützen, und Diejenigen, welche sie angreifen konnten, waren durch die Macht des Geldes für sie gewonnen.

Auch die Sitten unterlagen dieser Macht. Ihr Verfall hielt mit dem Verfall der freien Verfassung gleichen Schritt. Wir haben von der grenzenlosen Sittenverderbniß während der Kaiserperiode schon in den vorhergehenden Blättern die erschreckendsten Beispiele verzeichnet gefunden. Ueber den Grund dieser Erscheinung bedarf es keines langen

Nachdenkens; denn wie die Freiheit die Mutter der Tugenden, so ist die Sklaverei eine Quelle des Lasters. Dazu kommt, daß der in Knechtschaft gehaltene Mensch in dem materiellen Genusse einen Ersatz für die verlorene Selbständigkeit sucht, und endlich über den neuen Gewinn den alten Verlust ganz und gar vergißt, bis so in dem alleinigen Triebe nach sinnlichen Ergötzungen die edle Menschennatur allmählich erstickt. Reichthum als das allmächtige Mittel zur Erlangung materieller Lebensgenüsse wurde also das einzige Ziel alles Strebens. Kein Weg zur Erreichung dieses Zieles, führte er auch durch alle Schluchten des Verbrechens, blieb unbetreten. Kriecherei, Schmeichelei, Mord, Betrug, Verleumdung, Erpressung, falsches Zeugniß, Denunciation verloren in den Augen der Römer ihren niederträchtigen Charakter, wenn sie zu Erlangung von Reichthümern verhalfen.



Straßenscene in Rom. Nach Hermann Vogel.

So kam es denn bald dahin, daß es im Römischen Reiche nur noch Reiche und Bettler gab, und die Kluft zwischen Reich und Arm vermehrte sich durch die außerordentlichen Spekulationen der Kapitalisten im Handel und Fabrikwesen fast täglich. Reichthum, wie er einst bei Crassus sprüchwörtlich gewesen, fand im jetzigen Rom kaum noch eine Beachtung; denn der später zum Kaiser erwählte Senator Tacitus, von dessen Charakter man nur auf rechtlichen Erwerb seiner Reichthümer schließen darf, besaß als Privatmann allein Güter im Werthe von mehr als 280 Millionen Sestertien.

Die nächste Folge der Anhäufung von Reichthum in den Händen Einzelner war das Ueberhandnehmen des Luxus und die daraus hervorgehende Verweichlichung und sinnliche Ausschweifung. Ehrgefühl, Vaterlandsliebe und Freiheitssinn waren dem Herzen des römischen Volkes bis auf die Namen entschwunden. Rom war nur noch in Lastern groß!

In Wohnung, Kleidung und Lebensweise entwickelten die Römer unter den Kaisern einen Aufwand, wie man ihn heutigen Tags kaum bei den üppigsten Fürsten findet. Die Häuser waren Paläste und strotzten von Gegenständen nicht blos der Bequemlichkeit, sondern

auch der Pracht. Die Decken der Zimmer, zum Theil auch die Wände, waren gewöhnlich mit Goldblech überzogen, die Möbel mit den kostbarsten Teppichen bedeckt, die Geräthschaften mit Gold und Edelsteinen verziert. Die Kleidung hatte ihre edle Einfachheit abgelegt und orientalischen Schnitt und Putz angenommen. Kopfbedeckung und Fußbekleidung strahlten von Edelsteinen, und die seidenen oder wollenen Gewänder schimmerten von dem Golde, mit dem sie durchwebt waren. — Eben so verschwenderisch verfuhr man in der übrigen Lebensweise. Den Luxus der Tafeln haben wir schon an einigen Beispielen kennen gelernt. Man aß nicht mehr, um sich zu sättigen, sondern um den Gaumen zu kitzeln. Die Speise, welche den Gaumen passirt hatte, war eine Last, die den weiteren Appetit störte, und deren man sich also so schnell wie möglich durch künstliche Anreizung zum Erbrechen zu entledigen strebte. Die reicheren Römer hielten sich einen förmlichen Hofstaat mit Kammerherren und Räthen, und herrschten so als kleine Kaiser über ihre Sklaven. Das Baden wurde nicht mehr als diätetische Regel, sondern als Sinnenkitzel betrieben. Ein reicher Römer ließ sich von seinem Gefolge und fünfzig Sklaven ins Bad geleiten und ergab sich dort allen nur erdenklichen Ausschweifungen.

Das gemeinere Volk, dem die Geldmittel zu solchem luxuriösen Leben fehlten, suchte sich auf andere Weise zu entschädigen; Trinken in den Wirthshäusern, Spielen und Zuschauen bei Wettrennen und Schauspielen machten die Tagesbeschäftigung desselben aus. Wie die Schamhaftigkeit der Seele, so hatte mit dem Umsichgreifen der Verweichlichung und Entnervung auch die Schamhaftigkeit des Körpers aufgehört. Man gab sich nach dem Beispiele der Kaiser den unnatürlichsten Freuden der Wollust mit empörender Frechheit ganz öffentlich hin. Vornehme Weiber prunkten mit der Zahl ihrer Günstlinge, und angesehene Frauen scheuten sich nicht, ihre Namen in die Listen käuflicher Dirnen eintragen zu lassen, um ihrer Wollust ungestraft fröhnen zu dürfen; eine tugendhafte Frau wurde geradezu Gegenstand höhnischen Mitleids. Die Orgien der Römer erschienen ihnen desto reizender, je öffentlicher sie waren, und der Erfinder eines neuen Reizmittels der Wollust wurde mehr gepriesen als der Erfinder eines neuen philosophischen Systems. Die Wüstlinge zahlten enorme Preise für eine Idee, wenn sie nur irgend im Stande war, ihren erschlafften Sinnen für einen Moment wieder aufzuhelfen.

Handel und Industrie. Der Reichthum gereichte naturgemäß dem **Handel** zum Segen. Dazu kamen noch die aus dem großen Umfange des Römischen Reiches hervorgehenden Erleichterungen für denselben. Fast alle handeltreibenden Länder gehörten dem großen Staatsverbande an und hatten mithin weder unter dem Drucke der Zollgrenzen, noch unter der Erschwerniß der Münz-, Maß-, Gewichts- und Rechtsungleichheit zu leiden. Endlich sorgte auch die Mehrzahl der besseren Kaiser für eine Vervollkommnung der Verkehrsmittel, da die Blüte des Handels für die Wohlfahrt des Reiches und für Erhaltung der Steuerkraft unerläßlich geworden war. Die Schiffahrt wurde eifrig weiter entwickelt; Kanäle wurden an den verschiedenen Punkten des Reiches gegraben; große Heerstraßen, die sich schon wegen der vielen Truppenmärsche als unabweisbares Bedürfniß herausstellten, wurden mit außerordentlicher Kunstfertigkeit angelegt und der Benutzung für den Handel überlassen; und endlich erhielt auch das **Postwesen** eine günstige Einrichtung.

Die erste Ausbildung erhielt das Postwesen als ein Institut zur Beförderung der kaiserlichen Depeschen. Demzufolge wurden an den Heerstraßen in gewissen Entfernungen einzelne Häuser als Stationen erbaut, welche **Mansionen** hießen und den kaiserlichen Läufern zum Aufenthalte dienten. Später wurden letztere durch Pferde und Wagen ersetzt, die zwar noch ausschließlich für den kaiserlichen Dienst verwendet, aber doch bald auch ausnahmsweise und als ein besonderes Privilegium zur Verfügung gestellt wurden.

Seit der Regierung der Antonine erfuhr das Postwesen eine bedeutende Erweiterung, indem es zur regelmäßigen Beförderung von Gepäck und Personen verwendet und so zu einer rentirenden Anstalt gemacht wurde. Es gab nun eine **Packet- (clabularische)**

und eine Personenpost. Die Packetpost hatte zweierlei Wagen: die eine Art, im Sommer mit 8, im Winter mit 10 Maulthieren bespannt, diente zum Transport von Sachen bis zu 10, die andere zur Beförderung von Packeten bis zu 6 Centner. Die Personenpost bestand aus einem zweirädrigen mit 3 Pferden bespannten Fuhrwerke. — Die Kosten für die Beschaffung, Einrichtung und Erhaltung der Mansionen, so wie der Unterhaltung derjenigen Personen, welche im Namen oder Auftrage des Kaisers reisten, fiel den Provinzen zur Last, durch welche die Straße führte.



Reisende auf der Landstraße. Römische Post.

Zu noch größerer Erleichterung des Verkehrs wurden zwischen den Mansionen hin und wieder Zwischenstationen angelegt, welche Mutationen hießen und eigentlich nur als Stallungen für die Relaispferde dienten, bald aber an Ausdehnung gewannen und den Mansionen ähnlich wurden, so daß auch sie häufig, wie diese, zu Quartieren für die auf dem Marsche befindlichen Truppen dienen konnten. — Unter den handeltreibenden Provinzen des Römischen Reiches zeichneten sich vorzugsweise aus: Spanien, Gallien, Italien, Afrika (in welchem die Stadt Karthago wieder aufgebaut worden war und dem frühern Handelsruhm zustrebte), und die asiatischen Provinzen. Aus Spanien bezog Rom vorzüglich Getreide, Wein, Oel, Wachs, Honig, Pech und ganz besonders Schafwolle, die schon damals den Vorzug vor jeder andern hatte, so daß man einen spanischen Zuchtwidder oft mit 6000 Mark bezahlte. Der Hauptstapelplatz in Spanien war Gades.

Ein Haupthandelsartikel Galliens bestand wegen der dortigen vorzüglichen Schweinezucht in gesalzenem Schweinefleisch. Italien lieferte aus seinen Wäldern und Marmorbrüchen vorzugsweise Baumaterial. Die asiatischen Reiche befaßten sich größtentheils mit dem Speditionshandel aus dem innern Asien nach Rom, und derselbe wurde um so blühender, als der in Rom eingerissene asiatische Luxus auch die asiatischen Produkte: babylonische Teppiche, skythische Pelze, arabisches Räucherwerk ꝛc., zu den begehrenswerthesten Artikeln machte. Ganz besonders blühte der Sklavenhandel, indem man die starken, kräftigen Menschen aus den Gegenden des Schwarzen Meeres nach Rom schaffte.

Von den außerhalb des Römischen Reiches gelegenen Ländern war es aber vorzugsweise Indien, wohin sich der Zug des römischen Handels richtete, als nach dem Lande, welches die meisten Bedürfnisse für den Luxus zu liefern im Stande war.

Der Handel dorthin war niemals so lebhaft betrieben als in der Kaiserzeit. Er ging, vorzüglich durch die Fürsorge des Augustus, der die ägyptischen Kanäle und Schleußen ausbessern ließ, meist über Aegypten und hatte alle für den Luxus so reizenden indischen Produkte: Elfenbein, Edelsteine, Perlen, Gewürze und ganz besonders Seide, zum Gegenstande. Da aber die Indier von den Erzeugnissen des Römischen Reiches wenig oder gar nichts gebrauchen konnten, so mußten ihre Produkte sämmtlich gegen Silber eingehandelt werden, so daß die Summen, welche in dieser Periode dem römischen Staate durch den indischen Handel entführt wurden, in der That unberechenbar sind.

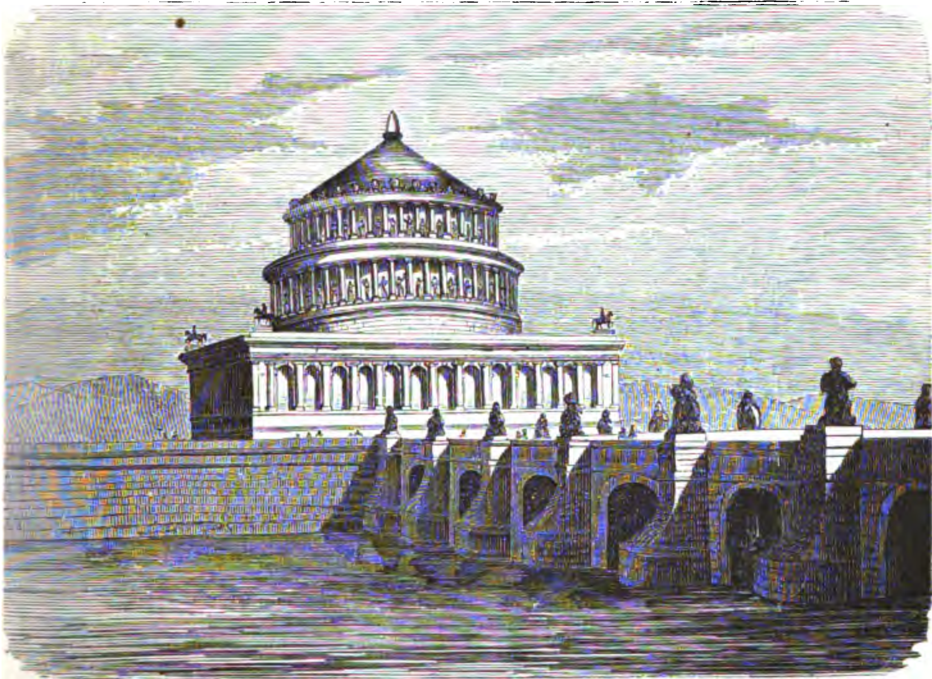
Wie die Sucht nach Reichthum den Handel, so brachte der Luxus die Industrie in Flor, und selbst mehrere Künste, wie Malerei, Bildauerei und Architektur, verloren ihren Kunstcharakter, um einen industriellen anzunehmen. Man malte, bildete und baute nicht mehr, wie es die Kunst, sondern wie es das Bedürfniß des Luxus verlangte, und der Werth eines Kunstproduktes wurde weniger in seiner Ausführung als in dem Material gesucht, aus welchem es bestand, so daß also die Werke der Malerei für die werthlosesten galten, weil man nicht auf Silber, Gold oder Edelsteinen malen konnte.

Am meisten sah sich in dieser Beziehung die Architektur in Anspruch genommen. Die Tempel wurden Nebensache; Wohnhäuser, Lustschlösser und namentlich Grabmäler waren Hauptsache. Für die letzteren, die der Eitelkeit der Römer auch noch nach dem Tode schmeicheln sollten, wurden Unsummen verschwendet, von welchen man kaum einen Begriff hat. Das Grabmal Hadrian's, als das berühmteste dieser Bauwerke, kennen wir bereits. Auch Augustus hatte sich ein kostbares Mausoleum errichten lassen. Die Antonine führten ein solches für ihre ganze Familie auf. Septimius Severus aber suchte bei der Errichtung seines Grabmales alle seine Vorgänger zu übertreffen. Sein Septiconium — so hieß dasselbe — glich an Umfang einer Stadt, hatte vier Säulenstockwerke über einander, war thurmartig gebaut und ragte weit über die römischen Häuser hervor.

Das großartigste aller Bauwerke war aber offenbar das von Hadrian errichtete Tivoli. Es stellte in ungeheurer Ausdehnung ein Modell des Römischen Reiches dar. Die kolossalen Räume führten die Namen von Provinzen, und man fand darin ein Attika mit einer Akademie, ein Jerusalem, ein Thal Tempe, ja sogar eine Unterwelt!

Das Fabrikwesen und Handwerk nahmen großen Aufschwung durch die unzähligen Erzeugnisse aller Art, die für den Luxus geschaffen werden mußten. Es würde zu weit führen, alle Gegenstände der römischen Industrie aufzuführen. Einen ganz besondern Luxus etwickelte man u. A. in den Kutsch- und Reisewagen, als einem Gegenstande, der nur den Reicheren zugänglich war. Die sonst offenen Wagen und Sänften versah man mit einer Decke und Glasfenstern. Der Wagen selbst aber zeigte jede nur mögliche Anwendung kostbarer Stoffe; ja es gab Wagen, die ganz von Silber und in der zierlichsten und kunstreichsten Art gearbeitet waren. Unter den mancherlei Raritäten, die Commodus hinterließ, fanden sich Wagen mit Wegmessern vor, an denen man jederzeit absehen konnte, welche Weglänge man durchfahren war.

Wissenschaft und Kunst. Welchen Charakter die schönen Künste angenommen hatten, haben wir schon in dem Vorhergehenden angedeutet. Der Malerei folgte in ihrer industriösen oder handwerksmäßigen Anwendung sowie in ihrem Verfall die Skulptur. Nur die Architektur erhielt sich noch; denn was ihr an Ideen und Kunst abging, das konnte sie, dem Zeitgeschmacke nach, durch Prachtaufwand ersetzen. — Musik, Schauspielkunst und Kriegsbaukunst waren die einzigen, welche sich einer weitergehenden Ausbildung erfreuten, indem namentlich die letztere in dem Kriegsbaumeister Priscus (um 190 n. Chr.) einen Jünger fand, der in Bezug auf das Kriegsmaschinenwesen der größte Mann des Alterthums genannt werden muß.



Grabmal des Hadrian.

Ueberaus reich ist der gegenwärtige Zeitraum der römischen Geschichte an Erzeugnissen der Literatur. Es ist die Periode der römischen Klassiker, zuerst hervorgerufen durch die Gönnerschaft des Augustus und seiner Minister, die sie weniger aus wahrer Liebe zum Schönen, als vielmehr zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, um von den Gelehrten und Dichtern gepriesen zu werden, bezeugten. Nach Augustus wurde die wissenschaftliche Beschäftigung Modesache und Zeitvertreib, zumal ja das Volk den politischen Interessen immer mehr entfremdet worden war.

Dichtkunst. Auf diesem Gebiete finden wir vor Allen drei Männer, welche für die römische Literatur und Bildung das geworden sind, was der Vater Homer tausend Jahre früher für die griechische war: die Schöpfer derselben.

Horatius Flaccus, gemeinhin Horaz genannt, steht unter ihnen oben an. Er war der größte Lyriker Roms, entwürdigte aber seine Kunst dadurch, daß er sie zur Schmeichlerin des Kaisers und seiner Minister werden ließ, wozu er freilich um so mehr Gelegenheit fand, als er sich am Hofe des Augustus aufhielt und manche Auszeichnungen von demselben erfuhr. Man kann ihn als den Hofpoeten der damaligen Zeit bezeichnen. Dennoch aber sind seine Werke, so weit sie nicht als Gelegenheitspoesien gelten müssen, Mustergebilde der lyrischen Poesie. Unter denselben sind hochberühmt seine „Oden“.

In Hinsicht auf die Form nach griechischen Mustern geschaffen, sind sie besonders deshalb von Bedeutung, weil darin der feine Welt- und Menschenkenner wichtige Lehren der Lebensweisheit niedergelegt hat. Aber Horaz war nicht blos Nachbildner; denn in seinen „Satiren und Episteln“ schuf er eine ganz eigene, bisher ungekannte Gattung der Poesie, indem er in halb poetischer, halb prosaischer Form und in einem scherzhaft spottenden Gewande das innere und äußere Leben der Menschen abzeichnet. Und wenn er dabei auch die Hofleute zum Dienste der Schmeichelei abrichtet und fast ausschließlich die Kunst des materiellen Lebensgenusses lehrt, so enthalten diese Satiren und Episteln doch auch einen tüchtigen Schatz vortrefflicher Lebensweisheit.

Publius Ovidius Naso (um 10 v. Chr.), gewöhnlich Ovid genannt, war Anfangs nur als leichter, scherzender Dichter beliebt, erlangte aber bald eine größere literarische Bedeutung, indem er sich in den verschiedensten Fächern der Dichtkunst mit Glück und Erfolg bewegte. Seine vielen Werke sind noch heute ein Hauptgegenstand der klassischen Studien. Von seinen Werken, die sich durch eine leichte, gefällige, freilich aber auch etwas nachlässige Sprache auszeichnen, haben wir zu nennen: Die „Heldenbriefe“, mehr als ein Erzeugniß seiner Gelehrsamkeit als seines Dichtertalents; — die „heiligen Jahrbücher“ (Fasti), welche im dichterischen Gewande Nachweise geben über den Einfluß der römischen Staatsreligion und Geschichte auf das bürgerliche tägliche Leben; — die „Verwandlungen“ (Metamorphoses), ein mythologisch-episches Gedicht; — die „Kunst zu lieben“ (Ars amandi), ein erotisches Gedicht, dessen Schönheit und Zartheit noch heute außerordentlich gepriesen wird.


Publius Ovidius Naso.

Vergilius Maro, gewöhnlich Vergil genannt, der Vater des römischen Epos, nahm sich zwar in Hinsicht der Form griechische Dichter zum Muster, hielt aber sonst seine Poesien streng national, so daß sie Lieblingslektüre der Römer wurden. Vergil's bedeutendste Werke sind: Der „Landbau“, ein Gedicht, welches man als den Triumph seiner Kunst betrachtet, indem es ein echt nationales Thema behandelt und sich nicht blos durch den inneren Werth der Gedanken, sondern auch durch einen unnachahmlichen Wohllaut der Verse auszeichnet; — die „Aeneïs“, sein bekanntestes und berühmtestes Gedicht, ein römisches Nationalepos, welches die Irrfahrten des Aeneas, des Gründers von Latium, und seine Niederlassung auf italischem Boden besingt, aber freilich auch voller schmeichlerischer Beziehungen auf Augustus ist.

Außer den genannten drei Vätern der römischen Dichtkunst erwähnen wir noch: Sextus Aurelius Propertius (um 30 v. Chr.) als den Schöpfer der römischen Liebeselegie; Phädrus (um 26 v. Chr.), einen Freigelassenen des Augustus, der die Fabeln des Aesop nachbildete; Marcus Annäus Lucanus (um 50 n. Chr.), einen Dichter von alt-republikanischer Gesinnung, der zu den Versen seine Zuflucht nahm, um das zu sagen, was er in Prosa nicht aussprechen durfte; Aulus Persius Flaccus (um 60 n. Chr.), einen ehrenwerthen Satirendichter, dem es mehr als jedem andern Ernst darum war, durch die Satire zu bessern; Decius Junius Juvenalis (um 90 n. Chr.), gleichfalls Satirendichter, talentvoller als der Vorige, aber weniger ehrlich, indem er sich in der Schilderung der von ihm gegeißelten Laster mehr gefiel, als in der Geißelung derselben; Marcus Valerius Martialis (um 70 n. Chr.), einen vorzüglichen Epigrammendichter, dem man nur seine Schmeichelei gegen die Großen zum Vorwurfe zu machen hat.

Geschichtschreibung. An ausgezeichneten Historikern ist dieser Zeitraum der römischen Geschichte natürlich nicht reich; fehlte ihm doch das Hauptelement, in welchem der

wahre Geschichtschreiber athmen muß: die Freiheit der Meinungsäußerung. Wenn wir auch in Rom hin und wieder einen mit Auszeichnung genannten Historiographen antreffen, so gilt diese Auszeichnung nicht sowol seiner Geschichtsdarstellung, als vielmehr dem aufgewendeten Fleiße und dem Umfange seiner Materialstudien.



Vergil's Grab am Posilippo.

Titus Livius (um 2 v. Chr.), der als Lehrer des Claudius, nachmaligen Kaisers, am Hofe des Augustus lebte, ist ganz besonders der Anerkennung werth; denn obgleich derselbe ein Mann von aristokratisch-monarchischer Gesinnung und gegen alle Volksrechte eingenommen war, so hat er sich doch in seinen umfassenden Geschichtswerken als ein sorgfältiger Sammler und geschickter Zusammensteller der historischen Thatsachen gezeigt, so daß seine Schriften unter den Quellen der römischen Geschichte den ersten Rang einnehmen. Das bedeutendste Werk des Livius sind seine „Jahrbücher" (Annales), eine Geschichte Roms bis auf den Tod des Drusus in 142 Büchern, die aber nur theilweise erhalten sind.

Cornelius Tacitus (um 100 n. Chr.), dessen Lebensschicksale übrigens ziemlich unbekannt sind, widmete sich der Beredsamkeit und der Rechtswissenschaft und bereiste später aller Wahrscheinlichkeit nach Britannien und Germanien, um, wie einst Herodot, durch eigene Anschauung Materialien zu seiner Geschichte beider Länder zu sammeln. Unter den mannichfachen Schriften des Tacitus, die sich sämmtlich durch einen wegen seiner markigen Kürze sprüchwörtlich gewordenen Stil auszeichnen, erwähnen wir als besonders hervorragend: Die „Geschichten" (Historien), von deren vierzehn Büchern wir leider nur

Bruchstücke besitzen; die „Jahrbücher“, ebenfalls unvollständig; die „Germania“, die einzige größere Quelle, welche wir über die älteste Geschichte Germaniens besitzen, und also für uns ein Werk von großer Wichtigkeit. Was Tacitus übrigens der äußeren Verhältnisse wegen thun konnte, um die Pflicht des wirklichen Geschichtschreibers zu erfüllen, das that er. So behauptet man, Tacitus habe seine „Germania“ blos deshalb geschrieben, um der tiefen Verderbniß Roms in der Darstellung des einfachen germanischen Lebens einen Spiegel vorzuhalten und die Römer vor ihrer eigenen Niederträchtigkeit erschrecken zu lassen. Er würde wahrscheinlich der größte Historiker des Alterthums geworden sein, wenn er zwei Jahrhunderte früher gelebt oder die Republik zwei Jahrhunderte länger bestanden hätte.

Der Ruhm des letzten großen römischen Historikers wurde in seinem Vaterlande auch so sehr anerkannt, daß sich der nachmalige Kaiser Tacitus, wiewol fälschlich, rühmte, aus seiner Familie abzustammen, auch wegen dieser vermeintlichen Verwandtschaft die Werke des Tacitus jährlich zehnmal abschreiben und dessen Bildniß in allen Bibliotheken aufstellen ließ.



Cornelius Tacitus.

Die übrigen römischen Historiker sind unwichtig. Nennenswerth erscheinen unter ihnen nur noch Cajus Vellejus Paterculus (um 30 n. Chr.), der eine römische Geschichte verfaßte; Flavius Eutropius (um 330 n. Chr.) und Cajus Suetonius Tranquillus (um 100 n. Chr.), welcher sich als Biograph auszeichnete. Von Letzterem rühren die Biographien der zwölf ersten römischen Kaiser und der sonst berühmten Männer jenes Jahrhunderts: Terenz, Horaz, Juvenal, Persius ꝛc. her.

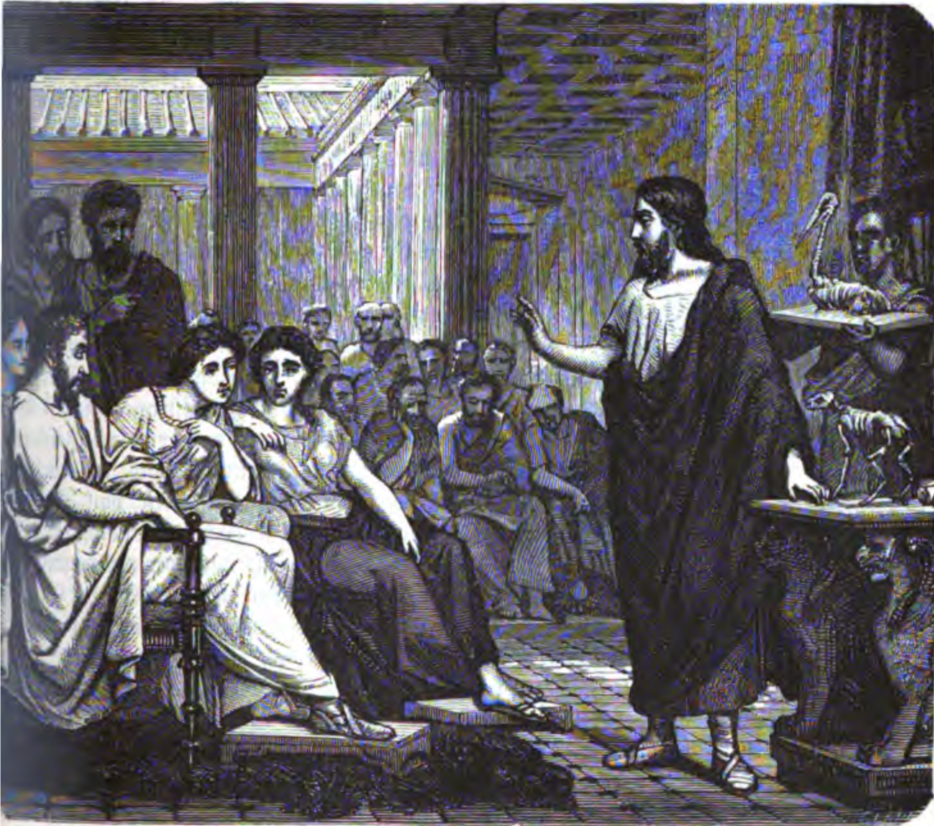
Realwissenschaft. Die einzelnen Zweige der Realwissenschaft erfuhren in dieser Periode eine größere Ausbreitung als in der früheren, theils weil der Besitz von Kenntnissen Erforderniß der Bildung geworden war, theils weil man aus ihnen einen reellen Nutzen schöpfen zu können meinte.

Cajus Plinius Major (der Aeltere), glänzte vor Allem in der Naturkunde. Er lebte um das Jahr 50 n. Chr. und hat sich durch den großen Umfang seiner Kenntnisse, die sich, wenn auch ohne besondere Gründlichkeit, über alle Zweige der naturwissenschaftlichen Gelehrsamkeit erstreckten, und für deren Vermehrung er mit unermüdlichem Eifer Sorge trug, einen berühmten Namen gemacht. Solche Hingebung führte das tragische Ende dieses Naturforschers herbei. Plinius befand sich gerade (79 n. Chr.) zur Anstellung wissenschaftlicher Untersuchungen in der Nähe des Vesuvs, als der große Ausbruch dieses Vulkans erfolgte, der die Städte Herculanum, Pompeji und Stabiä verschüttete. Plinius würde sich noch haben retten können, wenn seine Forschbegierde ihn nicht an der verhängnißvollen Stelle festgehalten hätte, wo er dann in der glühenden, von Asche geschwängerten Luft den Tod durch Erstickung fand.

Die Beredsamkeit hatte zwar mit dem Untergange der Republik ihre Bedeutung verloren; allein durch die von einer Despotie unzertrennliche Lobrednerei erhielt sie mit einem neuen Charakter auch einen neuen Aufschwung. Man unterschied demnach ältere und neuere Redekunst. In der ersteren glänzten noch Asinius Pollio (10 v. Chr.); Marcus Valerius Messala Corvinus, des Imperators Augustus Minister;

Titus Labienus, wegen seiner bitteren Angriffe gewöhnlich Rabienus genannt; an dessen Schriften zuerst die lächerliche Strafe des Verbrennens angewandt wurde, eine jener Zeit ganz würdige Erfindung.

In der neueren Redekunst war Marcus Fabius Quinctilianus (um 60 n. Chr.), als Theoretiker berühmt; vor Allen aber Cajus Plinius Minor (der Jüngere), welcher um das Jahr 100 n. Chr. lebte, ein Neffe und Adoptivsohn des älteren Plinius war und seine Bildung durch Quinctilian erhalten hatte. Durch glücklich geführte Prozesse hatte er sich Ruf und durch die Gunst des Kaisers Trajan das Prokonsulat von Bithynien erworben, wo er als ein angesehener, reicher und bedeutender Mann lebte.



Claudius Galenus als Lehrer der Anatomie in Rom.

In der Erdkunde (Geographie) nennen wir Pomponius Mela (um 50 n. Chr.), in der Kriegsbaukunde Marcus Vitruvius Pollio (um 20 v. Chr.); in der Arzneikunde Aulus Cornelius Celsus (um 20 v. Chr.), vorzüglich aber Claudius Galenus; in der Rechtswissenschaft, welche durch die neue Verfassung und die dadurch bedingte neue Gesetzgebung wieder aufblühte, Aemilius Papinianus (um 200 n. Chr.) und Domitius Ulpianus (um 250 n. Chr.).

Griechische Literatur. Obgleich das Römische Verkehrs- und Gesetzessprache für das ganze Reich und mithin Weltsprache geworden war, so erhielt sich doch das Griechische stets als Sprache der Wissenschaft. Und da nun auch in jedem Lande der despotische Druck auf der fremden Zunge naturgemäß weniger lastet, als auf der heimischen, die allen Unterthanen verständlich ist, so erklärt es sich, daß die griechisch schreibenden Schriftsteller einer weit größern Freiheit genossen als die lateinisch schreibenden, und daß mithin die griechische Literatur einen größern Aufschwung erhalten konnte als die römische.

Ganz besonders gilt dies von der Geschichtschreibung, in welcher wir hier noch mehrere der ausgezeichnetsten Talente finden: Timagenes aus Alexandrien (um 10 v. Chr.), welcher als Sklave nach Rom kam, aber von Augustus zu seinem Geschichtschreiber ernannt wurde; Posidonios aus Apamea (um 60 n. Chr.), der das Werk des Polybios fortsetzte; Diodor aus Sizilien, welcher die Geschichte aller von Rom unterjochten Völker zusammentrug; Dionys von Halikarnaß; Flavius Josephus (um 80 n. Chr.), ein Jude aus dem Geschlecht der Makkabäer, der lange in Rom als Gefangener lebte und von Vespasian die Freiheit erhielt, schrieb mehrere Bücher jüdischer Geschichte; Plutarch aus Chäronea (um 100 n. Chr.), machte sich einen berühmten Namen durch seine „Vergleichende Biographien", deren Hauptzweck moralische Erhebung und Besserung war; Arrian aus Nikomedien (um 120 n. Chr.), nebenbei ein geschätzter Geograph; Appian aus Alexandrien (um 100 n. Chr.), welcher eine römische Geschichte schrieb. — Um die Chronologie verdient finden wir Phlegon aus Lydien und den berühmten Astronomen und Naturforscher Ptolemäos aus Alexandrien (um 160 n. Chr.), welcher nicht blos das nach ihm benannte, viele Jahrhunderte hindurch für richtig gehaltene Ptolemäische Welt- und Sonnensystem aufstellte, nämlich die Lehre, daß die Erde still stehe und Sonne, Mond und Sterne sich um dieselbe bewegen, sondern auch wichtige chronologische Handtafeln zusammenstellte, in denen sämmtliche Herrscher der größeren Völker bis auf Antonin I. verzeichnet sind. Eine der wichtigsten Quellen für die Chronologie ist das „Chronikon Parion", eine marmorne Zeittafel, deren Ursprung unbekannt ist, und auf welcher die merkwürdigsten Begebenheiten von Kekrops bis zum Jahre 264 v. Chr. chronologisch verzeichnet sind. Sie heißt auch der „Arundelische Marmor", weil sie von dem englischen Grafen Arundel zuerst aus Griechenland gebracht wurde.


Lucius Annäus Seneca.

In der Erdkunde glänzt neben dem schon genannten Arrian noch Strabo aus Kappadokien (um 39 n. Chr.), der das vorzüglichste Werk über die Geographie der alten Welt schrieb; und der eben genannte Ptolemäos.

In der Dichtkunst zeichnete sich aus Aristides von Milet durch seine „Milesischen Märchen", und Heliodor mit seiner „Ethiopika", welche einer der bekanntesten und besten Romane ist, die, obgleich schon in früherer Zeit nicht ganz unbekannt, doch erst im dritten und vierten Jahrhundert in großer Menge geschrieben wurden.

Die Periode der Rhetorik beschließt würdig Herodes Atticus aus Marathon (um 140 n. Chr.), der als ein berühmter griechischer Redner gilt, obgleich sich von seinen Schriften nichts erhalten hat.

Die Philosophie, welche in Rom niemals zu selbständiger Entwicklung gelangte, sondern stets rein griechische Wissenschaft blieb, erfuhr keine wesentliche Erweiterung; im Gegentheil ging sie durch ihre vielen Spaltungen und endlich durch die Ausbreitung der neuen christlichen Glaubenslehren ihrem Ende entgegen. Es gab noch hin und wieder Anhänger der alten Schulen, namentlich der stoischen, bei welcher wir vor allen Dingen des berühmten Römers Lucius Annäus Seneca (um 40 n. Chr.) gedenken. Er war der Sohn eines römischen Rhetors und wurde vom Kaiser Claudius aus Rom verbannt. Allein Agrippina, Nero's Mutter, rief den Philosophen wieder zurück, um ihm die Erziehung ihres Sohnes zu übertragen. Jener gab sich alle Mühe, um den jungen Thronerben zu einem weisen

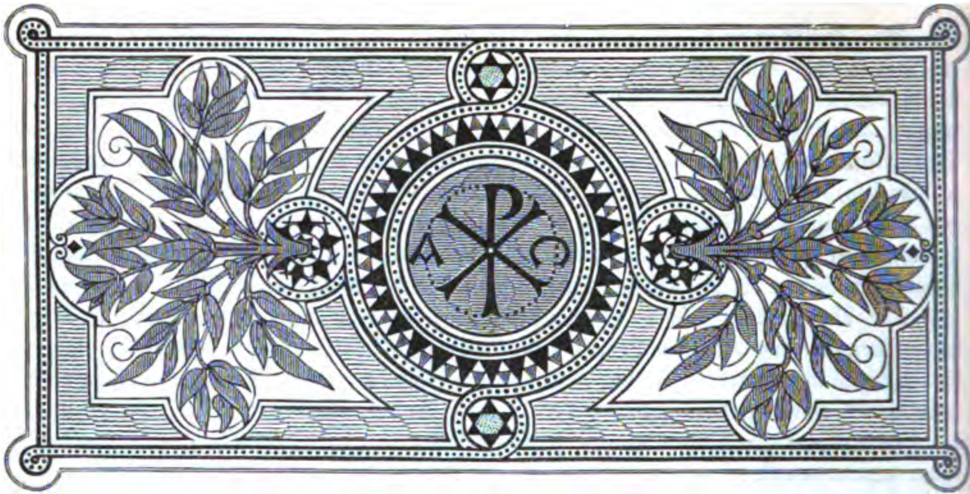
und edlen Menschen zu bilden, und seine Schuld war es nicht, daß ein solches Ungeheuer aus ihm wurde. Auch blieb Nero, so lange er den Philosophen als seinen Rathgeber um sich duldete, ein vortrefflicher Mensch; aber als die große Veränderung in seinem Charakter vorging, entledigte er sich seines Leiters, indem er dem Seneca befahl, den Tod zu suchen. Da der Greis wohl wußte, daß er zu ohnmächtig war, dem Willen des Wütherichs entgegen zu handeln, so öffnete er sich im Bade die Adern. Seneca's Schriften, unter denen wir die „Episteln" aufführen, beurkunden reiche Gelehrsamkeit, Scharfsinn, lebhafte Einbildungskraft, gebildetes Urtheil, treffende Beobachtungsgabe und durchgebildetes moralisches Bewußtsein. Seine Darstellung ist schönrednerisch, dabei etwas geziert und gesucht.

Die Mehrzahl der Philosophen gefiel sich darin, nicht durch Erweiterung, sondern durch Verunstaltung der alten Lehren neue Systeme zu schaffen, welche das philosophische Gebiet förmlich verwirrten. Unter diesen neuen Schulen erlangte die neuplatonische oder „eklektische" einige Bedeutsamkeit. Der Grieche Apollonios und der Jude Jedidja, der unter seinem griechischen Namen Philo bekannt ist (um 40 n. Chr.), sind aus derselben nennenswerth.

Die Eklektiker. Ihr Grundsatz war: keinem besonderen Systeme anzuhängen, sondern das Beste aus allen auszuwählen; daher der Name der Anhänger: Eklektiker (Auswähler). Aber dieselben begnügten sich nicht mit den Lehren der griechischen Weisen, sondern verbanden mit denselben auch orientalische Schwärmereien über Magie und Astrologie, jüdische Glaubenssätze und christliche Wunderbegriffe, so daß daraus ein den Verstand folterndes abenteuerliches Gemisch entstand, welches freilich für die damalige begriffsverwirrte Zeit wie geschaffen erschien. Grübelei, Disputirwuth, Wortspielerei, Eitelkeit und die Sucht, durch unerhörte Behauptungen und Dinge Aufsehen zu erregen, waren längst für die Philosophen der Kaiserzeit charakteristisch geworden; die elendesten Künste der „Sophisten" waren im Schwange. Nun traten noch die „Eklektiker" mit ihrer Zauberei, ihren Geisterbeschwörungen, der in Aegypten gerade aufgetauchten Alchymie (Goldmacherkunst) und dem ganzen Heere der mystischen Ueberschwenglichkeiten hervor, — wen kann es da Wunder nehmen, daß die nun auch von christlichen Schwärmern und Eiferern mit hervorgerufene Finsterniß sich über die Erde lagerte und die Sonne der alten griechischen Weltweisheit für lange verscheuchte?!

Während der ganzen Periode, won welcher wir reden, blieb Alexandrien der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, und der Wissenschaften überhaupt.





Religion, religiöse Literatur und religiöses Leben.

Das welthistorisch wichtigste Ereigniß in diesem Zeitraum war die Geburt und das Auftreten eines neuen Sitten- und Glaubenslehrers, welcher Urheber und Angelpunkt einer Religion wurde, die noch heute von den civilisirten Nationen bekannt und ausgeübt wird.

Jesus, eigentlich Jeschua, war nach jüdischer Zeitrechnung 3756 und 750 nach Erbauung Roms (s. Bd. I, S. 33), zwischen der letzten Hälfte unseres März und der ersten Hälfte des April, im jüdischen Monat Niszan in Nazareth (Nozereth) in Galiläa geboren. Wie wir an vielen Beispielen gesehen haben, ist die Jugendgeschichte fast aller bedeutenden Männer des Alterthums in Dunkel gehüllt, welches sich im Laufe der Jahrhunderte so sehr verdichtet, daß es zuletzt ganz unmöglich erscheint, Wirklichkeit und Fabel zu unterscheiden und die historische Wahrheit herauszufinden. Am meisten findet aber die Entstellung des Thatsächlichen und der Begebenheiten bei der Geschichte von Religionsstiftern statt, denen religiöse Ehrfurcht meistens einen übernatürlichen Ursprung zuschreibt, und deren Jugend- und Lebensgeschichte sie reichlich mit wunderbaren übernatürlichen Umständen ausstattet. Dieses Gemenge von Fabeln und für glaubwürdig gehaltenen Ueberlieferungen wird von den Anhängern der betreffenden Religion als historische Thatsache, als Glaubensartikel betrachtet, und jeder Zweifel an der Wahrheit dieser Erzählungen, wiewol sie nicht selten den Naturgesetzen und dem gesunden Menschenverstande widersprechen, als ein gegen Religion und Sitte verübtes Verbrechen, ja als Gotteslästerung angesehen und bestraft.

Wir haben schon mehrmals wiederholt, daß der Geschichtschreiber als solcher keiner positiven Religion anhängen dürfe, sondern daß er allein über die einer Religion zu Grunde liegenden Thatsachen, deren wesentliche Beschaffenheit und Entwicklung und deren Einfluß auf die Geschichte der Menschheit zu berichten hat.

Für die Bekenner des Christenthums gelten der Inhalt und die Verheißungen, welche in den vier Evangelien enthalten sind, als Offenbarung Gottes, und die darin Jesus Christus, seinen Jüngern und den Aposteln zugeschriebenen Heilsverkündigungen und Sittengesetze als unantastbare Grundlage der christlichen Kirchengemeinschaften.

Der ganze Inhalt der Bücher des Neuen Testaments: Geschichtliches und Nichtgeschichtliches, Mystisches und Symbolisches, Glaubhaftes wie Unglaubliches, sind von den Verkündigern der Lehren Jesu in den Jahrhunderten nach Christo, also von späteren Kirchenlehrern zumeist, in ein Religionssystem zusammengefaßt worden, dessen Hauptsätze noch bis zur Stunde das Fundament des christlichen Glaubens bilden.

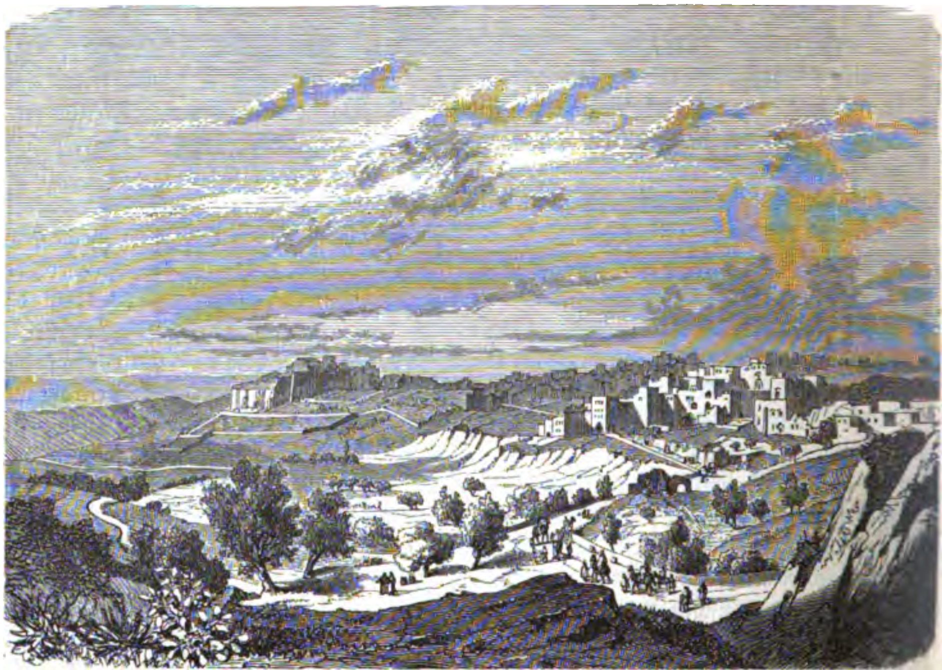
Der Hauptsatz der christlichen Glaubenslehre besteht darin, daß Gott, der Vater, seinen Sohn auf die Erde gesendet habe zum Heile der Welt, und dieser „eingeborene Sohn" durch eine reine irdische Jungfrau geboren worden sei. Der Sohn habe willig sein Leben hingegeben, um das in Sünden und Verderbniß versunkene Menschengeschlecht zu erlösen und mittels des christlichen Glaubens der ewigen Seligkeit zuzuführen. Die Offenbarung der christlichen Heilslehren sei weiterhin durch den heiligen Geist unserm Geschlechte übermittelt. — Sie kann freilich nur einem Bruchtheile desselben zugute gekommen sein; denn es bildet, wie oben angedeutet, die Zahl der Christen etwa ein Viertel der gesammten Menschheit, wenn man an der Schätzung der letzten Zeit festhält. Danach leben auf der Erde etwa 1300 Millionen Menschen, von denen sich 300 Millionen zur Religion Jesu Christi, 350 Millionen zur buddhistischen Glaubenslehre, 200 Millionen zum Mohammedanismus bekennen; die übrigen 450 Millionen gehören verschiedenen Religionen an oder sind Heiden.

Die Geschichte Jesu, wie sie von den Bekennern der christlichen Religion als beseligende Wahrheit geglaubt wird, dürfen wir, da wir für Leser schreiben, welche zum größten Theil sich zum Christenthum bekennen, als bekannt voraussetzen. Freilich wird die Glaubwürdigkeit des Inhalts der Evangelien, auch ihre geschichtliche Echtheit, ja ihre Möglichkeit überhaupt vielfach angefochten, vornehmlich von Denen, welche den geschichtlichen Urkunden näher getreten sind, und zwar selbst von vielen Theologen. Wir werden weiterhin darthun und die Gründe angeben, welche es diesen Forschern nahezu unmöglich machen, die historische Wahrheit selbst nur in Bezug auf Geburt, Leben und Tod des Urhebers der christlichen Religion festzustellen. Was wir hier in dieser Beziehung mittheilen, ist das Resultat gelehrter vergleichender Forschungen, und wenn auch die gemachten Angaben sich nicht durchweg streng historisch beweisen lassen, so wohnt ihnen doch dieselbe Glaubwürdigkeit inne, wie den Resultaten so vieler neueren Forschungen. Diese berichtigten die bisher als Geschichte geltenden Lebensbeschreibungen so mancher berühmten Männer des Alterthums, und stellten sie gar nicht selten als erfunden hin. Jedenfalls aber erachten wir es als Pflicht eines unparteiischen Historikers, nicht zu verschweigen, in welchem Lichte die Gegner der biblischen Offenbarung und des Glaubens an die Gottheit das Erscheinen und das Auftreten Jesu Christi darstellen und geheimnißvolle Vorgänge zu erklären suchen. Hierüber wird das Nachstehende eingehendere Mittheilungen geben.

In dem galiläischen Städtchen Nozereth (Nazareth) lebte ein Zimmermann oder Holzarbeiter Namens Joseph (Joszef), der mit einem Mädchen Namens Maria (Mirjam) verlobt war. Maria war die Tochter eines Mannes aus Judäa Namens Joachim (Jehonathan) und seiner Gattin Anna (Channa). Der Vater galt für einen Nachkommen des Königs David, lebte jedoch in ärmlichen Verhältnissen; aber sowol er als seine Frau waren fromme Leute, welche streng die jüdischen Religionsvorschriften beobachteten und ihre Tochter demgemäß erzogen. Als diese zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, ernährte sie sich und wahrscheinlich auch ihre mittellosen Eltern nothdürftig als Haarflechterin und Stickerin.

Noch vor der Hochzeit wurde Maria schwanger, und würde nach dem strengen jüdischen Gesetz dem Tode durch Steinigung verfallen gewesen sein, wenn Joseph sich nicht als Urheber ihres Zustandes bekannt hätte. Jüdische Geschichtschreiber behaupten, das Gerücht habe Joseph nicht als den Vater bezeichnet; vielmehr habe er nur, um Maria zu retten, sich aus Mitleid mit seiner Verlobten zu der Vaterschaft bekannt. Eine jüdische Schmähschrift geht so weit, einen Soldaten Namens Panthera als den Verführer der Maria zu nennen; eine andere, mehr glaubwürdige Nachricht giebt aber einen jungen Essäer Namens Euphanias als den Vater des Kindes an. Letztere Angabe hat, trotz ihrer Abenteuerlichkeit, vielfach Glauben gefunden; mögen unsere Leser ihre Glaubwürdigkeit prüfen.

Die Essäer oder Aszëim (Aerzte) waren jüdische religiöse Schwärmer, die eine Art von Ordensgemeinschaft bildeten, welche sich besonderen, strengen Regeln unterwarf. Sie waren meist achtungswerthe Leute, deren Sittenlehre auf drei Punkten beruhte: Liebe zu Gott, Liebe zur Tugend, Liebe zum Nächsten. Ihre Zahl belief sich nach Angabe des jüdischen Geschichtschreibers Josephus auf etwa viertausend. Die strengste Klasse dieser Sekte nannte sich Therapeuten. — Die Essäer lebten in ehelosem Zustande, und ihre Gemeinschaft vermehrte sich durch die Adoption männlicher Kinder, darunter der „irrenden Brüder“, sowie Erwachsener, welche nach harten und langen Prüfungen aufgenommen wurden. Ihre Kleidung bestand im Sommer aus einem einfachen, weißleinenen Gewande. Vor ihren Oberen durften die Ordensmitglieder keine Geheimnisse haben. Im Stillen übten die Essäer, wie es scheint, einen nicht unbedeutenden, sogar politischen Einfluß.



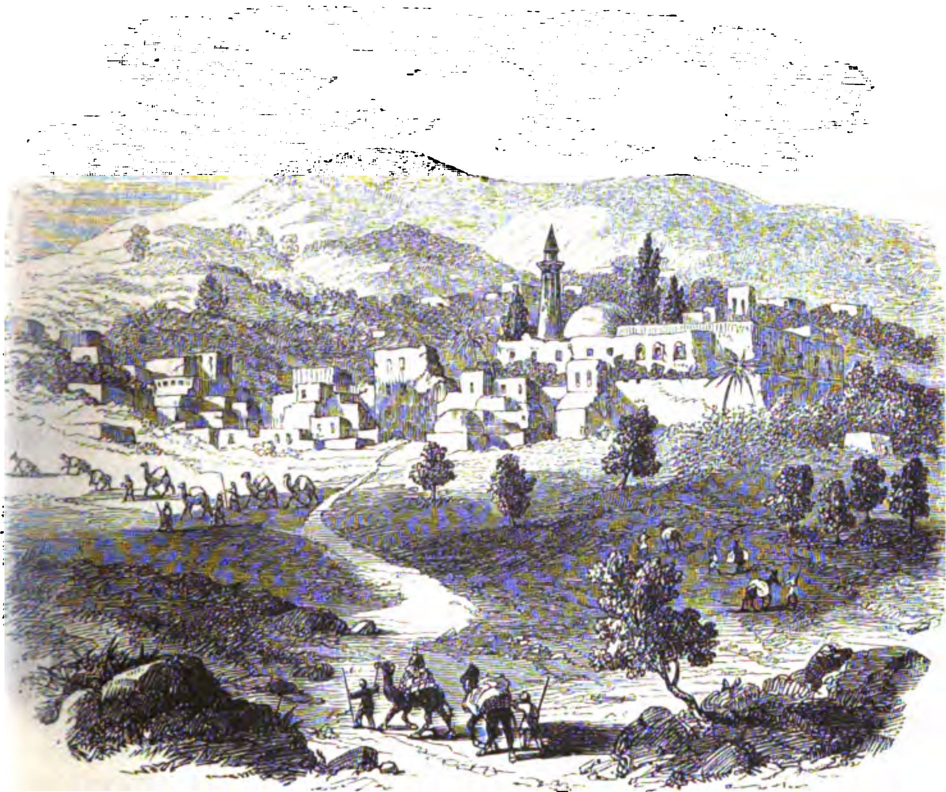
Bethlehem.

Die Umstände, unter welchen der junge Essäer Euphanias mit Maria zusammentraf, sind angeblich einem Manuskripte entnommen, in welchem einer der Vorsteher der Gesellschaft die Beichte des Euphanias niedergeschrieben hat. Die bezügliche Stelle lautet: „Und so ereignete es sich mit Maria. Denn der Bruder Euphanias hat bald den Aeltesten der Therapeuten zu Palästina gebeichtet, daß er in Nazareth gewesen sei, um die Zeit nach dem Passahfeste. Da habe er, von dem Wege erschöpft, ein offenes Haus gesehen und darinnen ein Mädchen, welches mit starren Augen aufgeschaut habe zum steilen Tabor.

„Und als sie ihren Blick hingesendet über das Thal mit den galiläischen Hirten, und durch die Gebirgsschlucht auf den schmalen Streifen vom Galiläischen Meer: da sei ein Wetter entstanden am Himmel mit Feuer und Sturm. Und als die Erde gebebt, da habe das Mädchen laut nach einem Manne Namens Joseph gerufen, der auf dem See gewesen, — und sie habe laut gebetet, daß Gott ihn erhalten möge, damit erfüllet würde ihres Leibes Sehnsucht. Und weil die Jungfrau schön gewesen und herrlich anzuschauen, da hat der Bruder Euphanias, angethan mit dem weißen Gewande der Essäer, der Sinne

Macht gefühlt und ist näher getreten, als er gehört, wessen ihr Herz voll war. Und er hat gesagt: „Fürchte dich nicht — du sollst den Sohn gebären, den du wünschest“. — Da hat die Jungfrau gefragt: „Soll ich als Jungfrau schwanger werden? — Ich bitte Gott, meinen Leib zu segnen, daß er gebäre den Befreier des Volks und einen neuen Joschua.“

„Aber der essäische Bruder redete ihr zu, daß er Macht habe, sie zu segnen und ihren Leib fruchtbar zu machen, und daß er es thue im Geiste, dem er diene. Er aber war in Juda gewesen und hatte gehört, daß des Zacharias lange unfruchtbar genanntes Weib bereits vom Geiste gesegnet und im sechsten Monat schwanger sei. Und als er dieses der Maria erzählte, faßte sie Vertrauen zu dem Jünglinge, der gereizt war von ihrer Schönheit und frommen Sehnsucht, und derselbe führte sie in den Rausch des Genusses.



Das heutige Nazareth.

„Ehe aber Maria daraus erwachte, hatte der Jüngling seine That erkannt und war entflohen, wenige Zeit ehe Joseph über den See heimkehrte. Und Maria kam zu sich und sah den Jüngling nicht mehr; aber sie wußte im reinen Herzen nicht, was ihr geschehen sei und erzählte Joseph einen Traum, da sie glaubte, der Engel habe sie in heilige Verzückung gebracht. Aber sie vermochte Joseph nicht ruhig anzuschauen wie früher, und Joseph nahm Abschied, da er erkannte, was vorgefallen war.“

Die ungewöhnliche, blendend weiße Essäerkleidung des Euphanias mochte in Maria den Glauben an eine Engelserscheinung bestärken — so meinen Diejenigen, welche den jüdischen Ueberlieferungen Glauben beimessen. Diese Ansicht gewinnt insofern an Wahrscheinlichkeit, als auch nach der religiösen Tradition, den Evangelien, häufig weißglänzende Engel erscheinen, welche die Zweifler an den biblischen Wundern eben auf die Essäer zurückführen, die nach der weiterhin mitgetheilten historischen Tradition so thatkräftig in der Geschichte Jesu auftreten.

Der vorzeitig geborene Knabe wurde als Sohn Joseph's mit dessen später von Maria geborenen Kindern — vier Söhnen und zwei Mädchen — in Nazareth aufgezogen.

Jeschua lernte das Handwerk seines Vaters und begleitete denselben oftmals nach dem drei Tagemärsche entfernten Jerusalem. Als er dreizehn Jahre alt war, wurde die Feierlichkeit an ihm vollzogen, welche ungefähr unserer Konfirmation entspricht und die auf Hebräisch Bramitzwa genannt wurde. Hierbei hielt er, wie gebräuchlich, einen kleinen Vortrag über den Auszug aus Aegypten, der die Aufmerksamkeit der Rabbinen auf ihn lenkte.

Der Knabe Jeschua erwarb sich Geschicklichkeit in der Tischlerei und arbeitete häufig in Jerusalem. — Damals hielten es die gelehrtesten Leute für keine Schande, ihren Unterhalt durch ein Handwerk zu erwerben, und unter ihnen befanden sich angesehene Rabbinen, wie Rabbi José, der Gerber; R. Jehuda, der Bäcker; R. Schimeon, der Färber; R. Jochanan, der Sandalenmacher u. s. w. Die Rabbinen hielten Schulen, welche von jungen Leuten, Handwerkern und Anderen, besucht wurden. Die bereits Fortgeschrittenen oder Graduirten darunter hießen Chaberim (Beisitzer oder Gefährten) und die Anfänger Talmudin oder Ketanin (Jünger oder Schüler). Sehr berühmt war die Schule des Rabbi Hillel aus dem Geschlechte David's, die von dem jungen Jeschua besucht wurde. Hillel trachtete danach, daß man mehr auf den Geist des mosaischen Gesetzes als auf den Buchstaben achtete, im Gegensatz zu den Pharisäern und Zeloten, die am Buchstaben klebten. Jeschua wurde bald Beisitzer in der Schule, und er konnte nun seine eigenen Ansichten vortragen. Obwol er sich keiner der bestehenden Sekten anschloß, so hielt er sich doch hauptsächlich zu den Essäern, deren Vorsteher, sein Talent erkennend, ihm gestatteten, an ihren Versammlungen Theil zu nehmen, ohne in ihre Vereinigung zu treten.

Jeschua betrieb sein Handwerk in Jerusalem mehrere Jahre lang, und als sein Vater starb, sorgte er als ältester Sohn für seine Mutter und jüngeren Geschwister. Er hatte mit der Zeit ein bedeutendes Ansehen unter dem Volke gewonnen, hauptsächlich durch seine freisinnig-menschenfreundlichen Lehren, die freilich wesentlich von denen der zwar sehr angesehenen, aber nicht beliebten Pharisäer abwichen. — Rabbi Schimeon, der seinem verstorbenen Vater, Rabbi Hillel, als Vorsteher der Schule gefolgt war, billigte das Streben Jeschua's und ernannte ihn feierlich zum Rabbi durch Auflegen der Hände auf sein Haupt. Dadurch wurde Jeschua ein angesehener Mann und erlangte auch unter Anderem das Recht, in den Sanhedrin (hohen Rath) gewählt zu werden, sowie auch das, eine eigene Schule zu gründen und Schüler anzunehmen. Durch seine Lehren suchte er zunächst eine Reformation des Judenthums im Sinne der alten Propheten anzubahnen.

Die alten Propheten hatten die Ankunft eines Messias verheißen, welcher die Herrlichkeit des Jüdischen Reiches wiederherstellen würde, wie es zur Zeit David's gewesen war. Dieser Held sollte aus dem Geschlecht David's erstehen und in Bethlehem geboren werden. Rabbi Hillel sowol wie die Angeseheneren unter den Schriftgelehrten waren einig darüber, daß die Zeit, welche die Propheten für dessen Erscheinen bestimmt hatten, längst vorüber sei. Jeschua war derselben Ansicht und hielt das Auftreten eines solchen Befreiers unter den damaligen Verhältnissen am allerwenigsten für möglich. In ihm befestigte sich immer mehr und mehr der Gedanke, der Reformator des Judenthums zu werden, für Abschaffung der blutigen Opfer und der überflüssigen Ceremonien zu wirken und die Ausbreitung des Gottesreiches über die Grenzen des jüdischen Volkes auszudehnen, das heißt den Glauben an einen einzigen unsichtbaren, allmächtigen, barmherzigen und ewigen Gott zu verbreiten.

Die Vorsteher der Essäer, mit denen er sich häufig berieth, billigten seinen Plan, wußten ihm aber zu beweisen, wie es zur Ausführung einer so großen Idee nöthig sei, daß er andere Völker kennen lerne und sich namentlich mit dem Inhalte der griechischen Philosophie bekannt mache. Diesen Zweck erreiche er am besten, wenn er nach Alexandria ginge, wo er überdies in den dort lebenden Juden und Essäern Stützen finden würde.

Die gebildeten Juden in Alexandria strebten danach, die jüdischen Religionsansichten mit der griechischen Philosophie in Einklang zu bringen. Namentlich that dies Jedidja, der unter seinem griechischen Namen Philo bekannt ist. Jeschua blieb mehrere Jahre in Alexandria und mochte etwa 28 Jahre alt geworden sein, als er in seine Heimat zurückkehrte, bereichert mit Kenntnissen mannichfacher Art. — In der Kulturgeschichte Aegyptens haben wir über die von den Priestern eifrig gepflegten Wissenschaften weitläufiger geredet. Zu diesen gehörte vorzugsweise die Heilkunde, welche auch hauptsächlich von den Essäern betrieben wurde. Jahrtausende lange Erfahrungen hatten die ägyptischen Aerzte besonders mit denjenigen Krankheiten bekannt gemacht, welche in ihrem Lande und auch in Palästina vorzugsweise heimisch waren, wie aus einem jüngst erst von Professor G. Ebers veröffentlichten uralten Papyrus hervorgeht. Dazu gehörte Aussatz, Augenübel und geistige Krankheiten, vom Blödsinn bis zur Tobsucht; ferner Krämpfe und fallende Sucht, welche Krankheiten den Wirkungen böser Geister und des Teufels zugeschrieben wurden. Daß Jeschua solche Krankheiten heilte, geht auch aus den Evangelien hervor.



Christusbild aus dem sechsten Jahrhundert.

Das Ansehen des jungen Rabbi konnte in seiner Heimat durch seinen Aufenthalt in Alexandria, der damaligen Weltuniversität und dem Hauptsitz aller Gelehrsamkeit, nur gewonnen haben. Dieses Ansehen wurde, wie es scheint, durch ein imponirendes und gewinnendes Aeußere unterstützt. Ein Bild von Jeschua oder Jesus, wie wir ihn ferner nach der griechischen Schreibweise nennen wollen, hat sich nicht erhalten, wol aber überliefert uns die Tradition zwei Beschreibungen von ihm, deren historische Echtheit sich indessen ebenfalls nicht zweifellos beweisen läßt. Wir führen sie nur an, da jede, auch noch so dürftige Nachricht über unsern Glaubenslehrer von hohem Interesse sein muß.

Die eine Beschreibung soll einem Briefe entnommen sein, den Lentulus, der Vorgänger des Pontius Pilatus, an den römischen Senat schrieb, und den ein gewisser Eutropius in den römischen Annalen aufgefunden haben will. Sie lautet: „Jesus ist ein Mann von hoher, ansehnlicher Statur mit ehrwürdigem Gesicht, so daß, wer ihn ansieht, ihn sowol lieben als fürchten kann. Die Haupthaare aber sind gelockt und gekräuselt, etwas dunkelfarbig und glänzend; sie fallen über die Schultern herab und sind in der Mitte des Hauptes gescheitelt, nach der Sitte der Nazarener. Seine Stirn ist frei und überaus heiter; sein Gesicht, welches eine mäßige Röthe ziert, ist ohne Falten und ohne irgend einen Makel, Nase und Mund ganz untadelhaft, sein Bart stark und dunkel wie die Haare, nicht lang aber getheilt, die Augen graublau und klar. Niemals sah man ihn lachen, oft aber weinen. Seine Hände und Arme sind herrlich anzuschauen. Im Gespräch ist er karg und bescheiden, der Schönste unter den Menschenkindern".

Die andere Beschreibung, die einem gewissen Nicephorus zugeschrieben wird, lautet: „Seine Gestalt war, wie uns die Alten berichten, also beschaffen: Es hatte der Herr ein schönes, lebhaftes Gesicht. Die Länge seines Leibes erstreckte sich bis auf sieben ganze Schuh.

„Er hatte ein goldgelbes und nicht allzu dickes, am Ende krauses Haar, schwärzliche und nicht zu sehr gebogene Augenbrauen. Aus den blitzenden Augen leuchtete eine wunderbare Holdseligkeit. Sie waren munter und frisch, die Nase länglich, das Barthaar gelblich und nicht zu lang. Die Haare des Hauptes trug er etwas lang, denn kein Schermesser war auf sein Haupt gekommen, noch irgend eines Menschen Hand, ausgenommen die seiner Mutter und auch nur in der zarten Kindheit. Der Hals war wohlgebildet und nicht sehr ausgedehnt und ausgestreckt. Das Angesicht war nicht ganz rund, auch nicht ganz zugespitzt, sondern wie das seiner Mutter, etwas länglich. Das Haar hatte die Farbe des reifen Weizens; aus dem Gesicht, das eine mäßige Röthe überflog, leuchtete Ernst und Klugheit, Sanftmuth und Freundlichkeit hervor". — Die Kleidung Jesu war die der jüdischen Rabbinen: eine Tunika ohne Aermel, die bis auf die Kniee reichte, und ein Oberkleid; die Kopfbedeckung war ein Turban, wie ihn ähnlich heute noch die Orientalen tragen. Jesus barhäuptig darzustellen, ist ein typisch gewordener Irrthum der Künstler.

Wie sehr das Ansehen des großen Rabbi gestiegen war, ging daraus hervor, daß man ihn, als eine Stelle im großen Rathe (Sanhedrin) frei wurde, in denselben wählte. Dies erklärt auch sein bei Lukas (7, 36—50) angeführtes Urtheil über die Ehebrecherin, welches ihm kraft seines Amtes zukam. Jesus lehrte, „daß ein reines Leben Gott wohlgefälliger sei als Opfer", was auch schon die Propheten gesagt hatten, aber den Ansichten der Pharisäer eben so entgegenstand wie denen der Heiden. — Das Ansehen des milden Sittenprediges beim Volke stieg mehr und mehr, aber mit ihm auch der Haß der Pharisäer. Die Vornehmsten des Volkes schenkten diesem Einfluß des hochverehrten Rabbi größere Aufmerksamkeit und beschlossen, denselben zur Ausführung von Umsturzplänen, mit denen sie sich herumtrugen, zu benutzen.

Die Tyrannei der Römer war unter der Herrschaft des Kaisers Tiberius unerträglich geworden, den Juden kaum der Schein der Unabhängigkeit geblieben. Mit fieberhafter Gier suchten die Führer des Volkes nach dem Retter aus der Tyrannei.

Eines Tages wurde Jesus zu einer Versammlung im Tempel eingeladen, um über die Anschaffung eines neuen Schildes für den Hohenpriester zu berathen. Er fand in einem der Säle den Hohenpriester, viele angesehene Rathsherren, Rabbinen und Priester versammelt und erfuhr, daß man nicht über den vorgegebenen Gegenstand, sondern über die Möglichkeit einer Befreiung von dem Römerjoche berathen wollte. Man sprach die Ansicht aus, daß der von den Propheten verkündete Messias ohne Mitwirken nicht zu erwarten sei, und machte Jesus geradezu den Vorschlag, als Messias aufzutreten. Das Ansehen, welches er beim Volke genösse, und auch der Umstand, daß über die Person seines Vaters ein Dunkel herrsche, lasse ihn neben seiner großen Begabung ganz besonders zu dieser Rolle geeignet erscheinen, wie auch der weitere Umstand, daß seine Mutter dem Stamme David's entsprossen sei. Günstig sei es endlich, daß gerade der Schwärmer Jochanan (Johannes der Täufer) die nahe Ankunft des Messias verkünde. Alles dies, in Vereinigung mit ihrer Anerkennung werde hinreichen, das Volk zu überzeugen, daß er der ersehnte Messias sei. Er möge sich aus den edelsten Töchtern des Volkes eine Gattin wählen und ein Herrscherhaus gründen; für das Weitere möge er Gott und sie, die Verschworenen, sorgen lassen.

Jesus, der durch einen solchen Vorschlag höchlich überrascht war, wandte ein, daß ihn die Römer augenblicklich als Hochverräther würden hinrichten lassen; allein man behauptete dagegen, daß dieselben sich einer solchen gesetzlich vorgenommenen Wahl, die noch dazu ein religiöses Gepräge trage, nicht widersetzen würden; wenn dadurch Ruhe und Ordnung hergestellt werde, so würden sie ihre Statthalter und Heere abberufen. Im Fall sie sich aber mit Waffengewalt widersetzten, sei man auch darauf gefaßt. Einige frühere Obersten der königlichen Truppen erklärten, daß wegen der auswärtigen Kriege die Römer im Augenblick kein Heer gegen Palästina würden aufbringen können, und daß sogar ein bewaffneter Aufstand alle Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich habe.

Jesus erbat sich Bedenkzeit. Die Vorsteher der Essäer riethen ihm aus verschiedenen Gründen ab, auf den Vorschlag einzugehen. Die Messias-Idee aber, meinten sie, ließe sich auch dadurch verwirklichen, wenn Jesus das Volke lehre, daß des Messias Reich mit dem allgemeinen Gottesreiche identisch sei. — Als die Partei der Unzufriedenen sahen, daß Jesus unentschlossen blieb, dachten sie darauf, ihn in solcher Weise in ihre Sache zu verwickeln, daß er nicht mehr zurücktreten könne.



Johannes der Täufer.

Zu diesem Ende sollte der Rabbi Jesus veranlaßt werden, in einem der größten Bethäuser Jerusalems am nächsten Sabbath einen Vortrag zu halten, bei welcher Gelegenheit ein angesehener Priester ihn als den Messias, „den Gesalbten Gottes", erklären wollte.

Es war der zweite Sabbath vor dem Neujahrsfeste (Anfang unsers Septembers). In seinem Vortrag über eine Stelle aus dem 16. Kapitel des Jesaias nahm Jesus die Gelegenheit wahr, über die Ausbreitung des Gottesreiches zu reden und einfließen zu lassen, daß die römische Regierung, die ohne Gottes Willen nicht bestehen würde, das Gute habe, die Juden gegen die Angriffe anderer Völker zu schützen, daß sie die Religion der Juden achte, und daß diese daher Ursache hätten, mit den gegenwärtigen Zuständen

zufrieden zu sein. — Infolge dieser Rede mußte freilich die Ausrufung zum Messias unterbleiben, und die Verschwörer fingen an besorgt zu werden, daß ihre Absichten durch Jesus oder seine Anhänger verrathen werden möchten.

Johannes der Täufer. Daß man damit umging, Jesus zum König auszurufen, ist auch in den Evangelien angedeutet; nach ihnen aber hielt er es für nöthig, einer solchen Uebereilung dadurch vorzubeugen, daß er Jerusalem verließ. Begleitet von seinen Jüngern (Talmudin) wanderte Jesus nun lehrend im Lande umher.

Sein Handwerk hatte Jesus wahrscheinlich ganz aufgegeben; denn wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde ihn der Talmud als Rabbi Jeschua, den Tischler, aufführen. Wahrscheinlich lebte er mit seinen Jüngern von dem, was man ihm für Heilung von Kranken freiwillig gab, sowie von Gaben, die er von Wohlhabenden, besonders fromm-gläubigen Frauen, erhielt (Lukas Kapitel 8, 3).

Während manche der Verschworenen noch immer hofften, daß Jesus ihren Vorschlägen doch noch Gehör schenken würde, zumal sein Ansehen immer mehr und mehr stieg, vermehrte sich auch die Zahl und Erbitterung seiner Feinde, besonders der Pharisäer, gegen welche er immer entschiedener auftrat. Als Jesus nach Galiläa ging, verdächtigte man ihn bei dem Fürsten jenes Landes, Herodes Antipas, als einen gefährlichen Menschen, der damit umgehe, die mosaische Religion abzuschaffen. Dies bewog Jesus, nach Phönikien und von da über Seleukia an das nordöstliche Ufer des Galiläischen Sees zu gehen, welches zu Batanäa, einem von Heiden bewohnten, nicht dem Antipas unterworfenen Lande gehörte. Ueberall, wohin er sich wendete, war er indessen von Spionen seiner Feinde umgeben, welche eifrig Thatsachen sammelten, um ihn wegen Verletzungen des mosaischen Gesetzes anzuklagen.

Da Jesus einsah, daß er in jenen Gegenden für die Ausbreitung des Gottesreiches nicht so wirksam sein könne als in Jerusalem, wo er, selbst wenn er seinen Feinden offen entgegentrat, als angesehener Rabbi, Mitglied des Hohen Rathes und umgeben von Anhängern noch immer sicherer war, als in der Nähe eines gewaltthätigen Fürsten, so kehrte er gegen Ende des September zu dem bevorstehenden hohen Feste dorthin zurück. — Sein Ansehen beim Volke war nicht gesunken und wurde namentlich durch seine glücklichen, oft wunderbar scheinenden Kuren an Kranken gesteigert; allein diese lieferten seinen Feinden auch ein Mittel, ihm bei dem Volke zu schaden, indem sie ihn als einen Zauberer hinstellten, der die Teufel kraft seines Bündnisses mit der Teufel Oberstem austreibe. Diese Beschuldigung hatte bei den an Zauberei glaubenden Juden großes Gewicht.

Trotzdem zweifelten Jesu Feinde daran, ihn durch ein Urtheil des Hohen Rathes zu verderben, in welchem er auf viele Freunde rechnen durfte. Sie wählten daher einen sicherern Weg, den ihnen auch die Furcht anrieth, da den Römern Gerüchte über eine Verschwörung gegen ihre Herrschaft zu Ohren gekommen sein möchten. Man sandte zu dem Zwecke eine anonyme Anschuldigung direkt nach Rom, in welcher Jesus als ein gegen dessen Herrschaft konspirirender Unzufriedener dargestellt wurde, und wobei man einfließen ließ, daß ein Todesurtheil gegen denselben, selbst nach jüdischen Gesetzen, um so leichter herbeizuführen sei, als er sich vielfach religiöse Vergehen habe zu Schulden kommen lassen, auf welche Todesstrafe stehe.

Man weiß nicht, ob diese Denunciation von den Pharisäern oder von den Verschwörern, oder endlich von Herodes Antipas ausging, der selbst nach der Herrschaft über Judäa strebte und fürchten mochte, daß Jesus ihm gefährlich werden könne. Die Wirkung einer solchen heimlichen Anklage konnte unter Tiberius nicht zweifelhaft sein, wo ein bloßer Verdacht selbst gegen einen angesehenen Römer hinreichte, denselben dem Tode zu überliefern. Pontius Pilatus, der römische Statthalter, erhielt daher den bestimmten Auftrag, Jesus hinrichten zu lassen, selbst wenn er seine hochverrätherischen Absichten nicht eingestehen sollte, und in diesem Falle solle er, um den Juden sich gefällig zu erweisen, das Urtheil

durch Uebertretung der jüdischen Gesetze seitens des Rabbi motiviren, was die Todesstrafe nach sich zog. Sollte das Schreiben noch vor den Festtagen eintreffen, so sollte Pilatus das Urtheil sogleich vollstrecken lassen, da die große Ansammlung des Volkes in Jerusalem leicht Unruhen veranlassen könnte.

Am Abend des 15. Niszan (24. März), als Jesus mit seinen Schülern beisammen saß, mit denen er Verabredungen in Bezug auf das am Abend des nächsten Tages beginnende Peszach-Fest getroffen hatte, trat der römische Centurio Quirilius Cornelius in das Zimmer und erklärte, daß er den Auftrag habe, den Rabbi zu verhaften; die Gründe kenne er nicht; er habe nur dem bestimmten Befehl zu gehorchen. Auf Verlangen zeigte er folgenden schriftlichen Befehl vor:



Christusbild (vom Schweißtuch der heiligen Veronica). Nach Corregio.

„Pontius Pilatus, Landpfleger von Judäa, nach Ansicht eines kaiserlichen Befehls, wodurch die Verhaftung des Jeschua von Nazareth befohlen wird, und in Befolgung dieses Auftrags, verfügt: der Centurio Quirilius Cornelius wird angewiesen, den Rabbi Jeschua aus Nazareth sofort zu verhaften, den- selben in sichern Gewahrsam zu nehmen und die Prätur von der geschehenen Verhaftung in Kenntniß zu setzen.“

Es sind Berichte über das von Pilatus abgehaltene Verhör vorhanden, eben so wie der Wortlaut des Urtheils; thatsächlich steht fest, daß Jesus nicht von den Juden, sondern von Pontius Pilatus zum Tode durch Kreuzigung verurtheilt wurde. Die Juden hatten daran nur als Ankläger und Zeugen Theil. — Jesus wurde am Abend des 14. Niszan verhaftet (nach den Evangelien am 13.), und nach den gesetzlichen Bestimmungen durften weder an Festtagen, noch an dem Tage vorher weder Verhöre, noch Gerichtsverfahren bei den Juden stattfinden. Das Urtheil wurde bei ihnen auch nie an demselben Tage ausgesprochen; und wäre es über Jesus auch wirklich am Donnerstage gefällt worden, so hätte es am Freitag nicht ausgeführt werden können, da an diesem Tage bei den Juden keine Hinrichtungen stattfinden durften. Hätten die Juden Jesus verurtheilt, so würde er gehängt, vorher erdrosselt, aber nicht gekreuzigt worden sein; die Kreuzigung war bei ihnen niemals gebräuchlich gewesen, bei den Römern aber damals die gewöhnliche Strafe für Hochverrath.

Die Tagesstunde der Hinrichtung läßt sich nicht genau feststellen. Wenn auch das Gerichtsverfahren schon früh am Tage begonnen haben mochte, so nahm doch das Verhör, die Vorbereitungen zur Hinrichtung und der Zug mit dem schweren Kreuz nach dem über eintausenddreihundertzwanzig Schritt entfernten Golgatha, beträchtliche Zeit in Anspruch, und es muß also wenigstens Mittag geworden sein, ehe die Hinrichtung stattfinden konnte.

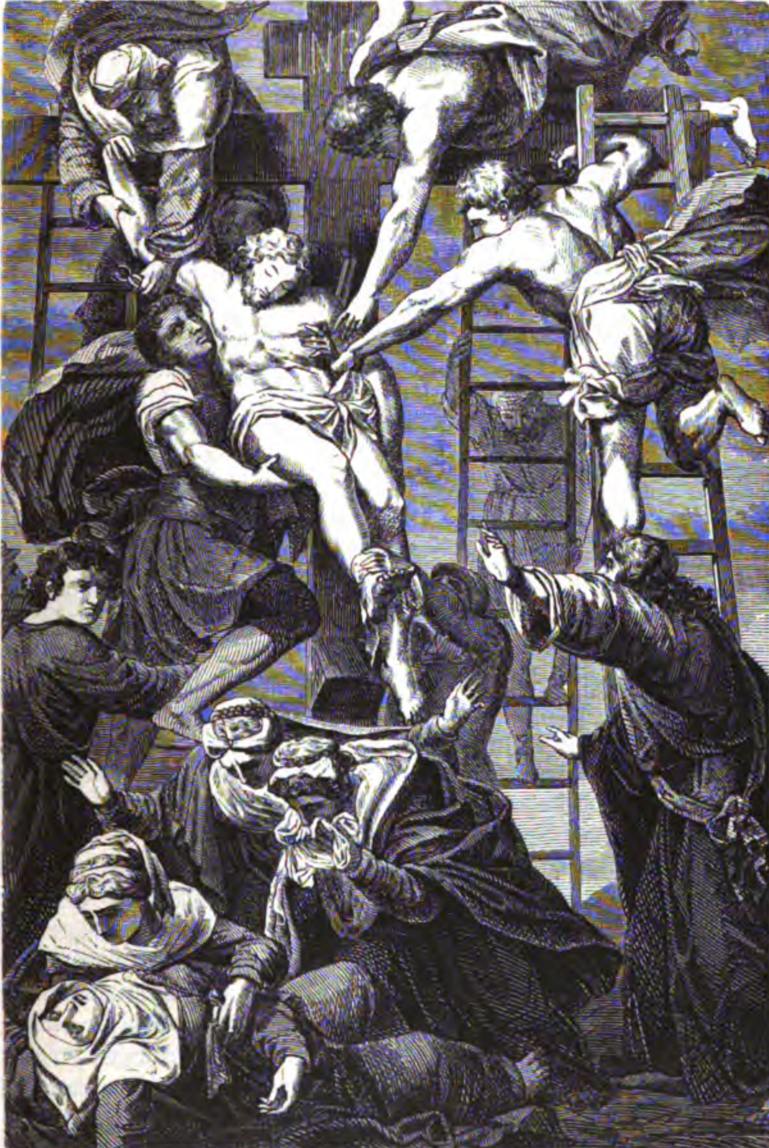
Kreuzestod Jesu. Die Kreuzigung war eine sehr grausame Todesart, denn die Gekreuzigten lebten nicht selten noch mehrere Tage, wenn der Tod durch keine besonderen Umstände beschleunigt wurde. Die Arme des Hinzurichtenden wurden vermittels durch die Handflächen geschlagener Nägel an dem Querholz festgehalten, die Beine mit Stricken zusammen und an den Pfahl gebunden. Da die Nägel in den Händen einen schweren Körper nicht tragen konnten, so wurde auch oft als Stütze für die Füße unter denselben ein Bret angenagelt. Als Titus Jerusalem eroberte, bewirkte der jüdische Geschichtschreiber Josephus, daß drei seiner Freunde befreit wurden, die schon mehrere Tage am Kreuz gehangen und unmenschliche Qualen ertragen hatten; zwei davon starben, der dritte aber wurde dem Leben wiedergegeben.

Schon gegen drei Uhr Nachmittags hörten die Dabeistehenden den ans Kreuz geschlagenen Jesus laut einige Worte ausrufen; darauf sank sein Haupt, und allem Anschein nach verschied er. Ein so schneller Tod war sehr ungewöhnlich, allein durch die bei Verurtheilten vor der Hinrichtung übliche Geißelung und den anstrengenden Hingang zum Richtplatz, unter der Last des großen und sehr schweren Kreuzes, zumal in der Sonnenhitze, konnten wol die Kräfte des edeln Dulders erschöpft und auf diese Weise ein so frühzeitiger Tod herbeigeführt worden sein.

Wenn sich auch die Jünger Jesu fern hielten, so hatten doch seine angesehenen Anhänger nicht dieselben Gründe, der Kreuzigung nicht beizuwohnen, und Manche von ihnen waren in der That nahe, in der Absicht, einen günstigen Umstand zur Rettung ihres Freundes zu benutzen. Das ungewöhnlich schnelle Verscheiden Jesu mußte die Essäer unter ihnen, welche Aerzte waren, auf den Gedanken bringen, daß nicht der Tod, sondern nur eine dem Tode ähnliche Ohnmacht eingetreten und bei rechtzeitiger Behandlung und Pflege eine Wiedererweckung wol möglich sei. Rabbi Nicodemus und Joseph von Arimathia begaben sich schleunigst zu Pilatus, meldeten ihm den bereits erfolgten Tod Jesu und baten ihn, zu gestatten, daß sie den Leichnam vom Kreuze nehmen und ihn begraben dürften, da es gegen das jüdische Gesetz sei, einen Leichnam über Nacht hängen und überhaupt unbegraben zu lassen. Obwol sich Pilatus nicht viel um das kümmern mochte, was bei den Juden Sitte war, besonders wenn ein römisches Gesetz entgegenstand, so fand er es doch für gut, die Bitte zu gewähren, nachdem der Befehl des Kaisers erfüllt war; oder weil, wie ihm Nicodemus vorstellte, das bereits durch die Hinrichtung erbitterte Volk durch eine Mißachtung jüdischer Gesetze, besonders zu dieser festlichen Zeit, zu einem Aufstand veranlaßt werden könnte. Von einem Offizier begleitet, eilten die beiden treuen Freunde zurück nach der Hinrichtungsstätte auf Golgatha. Jesus wurde vom Kreuz genommen und sein Körper ohne Weiteres seinen Freunden überlassen. Die Erwartungen derselben erfüllten sich.

Unter kundigen Händen und sorgsamer Behandlung erwachte Jesus aus seiner tiefen Ohnmacht. Er ist, wie auch die in den Evangelien enthaltene Tradition bestätigt, nach seiner Kreuzigung noch mehrmals gesehen worden. Daß über alle Vorfälle nach derselben das tiefste Geheimniß beobachtet werden mußte, liegt in der Natur der Sache. Man will indessen in Alexandrien ein Manuskript gefunden haben, in welchem von den bei der Rettung Jesu betheiligten Essäern Bericht abgestattet ist, und in welchem zugleich auch weitere Nachrichten über den Ausgang des großen Reformators enthalten sind. In dieser Schrift ist der Versuch gemacht, die Erzählung der Essäer mit der in den Evangelien in Einklang

zu bringen, und daraus geht hervor, daß sie erst im zweiten Jahrhundert, mit Benutzung der essäischen Archive geschrieben sein kann. Dieses Bestreben, den Inhalt der Schrift mit den Evangelien in Uebereinstimmung zu bringen, ist zwar leicht erklärlich, allein es beeinträchtigt den historischen Werth derselben, obwol sie im Uebrigen den Anschein der Glaubwürdigkeit trägt.



Kreuzabnahme. Nach Daniello da Volterra.

Nach der Kreuzigung. Da die in den Evangelien erzählte Himmelfahrt dem Geschichtschreiber werthlos erscheint, und andere Nachrichten über das Schicksal Jesu nach seiner Kreuzigung nicht vorhanden sind, so geben wir in der Kürze die in dem angeblich essäischen Manuskript enthaltenen.

Unter der sorgsamsten Pflege erholte sich Jesus bald von seiner großen Erschöpfung soweit, daß er die Reise nach Galiläa antreten konnte, wo er mehr in Sicherheit war als

in der Nähe von Jerusalem. Hier predigte er dem Volke und lehrte auch seinen Jüngern die Kenntnisse, die er selber von den Therapeuten sich angeeignet hatte; so u. A.: Krankheiten zu heilen, die Wirkungen von Pflanzen und Salzen zu erkennen, Thiere unschädlich zu machen, Gifte zu überwinden und dergleichen weiter. Die Jünger und das Volk, das mit ihnen gekommen war, blieben viele Tage in der Gegend, und Jesus belehrte sie, wie sie leben sollten und die Lehre (von dem Gottesreich) in seinem Namen verbreiten.

Die Aeltesten der Essäer erhielten aber Nachricht, daß die heimlichen Boten des Hohen Rathes in Jerusalem von der Bewegung in Galiläa und den Versammlungen am Berge Karmel Nachricht erhalten und Auftrag gegeben hätten, Jesus in der Stille gefangen zu nehmen und zu tödten. — Da das aufgeregte Volk Jesu Lehre nicht völlig begriff, sich aber für seine Person sehr begeisterte und damit umging, ihn zum Könige auszurufen, so ließ sich Jesus durch Joseph von Arimathia bewegen, sich, nach der angezogenen Darstellung, gänzlich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nachdem er von seinen Freunden und auch von seinen Jüngern Abschied genommen hatte, begab er sich, von Joseph und Nicodemus begleitet, zu den Therapeuten, welche in der Nähe des Todten Meeres ihre Wohnsitze hatten, wo er sehr schwach und krank ankam.

„In Jerusalem", heißt es weiter in dem Bericht, „wußten es aber nur Johannes und Matthäus, daß Jesus in das Dunkel des Essäerbundes zurückgekehrt sei, um zu verhindern, daß er zum weltlichen Fürsten ausgerufen werde. Joseph und Nicodemus sind aber in dieser Zeit dreimal bei ihm in der Einsamkeit gewesen. Und wenn sie zurückgekehrt waren, brachten sie eine Nachricht von ihm. Sein Leib war jedoch nicht stark genug, die früheren Martern ganz zu überwinden; dazu fehlte es ihm an Ruhe. Des Geistes Sehnsucht nach den Jüngern und die Spannung seiner Seele, der Gedanke, daß etwas versäumt werden könne, wie endlich sein beunruhigtes Gemüth, das in der Einsamkeit keine Nahrung fand, zehrten an seinem Leibe und machten ihn löslich. Es waren Joseph und Nicodemus zuletzt bei Jesus gewesen, als der sechste Vollmond vorüber war. Da kamen sie zu unserer Gemeinde, als wir das Liebesmahl feiern wollten, und entdeckten den Aeltesten das Geheimniß. Und ihre Herzen waren schwer von großer Trauer, denn der Auserwählte war aufgenommen in die himmlischen Gefilde des Vaters. Und ohne Schmerz hatte sein ewiger Geist die Leibesfessel gesprengt, und sanft wie sein Leben, war auch seine Erlösung. Und er wurde begraben von den Therapeuten am Todten Meer, wie es Gesetz ist in der Brüderschaft. Nicodemus aber befahl Stillschweigen über seines Freundes Tod gegen Alle, die nicht im obersten Grade der Brüderschaft arbeiteten." —

Die Lehren Jesu entwickelten sich nach seinem Tode auf eine ähnliche Weise, wie diejenigen anderer israelitischer Sittenlehrer. Sie wurden Gegenstand und Bestandtheil der **mündlichen Lehre** im Gegensatz zu der schriftlich aufgezeichneten heiligen (biblischen) Lehre, und pflanzten sich auf die Nachkommen mündlich fort, bis sie endlich später schriftlich theils in den christlichen Büchern, theils im Talmud aufgezeichnet wurden.

Petrus. Die nächste Folge der reformatorischen Wirksamkeit Jesu war, daß sich eine jüdische Gemeinde bildete, welche die Opfer abschaffte und Vorbereitungen zur Einführung eines geläuterten Gottesdienstes machte. Die erste Gemeinde trat zusammen am Feste der Erinnerung an die Verkündigung der zehn Gebote auf dem Sinai. Diese neue Gemeinde nannte man **Nozrim** (Nazarener). An der Spitze dieser in Gütergemeinschaft lebenden Gemeinde standen begreiflicherweise die Jünger Jesu, deren Haupt damals **Simon** mit dem Beinamen **Petros** war. Nach dem Evangelium des Matthäus soll ihn Jesus **Kephas** genannt haben; allein dies ist weder ein rein hebräisches noch ein Wort des damals von den Juden gesprochenen chaldäischen Dialekts; das Wort **Kepha** findet sich erst in dem viel später kompilirten Talmud, wo es nur im Plural gebraucht wird und harte Körper, z. B. Hagelkörner, bedeutet. Im Evangelium Johannis nennt Jesus den Simon auf Griechisch **Petros**, was Fels heißt, und davon gab ihm die christliche Kirche diesen Beinamen.

So lange Jesus lebte, hielt sein Ansehn die Feinde seiner Lehre noch im Zaum; allein nach seinem Tode verfolgten dieselben seine Anhänger mit großer Erbitterung. Unter diesen Feinden waren die Pharisäer besonders thätig, und vorzüglich zeichnete sich einer ihrer Schüler Namens Scha=ul (Saulus) durch seinen Verfolgungseifer aus. Er war der Sohn eines in Tarsos in Kilikien wohnenden orthodoxen Juden, der dort das römische Bürgerrecht erworben, seinen Sohn aber nach Jerusalem geschickt hatte, um in den Schulen der Pharisäer unterrichtet zu werden.

Im Laufe der Zeit hatte sich die ursprüngliche Messiasidee der alten Propheten unter den glaubensübereifrigen Juden, namentlich unter den Pharisäern, in mystischer Weise ausgebildet. Die ältesten Propheten erwarteten nur einen Helden aus dem Geschlechte David's, welcher die alte Herrlichkeit des Jüdischen Reiches, wie sie unter David bestanden hatte, wieder herstellen würde; allein die späteren hegten von dem Messias höhere Erwartungen. Obwol er in menschlicher Gestalt auf der Erde erscheinen sollte, so galt er doch eigentlich als Jehovah's eingeborener Sohn, der das Heidenthum in den Staub werfen, Israel an die Spitze aller Völker stellen und ein allgemeines Reich Gottes auf der ganzen Erde für die Ewigkeit herstellen würde. Diesen erwarteten Messias stattete die Phantasie nicht nur mit allen Eigenschaften eines Helden, sondern auch mit Allem aus, was einem Gottessohne zukam. Obwol nun nach der angeführten historischen Tradition gerade der Umstand, daß Jesus sich weigerte, die Messiasrolle zu übernehmen, zu seinem Untergange führte, so galt er doch bei seinen Anhängern für den Messias. Schaul, der fanatische Pharisäer, hielt ihn natürlich für einen Betrüger und verfolgte seine Anhänger. Auf einem Verfolgungszuge nach Damaskus, erzählt die religiöse Tradition, begegnete Schaul ein wunderbarer Vorfall während eines Gewitters. Starke Blitze („ein Licht vom Himmel") umleuchteten ihn, und von einem sogenannten kalten Schlage getroffen stürzte er nieder. Die Wirkung eines solchen kalten Schlages ist zunächst eine heftige Nervenerschütterung, wodurch zeitweilig die geistige Thätigkeit verwirrt oder geschwächt wird; auch ist kürzere oder längere Blendung oder Blindheit häufig die Folge.



Paulus.
Nach Peter Vischer.



Petrus.
Nach Peter Vischer.

Saulus—Paulus. In diesem traurigen Zustande nahm sich seiner ein Mann Namens Chananjah (Ananias) liebevoll an. Er gehörte zur Sekte der Nazarener, war also gerade einer von Denen, welche Schaul hatte ins Gefängniß oder zur Hinrichtung schleppen wollen. Dieser Umstand, wie nicht minder der Vorfall auf der Reise, machte auf den exaltirten jungen Mann einen tiefen Eindruck. Donner und Blitz galten fast unter allen Völkern des Alterthums als die besonderen Attribute und Waffen des vornehmsten Gottes und ebenso Jehovah's. Schaul sah in dem Blitzstrahl ein offenbares Zeichen der göttlichen Mißbilligung seines Vorhabens, und aus einem Verfolger der Anhänger Jesu ward er nun ihr eifriger Beförderer. Bei einem Charakter wie der des jungen feurigen Pharisäerzöglings ist ein solcher Wechsel unter solchen Umständen psychologisch durchaus nicht unwahrscheinlich. Es fiel plötzlich wie Schuppen von seinen Augen. Der Wink vom Himmel hatte ihn überzeugt, daß Jesus wirklich der Messias gewesen war, — und da er der Messias war, so mußte er

nach der Meinung des Schaul auch die Eigenschaften besitzen, welche die Lehre der Pharisäer demselben zuschrieb. Aus dem zelotischen Pharisäer Saulus wurde ein feuriger Paulus.

Nachdem sich derselbe hatte taufen lassen, predigte er in der Synagoge von Damaskus. Indessen die dortigen Pharisäer verfolgten den Abtrünnigen mit bitterem Haß, so daß Paulus es wol für rathsam halten mochte, eine Zeit lang sich nach einem Orte zu wenden, welcher unter der Herrschaft des arabischen Königs Aretas stand. Bald darauf wagte er es jedoch wieder, in Damaskus zu erscheinen, was ihm beinahe verderblich geworden wäre; denn seine Feinde hatten den damaligen Statthalter gewonnen, der, um seiner sicherer habhaft zu werden, sogar die Thore der Stadt schließen ließ. Seine Freunde halfen ihm indessen fort; er wurde in einem Korbe aus einem in der Stadtmauer befindlichen Fenster herabgelassen und entkam glücklich.

In Damaskus hatte Paulus einen Jugendfreund getroffen, der mit ihm in Jerusalem in der Schule des Gamliel (Gamaliel) gewesen war und der sich schon zu Lebzeiten Jesu seinen Jüngern angeschlossen hatte.

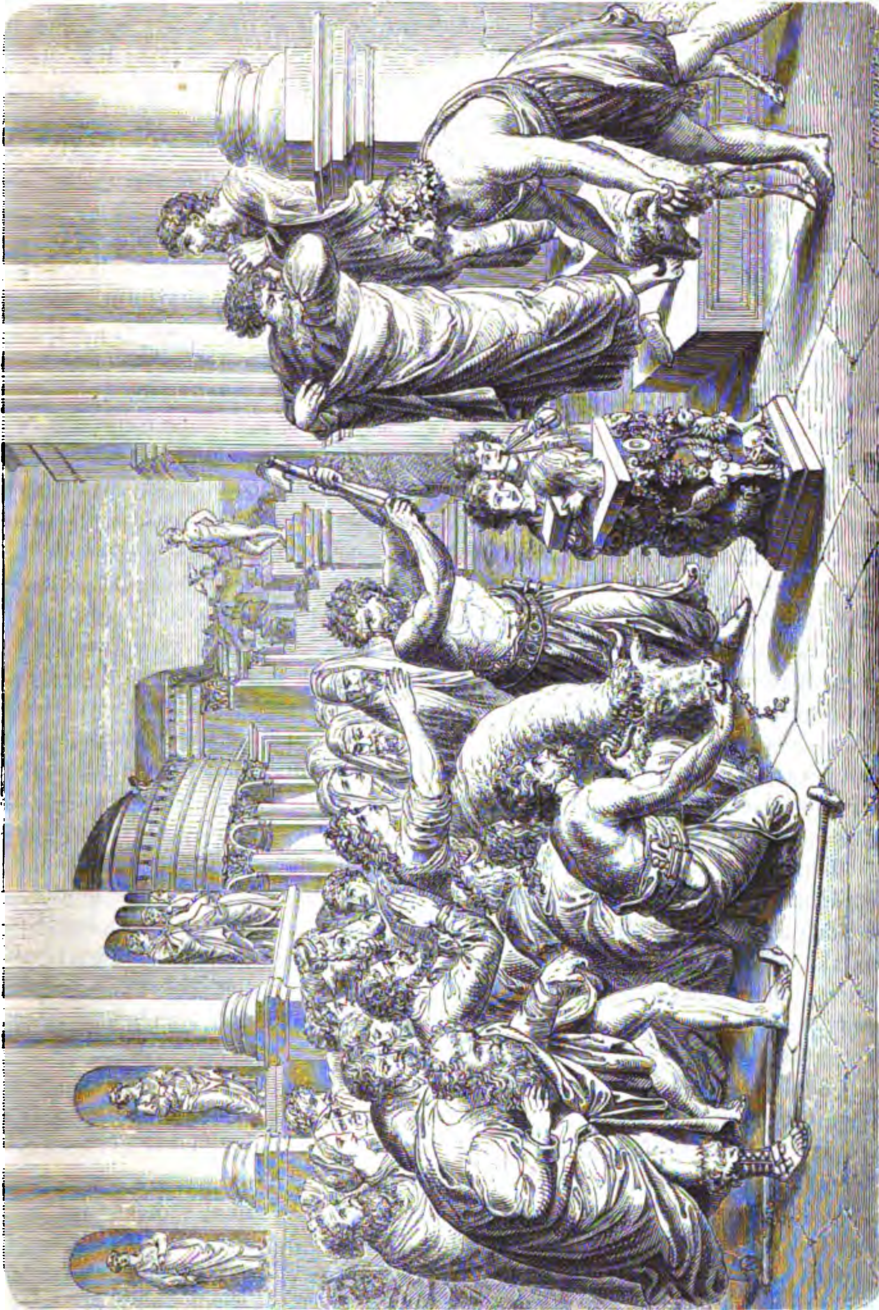
Barnabas. Es war dies ein sehr wohlhabender Mann aus dem Stamme Levi, der in Kypros geboren war, wo seine Eltern ein Landgut besaßen. Er führte den Namen Joseph; allein er ist bekannt unter dem Namen Barnabas, der ihm von den Jüngern beigelegt wurde. Dieser unter der kleinen Nazarener-Gemeinde sehr angesehene Mann unternahm es, Paulus bei derselben in Jerusalem einzuführen, wohin er mit ihm drei Jahre nach dessen Bekehrung ging. Dort hatte man seine frühere Thätigkeit keineswegs vergessen, und es ist begreiflich, daß man ihm trotz der Bürgschaft des Barnabas mit einiger Zurückhaltung, wo nicht mit Mißtrauen begegnete.

Die Jünger Jesu waren sämmtlich einfache, ungelehrte Leute. In den Evangelien selbst ist erzählt, wie wenig sie noch gegen das Ende seiner Laufbahn die eigentlichen Zwecke und Absichten ihres großen Lehrers verstanden, und welche zeitliche und ehrgeizige Hoffnungen sie an ihre nahe Verbindung mit ihm knüpften. Nach der Kreuzigung wurden ihnen freilich in dieser Hinsicht die Augen geöffnet; allein ihre Anschauungen waren von denen des Pharisäerschülers Paulus sehr verschieden. Die Schlüsse, welche dieser aus dem Glauben zog, daß Rabbi Jeschua der Messias gewesen, waren auch überraschend genug: Weil Jesus der Messias gewesen, darum habe er auch durch seinen Tod die Menschen mit Gott versöhnt, und darum sei er vom Tode auferstanden. Indem er auf Jesus alle Grübeleien der Pharisäer und ihre Messiasphantasien übertrug, erdachte er ein System, welches den selbst in den Evangelien von Jesus ausgesprochenen Anschauungen vielfach widerspricht. Weit höher als ein tugendhaftes Leben und tugendhafte Handlungen galt Paulus der Glaube, daß Jesus der Messias gewesen sei, der, als Gottes Sohn, einige dreißig Jahre in menschlicher Gestalt unter Menschen verweilt habe, um dann wieder zu Gott, seinem Vater, zu kommen. Reue für begangene Sünden galt Paulus als gut und heilsam, aber als weit wichtiger der Glaube an die erlösende Kraft des von dem Messias vergossenen Blutes und hingegebenen Lebens. Diese und andere Schlüsse, die Paulus aus seinem Glauben an den Messias Jesus zog, mußten den Jüngern sehr befremdlich erscheinen, wie sein Auftreten überhaupt.

Um so weniger mochte sich Paulus im Kreise seiner neuen Glaubensgenossen behaglich fühlen. Er blieb nur vierzehn Tage in Jerusalem und begab sich von hier zunächst nach Cäsarea und von dort nach seiner Vaterstadt Tarsos.

Zur Zeit, als die Nazarener in Jerusalem die Verfolgungen zu erdulden hatten, an denen Paulus einen so thätigen Antheil genommen, waren Viele derselben nach Syrien und Antiochien geflüchtet, wo sie viele der dort wohnenden Juden zur Lehre Jesu bekehrten. Diese Erfolge erregten die Aufmerksamkeit der Gemeindevorsteher der Nazarener in Jerusalem, und sie hielten es für zweckmäßig, den oben genannten Barnabas nach jenem wegen seiner Leichtfertigkeit verrufenen Orte zu senden. Als dieser sah, daß Antiochien

ein so fruchtbares Bekehrungsfeld war, reiste er ebenfalls nach Tarsos, um den dort lehrenden Paulus zu bewegen, mit ihm zu gehen, was ihm auch gelang. Beide arbeiteten in Antiochien ein Jahr lang mit großem Erfolge und bildeten eine Gemeinde.



Paulus und Barnabas in Lystra. Nach Rafael.

Ihre Mitglieder werden (Apostelgesch. 11,26), zuerst von allen Anhängern Jesu, Christen oder Christianer genannt. Ueber den Ursprung dieses Namens werden wir weiterhin reden.

Die Apostel. Paulus war ohne allen Zweifel der talentvollste, eifrigste und rastlos thätigste aller Apostel. Dies Wort bedeutet Sendboten, oder ungefähr was wir heute mit

Missionär bezeichnen. Er und Barnabas und ein Vetter des Letzteren, Johannes Marcus, begaben sich etwa im Jahre 45 n. Chr. nach Kypros, wo Barnabas zu Hause war, und gingen dann, beständig die neue Lehre predigend, nach Kleinasien. Die Verfolgungen, die sie überall in den kleinasiatischen Städten zu erdulden hatten, erschreckten den verzagten Marcus, und er kehrte nach Jerusalem zurück. Paulus und Barnabas setzten aber ihre Missionsreise fort und erlebten unter Juden und Heiden höchst interessante Schicksale und vielfache Verfolgungen. Die Juden nahmen es übel auf, daß Paulus auch den Heiden seine Lehre vortrug, was bei diesen aber mit solchem Erfolge geschah, daß man die beiden Apostel, zu deren Entsetzen, in Lystra in Lykaonien für die Götter Jupiter und Merkur hielt, gegen welche Verkennung sie sich auf das Heftigste sträubten. Infolge dessen wurden sie jedoch so arg mißhandelt, daß Paulus besinnungslos liegen blieb.

Als Paulus und Barnabas nach mehrjähriger Abwesenheit nach Antiochien kamen, fanden sie, daß Nazarener, die von Jerusalem dorthin zugezogen waren, in der Gemeinde allerlei Zweifel und Unfrieden erregt hatten. Um zu einem Verständniß zu gelangen, gingen Paulus und Barnabas nach Jerusalem, wo man in einer Versammlung der Aeltesten der Gemeinde — welche von Kirchenschriftstellern als die erste Kirchenversammlung namhaft gemacht wird — Paulus zur Rechenschaft zog. Einige bekehrte Pharisäer eiferten gegen ihn, weil er sich nicht an die jüdischen Gesetze kehrte und nicht darauf bestand, daß die bekehrten Heiden sich denselben unterwerfen, namentlich sich beschneiden lassen sollten.

Juden- und Heidenchristen. Für Paulus sprachen aber seine großen Erfolge und das Zeugniß des Barnabas, endlich auch seine wichtigen Gründe, den Heiden gegenüber tolerant zu verfahren. Dieselben waren so praktischer Natur, daß selbst Petrus dagegen nicht viel einwenden konnte. Obwol der Friede leidlich hergestellt war, zog sich doch der Streit zwischen „Juden- und Heidenchristen" durch das ganze erste Jahrhundert und noch weiter hin.

Der energische Paulus setzte seine Missionsreisen fort, besuchte die vielen von ihm gestifteten Gemeinden in Kleinasien und faßte endlich den Entschluß, nach Makedonien zu gehen. Hier hatte er allerlei Fährlichkeiten zu bestehen, vornehmlich mit eifrigen Juden, und auch den römischen Behörden gegenüber, wobei er übrigens sein römisches Bürgerrecht mehrmals mit Erfolg geltend machte. Er wurde arg mißhandelt, ja ins Gefängniß geworfen, — allein nichts war im Stande, seinen Muth zu beugen. Dem durchaus tüchtigen Manne kann an Charakterstärke, Energie und Talent nicht einer der Apostel an die Seite gestellt werden.

Christos. Auch nach Athen begab sich Paulus und predigte hier dem Volke auf öffentlichem Marktplatz das Evangelium von Jesus Christos, dem „Sohne Gottes". Da der Name Maschiach den Griechen nichts bedeutete, während er im Hebräischen „der Gesalbte" heißt; da er früher jedem Könige gegeben und erst später fast ausschließlich auf den erwarteten Befreier angewandt wurde, so fand sich Paulus bewogen, die Bedeutung des Wortes griechisch wiederzugeben. Seine Wahl war nicht gerade glücklich, denn das Wort Christos giebt den Begriff des Messias keineswegs völlig wieder.

Als die philosophisch gebildeten Athener Paulus reden hörten, erschien ihnen das, was er sagte, zuerst abgeschmackt, so daß sie sich erstaunt fragten: „Was will dieser thörichte Schwätzer?" (Luther übersetzt: „Was will der Lotterbube".) Gar Manchen erschien indessen seine Ansprache neu und interessant, und es gelangen ihm mehrere Bekehrungen.

Die damals in Griechenland und Rom herrschenden religiösen Zustände waren der Aufnahme einer neuen Lehre besonders günstig. Die Gebildeten lachten über Jupiter und den ganzen Olymp, allein die Regierung hielt den Glauben offiziell aufrecht; und Verächter der Götter wurden bestraft, weil man die Religion bei der Masse des Volkes zu Regierungszwecken für brauchbar erkannte. Im Geheimen bestanden aber schon lange Anstalten, welche den Menschen einen reineren Glauben, einen sichereren Weg zur Veredlung des Herzens und eine freundliche Hoffnung nach dem Tode zeigten; dies waren die Mysterien, und je allgemeiner die Theilnahme an diesen wurde, desto mehr kam der Mythenglaube

in Verfall. Das Bestreben, jene Mythologie in ihrem eigentlichen Sinne durch die Philosophie aufrecht zu halten, wie es vorzüglich in der alexandrinischen Zeit versucht wurde, verschlimmerte ihren Stand immer mehr und bereitete die Menschen darauf vor, jede ihnen gebotene positive und begrenzte Lehre anzunehmen, wie sie dann endlich in dem Christenthume erschien. Der alte Glaube erhielt sich neben diesem neuen in armseliger Gestalt nur noch unter dem Pöbel — bei Denen, die zu bequem waren, um vernünftiger zu denken, geläuterter zu glauben und besser zu werden — und bei eigennützigen Priestern, bis er endlich unter Constantin, dem sogenannten Großen, von Staatswegen verboten und nur noch von einzelnen Phantasten und Märtyrern geglaubt wurde.



Paulus in Athen. Nach Rafael.

Zwischen Paulus und Constantin lagen indessen noch drei Jahrhunderte; wir werden später sehen, wie die von Paulus gepredigte Lehre sich entwickelte. Paulus selbst hatte harte Kämpfe zu bestehen, schwere Leiden zu erdulden. Die Juden in Griechenland zeigten sich ihm besonders feindlich, während er die Griechen empfänglicher fand. Bei ihnen hatte die bessere Religionskenntniß, besonders durch Xenophon und Platon, die Schüler des Sokrates, unter den Gebildeten solche Ausdehnung gewonnen, daß die Mysterien bereits Gemeingut der Nation geworden waren und der alte Götterkultus nur mit Mühe sich aufrecht erhalten ließ, so daß, wie Paulus berichtet, „dem unbekannten Gotte" bereits öffentlich Altäre errichtet wurden.

Paulus erkannte sehr wohl, wie günstig sich die Zustände in Griechenland für seine Zwecke erwiesen; daß aber seine Messiasidee nur dann Eingang finden konnte, wenn er die

jüdisch-politische Tendenz derselben ganz in den Hintergrund treten ließ. Zu diesem Ende eben wurde der Messias in Christos verwandelt.

Die Gebildeten lachten über diesen neuen Gott und betrachteten ihn als ein Phantasiebild wie Jupiter und die anderen heidnischen Götter. „Was meint der thörichte Schwätzer" fragten sie, wie wir erwähnt haben; und der Landpfleger Portius Festus, vor dem Paulus seine „frohe Botschaft" (Evangelium) predigte, als man ihn auf Antrieb einflußreicher Juden eingekerkert hatte, fuhr ihn an und rief: „Paulus, du rasest! Die neue Theorie (für welche du schwärmst) macht dich wahnsinnig."

Diesem neuen Gotte Christos waren die Reden und Lehren des Weisen von Nazareth in den Mund gelegt worden, und mit Erstaunen fanden die gebildeten Griechen, daß diese Aussprüche der gediegensten Lebensweisheit und der würdigsten religiösen Anschauung Alles übertrafen, was bisher in Griechenland gelehrt worden war. Diesen Aussprüchen, dieser Anweisung zur Glückseligkeit, verschaffte Paulus Eingang unter den Griechen und später unter den Römern. Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß Paulus mit der Lehre Jesu genau bekannt war, trotzdem daß er nicht zu den Jüngern desselben gehörte. Jesus war, wie wir anführten, ein angesehener Rabbi, der seine eigene Schule hatte, wie Hillel, Schimeon oder Gamaliel, und seine Aussprüche lebten unter den Schülern fort, obwol sie sich nicht der Gemeinde der Nazarener anschlossen. Daher kommt es auch, daß wir in dem später kompilirten Talmud, in welchem die Aussprüche berühmter Rabbinen enthalten sind, eine große Anzahl von Parallelstellen mit den Evangelien finden. Wir werden später darauf zurückkommen.

Durch Ausbreitung dieser Lehren des Weisen von Nazareth hat sich Paulus unendliches Verdienst erworben; allein leider entwickelten sich auch zugleich aus seiner phärisäischen Messiasanschauung manche seltsame Dogmen. Dies war die Zeit der Entstehung des Christenthums als eines in sich abgeschlossenen Systems; und mit ihm bildete sich der Gegensatz zwischen dem Christenthum und dem bisherigen Judenthum deutlich aus, so daß eine vollständige Trennung dieser beiden Systeme und der Anhänger derselben erfolgte, während das eigentliche Christenthum von Rabbi Jeschua ja nicht einmal gelehrt oder verbreitet, sondern weder seiner Bedeutung, noch auch nur dem Namen nach, ihm bekannt gewesen ist. Nach dieser, von vielen aufgeklärten Theologen vertretenen Anschauung ist der eigentliche Stifter der als Christenthum weiter verbreiteten Religion im Grunde nicht Jesus, sondern Paulus. Das edle Metall in derselben gehört allerdings dem Weisen von Nazareth, allein die Schlacken darin sind durch den Pharisäerzögling Paulus hineingetragen worden. So sehr das einerseits zu beklagen ist, so fragt es sich doch andererseits sehr, ob nicht gerade die umhüllenden Schlacken zur Erhaltung des edlen Kerns bis auf unsere Zeit beitrugen; die reine Lehre Jesu würde auch von den damaligen Völkern nicht angenommen worden, und deren Anhänger nur eine jüdische Sekte geblieben sein.

Im Jahre 58 n. Chr. besuchte Paulus zum fünften Mal nach seiner Bekehrung Jerusalem, um der nothleidenden Gemeinde Geld zu bringen, welches er für dieselbe gesammelt hatte. Der damalige Vorsteher der Gemeinde, der Apostel Jakobus, und die Aeltesten nahmen ihn jedoch etwas kühl auf; wenn sich auch seine großen Erfolge nicht ableugnen ließen, so war man doch andererseits sehr unzufrieden mit ihm. Die vielen Juden, welche sich der Gemeinde in Jerusalem angeschlossen hatten, trennten sich deshalb nicht vom mosaischen Gesetz; sie wurden nicht Christen, sondern blieben reformirte Juden. Man machte Paulus Vorwürfe, daß er die bekehrten Heiden das mosaische Gesetz nicht halten und sogar die Kinder nicht beschneiden lasse. Wenn sie nun auch, sagten sie, zugegeben hätten, daß man die bekehrten Heiden von manchen mosaischen Gesetzen dispensire, so riethen sie doch Paulus, um des Friedens willen, die Judenchristen in Jerusalem zu beruhigen und durch Beobachtung jüdischer Gebräuche zu versöhnen. Obwol Paulus dazu bereit war, gelang ihm seine Absicht doch nicht; die erbitterten Juden erregten einen

Tumult gegen ihn, so daß sich der römische Befehlshaber der Stadt, Lysias, genöthigt sah, einzuschreiten. Er nahm Paulus in Gewahrsam und Schutz, wollte aber mit ihm so summarisch verfahren, wie es römische Offiziere mit Juden und anderen unterworfenen Völkern zu thun pflegten; allein Paulus machte von dem Talisman Gebrauch, der ihm bei seinen Bekehrungsfahrten schon manchmal vor Geißelung gerettet hatte, nämlich von seiner Berufung auf sein römisches Bürgerrecht. Das half.



Paulus vor dem Landpfleger.

Um zu erfahren, an welchen Verbrechen man eigentlich Paulus die Schuld gab, ließ ihn Claudius Lysias, der aus der ganzen Geschichte nicht klug wurde, vor den Sanhedrin führen. Dort wußte Paulus die Pharisäer auf seine Seite zu bringen, und es entstand ein heilloser Tumult, in welchem man Paulus zerrissen haben würde, wenn ihn Lysias nicht durch seine Soldaten hätte schützen lassen.

Nun verschworen sich vierzig jüdische Fanatiker, daß sie weder essen noch trinken wollten, bis sie Paulus umgebracht hätten. Als jedoch dieses Komplot dem Lysias verrathen wurde, sah er sich veranlaßt, Paulus heimlicherweise bei Nacht unter einer starken Bedeckung nach Cäsarea bringen zu lassen, wo sich der neue Landpfleger Felix aufhielt.

Hier wurde Paulus zwei Jahre lang, übrigens in anständiger Gefangenschaft, festgehalten und dem Nachfolger des Felix, **Portius Festus**, übergeben. Die Juden in Jerusalem verlangten von diesem, daß er den Paulus vor ihr Gericht stelle; allein Paulus berief sich wiederholt auf sein römisches Bürgerrecht und appellirte an den Kaiser.

In einem Verhör, dem auch der jüdische König **Agrippa** beiwohnte, fanden dieser sowol als Festus nichts Strafbares an Paulus und würden ihn frei gelassen haben, wenn er sich nicht auf den Kaiser berufen gehabt hätte. Es blieb also nichts übrig, als ihn nach Rom zu senden. Hier lebte Paulus unter polizeilicher Aufsicht zwei Jahre lang und predigte seine Lehre, ohne daß es ihm Jemand verboten hätte. Da kein Ankläger gegen ihn erschien, so wurde er endlich ganz freigelassen.

Schon vor der Ankunft des Paulus in Rom hatte sich unter den dortigen Juden eine Judenchristen-Gemeinde gebildet. Obwol sie sich zu den Lehren Jesu bekannten, so blieben sie reformirte Juden und die Synagoge der Mittelpunkt ihrer Zusammenkünfte. Es gab indessen dort auch eine kleine Gemeinde **paulinischer Christen**, die sich um Freunde des Paulus gebildet hatte, welche dieser in Griechenland kennen gelernt, und die nach Rom zurückgekehrt waren, auch vor seiner Ankunft mit ihm brieflich in Verbindung gestanden hatten.

Es wird erzählt, daß Paulus von Rom aus verschiedene Bekehrungsreisen gemacht habe, doch weiß man darüber nichts Bestimmtes. Als er nach Rom zurückgekehrt war, gelang es ihm, den Obermundschenk des Kaisers Nero zu bekehren, wie auch eine bevorzugte Geliebte des Kaisers. Als diese infolge dessen den Kaiser mied, ließ Nero den Paulus in das mamertinische Gefängniß werfen, worin er neun Monate blieb, worauf er zum Tode geführt und auf dem Wege nach Ostia, 55 Jahr alt, enthauptet wurde, nach einigen Angaben am 29. Juni 65 n. Chr., nach anderen 66 oder 67. So starb der größte und tüchtigste Apostel, also um die Zeit der Christenverfolgungen unter dem Wüthrich Nero, der eine Menge frommgläubiger Christen gleich anderen Opfern seiner Willkür nach den grausamsten Martern dem Tode überlieferte.

Der Apostel Petrus. Von dem Schicksal der Jünger Jesu weiß die Geschichte durchaus nichts Zuverlässiges, und was von ihnen und ihrem Ende berichtet wird, gehört in das Gebiet der Legende. Die genauesten Nachrichten besitzen wir noch über Petrus, da sie in der Apostelgeschichte des Lucas enthalten sind. Nach Jesu Tode trat er zunächst an die Spitze der sich aus den Anhängern desselben bildenden kommunistischen jüdischen Reformgemeinde, welche „Nazarener" genannt wurden; er widersetzte sich Anfangs den vom jüdischen Standpunkte aus zu tolerant erscheinenden Ansichten des Paulus, zeigte sich aber nachgiebiger, als er die Erfolge desselben sah und den hohen Nutzen erkannte, der aus dessen Verfahren der Gemeinde erwuchs. Ebenso wie andere Anhänger Jesu, wurde er auch von den Machthabern verfolgt und häufig bestraft. Er stiftete mehrere judenchristliche Gemeinden in Asien, namentlich in Antiochien. Von seiner spätern Lebenszeit und von seinem Ende weiß man nichts. Selbst Lucas, dessen Apostelgeschichte bis in das Jahr 61 n. Chr. reicht, und der sich am Anfange derselben fast ausschließlich mit ihm beschäftigt, erwähnt in der letzten Hälfte nicht einmal des Petrus Namen, sagt daher auch nichts von dessen Aufenthalt in Rom, wo er nach der Behauptung späterer christlicher Kirchenschriftsteller 25 Jahre lang Bischof gewesen sein soll. Paulus, der unzweifelhaft in Rom war und in seinen authentischen Briefen die Namen der Christen nennt, welche ihn in seinem Wirken unterstützten, nennt Petrus nicht, was er gar nicht hätte vermeiden können, wenn derselbe an der Spitze der dortigen Gemeinde gestanden hätte. Er sagt vielmehr ausdrücklich: diejenigen — die er nennt — „sind allein meine Gehülfen am Reiche Gottes, die mir ein Trost geworden sind" (Kolosser 4, 7—14). Der Aufenthalt des Petrus in Rom, wie auch sein Tod, den er dort unter Nero erlitten haben soll, ist eine Legende, deren Zweck kein anderer war, als die späteren Bischöfe von Rom als dessen Nachfolger an die Spitze sämmtlicher Bischöfe der christlichen Kirche zu stellen.



Christliche Märtyrer im Cirkus zu Rom. Zeichnung von H. Leutemann.

Von der Wirksamkeit und dem Ende der anderen Apostel weiß die Geschichte ebenfalls nichts Zuverlässiges; die Legenden, welche die Kirchenschriftsteller von ihnen berichten, sind dermaßen mit Wundern und handgreiflichen Unwahrheiten durchwebt, daß sich die vielleicht in ihnen enthaltene Wahrheit nicht mehr erkennen läßt.

Der rastlosen Thätigkeit des Paulus, verbunden mit Energie und seltenem Talent war es gelungen, eine Menge christlicher Gemeinden unter den Heiden zu gründen, die schon frühzeitig über allerlei Glaubenssätze mit den Judenchristen in Streitigkeiten geriethen. Viele der Letzteren blieben eine Sekte der Juden und bestanden fort unter dem Namen der „Nazarener". Die mystischen Lehren des Paulus fanden mehr Anklang unter den Heiden, und als sich auch unter diesen, je nach der bei ihnen vorherrschenden philosophischen Richtung die Auffassung dieser Lehre änderte, gab man sich während des ersten und zweiten Jahrhunderts viel Mühe, die Meinungen der Juden- und Heidenchristen zu vereinigen. Es entstand daraus eine heillose Verwirrung, und die Vorsteher der Gemeinden sahen sich genöthigt, das, was sie für Irrthum und Wahrheit hielten, streng von einander zu scheiden und nur diejenigen als wirkliche Christen anzuerkennen, welche sich zu der von ihnen aufgestellten Glaubenslehre bekannten. — Es würde über die Grenzen dieses Werkes hinausführen, wenn wir all die verschiedenen sich geltend machenden Auffassungen charakterisiren wollten, und wir müssen uns mit dem begnügen, was wir darüber gelegentlich der Besprechung der christlichen Literatur anführen werden.

Verbreitung des Christenthums. Die Zerstreuung der Juden durch das Römische Reich nach der Zerstörung Jerusalems trug zur Verbreitung des Christenthums viel bei; auch wirkten gewiß nicht wenig zu dessen Gunsten die zahlreichen Christen unter den römischen Legionen, welche der Krieg bald in dieses, bald in jenes Land führte.

Zur Zeit der Apostel und kurz nach denselben lebten die Christen den Lehren ihres Meisters gemäß, wenn es auch an Klagen über allerlei Ausschreitungen schon in den ersten Zeiten nicht fehlte. Allmählich artete die Begeisterung der Christen in religiöse Schwärmerei, ja selbst in Unduldsamkeit gegen Andersgläubige aus. Man wollte sich gleichsam in Frömmigkeit überbieten und kam auf die wunderlichste Auslegung der verschiedenen durch die Apostel aufbewahrten Aussprüche Jesu. Wo er weise Mäßigung empfahl, da glaubte man in seinem Sinne zu handeln, wenn man gänzlich entsagte; und so entstand allmählich die verkehrte Ansicht, daß die Freuden des Lebens verwerflich und eines Christen unwürdig seien. Indem man alle Genüsse mied und sich freiwillig Leiden auferlegte und quälte, glaubte man die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur zu überwinden und sich größere Glückseligkeit im Leben nach dem Tode gesichert zu haben.

Mit dieser Ansicht verband sich bald eine Art von Hochmuth, der unter äußerster Demuth versteckt lag. Der roheste Christ hielt den gebildetsten und tugendhaftesten Nichtbekenner Jesu für einen Verworfenen; ja er glaubte sich durch nähere Gemeinschaft mit den Heiden zu verunreinigen. Aus diesem Grunde sonderten sich die Christen bald ganz und gar von diesen ab, zerrissen die zwischen ihnen bestehenden Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältnisse und flohen alle Lustbarkeiten und Feste gleich Verbrechen. Trotz aller Tugendhaftigkeit und Rechtschaffenheit ihres Lebens sah man sich bald veranlaßt, diese Schwärmer für kopfhängerische, trübselige Narren zu halten.

Die mit Schnelligkeit anwachsende Menge der Christen, ihr menschenscheues Wesen, ihre geheimnißvollen Zusammenkünfte, denen die Verleumdungen der jüdischen und heidnischen Priester bald politische, bald verbrecherische oder unsittliche Zwecke unterlegten; ihr oft ablehnendes, feindseliges Verhalten gegen die Heiden — Alles dies erregte die Aufmerksamkeit der römischen Regierung. Diese befolgte allerdings die vernünftige Politik, sich nicht um die Religion ihrer Unterthanen zu bekümmern, wenn sie nicht die Veranlassung wurde zu Feindseligkeiten gegen die römischen Einrichtungen. Die Christen hätten ganz ungestört unter der römischen Herrschaft leben und sich entwickeln können, wenn sie sich von

solchen Vergehungen fern gehalten hätten, die kein Staat ungestraft lassen kann. Das thaten sie aber nicht, sondern forderten in ihrem fanatischen Eifer nicht selten die Strenge der Regierenden heraus. Sie verweigerten auf Grund ihrer Religion die allgemeinen Bürgerpflichten, wollten weder in den Krieg ziehen, noch öffentliche Aemter annehmen, bewiesen den Kaisern Verachtung, indem sie sich nicht in die Formen fügten, die zur Verehrung derselben üblich oder vorgeschrieben waren, und zeigten bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu vor dem, was die Heiden, unter denen sie lebten, heilig hielten. Dadurch machten sie sich beim Volke verhaßt und veranlaßten die Regierung, die Sekte der Nazarener oder Christianer für staatsgefährlich zu erklären, sie zu zwingen, sich den Gesetzen des Staats zu unterwerfen und sie für Verletzung oder Nichtbefolgung derselben zu bestrafen.



Gestörter Gottesdienst in den Katakomben.

Zu diesem Verfahren waren die Kaiser nicht nur berechtigt, sondern gewissermaßen verpflichtet, und daher kommt es auch, daß gerade die besten und weisesten der Cäsaren gegen die Widerspenstigen unter den Christen am strengsten verfuhren. Die Grausamkeiten eines Nero hatten indessen, wie wir bereits eingehender erklärt haben, einen rein persönlichen Grund.

Die Kaiser erreichten jedoch ihren Zweck nicht, sondern bewirkten gerade das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigten. Die Verachtung des Lebens und aller Leiden war bei den schwärmerischen Christen so hoch gestiegen, daß sie den Tod als höchst wünschenswerth betrachteten, sich scharenweise den Händen ihrer Verfolger überlieferten und diese nicht selten durch herausfordernden Trotz zur größten Grausamkeit anreizten. Je größere Leiden die Christen um Christi willen erduldeten, desto größer fiel nach ihrer Meinung der Lohn aus, der ihrer in dem verheißenen ewigen Leben wartete.

In den Katakomben. Vor den zunehmenden Bedrückungen der Beamten und dem Verfolgungseifer des Pöbels flüchteten die Christen an stille und verborgene Orte, wie in Einöden, während die römischen Christen Zuflucht in jenen unterirdischen Räumen suchten, welche gegenwärtig noch unter dem Namen „Katakomben“ zu den Sehenswürdigkeiten Roms gehören. Diese Katakomben dienten nicht blos in den ersten Jahrhunderten der Verbreitung des Christenthums den todten Christen als Ruhestätte, sondern auch der frommgläubigen Gemeinde als Versammlungsort, und sie boten den Bedrückten, wie eben erwähnt, besonders während der Zeit ärgster Verfolgung im dritten und vierten Jahrhundert vorübergehend auch Sicherheit. Hier in der Behausung der Todten feierten die Christenfamilien die Mysterien ihres Glaubens. — Trotz der vielfachen Verschlingung dieser unterirdischen Gänge durchdrang jedoch das Auge der Staatspolizei dieses Labyrinth von Grabhallen, und die Flüchtigen wurden nur zu oft aus ihren Zufluchtsstätten verscheucht und dem Arm der strafenden Gewalt überliefert. — Ueber den Ursprung dieser riesigen Todtenstätten und die Bedeutung der Katakomben vom Standpunkte der Kunst sprechen wir am Schlusse dieses Abschnittes.

Die christlichen Märtyrer. Die Standhaftigkeit, mit welcher die Frommgläubigen, den qualvollsten Tod ertrugen, sowie die religiösen Ehren, welche die Gemeinden dem Andenken der Märtyrer widmeten, fachte die Schwärmerei der Christen zum Fanatismus an. Der Märtyrertod erschien ihnen das höchste Glück, weil man glaubte, daß er alle Sündenschuld tilge und sogleich zu Christus in das Paradies führe. Diese Schwärmerei nahm so überhand, daß die Besonneneren unter den Christen, welche das Unmoralische einer solchen Lebensverachtung einsahen, vergeblich dagegen ankämpften.

Die Heiden aber, welche Zeugen von der Standhaftigkeit und Freudigkeit waren, mit welcher die Christen die ärgsten Qualen und den Tod erduldeten, wurden mit Bewunderung erfüllt für eine Religion, die eine solche Kraft verlieh, und bekannten sich bald in Menge zu derselben. Die Zahl der Christen nahm täglich zu, die neue Glaubenslehre gewann immer mehr Eingang auch unter den höheren Ständen, und Freunde und Bekenner selbst am Hofe der Kaiser. Wir haben gesehen, daß Kaiser Konstantin aus politischen Gründen es für gut hielt, die christliche Religion zur Staatsreligion zu erklären.

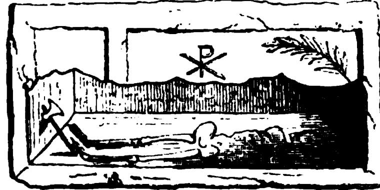
Die Verfassung der ersten jüdisch-, wie auch der heidenchristlichen Gemeinden war wie die einer jeden Gesellschaft, die aus gleichberechtigten Mitgliedern besteht; denn alle Christen nannten sich Brüder. Keiner hatte vor dem Andern einen Vorrang, und sowol ihre Pflichten als ihre Rechte waren vollkommen gleich. — Zu ihren Vorstehern wählten die Gemeinden einige in allgemeiner Achtung stehende Männer, welche Presbyter (Aelteste) oder auch Bischöfe (episcopi, Aufseher) genannt wurden. Ihr Amt bestand darin, Ruhe, Eintracht und Ordnung in der Gemeinde zu erhalten, ohne daß sie deshalb einen höheren Rang eingenommen hätten, als den, welchen ihnen die Achtung der übrigen Brüder einräumte. Den Presbytern standen Diakonen (Helfer) zur Seite, welche die beigesteuerten Beiträge oder Almosen an die ärmeren Gemeindemitglieder austheilten und andere kleine Geschäfte übernahmen, die nicht schon von den Aeltesten verrichtet wurden.

Als die Gemeinden sich vergrößerten, wurden durch das Bedürfniß begreiflicherweise noch andere kleine Aemter geschaffen, wie die der Lectoren (Vorleser), Exorcisten (Beschwörer) und Akoluthen (Thierhüter) ꝛc.

Die Gemeinden der ersten Christen waren vollkommene Republiken, und selbst die Apostel, welche mehrere derselben stifteten und eine Art Oberaufsicht über sie führten, maßten sich nicht an, eigenmächtig über die Gesellschaft und die diese betreffenden Einrichtungen zu bestimmen; sondern sie begnügten sich damit, den Gemeinden mit Rath und That an die Hand zu gehen. Die Presbyter oder Bischöfe — der Name für dasselbe Amt war nur verschieden — betrachteten sich, was sie auch waren, als beauftragte Diener der Gemeinde, welche sie für ihre Bemühungen durch freiwillige Geschenke belohnte.

Einen äußeren Gottesdienst kannte man nicht; die religiösen Versammlungen der apostolischen Christen fanden statt ohne alle Ceremonien und auf die Sinne berechneten Gebräuche. Man kam zusammen in irgend einem geräumigen Saale, ohne denselben weder zu diesem Zweck auszuschmücken, noch ihm eine besondere Weihe und Heiligkeit beizumessen, denn dergleichen erschien den Christen als heidnische Thorheit.

Diese Versammlungen waren einzig und allein der Belehrung und Erbauung gewidmet. Man las in ihnen die Briefe der umherreisenden Apostel vor, oder Stellen aus den heiligen Büchern der Juden. Dann folgte ein belehrender Vortrag, den wol meistens einer der Presbyter hielt, oder auch irgend ein anderes Mitglied der Gemeinde, welches sich dazu berufen fühlte. Alles Gehörte wurde dann besprochen und den Unwissenden erklärt, was sie etwa nicht verstanden hatten. So waren diese Versammlungen der Christen der apostolischen Zeit die ersten Volksschulen. Nach der Besprechung setzte man sich zu einem gemeinsamen Mahle nieder, welches Liebesmahl hieß. Am Schluß oder auch am Anfange des Mahles wurden Brot und Wein herumgereicht und beim Genuß desselben mit Rührung und Dankbarkeit des für die Menschheit gestorbenen Jesus gedacht, wobei auch wol die Worte wiederholt wurden, die er bei der letzten Abendmahlzeit gesprochen haben sollte. Den Schluß der Versammlung bildete eine Sammlung für die Armen. Leider änderte sich aber dieser würdige und einfache Zustand der christlichen Gemeinden sehr bald und ging nach und nach in die Form der späteren katholischen Kirche über. Es wird für unsern Zweck genügen, nur in leichten Umrissen anzugeben, wie eine solche Veränderung, die dem Geiste der von Jesus gepredigten Lehre so sehr widersprach, vor sich gehen konnte.



Geöffnetes Grab aus den Katakomben des Calixtus.

Die Bischöfe. Wir haben oben gesagt, daß die Presbyter oder die Bischöfe mit der Leitung der Gemeindeangelegenheiten beauftragt waren. Bei ihren Berathungen führte Anfangs der Aelteste den Vorsitz; aber dieser war oft eben wegen seines Alters dazu nicht immer der Tauglichste, und so zogen es denn die Presbyter vor, den Geeignetsten aus ihrer Mitte zum Vorsitzer zu wählen, welcher, da er über Alles die Aufsicht führte, zur Unterscheidung von seinen ihm sonst übrigens durchaus gleichgestellten Kollegen vorzugsweise der „Bischof" (Aufseher) genannt wurde.

Diese Bischöfe maßten sich bald einen höheren Rang an; wir erblicken sie in den Versammlungen auf einem erhabenen Sessel, während die anderen Presbyter auf niedrigeren Stühlen um sie her sitzen, hinter denen die Diakonen, gleich den dienenden Brüdern in den Synagogen, stehen. Die Gemeinden gewöhnten sich bald daran, in dem von ihren Vorstehern so ausgezeichneten Bischof ihren geistlichen Oberherrn zu sehen, und besondere Umstände trugen noch dazu bei, das Ansehen derselben zu vermehren.

Die Christen auf dem Lande hatten sich Anfangs den Gemeinden in den Städten angeschlossen; als ihre Zahl sich aber vermehrte, wünschten sie eigene Gemeinden zu bilden, wenn sie auch die Gemeinschaft mit den Gemeinden in den Städten nicht aufgeben wollten, da ihnen dieselbe überhaupt, und besonders zur Zeit der Verfolgung von Nutzen war. Sie baten daher die Stadtbischöfe, sie mit Lehrern und Vorstehern zu versehen, und diese sandten ihnen gewöhnlich einen ihrer Presbyter. — Dieser Landbischof übte nun zwar dieselbe Gewalt über seine Gemeinde, wie der Stadtbischof über die seinige; aber aus der ganzen Natur des Verhältnisses erklärt es sich, daß er in vielen Beziehungen von dem Letzteren gewissermaßen abhängig wurde. Dadurch bekam der Stadtbischof einen Kirchensprengel, oder wie es damals hieß, eine Parochie oder Diöcese (Bezirk).

So wurde schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt der Grund zur christlichen Hierarchie gelegt. — Nachdem man nun einmal den Anfang

damit gemacht hatte, jüdische Einrichtungen auf das Christenthum anzuwenden, so griff dieser Unfug um so schneller um sich, als er der Herrschsucht und Eitelkeit ehrgeiziger Bischöfe nützte, die sich bald der Leitung aller christlichen Gemeindeangelegenheiten zu bemächtigen wußten.

Am Anfange des dritten Jahrhunderts war es schon soweit gekommen, daß man die Gewalt der Bischöfe aus dem Priesterrechte des Alten Testaments herleitete und Alles, was Moses über Priesterverhältnisse festsetzte, ohne Weiteres auf Bischöfe und Presbyter anwendete. Bis dahin waren sie noch immer als das, was sie auch in der That waren, als Diener der Gemeinde, betrachtet worden; aber im Laufe des dritten Jahrhunderts war es ihnen schon gelungen, den Glauben zu verbreiten, daß sie nicht von der Gemeinde, sondern von Gott selbst eingesetzt wären, zu Lehrern und Aufsehern derselben; daß sie also nicht Diener der Gemeinde, sondern Diener Gottes wären und daher sowol das Lehreramt, wie auch der Dienst der neuen Religion nur von ihnen allein versehen werden könne, weshalb sie einen von der Gemeinde abgesonderten höheren Stand bilden müßten, — gerade wie die ägyptischen Priester und die Braminen. Um die noch immer Zweifelnden zu bekehren, denen ein solches Verhältniß nicht den Lehren Jesu gemäß erschien, griffen die Bischöfe zu einem andern Mittel, ihnen das, was sie durchsetzen wollten, handgreiflicher und annehmbarer zu machen. Wenn nämlich die Apostel einen Lehrer oder Presbyter bestellten, legten sie ihm die Hand auf das Haupt und riefen Gott an, daß er ihm zu seinem Amt auch den Verstand verleihen möchte. Diese Sitte war dem jüdischen Ritus entnommen, und die Bischöfe behaupteten, daß durch dieses Handauflegen der den Aposteln innewohnende heilige Geist auch auf die Geweihten übergegangen sei und diese nun auch die Kraft hätten, ihn auf dieselbe Weise an Andere zu übertragen. Es gelang ihnen trefflich, diese Ansicht den Christen glaubhaft zu machen, und am Ende des dritten Jahrhunderts glaubte man allgemein daran; man gewöhnte sich nach und nach daran, in den Bischöfen, Presbytern und Diakonen Wesen ganz anderer, weit vollkommenerer Art zu sehen, und fand es selbstverständlich und natürlich, daß dieselben einen Stand für sich bildeten.

Provinzialsynoden und Kirchenversammlungen. So bedeutend nun auch der Einfluß der Bischöfe auf die Gemeinden schon war, so hatte die demokratische Verfassung derselben doch keinesweges aufgehört. Die Bischöfe konnten in den religiösen Angelegenheiten durchaus nicht nach Gefallen schalten und walten, sondern waren an die Einwilligung der Presbyter und der ganzen Gemeinde gebunden. Dies war ihnen sehr unbequem, da sie nach unbeschränkter Gewalt strebten, und zur Erlangung derselben benutzten sie die Provinzialsynoden.

Wir haben schon früher beiläufig bemerkt, wie falsch die Aussprüche und Lehren Jesu häufig von den Christen verstanden wurden. Es entspannen sich über deren Auslegung bald Streitigkeiten, und schon im zweiten Jahrhundert finden wir, daß sich mehrere Gemeinden vereinigten, um dieselben durch gemeinschaftliche Besprechungen auszugleichen. Als diese Streitigkeiten sich mit der Zeit vermehrten, fühlte man die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit geregelter Wiederholung solcher schiedsrichterlichen Versammlungen und ordnete sie für die Gemeinden eines bestimmten Bezirkes oder Landes regelmäßig und wenigstens einmal im Jahre an. So entstanden die Provinzial-Kirchenversammlungen. Die Gemeinden wurden auf denselben durch Abgeordnete vertreten, welche aus den Bischöfen, Presbytern, Diakonen und einigen anderen Gemeindemitgliedern bestanden.

So bedeutend nun auch der Einfluß der Bischöfe auf die Beschlüsse dieser Kirchenversammlungen war, so standen ihnen noch immer die große Zahl der anderen Abgeordneten der Gemeinde entgegen, und es wurde vorerst die Aufgabe der Bischöfe, diese von den Kirchenversammlungen zu entfernen. Zuerst gelang es ihnen mit den nichtpriesterlichen Mitgliedern der Gemeinde, dann mit den Diakonen und endlich auch mit den

Presbytern, so daß die Gesammtheit der christlichen Gemeinden auf den Synoden einzig und allein durch die Bischöfe vertreten wurde. Dies war zwar ein bedeutender Gewinn, denn nun konnten diese beschließen, was sie in ihrem Interesse für nöthig hielten; aber noch immer bedurften die gefaßten Beschlüsse der Zustimmung der Gemeinde. Um diesen lästigen Zwang zu entfernen, erdachte man ein eigenthümliches Auskunftsmittel.

Es war nämlich bei den Christen Gebrauch geworden, jede Versammlung mit der Bitte an Gott zu eröffnen, daß er die Anwesenden durch seinen Geist erleuchten und bei ihren Berathungen leiten möge. Diese Sitte wurde auch bei den Eröffnungen von Kirchenversammlungen beobachtet, und nun erzeugten die Bischöfe bei der nur zu gläubigen Gemeinde den Wahn, daß durch dieses Gebet der heilige Geist auch veranlaßt werde, bei der Synode gleichsam den Vorsitz zu führen, so daß alle ihre Beschlüsse als Aussprüche des heiligen Geistes, also Gottes selbst, zu betrachten seien, die natürlich nun der Bestätigung durch die Gemeinde nicht bedürften. Hierdurch waren die christlichen Gemeinden um den Rest ihrer Freiheit gebracht und der eigennützigen Willkür ihrer Bischöfe preisgegeben.

Nachdem diese einmal so weit gekommen waren, schritten sie immer weiter vor, und es kam bald eine Zeit, wo die vor Kurzem noch so ehrwürdigen Vorsteher der christlichen Gemeinden zu einem guten Theile die eigennützigsten, ja verworfensten Menschen waren. „Aus den hölzernen Kirchengefäßen wurden goldene, aber aus den goldenen Bischöfen wurden hölzerne.“

Als Kaiser Konstantin die christliche Religion zur Staatsreligion erklärte, erfuhren alle Verhältnisse der christlichen Kirche eine bedeutende Veränderung. Die Kaiser, welche mit ihrer Würde die des Pontifex maximus verbunden hatten, betrachteten sich selbstverständlich auch als die Oberhäupter der christlichen Kirche; sie beriefen nicht nur nach ihrem Gefallen Kirchenversammlungen, leiteteten die Wahlen der Bischöfe oder ernannten diese geradezu, sondern entschieden auch Glaubensstreitigkeiten nach ihrem Gutdünken. Dadurch gingen freilich viele der angemaßten Rechte der Bischöfe für den Augenblick verloren; aber die Vortheile, welche sie auf der andern Seite gewannen, waren so groß, daß sie sich nur zu fügsam und willig zeigten, und so geschah es nicht selten, daß Alles in der Kirche nach dem Winke des Kaisers ging. Der Kaiser war der Gnadenborn, aus dem auf seine Günstlinge Ehren und Reichthümer strömten, und die Bischöfe wetteiferten leider oft genug in niedriger Schmeichelei, um deren möglichst viel zu erlangen. Die bisherige Armuth der Kirche und ihrer Diener hatte ein Ende. Schon Kaiser Konstantin bestimmte einen Theil der Staatseinkünfte zum Unterhalt der Geistlichen und begnadigte sie mit wichtigen Vorrechten. Das allereinträglichste war aber das Gesetz, durch welches er sie für berechtigt erklärte, Schenkungen anzunehmen, welche ihnen durch testamentarische Verfügungen gemacht wurden, was bisher nach dem Gesetze des Kaisers Diocletian keinem Vereine gestattet war.

Nun war der Habgier der Geistlichkeit ein weites Feld geöffnet. Die niedrigsten und verächtlichsten Mittel wurden angewendet, um die im Aberglauben versunkenen Christen zu reichen Schenkungen zu bewegen, und bereits nach zehn Jahren wagte Niemand mehr zu sterben, ohne der Geistlichkeit ein Legat zu vermachen. Diese betrieb das Geschäft auf so schamlose Weise, daß nicht sehr lange darauf die Kaiser Gratian und Valentinian sich genöthigt sahen, durch Gesetze der Erbschleicherei der Geistlichkeit Einhalt zu thun.

Der heilige Hieronymus, einer der berühmtesten Kirchenväter und Geheimschreiber des römischen Bischofs Damasus, welcher Zeuge war von dem nichtswürdigen Treiben der christlichen Priesterschaft, rief bei Bekanntmachung des Gesetzes: „Ich bedaure nicht des Kaisers Verbot, sondern mehr, daß meine Mitbrüder es nöthig gemacht haben.“ Diese Mitbrüder schildert er auf wenig schmeichelhafte Weise, indem er sagt: „Sie halten kinderlosen Greisen und alten Matronen den Nachttopf hin, stets geschäftig um ihr Lager; mit eigenen Händen fangen sie ihren Auswurf auf, und Wittwen heirathen nicht mehr; sie

sind weit freier, und Priester dienen ihnen um Geld.“ Selbst der Bischof des Hieronymus, Damasus, hatte sich den Spottnamen „Ohrenkrabbler der Frauen“ erworben.

Metropoliten. Patriarchen. Die Bischöfe in den Hauptstädten der Provinzen erlangten bald, infolge der Bedeutung der Metropolen, eine Art von Oberhoheit über die der anderen Städte und nannten sich Metropoliten. Auch unter diesen maßten sich wieder Einige einen höheren Rang an und wußten die Bischöfe mehrerer Länder unter ihre Oberhoheit zu bringen. Sie nannten sich zuerst Exarchen, dann aber Patriarchen. Zur Zeit des Kaisers Theodosius II. gab es fünf solcher Patriarchen: die zu Konstantinopel, Antiochien, Jerusalem, Alexandrien und Rom.

Von Rom, der Hauptstadt der damaligen Welt, gingen alle Befehle aus, durch welche sie regiert wurde, und die Bischöfe der römischen Gemeinde trachteten bald danach, die kirchliche Welt in ähnlicher Weise zu regieren, wie die Kaiser die politische regierten. Vor Anfang des zweiten Jahrhunderts hatte die römische Christengemeinde wahrscheinlich weder einen besondern Bischof, noch eine besondere Kirche. Die armen Christen mußten sich sehr still halten und ihre Aeltesten waren gewiß Männer von unbescholtenen Sitten, denen es mit der Lehre Jesu hoher Ernst war. Das Märtyrerthum war ihnen zur Zeit der Verfolgungen ziemlich gewiß. Der erste Bischof, von dem wir wissen, daß er schon mehr gelten wollte als seine Kollegen, hieß Viktor (192—201 n. Chr.). Er verlangte, daß alle Christen das Osterlamm zu der für die Gemeinde in Rom festgesetzten Zeit essen sollten, nämlich an dem als Auferstehungstag Jesu angenommenen Tage, und nicht, wie es die morgenländischen Christen beibehalten hatten, am jüdischen Passahfest, zu welcher Zeit es auch Jesus aß.

Die anderen Bischöfe äußerten ihre Verwunderung über diese Anmaßung ihres Kollegen, und in Betreff seiner Berufung auf Petrus, der diesen Gebrauch in Rom eingeführt haben sollte, entgegnete der Bischof Polykrates von Ephesus, „daß nach den Evangelien nicht Petrus, sondern Johannes an der Brust Jesu gelegen hätte.“ Von einer Oberhoheit des Petrus über die anderen Apostel schien man damals noch nichts zu wissen. Stephanus, welcher 253 Bischof wurde, war der erste, welcher behauptete, „er sei mehr als die anderen Bischöfe, denn er sei der Nachfolger des heiligen Apostels Petrus.“ Er kündigte sogar den asiatischen Bischöfen die Kirchengemeinschaft auf, weil sie seinen Vorschriften nicht gehorchen wollten. Diese äußerten natürlich ihre Verwunderung, und Bischof Firminian von Kappadokien erklärte in einem Rundschreiben, welches er den anderen Bischöfen zuschickte, wie folgt: „Mit Recht muß ich mich in diesem Punkt über eine so offenbare als unverkennbare Thorheit des Stephanus ärgern, welcher sich seines Bischofssitzes rühmt und sich für einen Nachfolger des Apostels Petrus ausgiebt.“

Synoden. Welches Verhältniß zwischen dem römischen Bischof gegenüber den Kaisern sich ausbildete, haben wir schon oben angeführt; es blieb dasselbe noch mehrere Jahrhunderte hindurch. Zeigten sich einzelne Kaiser nachgiebiger, so lag dies in der Persönlichkeit derselben. Der römische Bischof stand wie jeder andere Staatsbeamte unter dem Kaiser, und dieser und sein Statthalter waren seine Richter. Die Reichssynoden wurden von den Kaisern berufen, welche hier durch einen Commissarius präsidirten; und wenn auf der Synode zu Chalcedon (451) der Legat des römischen Bischofs Leo den Vorsitz führte, so geschah es, weil es sich dieser vom Kaiser als eine besondere Gnade ausgebeten hatte. Die Beschlüsse dieser Synoden wurden nicht vom Bischof in Rom, sondern von den Kaisern bestätigt, und selbst wenn eine solche Kirchenversammlung gegen den Willen des römischen Bischofs gehalten wurde, so verlor sie dadurch nichts von ihrer allgemeinen Giltigkeit. Bei streitigen Bischofswahlen entschied immer der Kaiser, und kein Bischof durfte seine Würde ohne die kaiserliche Bestätigung antreten.

Schon im vierten Jahrhundert hatten die römischen Bischofe verlangt, daß ihnen der erste Rang unter den Patriarchen, also auch unter den Bischöfen, zuerkannt würde; allein ihre Ansprüche wurden weder vom Kaiser noch von der Kirche anerkannt.



Bischof Ambrosius verwehrt dem Kaiser Theodosius den Eintritt in die Kirche.

Kaiser Justinian erklärte sogar durch ein eigenes Gesetz, die Kirche zu Konstantinopel sei das Haupt aller christlichen Kirchen, und Andere legten dem dortigen Patriarchen den Titel und Charakter eines allgemeinen Bischofs bei. Selbst im Abendlande, wo doch der römische Bischof noch im höchsten Ansehen stand, räumte man ihm bis lange nach dem Ende dieser Geschichtsperiode nicht einen besondern Titel ein. Alle Bischöfe nannten sich Papst (von papa, Vater), auch Oberpriester, ja sogar Stellvertreter Christi, und gaben sich unter einander diese Titel, also auch dem Bischof von Rom, der bald Papst der Stadt Rom, bald schlechtweg Papst genannt wurde.

Im vierten Jahrhundert waren indessen der Einfluß der Kirche und die Gewalt der Bischöfe bereits zu einer sehr hohen Stufe emporgestiegen, wie folgendes Beispiel darthut.

Im Jahre 390 n. Chr. war in der volkreichen Stadt Thessalonich wegen der Verhaftung eines beim Volke beliebten Wagenlenkers ein Aufstand ausgebrochen, wobei mehrere

der höchsten Beamten ermordet wurden. Der Kaiser Theodosius beschloß, einen solchen Frevel nach Tyrannenart, nämlich an der Masse ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, zu rächen. Er ließ das Volk zu einem Schauspiele einladen, die zahlreiche Versammlung plötzlich überfallen und niedermachen, so daß nur Wenige dem furchtbaren Blutbade entrannen und 7000 Menschen auf dem Platze ihren Tod fanden. Der später zu einem Heiligen erhobene Bischof Ambrosius von Mailand erhielt von dieser Frevelthat nicht sobald Kunde, als er auch schon voll Entrüstung an den Kaiser schrieb: „Ich hätte nicht die Verwegenheit, das heilige Opfer darzubringen, wenn du es wagtest, demselben beizuwohnen. Wenn es mir Sünde wäre, so ich in Gegenwart des Mörders eines einzigen Unschuldigen die heiligen Mysterien feiern wollte, wie könnte ich es in Gegenwart eines Fürsten, der von einer Schlachtbank kommt, auf welcher so viel unschuldiges Blut vergossen ward?! Um Theil zu nehmen am Leibe Jesu Christi, warte, bis du in einer solchen Verfassung bist, daß deine Hostie Gott angenehm ist. Bis dahin begnüge dich mit dem Opfer deiner Thränen und Gebete."

Dieses erste Beispiel von Exkommunikation wirkte auf den zwar barbarischen, aber nichtsdestoweniger glaubenseifrigen Theodosius so niederschlagend, daß er bußfertig nach Mailand eilte, um sich in der dortigen Hauptkirche von Ambrosius Verzeihung zu erflehen. Der Bischof aber trat dem Theodosius an der Kirchthür entgegen und wehrte ihm im Angesichte des versammelten Volkes den Eintritt mit den Worten: „Dein Zorn verblendet dich zwar nicht mehr; aber deine Macht und dein Stolz als Kaiser verdunkeln noch deine Vernunft." Der niedergeschmetterte Gewalthaber kehrte ohne Widerrede an der Kirchthür um, unterwarf sich den ihm von Ambrosius vorgeschriebenen Büßungen und durfte erst nach achtmonatlichen Prüfungen und nachdem er demuthsvoll um Erbarmen und Vergebung gefleht hatte, die Kirche wieder betreten.

Die christliche Literatur. Da die Veränderungen und Streitigkeiten in der christlichen Kirche im genauesten Zusammenhange mit der christlichen Literatur stehen, so müssen wir zunächst über diese reden. Wenn wir das Jedem zugängliche „Neue Testament" aufschlagen, so finden wir am Anfange des Evangeliums des Lukas Folgendes: „Sintemal sich es Viele unterwunden haben, zu stellen die Rede von den Geschichten, so unter uns ergangen sind; wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen und Diener des Worts gewesen sind; habe ich es für gut angesehen, nachdem ich es Alles von Anbeginn erkundet habe, daß ich es zu dir, mein guter Theophile (Schüler des Paulus) mit Fleiß ordentlich schreibe, auf daß du gewissen Grund erfahrest der Lehre, in welcher du unterrichtet bist."

Aus diesem Eingang geht zweierlei hervor: daß es bereits viele Schriften oder Erzählungen von der Geschichte Jesu gab, und daß das Buch des Lukas gerade eben so entstand, wie ähnliche Bücher noch heute entstehen, deren Verfasser es unternehmen, die Lebensgeschichte von Männern zu schreiben, welche erst lange Zeit nach ihrem Tode eine historische Berühmtheit erlangten, während sie bei ihren Lebzeiten nur vorübergehend allgemeines Interesse erregten.

Die Kirchenversammlung zu Nikäa. Es bestanden, wie es scheint, in den ersten Jahrhunderten nach Christus, eine sehr große Menge solcher Schriften, welche theils von der Partei ausgingen, welche ihn für den Messias hielt, theils von der entgegengesetzten. Das erzeugte natürlich eine große Verwirrung in den Lehren der christlichen Kirche, und um derselben ein Ende zu machen und feststellen zu lassen, wer sich Christ nennen dürfe und wer nicht, berief Kaiser Konstantin im Jahre 325 n. Chr. eine Kirchenversammlung nach Nikäa. Das Resultat der Berathungen war das folgende Glaubensbekenntniß, welches der ganzen Christenheit zur Nachachtung dienen sollte: „Wir glauben an Einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge; und an einen Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes, den Eingebornen, der aus dem Vater, d. h. aus

dem Wesen des Vaters gezeugt worden ist; Gott aus Gott, Licht aus Licht, der wahrhaftige Gott aus dem wahrhaftigen Gott, der gezeugt, nicht geschaffen worden, der mit dem Vater gleichen Wesens ist, durch den Alles gemacht worden, sowol was im Himmel als was auf Erden ist; der um uns Menschen und unserer Seligkeit willen herabgekommen, Fleisch angenommen hat, Mensch geworden ist und gelitten hat, der am dritten Tage auferstanden, in den Himmel aufgefahren ist und kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.



Johannes auf der Insel Patmos.

„Diejenigen aber, welche sagen: Es war eine Zeit, da er nicht war, und: er war nicht, ehe er gezeugt worden, und: er ist aus Nichts entstanden; oder die behaupten, er sei aus einer andern Substanz oder einem andern Wesen, oder er sei erschaffen oder veränderlich oder wandelbar — diese verflucht die katholische (allgemeine) Kirche. Und an den heiligen Geist."

Aus dem Inhalt dieser Glaubensformel geht schon hervor, zu welchen eigenthümlichen Annahmen die Verschmelzung der ursprünglich so reinen und einfachen Jesuslehre mit den pharisäischen Träumereien des Paulus und diese wieder mit den philosophischen Lehren der Griechen und Alexandriner schon in so früher Zeit geführt hatten. Man darf sich daher

nicht wundern, wenn aus diesen hier als die Basis des Christenthums festgestellten Grundsätzen in späterer Zeit noch viel erstaunlichere Folgerungen gezogen wurden.

Da nun eine Menge der unter den Christen verbreiteten Bücher **nicht** mit diesem Glaubensbekenntniß übereinstimmte, so erklärte man nur diejenigen vier derselben, welche damit übereinstimmten, als **kanonisch**, d. h. kirchlich rechtgläubig und giltig, während alle anderen Schriften **apokryphisch** genannt wurden. Apokryph heißt eigentlich geheim oder versteckt, und apokryphische Schriften hießen in den ältesten Zeiten solche, welche die Geheimlehren gewisser christlicher Sekten, besonders der gnostischen, enthielten und in denen uralte, aus orientalischen oder griechischen Ueberlieferungen entsprungene philosophische Ideen und mystische Lehren mit dem Christenthum verflochten waren. Nachdem aber alle diese Schriften von dem Konzil zu Nikäa verworfen waren und nur die 27 im „Neuen Testament" enthaltenen als echt und offenbart anerkannt wurden, erhielt das Wort apokryph eine andere Bedeutung, nämlich **unecht, untergeschoben**.

Da eine Menge der sogenannten Evangelien mit dem obenangeführten Glaubensbekenntniß nicht übereinstimmte, und die Mitglieder des Konzils nicht den Anschein auf sich laden wollten, selbst über die Echtheit derselben entschieden zu haben, so kam man — so wird berichtet — dahin überein, Christus selbst die Entscheidung zu lassen, und es soll dies auf folgende Weise bewerkstelligt worden sein: Man legte alle von der Geschichte Jesu handelnden Bücher auf einen Altar, betete zu Christus und bat ihn, durch ein Wunder diejenigen Bücher zu bezeichnen, welche wirklich göttlich inspirirt seien. Als man am Morgen wieder an den Altar kam, um zu sehen, welche Wirkung das Gebet gehabt habe, war das Wunder eingetreten: man fand alle jetzt als apokryph geltenden Schriften auf der Erde; nur die 27 allein, welche heutzutage das Neue Testament bilden, waren auf dem Altar liegen geblieben. Daß diese mit dem oben angeführten Glaubensbekenntniß übereinstimmten, versteht sich von selbst.

Da es viele Bischöfe gab, welche weder das Glaubensbekenntniß anerkennen, noch den Kanon annehmen wollten, so wurden sie durch den Kaiser mit Absetzung und Landesverweisung bedroht. Die heiligen Männer unterzeichneten nun Alle eine Epistel, mit Ausnahme Einiger, welche verfolgt und, wie angedroht, bestraft wurden. Von ihnen werden wir weiterhin reden und zunächst kurz das mittheilen, was die tiefsten und gelehrtesten Forschungen gewissenhafter Männer über den Ursprung und den historischen Werth dieser kanonischen Schriften ergründet haben. Wir wollen dabei nicht die Ordnung befolgen, welche diesen Büchern im Neuen Testament angewiesen ist, sondern sie in chronologischer Reihenfolge abhandeln, da sie nicht auf einmal, sondern nach und nach entstanden.

„**Die Epistel St. Pauli an die Galater**" ist das älteste dieser kanonischen Schriftstücke. — Auf seiner dritten Bekehrungsreise besuchte Paulus, etwa um 57 n. Chr. die Gemeinde, welche er auf einer frühern Reise in der kleinasiatischen Landschaft Galatien gegründet hatte und fand, daß einige dort hingekommene Judenchristen die Ansicht verbreitet hatten, daß ohne Beschneidung und Befolgung des mosaischen Gesetzes nach seinem ganzen Umfange ihr christlicher Glaube nichts nütze. Paulus wußte diese Zweifel zu beschwichtigen; als er jedoch nach seiner Abreise hörte, daß dieselben abermals Raum gewonnen hatten, schrieb er den Galatern eine Epistel, in welcher er ihnen seinen Standpunkt klar darlegte. Er behauptet darin, daß ihn Jesus persönlich (in einer Erscheinung) bekehrt habe, und daß er auch im Punkte der Beschneidung mit den Häuptern der judenchristlichen Gemeinde in Jerusalem — Jakobus und Johannes — einig geworden sei; er erzählt auch sein Zusammentreffen mit Petrus in Antiochien, wo er (Gal. II., 13) sagt: „**und heuchelten mit ihm** (Petrus) die anderen Juden." — Diese Epistel ist insofern historisch wichtig, als sie uns bestimmte Nachrichten über das ursprüngliche Verhältniß des Heidenapostels Paulus zu den älteren judenchristlichen Aposteln giebt welches, wie man hieraus sieht, ein etwas gespanntes war.

Die Briefe des Paulus an die Korinther hatten einen ähnlichen Ursprung und Zweck. Paulus hatte z. B. nichts gegen den Genuß des Fleisches der heidnischen Opferthiere, was den Judenchristen ein Greuel war. Außerdem herrschte in der Stadt des Sinnengenusses große Sittenlosigkeit unter den dortigen Christen, und des Apostels Gehülfen, Titus und Timotheus, die er dorthin geschickt hatte, konnten allein mit all den Zerwürfnissen nicht fertig werden. — Als Paulus im Spätherbst 57 in Korinth war, schrieb er seine „erste Epistel an die Römer", d. h. an die römische Christengemeinde. Die Tendenz des Briefes war haupsächlich, die dortigen Judenchristen zu überzeugen, daß die Verbreitung des Christenthums unter den Heiden die Juden nicht im Geringsten beeinträchtige.

Politische Umstände sowie des Paulus Entschiedenheit und Unermüdlichkeit bewirkten, daß schon in dem letzten Viertel des ersten Jahrhunderts seine Vorstellung, daß Jesus der Messias oder Christos gewesen sei, nicht nur in allen von ihm selbst gegründeten, sondern auch in jüdischen Reformgemeinden Eingang gefunden, und damit auch der Glaube an die nahe bevorstehende Wiederkehr des Messias. Dieser Glaube und die Noth der Zeit gaben die Veranlassung zu der sogenannten Offenbarung des Johannes, welche im Jahre 69 n. Chr., ein Jahr vor der Zerstörung Jerusalems durch Titus, geschrieben wurde. Als ihr Verfasser wird der Apostel Johannes genannt, der sie auf der Insel Patmos niedergeschrieben haben sollte. Es wird dies jedoch von Vielen bezweifelt; schließlich kommt auch wenig darauf an, wer dieselbe geschrieben hat, da der Schrift als historischer Quelle kein Werth beigelegt werden kann. Der Verfasser war indessen offenbar ein Judenchrist, der sich berufen fühlte, den alten jüdischen Propheten nachzuahmen, die zur Zeit politischer Bedrängniß das Volk zur Buße ermahnten und mit der Hoffnung auf den Messias vertrösteten. Das dem Verfasser der „Offenbarung" vorschwebende Muster war wol das Buch des Daniel, welches zur Zeit der Glaubensverfolgung durch die Perser geschrieben und dem längst begrabenen Daniel, der einst am persischen Hofe eine Rolle spielte, als Prophezeiung untergeschoben wurde.

Die politische Lage war damals für die Juden verzweifelt genug; dazu kam noch das Gerücht, daß Kaiser Nero nicht todt sei, sondern heranziehe, um sich wieder auf den Kaiserthron zu setzen. Gegen solche Noth konnte nur der Messias helfen, und in Jerusalem und Umgegend verbreitete sich der Glaube, daß Jesus wiederkehren und die Mächte des Bösen den letzten verzweifelten Kampf mit der jungen Gemeinde Christi bestehen würden. — Die Bücher Henoch und das Buch Esra, die ebenfalls im Zeitalter Jesu entstanden, drehen sich gleichfalls um die messianischen Hoffnungen und enthalten dem ähnliche Schilderungen, wie wir sie in der Offenbarung finden. — In seiner Vorrede zur Uebersetzung dieses phantastischen Machwerkes (1522) äußert sich Luther sehr geringschätzig über dasselbe, und wir denken mit vollem Recht.

Kanonische Schriften. Wir kommen nun zu den im Kanon enthaltenen Schriften, die unter den Namen der Apostel oder derer Schüler erschienen, aber sicher nicht von ihnen verfaßt worden sind. „Man darf die Abfassung und Verbreitung solcher Schriften unter fremden apostolischen Namen nicht als literarischen Betrug auffassen; die Verfasser solcher untergeschobenen apostolischen Schriften hatten weder das Bewußtsein, noch die Absicht, eine Täuschung oder Fälschung zu begehen; sie hatten dabei überhaupt kein geschichtliches Interesse, sondern nur eine dogmatische oder praktisch-religiöse Tendenz, nämlich den Wunsch, gewissen neuentstandenen dogmatischen Anschauungen, religiösen Richtungen und Parteistandpunkten in der urchristlichen Kirche dadurch Anerkennung zu verschaffen und Vorschub zu leisten, daß man sie auf die Autorität apostolischer Männer zurückführte und ihre Vertretung dem oder jenem apostolischen Namen zuwies, je nachdem man nun glaubte, daß dieser Name besonders dazu geeignet gewesen wäre."

In frühester Zeit, als sich die Ansichten der Heidenchristen und Judenchristen noch schroffer gegenüberstanden, wählte man die Namen des Paulus einerseits und andrerseits

die des Petrus und Jakobus. Jedoch am Ende des ersten Jahrhunderts und später, als man einsah, daß Verständigung noththat, und diese herbeizuführen trachtete, hielt man den Namen des Johannes für geeigneter.

Nach der Zerstörung Jerusalems hatten sich unter den Christen allerlei Zweifel und Bedenken über die verzögerte Wiederkunft Christi erhoben. Um nun diese zu heben, hielt es ein apostolischer Mann im letzten Drittel des ersten Jahrhunderts für zweckdienlich, sich in Briefen zu äußern, die er an die Thessalonicher richtetete; und da Paulus in seinem (echten) Briefe an die Korinther den Gegenstand berührt hatte, so lag der Gedanke nahe, dessen Namen und Autorität zu benutzen. Der Inhalt dieser Briefe besitzt kein historisches Interesse. — Mit dem Briefe des Paulus an die Ebräer hat es eine ähnliche Bewandtniß. Der Zweck des Briefes ist, der Paulinischen Lehre wieder die Oberhand zu verschaffen.



Petrus. Nach dem Erzbilde in der Peterskirche zu Rom.

Die Episteln an die Kolosser, Epheser und Philipper und an Philemon verfolgen ähnliche Zwecke; allein ihr Ton und ihre sie durchdringende Anschauungsweise tragen deutlich den Charakter einer Zeit, die Paulus nicht erlebte, nämlich der des Kaisers Trajan zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, in welchem verschiedene einander verwandte religionsphilosophische Systeme sich entwickelten, welche man die Lehren der Gnostiker nannte.

Die Gnostiker. Montanismus. Gnosis heißt Erkenntniß, und der Name Gnostiker ward solchen Leuten beigelegt, die eine höhere Einsicht in Bezug auf göttliche Dinge zu haben meinten als das Volk, welches das glaubte, was ihm von älteren Autoritäten überliefert war. Ihre Lehre hatte sich aus griechisch-alexandrinischen, orientalischen und christlichen mit einander vermischten Elementen gebildet. Wenn auch unter den Gnostikern selbst allerlei verschiedene Sekten bestanden, so läßt sich ihre Lehre doch in folgenden Sätzen zusammenfassen: Der höchste, namenlose, unaussprechliche, unerkennbare Gott trägt alle geistigen Vollkommenheiten als den Inbegriff seiner göttlichen Kräfte in sich. Zwischen ihm und der ungöttlichen Welt, dem Reiche des Satans, besteht eine unendliche Kluft, welche nur durch eine Reihe von Vermittlungen ausgefüllt werden kann. Die aus Gott ausströmenden geistigen Kräfte in Gestalt von selbständigen überirdischen Naturen, Aeonen oder Engel genannt, bilden zusammen in einer Stufenreihe die jenseitige, übersinnliche Weltordnung, die sogenannte göttliche Fülle, die Vermittlung zwischen Gott und Welt. In dieser letzteren, dem Sitz des Uebels, lebt der Mensch, dessen Seele das innere Band zwischen dem höheren göttlichen Leben und der materiellen Leiblichkeit ist, von welcher sich die Seele immer mehr freizumachen strebt. Ein Aeon aus der höheren Geisterwelt ward dem Menschen zur Hülfe gesandt und vereinigte sich mit dem Menschen Jesus, um den erlösungsbedürftigen, endlichen Geistern den sichern Weg zur Rückkehr in die übersinnliche Welt zu zeigen.

Dieses Streben nach der Rückkehr zu Gott unterscheidet die geistigen Menschen von den Sinnenmenschen, die von der höheren Sittlichkeit jener keine Ahnung haben. — Diesem Gnosticismus verwandt, und doch feindlich in mancher Hinsicht, war der „Montanismus“, welcher in Phrygien entstand, auf die dortige Christengemeinde Einfluß gewann und nach seinem Urheber **Montanus** genannt wird. Die Montanisten nannten sich die echten Geistesmenschen, und ihre Lehrer strebten besonders auf Vervollkommnung des christlichen Wandels hin, legten Werth auf Fasten, eheloses Leben, das Märtyrerlos, strenge Sabbatfeier und andere Dinge, die im Judenthum hoch gehalten wurden.

In dem **Brief an die Philipper** sind Gläubige erwähnt, die es bereits am kaiserlichen Hofe zu Rom gegeben, und das verräth seine Entstehung in nachapostolischer Zeit, deren Verhältnisse der Verfasser auf die Zeit überträgt, zu welcher Paulus in Rom war. — Aus dem Gefängniß in Rom soll Paulus auch den Brief an **Philemon** geschrieben haben. In ihm wird ein entlaufener Sklave, Onesimos, der von Paulus im Gefängniß bekehrt wurde, seinem Herrn, dem Philemon, empfohlen. Dieser Brief **könnte** seinem Inhalt nach echt sein und erregt nur Zweifel, weil es überhaupt zweifelhaft ist, daß es apostolische Briefe aus der Zeit der römischen Gefangenschaft des Paulus giebt.


Jakobus der Jüngere.
Nach Peter Vischer.


Matthäus.
Nach Peter Vischer.

Der erste Brief Petri wurde während der Christenverfolgung unter Trajan, oder bald darauf zur Zeit Hadrian's, also im zweiten oder dritten Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts, an die Judenchristen in Kleinasien geschrieben, wie aus dem Briefe selbst hervorgeht. Aus seinem Inhalt ergiebt sich sehr deutlich, daß er weder von Petrus, noch selbst von einem unmittelbaren Schüler desselben geschrieben sein kann. Sein Verfasser ist augenscheinlich ein Anhänger des Paulus, der den Petrus ganz paulinisch reden läßt. Die Tendenz des Briefes ist klar. Durch den Pauliner Silvanus, den der Verfasser des Briefes seinen treuen Bruder nennt, läßt er den Petrus die von Paulus selbst gegründeten und in der paulinischen Lehre aufgewachsenen Gemeinden versichern, **daß ihr Glaube der rechte** sei (1. Petri, Kap. 5, 12).

Die **Epistel St. Jakobi** ist ungefähr 130 n. Chr. geschrieben, also auch nicht von Jakobus, dem Bruder Jesu und Vorsteher der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem. Sie ging gleichfalls aus der römischen Kirche, aber aus **judenchristlichen** Kreisen hervor, was leicht zu erkennen ist, namentlich im Kap. 2, 21—24, wo der Verfasser die paulinische Rechtfertigungslehre bekämpft und eine ganz andere, jüdisch gefärbte Lehre aufstellt. Trotzdem erkennt man in dem Briefe den Einfluß der freieren paulinischen Lehren auf die judenchristlichen Gemeinden und das Bestreben, die herrschenden Differenzen beider Anschauungsweisen auszugleichen.

Diese Briefe sind von keinem oder nur geringem historischen Werth; allein anders ist dies mit den vier kanonischen Evangelien, welche in der Gestalt, in welcher sie uns vorliegen, in dem Zeitraum entstanden, zu welchem wir nun vorgeschritten sind, nämlich ungefähr um das Jahr 130 n. Chr.

Von den Jüngern Jesu war wol **Matthäus**, welcher Zolleinnehmer am Galiläischen See war, der einzige, der schreiben konnte. Er schrieb vermuthlich, um sie nicht zu vergessen, die Reden und Aussprüche Jesu auf. Zur Zeit der Zerstörung Jerusalems (also etwa 40 Jahre nach Jesu Tode) ordnete Matthäus diese Notizen und fügte hinzu, was in der Gemeinde über Jesus erzählt wurde. Er schrieb dies Evangelium für die Judenchristen, und es ist bekannt unter dem Namen **Hebräerevangelium des Matthäus**, enthielt aber, nach Andeutungen alter Kirchenschriftsteller, im Wesentlichen nur Reden und Aussprüche Jesu. Es war die älteste und Anfangs einzige Aufzeichnung evangelischer Reden und Geschichten, die später unter verschiedenen Namen, wie Evangelium des Petrus, Evangelium der Apostel u. s. w., verbreitet wurden. Matthäus schrieb in hebräischer Sprache, das heißt ohne Zweifel in dem damaligen aramäischen Volksdialekt der Juden. Die Worte, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, sind in dieser Sprache auch in dem Evangelium nach Mätthäus, wie es uns jetzt vorliegt, angeführt (Eli, Eli, lama asabthani). — Das alte Hebräerevangelium ist in seiner ursprünglichen Gestalt verloren gegangen, wurde aber dem **Evangelium nach Matthäus** zu Grunde gelegt, welches ungefähr zur Zeit des zweiten Jüdischen Krieges unter Kaiser Hadrian zwischen den Jahren 130 bis 134 n. Chr. in griechischer Sprache niedergeschrieben wurde, und dessen Uebersetzung in unseren Bibeln enthalten ist.


Johannes.
Nach Peter Vischer.

Bald nachher entstand das **Evangelium des Lukas**, welches das eben erwähnte griechische nach Matthäus und außerdem eine aus paulinischen Lehrbriefen herrührende Grundschrift benutzte (das verloren gegangene Evangelium des Marcion), zu welcher dann Stücke von judenchristlichem Charakter hinzugefügt wurden, um durch die Kombination beider Bestandtheile die Härte und Schroffheit dieser entgegengesetzten Richtungen zu mildern. Ein Auszug aus den beiden genannten Evangelien ist das **Evangelium nach Markus**, welches gegen 140 n. Chr. geschrieben wurde. Der Verfasser dieses unbedeutendsten der vier Evangelien war nach der alten Tradition Begleiter des Paulus, wie auch Dolmetscher des Petrus.

Ein neuerer Schriftsteller spricht sich über die drei genannten Evangelien in folgender Weise aus, welche auch unserer Ueberzeugung entspricht: „Die Verfasser dieser drei Evangelien sind aber keineswegs die einfachen, schlichten Fischerseelen, wofür man sie bisher angesehen hat; sie sind keineswegs so unbefangene und unparteiische Geschichtschreiber, die eine möglichst vollständige und wahrheitsgetreue Darstellung des Lebens Jesu zu geben die Absicht gehabt hätten; sondern es sind Männer des nachapostolischen Zeitalters, welche vom Standpunkt eines bestimmten dogmatischen Parteiinteresses die Lebensgeschichte Jesu und das Bild des Messias mit absichtsvoller Berechnung angelegt und durchgeführt haben, indem ein Jeder seinen Christus so und nicht anders zeichnete, wie er in Worten und Thaten und in seiner ganzen persönlichen Erscheinung in die vom Verfasser vertretene religiöse Parteiansicht am besten paßt.“

Auf einen Nachweis der Ungenauigkeiten, Widersprüche und Anachronismen, welche in dem im Neuen Testament enthaltenen Evangelium des Matthäus zu finden sind, können wir uns hier nicht einlassen, da es zu weitläufig sein würde und das Gesagte hier genügt.

Die **Apostelgeschichte des Lukas** ist keine geschichtliche Darstellung der ältesten Kirche, sondern noch bei weitem mehr eine Tendenzschrift, als dies sein Evangelium ist. Es handelt sich darin eigentlich nur um Petrus und Paulus; die anderen Apostel, selbst Jakobus und Johannes, bleiben unberücksichtigt. Es ist interessant zu verfolgen, wie gleichmäßig Eigenschaften und Ehren zwischen Paulus und Petrus abgewogen werden.

Aus den „Briefen des Paulus an Timotheus und Titus“ geht hervor, daß die Verfasser das Evangelium des Lukas bereits kannten (1. Timoth. 5, 18 und 2. Timoth. 3, 8), und daß sie frühestens zwischen den Jahren 130—140 geschrieben sein können. Dasselbe gilt von dem Brief des Judas, der dem so heißenden Bruder des Jakobus untergeschoben ist.

Der Verfasser des zweiten Briefes des Petrus verräth seinen noch viel späteren Ursprung durch allerlei Anführungen aus dem vorher erwähnten Briefe und durch Hindeutungen auf Dinge, die zur Zeit der Apostel noch nicht existirten. Wenn Jemand jetzt einen Brief Luther's veröffentlichte, in welchem von Eisenbahnen oder elektrischen Telegraphen die Rede wäre, so würde ihn sicher kein Mensch für echt halten können. Aehnlich verhält es sich mit diesen apostolischen Schriften.

Wir kommen nun zu dem Evangelium des Johannes und den Briefen, die diesem Jünger Jesu zugeschrieben werden. „Die kritischen Untersuchungen der neuesten Zeit haben es zu fast zweifelloser Gewißheit erhoben, daß dieses sogenannte Johannesevangelium noch weit weniger, als die übrigen drei kanonischen Evangelien, als ein evangelisches Geschichtswerk betrachtet werden kann; daß es vielmehr den geschichtlich überlieferten Stoff ganz willkürlich aus der evangelischen Ueberlieferung auswählt, um ihn unter den Gesichtspunkt einer bestimmten dogmatischen Idee zu stellen, welche in dem Eingange des Evangeliums ausgesprochen ist. Diese Idee aber, als die das Ganze verknüpfende Einheit, ist keine andere, als der Konflikt der göttlichen Herrlichkeit Jesu, als des göttlichen Wortes oder Gottessohnes, mit dem hartnäckigen Unglauben der „Juden“.



Der heilige Augustin.

Beiläufig wollen wir hier bemerken, daß die Uebersetzung der Anfangsworte dieses Evangeliums: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“, nur deshalb so mysteriös unverständlich erscheint, weil Luther das griechische Wort λόγος mit „Wort“ übersetzte, statt mit „Vernunft“, was es ebenso gut bedeutet. Beide Ausdrücke sind übrigens ganz sinnverwandt, da es ohne Wort oder Sprache keinen Ausdruck für die Vernunft giebt.

Da es uns hier hauptsächlich darauf ankam, den historischen Werth der evangelischen Schriften zu beleuchten, so brauchen wir wol auf die dogmatische Bedeutung des Evangeliums des Johannes nicht weiter einzugehen. Dieses Evangelium ist offenbar nicht von dem Jünger Jesu und nicht einmal von einem Juden geschrieben, der wie die Jünger in Palästina geboren und groß geworden war; denn dem widersprechen viele Stellen des Evangeliums, die allerlei Irrthümer in Bezug auf Oertlichkeit und andere enthalten, welche ein Jude nicht leicht begehen konnte. Dieses Evangelium und die Briefe des Johannes sind die jüngsten des Kanons.

Was übrigens über diese vier Evangelien von hervorragenden Christen gedacht wurde, ist außerordentlich deutlich in einer Schrift ausgedrückt, welche der große Kirchenvater und Heilige St. Augustinus gegen Ende des vierten Jahrhunderts an St. Festus richtete.

Darin heißt es: „Die, Evangelien genannten Bücher sind lange nach der Zeit der Apostel durch unbekannte Männer verfaßt worden, welche, weil sie fürchteten, die Welt möchte ihre Erzählungen, von deren Inhalt sie wol nicht unterrichtet sein konnten, keinen Glauben beimessen, sie unter dem Namen der Apostel bekannt gemacht haben, und die so voll von Albernheit und widersprechenden Nachrichten sind, daß es weder Uebereinstimmung noch Zusammenhang giebt..... So haben unsere Vorgänger in die Schrift unseres Herrn vielerlei Dinge eingerückt, die, ob sie gleich seinen Namen führen, nicht mit seinen Lehren übereinstimmen. Auch ist dies kein Wunder, da ich oft bewiesen habe, daß diese Dinge nicht durch ihn selbst, noch durch seine Apostel geschrieben worden sind, sondern größtentheils sich auf Sagen, auf unbestimmte Nachrichten gründen, und durch, ich weiß selbst nicht welche, Halbjuden mit nur wenig Uebereinstimmung unter sich zusammengesetzt und nichtsdestoweniger von ihnen unter dem Namen der Apostel unseres Herrn bekannt gemacht worden sind, dem sie ihre eigenen Irrthümer und Wahrheitswidrigkeiten zugemessen haben.“

Die apokryphischen Bücher. Wir gehen nun zu den apokryphischen Büchern oder Evangelien über, von denen viele ebenfalls, wie die kanonischen, den Namen der Apostel tragen. Diesen Ursprung konnte die Kirche jedoch nicht anerkennen, weil sie sonst dieselben hätte in den Kanon aufnehmen müssen, was sie aber nicht wollte, weil sie Ansichten enthielten, die nach dem Beschluß des nikäischen Konzils ketzerisch waren, obwol sie alle Jesus für den Messias hielten. Manche dieser Schriften sind eben so alt wie die kanonischen und bestanden in den ersten Jahrhunderten neben ihnen; in historischer Hinsicht haben sie gleichen Werth mit jenen.

Von diesen apokryphischen Evangelien sind unverkürzt — obwol schwerlich ohne ausschmückende Zusätze und anderweitige Veränderungen — die folgenden uns erhalten worden.

1. Das Vorevangelium des Jakobus, welches sowol griechisch als lateinisch vorhanden ist. Es umfaßt die Zeit von der Ankündigung der Geburt der Maria bis zum Bethlehemitischen Kindermord in 25 Kapiteln. Dieses Evangelium ist sehr alt, und schon im zweiten Jahrhundert werden einzelne darin erzählte Wundergeschichten von Justin dem Märtyrer und von Clemens von Alexandrien erzählt, und der Philosoph Origenes (in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts) redet davon, als von einem wohlbekannten Buche. Sein Ansehn war in der griechischen Kirche allgemein anerkannt. Kirchenschriftsteller benutzten es, theilten Stellen daraus mit oder legten auch einzelne Sätze und Erzählungen daraus ihren Abhandlungen zu Grunde. Es ist nicht wohl einzusehen, warum die Kirchenversammlung von Nikäa das Buch verwarf.

2. Das Evangelium von der Geburt der heiligen Maria, welches lateinisch geschrieben ist, zehn Kapitel enthält und die Zeit von der Ankündigung der Geburt der Maria bis zur Geburt Jesu umfaßt. Armenius und Virginius behaupten, sie hätten das Original „geschrieben vom Evangelisten Matthäus in hebräischer Sprache“ gesehen.

3. Die Geschichte von der Geburt der Maria und von der Kindheit des Erlösers. Es ist lateinisch in 24 Kapiteln und umfaßt die Zeit von der Ankündigung der Geburt der Maria bis zur Ankunft der heiligen Familie in Aegypten.

4. Die Geschichte Joseph's des Zimmermanns, ist in 32 Kapiteln in arabischer Sprache vorhanden. Im vierzehnten Jahrhundert soll noch eine hebräische Ausgabe vorhanden gewesen sein. In welcher von beiden Sprachen es ursprünglich geschrieben war, läßt sich nicht ermitteln. Das Buch umfaßt das Leben Joseph's bis zu seinem Tode.

5. Das Evangelium von der Kindheit des Erlösers, welches arabisch geschrieben und noch so vorhanden ist, enthält 55 Kapitel und umfaßt die Zeit von Jesu Geburt bis zu dessen Aufenthalt im Tempel als zwölfjähriger Knabe. Der Verfasser scheint ein syrisch schreibender nestorianischer Christ gewesen zu sein.

6. Das Evangelium Thomas' des Israeliten, ist griechisch und lateinisch vorhanden und umfaßt die Kindheit Jesu vom fünften bis zwölften Jahr in 19 Kapiteln.

7. **Das Evangelium des Matthäus**, hebräisch geschrieben und ins Lateinische übersetzt, enthält einige Erzählungen aus der Jugend Jesu, die sich in anderen Evangelien nicht vorfinden.

8. **Das zweite Evangelium des Thomas von der Kindheit Jesu**, ist eine lateinische, etwas abweichende Bearbeitung des ersten gleichnamigen.

9. **Das Syngramma des Thomas**; griechisch vorhanden, enthält 9 Kapitel.

10. **Das Evangelium des Nikodemus**. Dieses in griechischem und lateinischem Text vorhandene Evangelium besteht aus zwei Theilen, die in keinem Zusammenhang stehen. Kapitel 1—16 enthalten die Erzählungen von Jesu Verurtheilung, Tod, Begräbniß und Auferstehung. Kapitel 17—28 bringen einen Bericht von Jesu Thaten in der Hölle oder Unterwelt. Der erste Theil dieser Schrift scheint aus den kanonischen Evangelien entnommen; allein die ergänzenden Einzelheiten sind einer der merkwürdigsten Schriften des christlichen Alterthums entlehnt, nämlich den sogenannten Acta Pilati, den Jesus betreffenden Protokollen des Pilatus, die früh in hohem Ansehen standen, und welche als Beweismittel von vielen Kirchenschriftstellern angeführt wurden. Die echten Acta Pilati sind verloren gegangen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie vielfach verfälscht wurden. Schon im dritten Jahrhundert warfen heidnische Schriftsteller den Christen vor, daß sie Aktenstücke des Pilatus verfälscht hätten, und denselben Vorwurf machten die Christen den Juden. Man darf annehmen, daß die ersten 16 Kapitel wesentlich das enthalten, was in den Acta Pilati stand, und wenn auch Manches darin geändert sein mag, so bleibt dem Buch doch noch immer ein nicht unbedeutender historischer Werth. Der zweite Theil des Buches, der von der Höllenfahrt handelt, ist für die Dogmengeschichte wichtig, für uns nicht. Das ganze Buch kann vor dem fünften Jahrhundert nicht entstanden sein.

Der Talmud. Unter die Quellen, die in Bezug auf die Geschichte Jesu in Betracht kommen, gehört auch der jüdische Talmud. — Die Juden nahmen zwei von Jehovah geoffenbarte Erkenntnißquellen ihrer Religions- und Sittenlehre an: das schriftliche Gesetz (Thorah Schabischt-habh), welches in dem Kanon des Alten Testaments, und das mündliche Gesetz, die Tradition (Thorah Schäbbeal-peh), welches im Talmud enthalten sein soll.

Daß die fünf Bücher, die Moses Namen tragen, nicht von ihm geschrieben wurden, haben wir schon früher angeführt. In die ebenfalls erwähnten Prophetenschulen wurden Leviten oder Priester zu Dichtern und Nebiim ausgebildet, aber auch im Traumdeuten, Weissagen und Wahrsagen unterrichtet; allein Schulen, Synagogen, in welchen die Bücher des Alten Testaments erklärt wurden, gab es bei den Juden erst nach der babylonischen Gefangenschaft. Jeder Schulvorsteher sah auf seine Weise und machte Zusätze und Bestimmungen, so daß sich ihre Zahl unendlich vermehrte, wobei die Priester, wie überall, nicht versäumten, ihre eigenen Vortheile in Acht zu nehmen.

Erst nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer unternahm es Rabbi Hannasi (oder Jeseile der Heilige, Rabbenu Hakkadosch), welcher Vorsteher der Schule zu Tiberias 190 n. Chr. war, all die verschiedenen Traditionen und Sagen zu sammeln; und diese Sammlung heißt die Mischna, bildet den ersten Theil des Talmud und wurde 219 n. Chr. von allen Synagogen angenommen. — Im Jahre 230 n. Chr. verfaßte Rabbi Jochanan einen zweiten Theil des Talmud, unter dem Titel Gemara, eine Ergänzung und Erklärung der Mischna. Diese beiden Theile, die Mischna und Gemara des Jochanan, heißen der Talmud von Jerusalem. — Erst 367 n. Chr. begann der Vorsteher der Schule zu Sora in Babylon, Rabbi Asche, seine Gemara, welche sein Sohn Mar und sein Nachfolger Maremar fortsetzten, und die erst gegen 500 n. Chr. fertig wurde. Die Mischna und diese zweite Gemara bilden beide zusammen den Talmud von Babylon.

Die Kabbala. Daß ein auf diese Weise aus den heterogensten Elementen zusammengesetztes Werk neben Perlen der Weisheit den krassesten Unsinn enthält, kann man sich leicht vorstellen. Einen wichtigen Theil dieses Buches bildet die Kabbala, welche für

eine direkt von Gott von den Vorfahren empfangene Lehre angesehen wird, die sich durch Tradition vererbte. Sie zerfällt in zwei Haupttheile: in die buchstäbliche oder symbolische und in die reelle oder philosophische. Erstere beschäftigt sich mit künstlicher Auslegung der heiligen Schrift durch Spielereien mit Buchstaben, Wörtern und Zahlen. Eine Unterabtheilung dieses Theiles der Kabbala, genannt Bereschith, enthält allerlei seltsame Dinge über Adam Kadmon, Engel und Geister, die Menschenseele u. s. w. Die praktische Kabbala besteht in Anwendung biblischer Worte, Namen Gottes oder der Engel, zur Bewirkung übernatürlicher Dinge. Christliche Gelehrte späterer Jahrhunderte beschäftigten sich vielfach damit, durch die Kabbala die Geheimnisse der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Christi und die Offenbarung des Johannes zu erklären.

Wie wir gesehen haben, wurde der Talmud erst geschrieben, als das Christenthum sich schon ausgebreitet hatte. Während einerseits Paulus seine Christos-Idee aus der kabbalistischen Maschiach-Idee der Juden schöpfte, äußerten die Evangelien wieder ihren Einfluß auf den Talmud; während darin sehr viele Stellen enthalten sind, die ihre Parallelstellen in den Evangelien haben und meistens auch aus den Lehren der Bet Jeschua (Schule des Jeschua) stammen, findet man die nichtswürdigsten Schmähungen auf diesen Rabbi Jeschua, weil man dessen Lehre mit der fixen Idee des Paulus identifizirte. Als historische Quelle in Bezug auf Jesus ist dem Talmud noch weniger Werth als den Evangelien beizumessen. — Was nun aber die Lehren und Aussprüche Jesu betrifft, so sind, wie bemerkt, viele davon im Talmud enthalten; und dieser und die Schriften des Neuen Testaments, obwol einander an vielen Stellen entschieden feindlich, ergänzen sich und sind für das historische Lebensgemälde des großen Weisen von Nazareth beide unentbehrlich.

Da wir oben von dem geringen Werth der kanonischen Evangelien als historische Quellen redeten, so halten wir es für eine Pflicht, wenigstens einige darin angegebene Thatsachen als irrthümlich nachzuweisen. — Im Evangelium des Matthäus (Kap. 1, V. 22, 23) heißt es z. B. „Das ist aber Alles geschehen, auf daß erfüllet werde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, da er spricht: Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden seinen Namen Immanuel heißen, das ist verdolmetschet: Gott mit uns." Der gemeinte Prophet, Jesaias (Kap. 7, V. 14), sagt aber gar nichts von einer Jungfrau, denn es heißt im hebräischen Text: hinne ha-alma hara wejulädet ben wekarat schemo Immanuel, was heißt: „siehe, das junge Weib wird schwanger und gebiert einen Sohn und nennt seinen Namen Immanu-El, Gott mit uns." Eine unbefleckte Jungfrau heißt bei den Juden Betulah; Alma bedeutet überhaupt ein mannbares Frauenzimmer, gleichviel ob ledig oder verheirathet. — Die Verlegung der Geburt Jesu nach Bethlehem geschieht, um den Ausspruch des Propheten zu erfüllen. Micha sagt nämlich (Kap. 5, V. 1): „Du aber Bethlehem-Ephrata, so winzig du auch bist unter den Tausenden Jehuda's — aus dir hervor geht Einer, der zum Herrscher berufen ist in Israel, der entstammt aus der Vorwelt, aus uralten Zeiten." — Da Joseph sein Handwerk in Nazareth betrieb, so mußte eine Veranlassung gefunden werden, die dringend genug war, die hochschwangere Maria mit ihrem Manne nach Bethlehem zu bringen. Die Verfasser der Evangelien mögen gehört haben, daß um jene Zeit in Palästina eine Schatzung stattgefunden habe, und diese mußte die Veranlassung zur Reise liefern. Wir sind jedoch in der Geschichte jener Zeit besser bewandert, als das Volk zur Zeit der Evangelienschreiber. Damals, als Herodes regierte, konnte Augustus gar keine Schatzung in Judäa anordnen, da Judäa keine römische Provinz war. Herodes aber ordnete keine solche Schatzung an; denn wäre das der Fall gewesen, so würde der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, der uns jede Kleinigkeit aus der Regierung des Herodes erzählt, diese immerhin wichtige Thatsache gemeldet haben. Lukas (Kap. 1, V. 1 u. 2) giebt an, daß zur Zeit dieser Schatzung Cyrenius (Cyrinus oder Quirinus) Statthalter in Syrien gewesen sei. Dieser Cyrenius ordnete allerdings eine solche Schatzung an, allein

zehn Jahre später, lange nach Herodes' Tode, als Judäa bereits römische Provinz geworden war. Aber auch mit dieser würde der Unterthan des Herrschers von Galiläa, der in Nazareth wohnende Joseph, nichts zu thun gehabt haben. — Ueberall endlich ist Jeschua mit dem Beinamen „von Nazareth", oder „der Nazarener" bezeichnet. Selbst im Evangelium des Johannes wird (Kap. 7, V. 41, 42) gewissermaßen stillschweigend zugegeben, daß Jesus nicht in Bethlehem geboren sei; denn dort heißt es: „Die Anderen sprachen: Es ist Christus (oder Messias), Etliche aber sprachen: Soll Christus aus Galiläa kommen? Spricht nicht die Schrift von dem Samen David's, und aus dem Flecken Bethlehem, da David war, solle Christus kommen?" — Es ist aber doch gewiß anzunehmen, daß die Juden wußten, wo Jesus geboren war, da sie an ihm zweifelten, weil er nicht in Bethlehem geboren sei.

Von dem bethlehemitischen Kindermord berichtete Josephus ebenfalls nicht ein Wort. Er wäre ja auch ganz unnütz gewesen, denn hätte Herodes einen Polizeidiener nach dem kleinen Bethlehem geschickt, so würde er den angeblichen Messias sehr schnell herausgefunden haben. Die ganze Kinderschlächterei wurde erfunden, um die Flucht des Joseph mit dem Kinde nach Aegypten zu motiviren, weil es im Propheten Hosea (K. 11, V. 1) heißt: „aus Aegypten rufe ich meinen Sohn", und auch um zugleich eine Prophezeiung des Jeremias (Kap. 31, V. 15) zu erfüllen. Aus dieser Kindermordsage entwickelten sich natürlich noch eine Menge anderer, die in den apokryphischen Evangelien enthalten sind. — Eine andere nicht einmal sehr geschickte Erfindung der Propheten wegen ist die vom Verrath des Judas Ischarioth, richtiger Jehuda isch Kerijoth (Juda, der Mann aus Kerijoth). Dem Verfasser des Evangeliums passirt das Unglück, daß er sich in dem Propheten irrt, dessen Prophezeiung durch den Verrath des Judas erfüllt werden soll, indem derselbe (Kap. 27, V. 9) sagt: „Da ist erfüllet, das gesagt ist durch den Propheten Jeremia, da er spricht: Sie haben genommen dreißig Silberlinge, damit bezahlt ward der Verkaufte, welchen sie kauften von den Kindern Israels." — Es ist aber nicht Jeremia, der von den dreißig Silberlingen spricht, sondern Secharjah (Kap. 11, V. 12, 13), und die Stelle bezieht sich auch nicht im Geringsten auf den Messias. Uebrigens wäre ja auch der Verrath des Judas ganz überflüssig gewesen, selbst nach der Erzählung im Evangelium des Johannes, indem ja Jesus, als man ihm sagte, daß man Jesus suchte, zweimal sprach: „Ich bin es." — Um vollends diese Verrätherei als Erfindung zu stempeln, läßt der Verfasser des Evangeliums nach Matthäus Jesus sagen: „Wie wurde aber die Schrift erfüllet? es muß also gehen?" und weiter: „Das Alles aber ist geschehen, damit erfüllet seien die Schriften der Propheten. Da verließen ihn alle Jünger und flohen." — Diese wenigen Beispiele genügen für unsern Zweck.

Es ist begreiflich, daß aus der Mischung von orientalischen, ägyptischen, griechischen und jüdischen philosophischen Systemen über verschiedene Punkte der christlichen Lehre die verschiedensten Meinungen bestanden. Eine eingehendere Schilderung der darüber entstehenden Streitigkeiten würde viel zu weit führen; wir wollen uns nur mit Anführung derjenigen beschränken, welche besonders wichtige Erfolge hatten.

Die Dreieinigkeitslehre. Schon gleich von Anfang an war die verschiedene Ansicht über die Person Jesu und sein Verhältniß zu Gott einer der Hauptpunkte, in welchen die Lehre der Judenchristen von der des Paulus abwich. Der Streit über diese Frage dauerte stets fort und führte gegen Ende des dritten Jahrhunderts zu der „Lehre von der Dreieinigkeit", welche sagt, daß der unsichtbare einige Gott und Vater sichtbar erschienen sei und sich menschlich geoffenbart habe in Jesu Christo, seinem Sohn, und von nun an in den Gläubigen wohne und wirke als heiliger Geist. Ueber den Begriff der Dreieinigkeit existiren so verschiedene Erklärungen, daß sie wol den meisten Christen, als was die Kirche sie charakterisirt, ein ewiges Mysterium bleiben wird. Diese Lehre von der Dreieinigkeit des einen Gottes findet sich auch in der Religion der Aegypter (B. 1, S. 110) und der Inder.

Arius, Presbyter und Priester an der Baukalis-Kirche in Alexandrien, konnte sich mit dieser Trinitätslehre durchaus nicht befreunden; denn trotz aller spitzfindigen und mystischen Erklärungen blieben für ihn Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist drei Götter und nicht ein Gott. In Bezug auf Jesus hatte er die Ansicht der ersten Judenchristen und erklärte es daher für gotteslästerlich, ihn Gott gleich zu stellen. Darüber gerieth er nun mit seinem Bischof Alexander und dessen Diakon Athanasius in heftigen Streit. Der Ansicht des Arius waren indessen andere sehr einflußreiche Bischöfe, wie Eusebius, Bischof von Nikomedia, und Kaiser Konstantin selbst. Als sich nun auch eine Kirchenversammlung in Bithynien dafür aussprach, loderte der Streit in vollen Flammen, und um demselben ein Ende zu machen, wurde eben das erwähnte ökumenische, d. h. allgemeine Konzil zu Nikäa berufen. Hier stritten sich 318 Bischöfe, von zahlreichen Geistlichen begleitet und unterstützt, gewissermaßen um einen Buchstaben. Arius wollte nämlich für Jesus das Wort Homoiusios (ὁμοιούσιος), „im Wesen ähnlich", zugeben, seine Gegner aber Homousios (ὁμοούσιος), „im Wesen gleich", haben und dem Arius „kein Jota (ι) nachgeben", woher diese bekannte Redensart stammt. Wie dieser Streit entschieden wurde, haben wir angegeben. Allein er endete damit keineswegs, sondern gewann an Ausdehnung und Erbitterung. Die Anhänger der „Gottgleichheit" und „Gottähnlichkeit" geriethen in offenen Krieg, und in der Hauptkirche von Konstantinopel sowie in deren Nähe fielen die erbitterten Gegner über einander her und lieferten sich eine Schlacht, in welcher gegen 3000 Menschen erschlagen wurden. — Der Kampf um diese Ansicht dauerte sechzig Jahre und endete 381 auf der Synode zu Konstantinopel mit dem Siege der Gegner des unterdessen längst gestorbenen Arius, allein man fügte sich keineswegs überall dieser Entscheidung.

Der Mariendienst. Diese Gottgleichheitserklärung Jesu wurde der Stamm, aus dem nun eine Menge anderer wunderbarer Zweige entsproßten. Einer derselben war die Anbetung der „Mutter Gottes". Die Apostel und ihre Schüler hatten Maria als die Mutter ihres geliebten Lehrers natürlich hochgeschätzt; allein Niemand dachte daran, Gebete an sie zu richten. Die Sage schmückte indessen ihre Geschichte immer mehr aus, und als der Streit über die Gottgleichheit ihres Sohnes entbrannte, fing man an, ihr den Titel Gottgebärerin oder Mutter Gottes zu geben, und das fand besonders bei den Heidenchristen Anklang, wo Gottesmütter etwas ganz Gewöhnliches waren. Verständige Geistliche eiferten dagegen, namentlich that dies noch in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts der Erzbischof von Salamine in Cypern, Epiphanius, gegen Frauen seiner Insel, welche als Priesterinnen der Maria auftraten und ihr Opfer brachten als einer Göttin. Ebenso eiferte Nestorius, Bischof von Konstantinopel, und sein Presbyter Athanasius, daß man Maria nicht Mutter Gottes, sondern Mutter Christi nennen sollte. Allein schon Gregor von Nazianz, ein großer Kirchenlehrer, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts gestorben war, hatte diejenigen für gottlos erklärt, welche der Maria den Titel Mutter Gottes streitig machen wollten. Auf einer Synode zu Ephesos (431) wurde dieser Streit entschieden; Nestorius wurde als Ketzer erklärt und zuerst nach Antiochien und dann ins Innere von Afrika verbannt, wo er starb. (Er hatte sich auch gegen Anbetung des Jesuskindes und des todten Jesus am Kreuz erklärt, und spätere Kirchenlehrer nennen seinen Namen nur mit Abscheu.) Zu diesem Siege trug besonders des Nestorius Nebenbuhler Cyrillus bei. Seitdem richtete man allgemein Gebete an Maria, die als Himmelskönigin nicht nur aller Heiligen, sondern der himmlischen Heerscharen galt. Wir haben nun in Kürze gesehen, wie durch die Schwärmerei und Beharrlichkeit des Paulus die Lehre Jesu und seiner Jünger umgewandelt wurde; wie die Hierarchie entstand und wie die Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottgleichheit Christi und die Anbetung der Maria Geltung bekam. Uns bleibt nur noch übrig, über den Ursprung einer andern Einrichtung zu berichten, welche in den ersten Jahrhunderten nach Christo entstand und einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Geschichte des Mittelalters ausübte.

Das Mönchswesen. Wir haben schon in Indien Brahmanen angetroffen, welche die Besiegung des Fleisches und Selbstquälerei für verdienstlich hielten. Diese Idee griff auch unter den Christen um sich, und um so rascher, als Jesus hatte schwer leiden müssen und Beispiele der Selbstquälerei sich auch unter den jüdischen Propheten fanden. Ueberhaupt war diese Idee in einem großen Theil des Orients seit alten heidnischen Zeiten zu Hause, wovon wir Beispiele in der syrischen Geschichte angeführt haben. — Die Verehrung, welche man den Märtyrern erwies, trug zudem ihre Früchte. Leiden zu ertragen galt als verdienstlich, und als die Christenverfolgungen aufhörten, schufen sich fromme Christen ein Martyrium, indem sie sich auf alle mögliche Weise quälten.

Da nun Leiden als verdienstlich galten, so kam man bald zu dem Schluß, daß Vergnügungen oder Alles, was Genuß gewährt, sündhaft sei. Die Schwärmer verursachten sich nicht nur Schmerzen, indem sie sich selbst verletzten, sondern sie quälten sich auch durch Hunger und Durst und Entsagung alles geschlechtlichen Umgangs.

Die Verfolgungen trieben zunächst wol Christen in die Einsamkeit, in die Wüste, wo ihnen die Häscher nicht nachstellten. Diesen Einsiedlern aus Nothwendigkeit folgten bald andere aus frommer Neigung, und unter den schwärmerischen Christen wurde besonders Aegypten bevorzugt. Die Zahl der Einsiedler in den Wüsten Aegyptens und Syriens ward bald außerordentlich groß. Es gab drei Hauptgattungen dieser Schwärmer: die Eremiten und Anachoreten lebten in elenden Hütten, die von einander getrennt standen, und Jeder sorgte für sich allein; die Cönobiten lebten in Gemeinschaft innerhalb eines Bezirks bei gemeinsamer Kost. Ihre Wohnungen wurden Cellen, Cönobien oder auch Mandra (Schafställe) genannt. Die dritte Gattung hieß Rhemoboth, auch Sarabaiten, Gyrovagen und Circumcelliones — Herumtreiber. Diese Letzteren waren meist ein zänkisches und liederliches Gesindel. — Je nach den Selbstpeinigungen, denen sich diese Menschen unterwarfen, gab man ihnen auch verschiedene Namen. Man hatte Grab- und Höhlenbewohner, Nieschlafende, Weidende, welche wie das Vieh nur Gras, Kraut, Wurzeln und Beeren aßen, und Säulenheilige. — Die Schwärmerei erfaßte natürlich auch die Weiber, und sie wandten sich ebenfalls scharenweise nach der Wüste. Wie diese Menschen lebten, darüber berichtet uns ein Augenzeuge, der heilige Climacus, der ihr Leben einen ganzen Monat lang beobachtete: „Einige flehen mit gen Himmel gerichteten Augen, mit Seufzen und Winseln um Barmherzigkeit; Andere mit auf den Rücken gebundenen Händen halten sich nicht für würdig, den Himmel anzuschauen in der Angst ihres Gewissens; Andere sitzen auf der Erde, auf Asche, verbergen ihr Gesicht zwischen die Kniee und schlagen ihren Kopf gegen den Boden; Andere heulen laut, wie beim Tode geliebter Personen; noch Andere machen sich Vorwürfe, nicht Thränen genug vergießen zu können. Ihr Körper ist, wie David sagt, voll Geschwüre und Eiter; sie mischen ihr Wasser mit Thränen und ihr Brot mit Asche: ihre Haut hängt an den Knochen, vertrocknet wie Gras. Man hört nichts als Wehe! Wehe! Vergebung! Barmherzigkeit! Einige wagen kaum ihre brennende Zunge mit ein paar Tropfen Wasser zu erfrischen, und kaum haben sie einige Bissen Brot genossen, so werfen sie das Uebrige von sich im Gefühl ihrer Unwürdigkeit. — Sie denken an nichts als an Tod — Ewigkeit — und Gericht! Sie haben verhärtete Kniee, hohle Augen und Wangen, eine durch Schläge verwundete Brust, und speien oft Blut; — sie tragen schmuzige Lumpen voll Ungeziefer, gleich Verbrechern in Gefängnissen oder wie Besessene; Einige baten, sie ja nicht zu beerdigen, sondern hinzuwerfen und verwesen zu lassen wie das Vieh.“ —

Die ausgesuchten Qualen, welche sich Einzelne auferlegten, sind fast unglaublich; wir wollen nur einige Beispiele anführen: Einer dieser Schwärmer lebte fünfzig Jahre lang in einer unterirdischen Höhle, ohne je das Licht der Sonne wieder zu sehen; Andere ließen sich bei größter Hitze in den glühenden Sand graben oder in Pelze nähen. Der heilige Eusebius schleppte über 200 Pfund Eisen an seinem Körper. Ein Schwärmer, Thalaläus, klemmte sich in den Reifen eines Wagenrades und blieb zehn Jahre in dieser

unglaublichen Stellung. Simeon, der Sohn eines ägyptischen Hirten, aß nur alle Sonntage und hatte den Leib so mit einem Stricke zusammengeschnürt, daß überall Geschwüre hervorbrachen, die so entsetzlich rochen, daß Niemand in seiner Nähe aushalten konnte. Dieser Simeon ist der erste sogenannte Säulenheilige oder Stylit. Er stellte sich auf die Spitze einer Säule und blieb jahrelang darauf stehen. Je mehr seine Tollheit stieg, desto höher wurden die Säulen. Die Säule, auf welcher er starb, war 25 Meter hoch, und er hatte dreißig Jahre auf ihr gestanden, in letzter Zeit, als er schwach wurde, mit Ketten an einen auf der Säule errichteten Pfahl gebunden. Eine seiner Lieblingsübungen war es, sich beim Gebet zu beugen. Ein Augenzeuge zählte 1244 solcher Bücklinge und wurde müde, weiter zu zählen, da „der Heilige" damit noch immer fortfuhr.

Man kann sich über diese Schwärmerei nicht wundern, da einige Kirchenlehrer, wie z. B. Zeno, Bischof von Verona (um 360), lehrten, daß es der größte Ruhm der christlichen Tugend sei, die Natur mit Füßen zu treten. Der schon früher erwähnte heilige Hieronymus lehrte: „Und wenn sich deine jungen Geschwister an deinen Hals werfen, deine Mutter mit Thränen und zerstreuten Haaren und zerrissenen Kleidern den Busen zeigt, der dich ernährt hat, dein Vater sich auf die Thürschwelle legt: — stoße sie mit Füßen von dir und eile mit trockenen Augen zur Fahne des Kreuzes."

Der heilige Paulus gilt als erster Einsiedler, der zur Zeit der Verfolgung unter Decius in die Thebaische Wüste floh und hier 90 Jahre in einer Felsenhöhle wohnte (250—340), sonst aber der Menschheit eben so wenig nützte, wie irgend ein anderer dieser Sonderlinge. Zugleich mit ihm machte sich der heilige Antonius berühmt, der ebenfalls in Aegypten als Einsiedler lebte und 356 n. Chr. 105 Jahr alt starb. Er stiftete in verschiedenen Gegenden der Wüste ländliche Gemeinden, die ihn alle als ihren Oberen betrachteten; auch gilt er als der Stifter der Klöster. Namentlich gründete er das Kloster Phaium in der Thebais, und die Zahl der Mönche, die in Aegypten unter seiner Aufsicht lebten, belief sich auf etwa 6000. In seine Fußstapfen trat der 292 in Oberthebais geborene Pachomius, der noch mehr als Antonius nach dem fraglichen Ruhm trachtete, der Urheber des Mönchswesens zu sein. Er gründete 313 auf der Nilinsel Tabennä eine klösterliche Gemeinschaft, stiftete ein halbes Dutzend Klöster, denen er bestimmte Regeln gab, die zwar streng, aber vernünftig waren. Die Mönche mußten angestrengt arbeiten, und sie schickten die Erzeugnisse ihres Fleißes zum Verkauf in die Städte. Die Zahl der Mönche vermehrte sich bald auf 50,000. Die weitere Entwicklung des Mönchswesens gehört dem Mittelalter an.

Kirchenväter. Schließlich müssen wir noch die sogenannten Kirchenväter erwähnen, wie man die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche nennt, deren Schriften als Muster der rechtgläubigen Lehre gelten. Wir müssen uns darauf beschränken, ihre Namen zu nennen, denn eine Charakterisirung derselben würde viel zu weit führen und gehört mehr in eine spezielle Kirchengeschichte, als in die Weltgeschichte. Die berühmtesten unter den griechischen Kirchenvätern sind: Clemens von Alexandrien, Origenes, Irenäus, Athanasius, Basilius der Große, Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz und Chrysostomus; unter den lateinischen nennen wir: Tertullian, Cyprian, Ambrosius, Hilarius, Augustinus und Hieronymus.

Die Zerstreuung der Juden. Der Triumph der Christlichen Kirche über das Heidenthum war gegen Abschluß des vierten Jahrhunderts ein vollständiger. Das Christenthum hatte auch raschen Eingang bei den Völkern gefunden, die sich während der letzten Jahrzehnte des dritten Jahrhunderts in unaufhaltsamem Andrang gegen die Grenzen des Römischen Reiches in Bewegung gesetzt hatten.

Wie schwer auch die langandauernde Zeit der Verfolgungen von den Christen empfunden wurde, so erscheint doch das Bild dieser Heimsuchungen in abgeblaßtem Lichte, wenn man die tragischen Geschicke des „auserwählten Volkes Gottes" nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus und später sich vor Augen führt. Schon in den siebziger Jahren erlagen

Hunderttausende dem Schwerte des Siegers oder wurden gezwungen, sich neue Wohnstätten zu suchen, und sie fanden solche unter den auf den griechischen Inseln bis nach Mesopotamien und Aegypten hin zerstreut lebenden Glaubensgenossen. — Die Lage der Juden besserte sich unter den Imperatoren nach Titus nur zeitweilig; sie sahen sich unter Domitian und Trajan denselben harten Verfolgungen ausgesetzt, wie die Christen. Ja, Hadrian ging ernstlich damit um, aus Jerusalem, dessen Wiederaufbau bereits begonnen worden war, eine an seine eigne Regierungszeit erinnernde neue Pflanzstadt zu machen.

Gegenüber dem Druck der römischen Herrschaft mußte die Erinnerung an die über ihre Väter verhängten grausamen Leiden, sowie die fortdauernde Mißachtung ihrer Sitten und Gewohnheiten die fortglimmende Glut der Entrüstung im Herzen der Israeliten immer wieder von Neuem auflodern lassen, und ihre Unzufriedenheit brach auch oft genug in hellen Flammen aus. Die Römer hatten fortgesetzt vom Jahre 115 bis 135 Aufstände der Hebräer auf Kyrene, Kypros, in Mesopotamien und Palästina zu dämpfen. Jetzt kamen dazu heftige Reibungen zwischen den Juden und Heiden, d. h. mit den von Hadrian nach der Aelia capitolina, wie Jerusalem fortan heißen sollte, (133) abgesandten Kolonisten, welche den aus allen Theilen des Morgenlandes wieder nach Jerusalem einströmenden Juden überall hinderlich in den Weg traten. Der Unmuth der Bedrückten erreichte den höchsten Gipfel, als Hadrian ganz in der Nähe des durch Titus zerstörten Heiligthums einen dem Jupiter geweihten Tempel errichten ließ.

Seit den Tagen der Tempelschändung durch Antiochos IV. von Syrien, als derselbe befohlen hatte, Schweine im Allerheiligsten des Salomonischen Tempels zu opfern, hatte keine solche Erbitterung Hohe und Niedere zugleich ergriffen. Ungestüme Begeisterung flammte auf in den Herzen von Jung und Alt. Die über die Gewaltthätigkeiten der Römer aufs Höchste empörten Nachkommen der Makkabäer widersetzten sich der Ausübung heidnischer Greuel; sie wurden jedoch von den Römern überwältigt und mußten es nun über sich ergehen lassen, daß ihre heiligen Stätten durch die Gebräuche des heidnischen Gottesdienstes entwürdigt wurden. Diese steigende Erregung benutzte jener bereits von uns an anderer Stelle genannte Schwärmer Bar-Kochba, der als der erwartete Messias aufgetreten und auch von etlichen Pharisäern als Abgesandter Gottes angesehen worden war, um seine erbitterten Glaubensgenossen zu Empörung und äußerster Gegenwehr aufzureizen. Und in der That war diese so heftig und nachhaltig, daß die Römer erst nach mehreren Jahren des Aufstandes Herr werden konnten. Nach der endlichen Unterwerfung der Unbotmäßigen (135) durch Hadrian's Feldherrn Julius Severus wütheten die Sieger gegen das Land und seine Bewohner mit derselben Grausamkeit, wie es vor fünfundsechzig Jahren unter Vespasian und Titus geschehen war.

Dem grausigen Blutbade erlagen in den Jahren 133—135 weit über eine halbe Million Menschen, über fünfzig befestigte Städte Palästina's und 950 offene Ortschaften fielen der Zerstörung anheim. Der seitdem in erschreckender Weise um sich greifenden Verödung von Judäa ein Ziel zu setzen, ließ Hadrian Jerusalem allerdings wieder aufbauen, aber kein Jude sollte den Fuß wieder in die unglückliche Stadt setzen dürfen. Das „auserwählte Volk" mußte seine Wohnsitze, die es länger als anderthalb Jahrtausende innegehabt, verlassen und sich über alle Theile der damaligen Welt zerstreuen.

Von diesem Zeitpunkte an erlischt in den schwer Heimgesuchten die Idee des Staatsverbandes, und der an deren Stelle getretene ausschließliche Mosaismus prägt dem Judenthume den Stempel einer auffallenden Eigenart auf. Ihr starres Festklammern an äußerlichen Formen oder das, was sie ihr „Gesetz" nannten und dessen Aufzeichnung sie in dem „Mezazoth" sorgfältig verschlossen hielten, ist zu allen Zeiten dasselbe geblieben und hat sich selbst in der Mannichfaltigkeit des weltlichen Treibens forterhalten. In der That sind viele der jüdischen Gesetzesvorschriften Sittenlehren für eine Anzahl Kulturvölker geworden, gar manche derselben sind z. B. in den Koran übergegangen.

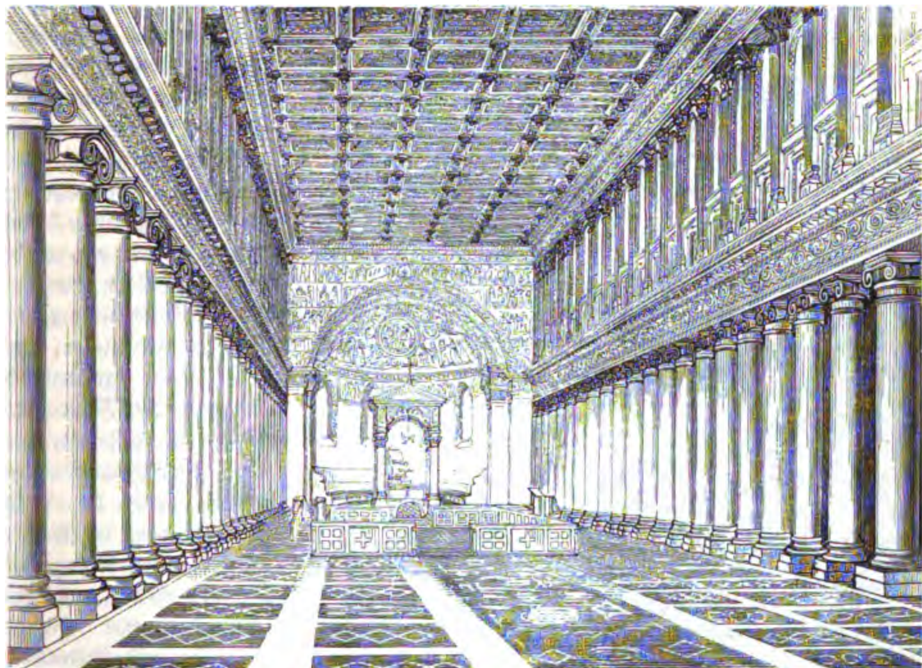
Nicht der Glaubenshaß allein ist es gewesen, wenn die Völker, unter denen die Kinder Israels ihr Fortkommen suchten, mit einer gewissen Scheu auf die Fremdlinge und deren absonderliches Thun hinblickten und sich mit ihnen eben so wenig vermischen wollten, als die Juden, die natürlich Haß mit Haß vergalten, mit jenen. Daher rührt ein guter Theil der Beunruhigungen und Bedrückungen her, denen die Israeliten fort und fort ausgesetzt blieben. Infolge desselben sahen sie stetig den Bereich ihrer Erwerbsthätigkeit sich mehr und mehr verengern und sich schließlich auf die Gebiete des Handels, Geldgeschäftes und Wuchers hingewiesen. Doch haben sie nie aufgehört, sich mit Vorliebe gelehrten Berufsarten und geistigen Beschäftigungen hinzugeben. Man wußte im Mittelalter sehr wohl ihre Kenntnisse und Dienste als Geheimschreiber, Sprachkenner, Aerzte und Naturforscher zu schätzen. Ihre Rabbi haben sich aber nicht nur in diesen Fächern und durch ihre talmudische Gelehrsamkeit hervorgethan, sondern auch als Mathematiker, Astronomen, Philosophen, und von Philo und Maimonides bis zu Spinoza und Mendelssohn große Verdienste um die menschliche Erkenntniß erworben. Kaum ein Feld des geistigen Strebens giebt es, welches nicht Juden mit bebaut hätten. Wie es ihnen zu keiner Zeit an begeisterten Dichtern, Sängern und Sehern gefehlt hat, so auch nicht an unternehmenden Männern auf den Gebieten der Ländererforschung, ferner in den Naturwissenschaften.


Hochmeister der Juden mit den im Mezazoth eingeschlossenen Gesetzestafeln.

Ihre Ausschließlichkeit bleibt jedoch die Hauptursache, wenn sie als Volk kein eigentliches Vaterland mehr haben. Hat es auch für sie Zeiten gegeben, während deren es ihnen, so in Sizilien und Sardinien, Kleinasien, Arabien und Persien, vornehmlich aber an den Höfen der Kalifen und im dreizehnten Jahrhundert zur Zeit der Blüte der maurischen Reiche, vorübergehend in Spanien gestattet war, wieder freier aufzuathmen: die grausame Ausstoßung und Rechtsverweigerung, unter denen das Judenthum ohne seine Eigenart freilich wol hätte verkümmern müssen, hat jedoch bis in unsere Zeit fortgewährt. Das infolge seiner hohen Begabung wirklich auswählte Volk hat bis auf unsere Zeit an seinen Bedrängern Rache genommen, insofern es diese nicht selten den Druck empfinden läßt, welchen es infolge des Ansammelns großer Gütermassen und Reichthümer in seinen Händen und einer Fülle von Geistesgaben unter seinen Söhnen auf seine Mitbürger auszuüben vermag. Erst im laufenden Jahrhundert hat der aufgeklärtere Theil der Juden sich darein gefunden, jener zähen Ausschließlichkeit ihres Geschlechts und damit einer Menge veralteter Satzungen und unfruchtbarer Forderungen sich zu entschlagen; und wir sehen seitdem auch eine raschere Verschmelzung der Juden mit den Bewohnern der Länder Europa's, wo sie sich eine Heimat gründen konnten, vor sich gehen.

Kirchenbaukunst. Zum Schluß haben wir noch aus der Zeit des Sieges des Christenthums die Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst zu erwähnen, die freilich arg in Verfall gerathen war. Hier ist es besonders die Architektur, auf welche die Kirche Einfluß übte; Gotteshäuser mußten geschaffen werden, reich und prächtig, wie sich der priesterliche Gottesdienst gestaltet hatte. Man wendete hierbei die überladene Kunst der spätern Zeit an; mindestens jedoch suchte man das Vielgestaltige, Unzusammenhängende in Uebereinstimmung und feste Regeln zu bringen.

Die meisten Kirchen hatten die Form der Basiliken. Eine solche, aus drei Langschiffen bestehend, bildete in Jerusalem den Vorhof zu dem Kuppelbau, der sich über dem Heiligen Grabe wölbte. Das Gotteshaus zu Bethlehem hatte fünf Schiffe mit drei Halbkreisnischen oder Konchen (Apsis). Konstantin's Schwester Konstantia ließ außerhalb Roms, an der Nomentanischen Straße, einen interessanten Rundbau errichten. Die Kuppel des Mittelbaues ruhte auf den Rundbogen, die von einem Säulenpaar zum andern gespannt waren. Wie man unter den erhöhten Tribunen der gewöhnlichen Basiliken öfters Krypten oder unterirdische Gemächer anbrachte, so geschah solches noch häufiger unter den Altären, die man in den genannten Konchen errichtete. Sie waren gewöhnlich als Kapellen eingerichtet, da man darin Gebeine von Heiligen aufbewahrte.



Kirche im Basilikenstil.

Die Abweichungen von der vorherrschenden Basilikenform beweisen, daß die Kunst nach neuen Formen rang. Das einfache, nur durch die Koncha erweiterte Oblongum genügte wol der Versammlung einer christlichen Gemeinde, um die Verkündigung des Evangeliums zu vernehmen; es entsprach aber nicht der Idee einer die Welt umfassenden Religion. Man suchte zunächst der Form größere Mannichfaltigkeit zu geben.

Im fünften Jahrhundert entwickelte sich bestimmter der neue Baustil, den man den byzantinischen nennt. Man suchte gewöhnlich in der Grundform das griechische Kreuz nachzubilden; man errichtete als Stützen und Träger des Gesammtbaues gewaltige Pfeiler, über welche sich leicht und frei eine Kuppel wölbte. Zierliche Säulenreihen in mehreren Geschossen fügte man im Innern hinzu, während man zugleich die Seitenräume mit Halbkuppeln überdeckte, die sich an die Hauptkuppel malerisch anschlossen. Das vollendetste Werk in dieser Bauweise war die im sechsten Jahrhundert erbaute Sophienkirche in Konstantinopel, die noch jetzt als türkische Moschee besteht. Sie bildet im Aeußern ein griechisches (gleicharmiges) Kreuz, das Hauptschiff im Innern von Osten nach Westen ist elliptisch. Vier ungeheure Granitpfeiler tragen eben so viele Bogen. Auf ihnen ruht die flachgewölbte Kuppel, mit welcher zwei größere und sechs kleinere Halbdome harmoniren. Zu weiterer Verstärkung wurden später vier mächtige Säulen als Stützen der Kuppel angebracht.

Jahrhunderte lang bemühte sich der menschliche Geist, in dieser Bauweise den Ausdruck für die religiösen Ideen zu finden. Wenn nun auch dieser Baustil die bedeutendste Leistung des byzantinischen Geistes überhaupt blieb, so darf man doch nicht vergessen, daß dieser Geist ein solcher des Despotismus und der starrsten Orthodoxie war. Die ganze centrale Anlage und die komplizirte künstliche Einheit einer byzantinischen Kuppelkirche sind ein Sinnbild dafür, wie die gesammte Macht in Staat und Kirche auf einen Punkt, nämlich die Person des Kaisers, konzentrirt ist. Das Aeußere eines solchen Baues ist viel weniger reich gegliedert als dasjenige einer gothischen und selbst einer romanischen Kathedrale; die in den jüdischen Synagogen übliche Verweisung des weiblichen Geschlechtes auf die Emporen ist beibehalten; die eigentliche Kirche besteht nur in dem Raume, wo der Hochaltar unter der Hauptkuppel sich befindet: Alles Uebrige ist unwesentliches Beiwerk, wie denn auch die Gemeinde nur als müßige Zuschauerin, als Anhängsel priesterlichen Kultus galt.



Mosaikmalerei aus der Sophienkirche zu Konstantinopel.

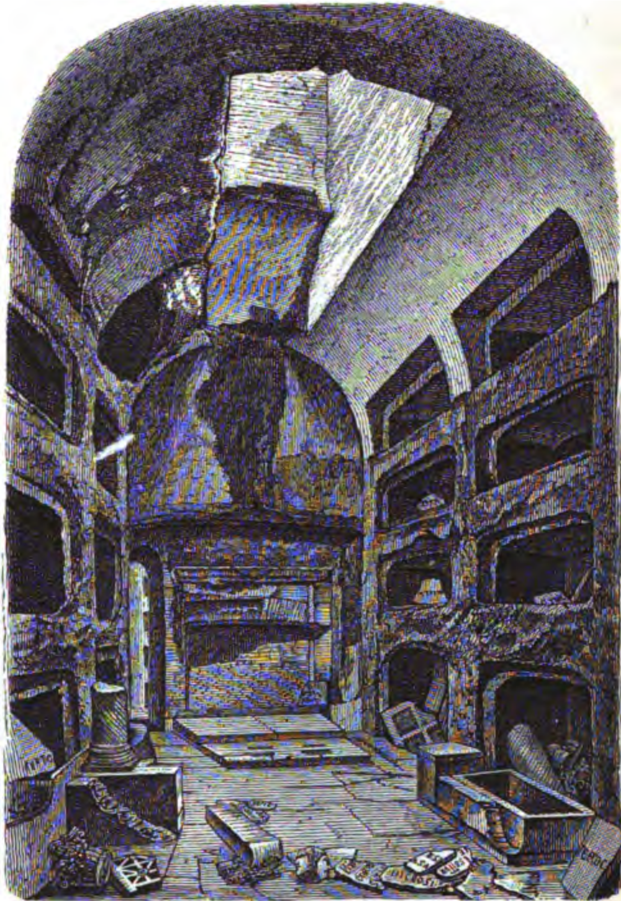
Die byzantinische Malerei bewahrte den Typus der ältesten christlichen Darstellungen eben so sklavisch wie den Dogmenschatz der alten Kirche. Sie malte ihre stereotyp lang gestreckten Figuren auf Goldgrund, Gestalten, denen jeder Hauch persönlichen Lebens abgeht; die prachtvolle Häufung der Farben kann für den Mangel an geistigem Gehalt nicht entschädigen. Als 726 der langandauernde Bilderstreit ausbrach, stand die Berechtigung der ganzen bildenden Kunst in Frage, bis endlich das Konzil zu Nikäa (787) und die Synode zu Konstantinopel (842) festsetzten: eine bildliche Darstellung heiliger Personen und Gestalten durch die Malerei solle erlaubt, eine solche aber durch die Skulptur verboten sein. Doch blühte in Byzanz gerade damals die Elfenbeinschnitzerei.



Christus als guter Hirte. Aus den Katakomben.

Mit den obengenannten Krypten sind nicht zu verwechseln die bereits erwähnten Katakomben, die sich stundenweit unter dem alten Rom in mehreren, oft vier bis fünf Stockwerken hinziehen. Man glaubt, daß es ursprünglich uralte Steinbrüche seien, aus denen die zum Bauen so brauchbare Puzzuolanerde ausgegraben worden. Man hat berechnet, daß, wenn man die verschiedenen Straßen dieser Grabgänge aneinander fügen könnte, dieselben eine Ausdehnung von 120 geographischen Meilen gewönnen, mithin die ganze italienische Halbinsel von Nord nach Süd durchziehen würden. Diese Katakomben dienten,

wie die zahlreich erhaltenen Sarkophage beweisen, wol zunächst als Begräbnißstätten. Die Einrichtung der Todtenkammern war eine verschiedene. Meist wurden längliche Oeffnungen längs der schmalen Gänge in den Stein gehauen und mit steinernen Tafeln geschlossen, worauf Zeichen, Bildwerke oder Inschriften angebracht waren. Es gab aber auch größere Grabkammern und geräumigere Bogengräber mit Malereien und Skulpturen geschmückt. Dieses Labyrinth von Stollen erweitert sich an vielen Orten zu ausgedehnteren Räumen, in denen man sogar die Form von Basiliken herausfinden will. Infolge ihrer viel verschlungenen Anlagen boten sie der christlichen Gemeinde Roms bei Begehung der Mysterien ihres Glaubens eine Zeit lang die wünschenswertheste Sicherheit, wie weiter vorn erwähnt. Aber auch später, nach Erklärung des Christenthums zur Staatsreligion, als seine Bekenner des Versteckes nicht mehr bedurften, übten die Katakomben noch große Anziehungskraft aus. Ruhten doch in den Grabkammern der unterirdischen Todtenstadt eine große Menge als Heilige verehrter Märtyrer und etliche der ersten römischen Bischöfe. Es wurden daher im Laufe der Zeiten die Kapellen in der Gräberstadt erweitert, auch durch bessere Treppen dafür gesorgt, sie zugänglicher zu machen. Die Eingänge in die dunklen Stollen befinden sich zum Theil in Kirchen unter dem Hochaltar, in welchem Falle sie die Stelle von Krypten vertreten. Einer der merkwürdigsten führt im Thale der Egeria, zwischen der ehemaligen Lateinischen Straße und der Wasserleitung des alten Anio, in die Nekropole. Mehrere der Inschriften wurden auf Veranlassung des Bischofs Damasus in den Marmor der Grabgalerien eingehauen, auch von anderer Seite vielfache Ausschmückungen vorgenommen und eine Menge der sonderbarsten Verzierungen und Gestalten eingeritzt (die sogenannten Griffitti). Der Blick der Besucher weilt forschend auf den symbolischen Zeichen, allegorischen Darstellungen und den oft sonderbaren Inschriften, den Anrufungen geliebter Todten zu Gunsten der Ueberlebenden. In einer Nische sieht man heute noch das Bild eines großen Christuskopfes in altbyzantinischer Malerei mit einem Glorienschein, durch welchen ein griechisches Kreuz läuft — ein hochinteressantes Zeugniß aus der ersten Periode der christlichen Kunst. — In den ersten vier Jahrhunderten hießen die Katakomben Krypten; den Namen Katakombe erhielt zuerst das Coemeterium



Papstkrypta in den Katakomben des Calixtus.

Calixti unter der Basilika Sanct-Sebastian, welches Papst Felix II. zum gottesdienstlichen Gebrauch einrichten ließ. Seit Konstantin dem Großen erlangte die gottesdienstliche Verwendung dieser Räume eine größere Ausdehnung, und es entstanden zahlreiche Kapellen über den Grüften der Märtyrer. Bis ins siebente und achte Jahrhundert pilgerten nach ihnen frommgläubige Scharen aus allen Theilen der Welt.

Doch auch die Katakomben geriethen im Laufe der Zeiten in Verfall und zuletzt ganz in Vergessenheit, bis endlich am 31. Mai 1578 ihr Zugang wieder aufgefunden wurde. Doch erst der neuen Zeit blieb es vorbehalten, manche Räthsel, welche sich an diese Todtenstadt knüpfen, zu enthüllen.

So trägt die christlich-kirchliche Baukunst in ihren Anfängen einen ähnlichen Charakter wie die Kindheitsperiode der christlichen Kirche selbst. Zunächst verborgen schafft sie unter der Erde Stätten der Andacht; später wagt sie sich an die Oberwelt und wählt in schönem Bekenntnißmuth das Kreuz zu ihrem Symbol, dasselbe Zeichen, unter dem nach der Sage Kaiser Konstantin siegte und die Weltherrschaft des Christenthums begründete.



Namen- und Sachregister

zur

Geschichte des Alterthums I. und II. Band,

vom Anfang der Geschichte

bis zum Ende des römischen Weltreichs.

Ä und Ae sind unter A — Ö und Oe unter O — Ü und Ue unter U zu suchen. Diejenigen Worte, die man unter C nicht findet, mögen unter K aufgesucht werden. Die fette arabische (**1**) Ziffer zeigt den Band, die gewöhnliche arabische (123) die Seite an. A. bedeutet Abbildung. Tb. = Titelbild. T. = Tonbild.

Abkürzungen. Aegyp. — aegyptisch; arab. — arabisch; as. asiat. — asiatisch; assyr. — assyrisch; ath. — athenisch; babyl. — babylonisch; chald. — chaldäisch; chin. — chinesisch; elam. — elamitisch; Fl. — Fluß; gall. — gallisch; gr. grch. — griechisch; ind. — indisch; israel. — israelitisch; ital. — italisch; karth. — karthagisch; Kön. — König; kusch. — kuschitisch; lyd. — lydisch; maked. — makedonisch; med. — medisch; parth. — parthisch; pers. — persisch; phön. — phönikisch; pun. — punisch; röm. — römisch; Schl. — Schluß; skyth. — skythisch; spart. — spartanisch; St. — Stadt; syr. — syrisch; thrak. — thrakisch; tur. — turanisch u. s. w.

Zur Orientirung.

Infolge der schon in den Quellen und Urkundenschriften vielfach abweichenden Schreibweise von Personen-, Orts- und Ländernamen, bei welchen gar nicht selten die Auffassung der alten Schriftsteller mit den von Monumenten, Schrifttafeln und anderen Urkunden entlehnten Namen (vergl. 1. Bd. S. 164) nicht übereinstimmt, findet auch in diesem Buche eine gewisse Verschiedenheit und Inkonsequenz nach dieser Richtung hin statt. Hierzu treten noch andere Umstände; einestheils, daß die Schreibweise griechischer Worte (ei für i, — gr. os für l.t. us, k für c), theilweise erst während des Neudrucks des Werkes eingeführt worden ist, — anderntheils, daß mehrere Bogen des ersten Bandes infolge Abwesenheit des Autors vom Druckort durch denselben nicht haben selbst gelesen werden können. In der Hauptsache wird der nur einigermaßen kundige Leser sich aus der Mannichfaltigkeit der Schreibweise dennoch unschwer herausfinden, beispielsweise sich ohne Weiteres darüber vergewissern, daß u. A. gleichbedeutend sind:

Bardiga — Bardija (1. 419, 427). Berosos — Berusos. Beth-Horan — Bethoram. Bhudda — Buddha. Boier — Bojer. Brundusium — Brundisium. Chäronea — Chäroneia (1. 318, 546). Dinokrates — Deinokrates. Eckbatana — Egbatana — Ekbatana (2 96, 302). Indus — Indos (1. 49, 168). Iravati — Irivati (1. 50, 361). Khaotrasgebirge — Khoatrasgebirge (1. 300). Kittier — Kitier (1. 185, 254). Kleinleptis — Klein-Leptis (2. 152, 278). Kushiten — Kuschiten (1. 88, 154). Meromsee — Meronsee (1. 209, 176). Messene — Messana auf Sizilien (1. 356, 344). Nipuhr — Nipur (1. 158, 161). Oxus — Oxos (1. 301, 425). Ramses-Miamun — Meiamun (1. 93, 134). Rezin — Rezin 1. 253, 283). Taxila — Taxiles (2. 25, 365). Tyros — Tyrus. Ulusun — Ulusum (1. 290). Van-See — Wan-See.



Druckfehlerverzeichniß

zum ersten Bande.

Seite 26, Zeile 9 von oben statt „Igdubar“ lies: „Izdubar“
„ 89, „ 11 „ unten „ „Galler“ „ „Gallas“
„ 160, „ 16 „ „ „ „Eulaös“ „ „Eulaos“
„ 179, „ 3 „ „ „ „Hiviter“ „ „Heviter“
„ 188, „ 9 „ „ „ „Sohn der Naueh“ „ „Sohn des Nun“
„ 191 und 192 überall „ „Elissar“ „ „Elissa“
„ 212, Zeile 21 von „ „ „Keniter“ „ „Kethiter“
„ 225, „ 12 „ oben „ „Gabeon“ „ „Gibeon“
„Gezer“ „ „Gaza“
„ 226, „ 19 „ „ „ „Etsiongaber“ „ „Eziongeber“
„ 243, „ 9 „ unten „ „Basäa“ „ „Baesa“
„ 250, letzte Zeile „ „Joahes“ „ „Joahas“
„ 287, Zeile 15 „ „ „ „Nabu-Natsir“ „ „Nabu-Natsir“
„ 287, „ 17 „ „ „Tulak-Habal-Asar II.“ „ „Tuklat-Adar I.“
„ 483, Unterschrift der Illustration: statt „Kambyses tödtet den Apis“ lies: „Artaxerxes III. Ochos tödtet den Apis“
„ 512, erste Zeile von oben statt „421“ lies: „423“
„ 572, Zeile 10 von unten statt „megaräische“ „ „megarische“.

Zum zweiten Bande.

Seite 50, Zeile 21 von unten statt „Flaminius“ lies: „Flamininus“
„ 87, „ 18 „ „ „ „Hermachos“ „ „Hermarchos“
„ 87, „ 28 „ oben „ „Philos“ „ „Phlius“
„ 88, „ 5 „ „ „ „Chrisippos“ „ „Chrysippos“
„ 206, „ 24 „ unten „ „Macedonicus“ „ „Numidicus“
„ 209, „ 25 „ oben „ „Aurasio“ „ „Arausio“
„ 256, „ 6 „ unten „ „Bibracta“ „ „Bibracte“
„ 258, „ 12 „ „ „ „Bensontio“ „ „Besontio“
„ 305, Unterschrift d. Illustration: „Seeschlacht bei Actium“ lies: „Flucht der feindlichen Flotte nach der Schlacht bei A.“

Während des Drucks des Werkes sind außerdem verschiedene Berichtigungen in Beziehung auf die Ziffernfolge der Philippe von Makedonien eingelaufen. Es wurde darauf hingewiesen, daß unter Philipp IV. (S. 49, 155, 157, 158, 16: nur Philipp III. (V.) gemeint sein könnte. Soweit es uns noch möglich gewesen, haben wir infolge dessen bei Vorkommen des gemeinten Philipp's III. (V.) beigefügt. — Zur Orientirung über diese so abweichende Ziffernreihenfolge Nachstehendes:

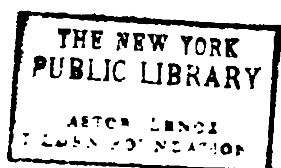
Philipp I. (I. 602) ist eben einer der Vorgänger des berühmten Philipp II., des Vaters Alexander's d. Gr. (I. 603 ff.). Als Philipp III. wird von Verschiedenen der Halbbruder Alexander's sehr oft aufgeführt, der wiederum von Anderen von den Fürsten gleichen Namens durch den Beinamen „Arrhidäos“ unterschieden wird (S. 37, 38, 39, 40). Als Philipp IV. erscheint bisweilen in Geschichtsbüchern ein nicht anerkannter Thronprätendent, als Philipp V. der Vater des Perseus, des letzten Königs von Makedonien. In der That haben nur regiert Philipp I., II. (der Vater Alexander's des Gr.) und der letztgenannte Philipp III., der vorletzte König von Makedonien. — Wolle man hiernach gefälligst die abweichenden Angaben berichtigen.

Bei diesem Werke ist die Hausorthographie der Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Anwendung gebracht worden; darin ist aber keineswegs die Bestimmung der Schreibweise von nicht geläufigen Personen-, Orts- und Ländernamen eingeschlossen. Für ihre Hausorthographie hat die Verlagsbuchhandlung einzustehen, welche auch Inhaltsverzeichniß, Tabellen und Register hat herstellen lassen.

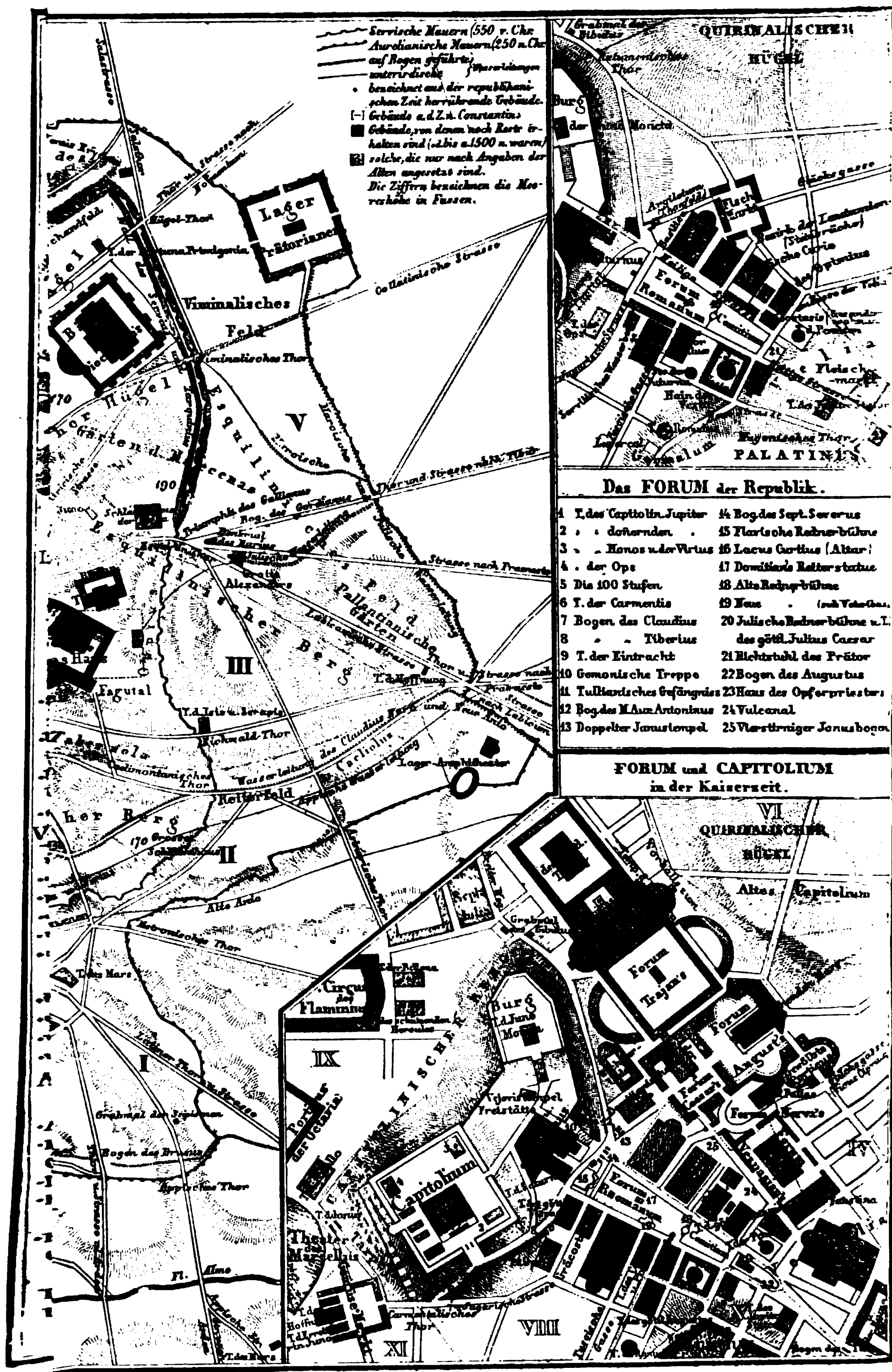


Illustrirte Weltgeschichte. II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY


Sinope
Heraclea
Pompejopolis
Trapezus
Gangra
Amasia
Gordium
Ancyra
Sebastia
Pessinus
Mazaca
Caesarea
Melitene
Iconium
Cappadocia
Anazarbus
Edessa
Tarsus
Seleucia
Antiochia
Thapsacus
Zichi
Abasgi
Dioscurias
Polemonium
Trapezus
Dovin
Artaxata
Van
Atropatene
Ninive
Phoenice
Palmyra
Libani
Ctesiphon
Babylon
Vologesocerta
Hira
Mare Caspium
A R A B I A
Tingitana
Cartenna
Caesariensis
G A E T
DAS RÖMISCHE
nebst Angabe se
in das West-u. Os
(395 nach


Servische Mauern (550 v. Chr.
Aurelianische Mauern (250 n. Chr.
auf Bogen geführte
unterirdische
Wasserleitungen
bezeichnet aus der republikanischen Zeit herrührende Gebäude.
Gebäude a. d. Z. n. Constantins
Gebäude, von denen noch Reste erhalten sind (od. bis c. 1500 n. waren)
solche, die nur nach Angaben der Alten angesetzt sind.
Die Ziffern bezeichnen die Meereshöhe in Fussen.
Lager Prätorianer
Viminalisches Feld
Viminalisches Thor
Collatinische Strasse
Esquilin
V
III
II
I
IX
XI
VIII
VI
Fagutal
Reiterfeld
Alte Ardo
T. d. Mars
Grabmal der Scipionen
Bogen des Drusus
Appisches Thor
Fl. Almo
Lager-Amphitheater
T. d. Isis u. Serapis
Circus des Flaminius
Porticus der Octavia
Theater d. Marcellus
Capitolium
Burg
Forum Trajans
Forum Augusts
Forum Nerva's
Forum Romanum
Altes Capitolium
QUIRINALISCHER HÜGEL
PALATINUS
Das FORUM der Republik.
1 T. des Capitolin. Jupiter
2 " " donnernden "
3 " " Honos u. der Virtus
4 " der Ops
5 Die 100 Stufen
6 T. der Carmentis
7 Bogen des Claudius
8 " " Tiberius
9 T. der Eintracht
10 Gemonische Treppe
11 Tullianisches Gefängniss
12 Bog. des M. Aur. Antoninus
13 Doppelter Janustempel
14 Bog. des Sept. Severus
15 Flavische Rednerbühne
16 Lacus Curtius (Altar)
17 Domitian's Reiterstatue
18 Alte Rednerbühne
19 Neue "
20 Julische Rednerbühne u. T. des göttl. Julius Caesar
21 Richterstuhl des Prätor
22 Bogen des Augustus
23 Haus des Opferpriesters
24 Vulcanal
25 Vierstirniger Janusbogen
FORUM und CAPITOLIUM in der Kaiserzeit.

Beigabe zur
„Illustrirten Weltgeschichte".

Zur Geschichte des Alterthums.

I. Tabelle. Völker und Reiche.

Zusammengestellt von
Franz Otto.

v. Chr.	Asiatische und afrikanische Völker und Reiche.	Uebersicht der Völker in Griechenland (vor und nach der Sagenzeit).	Uebersicht der Völker in Italien — Rom.
	In Asien: Chinesen. Inder. Aegypter. — Arier. Turanische Völker. — Elam, Chaldäa; Assyrien, Babylonien, Medien, Persien dringen nach Westen.	Bewohner. Aelteste Zeit: Pelasger, verdrängt von den Hellenen in: Nordgriechenland: Thessalien und Epeiros (Pindos, Ossa und Olympos.) **Hellas:** Akarnanien (Argos), Aetolien, Doris, Phokis (Parnass, Delphi), Lokris, Böotien (Theben), Megaris, Attika (Athen, Eleusis). **Peloponnesos:** Sikyonien (Sikyon), Achaia, Elis (Elis, Olympia), Messe- … Grossgriechenland. **Städte:** Tarent, Kroton, Thurium, Regium, Sybaris. **Auf Sizilien:** Syrakus, Messana, Megara.	**Völker in Norditalien:** Ligurer (später: Kelten), Onobrier, Insubrer (mit Mediolanum), Lävier, Euganeer, Veneter (mit Patavium, Aquileja, Tergeste etc.), Boier (Placentia etc.), Ligoner (Ravenna);
1388—1322	Assyrien macht sich unabhängig von Babylon.		
1350	**Ramses' II.**, des grossen Sesostris, Kriegszüge nach Asien. Hohe Blütezeit des Reiches der Aegypter.		
1320	**Moses führt die Israeliten aus Aegypten.**		
1300	**Zoroaster** (Zarathustra) in Medien-Persien.	Argonautenzug (1250) siehe oben.	
1280—1120	**Josua** erobert das gelobte Land. Zeit der Richter.	Trojanischer Krieg 1193—1183 (siehe oben unter Heroen). Zerstörung von Troja (1184).	
1100	Die Phönikier gründen Gades (Cadix).	Ungefähre Zeit der thessalischen und dorischen Wanderung in den Peloponnesos (1104).	
1075	**Samuel**, Hohepriester der Israeliten.		
1055—1033	König **Saul.**	**Kodros,** König von Athen (1066).	
1033—993	König **David.** (Sängerschulen in Jerusalem.)	Archonten auf Lebenszeit. Amphyktionen. Gründung von hellenischen Kolonien auf den griech. Inseln. (Siehe oben.)	
1001—967	Hochblüte von Sidon, Tyrus. König Hiram verschönert und erweitert Tyrus. Gründung von Kolonien in Sizilien, Kypros u. Kreta.	Aeolische, jonische und dorische Kolonien an der Küste Kleinasiens (um 1050). **Homer's** Gesänge. — **Hesiodos** (um 900).	
993	König **Salomo.** Blüte Jerusalems. Tempelbau.		
980	Theilung des Jüdischen Reiches in Israel und Juda.	**Lykurgos** in Sparta (886). Lykurgische Gesetzgebung. Fünf Ephoren.	
900	Ausbreitung des heidnischen Baaldienstes in Israel.	Die Erneuerung der olympischen Spiele durch Lykurgos (884).	
846	Gründung von Karthago (Pflanzstadt der Tyrer) durch Elissa (Dido)	Erste Olympiade (776). Tempelbauten der Dorier und Jonier.	
753	Grösste Machtentfaltung des Assyrischen Reichs.	Gründung der griech. Kolonien in Sizilien und Unteritalien (776).	Gründung Roms durch die Söhne der Rhea-Sylvia: Romulus und Remus.
750	Aufblühen von Karthago.		

Zur Geschichte des Alterthums.

III. Tabelle. Vom Untergang des Reiches Israel bis zu Alexander dem Grossen.

v. Chr.	Asiatische und afrikanische Völker und Reiche.	Griechen.	Römer.
703—345		Hervortreten Sparta's. Erster Messenischer Krieg (743—724). Aristodemos bei Ithome (727).	**Könige in Rom.**
730—672	Herrschaft der äthiopischen Könige in Aegypten.		Tod des Romulus, des Gründers von Rom.
730	Tiglat-Pilesar II. unterwirft ganz Syrien der [illegible]	Gründung von Syrakus (734).	Raub der Sabinerinnen (753—716).
521—485	Dareios, des Hystaspes Sohn, König von Persien.	[illegible] gebung. Isagoras gegen denselben (509).	Rom wird Republik (510).
500—494	Aufstand und Niederlage der Jonier.	Einnahme von Chalkis durch die Athener (506).	Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, die ersten Konsuln (509). Porsenna, König von Clusium. (Horatius Cocles und Mucius Scävola.)
492—449		**Zeit der Perserkriege.** Erster Zug der Perser 492. Die Flotte des Mardonios scheitert am Vorgebirge Athos. Zweiter Zug unter Datis und Artaphernes. Miltiades' Sieg bei Marathon (490).	Der Latinerkrieg. Der Diktator A. Postumius unterwirft die Latiner am See Regillus (496).
485—465	**Xerxes I.,** Grosskönig von Persien.		Der zweihundertjährige Kampf der Plebs um Gleichstellung beginnt. Auswanderung der Plebejer auf den Heiligen Berg. Einsetzung der Volkstribunen. Spurius Cassius veranlasst die erste Agrargesetzgebung (486). Widerstand des Marcius Coriolanus. — Krieg mit den Volskern (488).
480	Die Karthager in Sizilien. Kampf mit Gelon von Syrakus.	Dritter Zug (480). Kampf am Artemision und bei Thermopylä. Ephialtes und Leonidas. Seesieg des Themistokles bei Salamis. Die Spartaner unter Pausanias und die Athener unter Aristeides siegen bei Platää. Tod des Mardonios. Seesieg der Spartaner (Leotychides) und Athener (Xanthippos) bei Mykale (479). In Sparta: Pausanias Verrath (Tod dess. 469). In Athen: Bau des Hafens (Peiräeus) und der langen Mauern (460).	
478		Verleihung des vollen Bürgerrechts an die Theten. Die Tragödien des Aeschylos (525—456) begeistern das Volk. Pindaros (522). Sophokles (497—406). Euripides (geb. 408).	
477—450		**Vorherrschaft Athens.** Kimon (Sohn des Miltiades) unterwirft Skyros. Dessen Doppelsieg am Eurymedon (469). Kimon verbannt. Themistokles bei Artaxerxes (465). Tod dess. (461).	Verurtheilung des Spurius Cassius (Sturz vom Tarpeischen Felsen). Krieg mit Veji. Untergang der dreihundert Fabier am Fluss bei Cremera (477).

(Fortsetzung umstehend.)

III. Tabelle. Vom Untergang des Reiches Israel bis zu Alexander dem Grossen.

(Fortsetzung.)

v. Chr.	Asiatische und afrikanische Völker und Reiche.	Griechen.	Römer.
464—454		Dritter Messenischer Krieg. Beschränkung des Areiopagos durch Ephialtes. Athen gegen Aegina, Korinth, Epidauros, Trözen. Aegina wird überwunden. Sparta mit Böotien verbündet siegt über die Athener unter Myronides bei Tanagra (456); Myronides bei Oinophyta	Antrag des Volkstribunen C. Terentilius Arsa auf schriftliche Abfassung der Gesetze (462).
465—424	**Artaxerxes I.** Longimanus, Grosskönig von Persien. Aegypten im Aufstand gegen die Perser (König Inaros) 461—455.	über die Böotier. Zurückberufung Kimons (456). Fünfjähriger Waffenstillstand (450). Tod des Kimon vor Kition (449). Kimonischer Friede. Ende der Perserkriege.	C. Cincinnatus, Diktator, besiegt die Aequer am Algidus (458). Die Zahl der Tribunen auf zehn vermehrt (457). Widerstand der Patrizier. Das Decemvirat (451). Die Zwölftafelgesetze (450). Aufhören des Decemvirats (449).
447	Aufstand des Megabyzos.	Zweiter heiliger Krieg. Niederlage der Athener bei Chaeroneia. Der 30jähr. Friede des Perikles.	Tyrannei des Appius Claudius. Tod der Virginia. Die Censoren.
440—439		Samos' Abfall und Unterwerfung durch Perikles. Höchste Blüte der Künste im Zeitalter des Perikles. Propyläen und Parthenon; Phidias, Polyklet, Myron. — Die Philosophen Zenon (um 500), Empedokles. Die Sophisten. Herodot, Vater der Geschichte (484—408). Thukydides (471—400). Xenophon (445—354). Aristophanes (erstes Auftreten 427). Isokrates (436—338), Lysias (459—378). Diogenes. Hippokrates, der grosse Heilkundige. Griechiche Künstler: Praxiteles, Lysippos, Zeuxis, Parrhasios, Apelles.	Gesetz des Tribunen Canulejus, durch welches die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern für giltig erklärt wird.
431—404 430 423—404 422	**Dareios II.** Nothos, König von Persien. Besiegung seines Bruders Sogdianus.	**Peloponnesischer Krieg.** Friede des Nikias (423). Die Pest in Athen. Tod des Perikles (429). Schlacht bei Amphipolis. Kleon, der Athener, u. sein Besieger Brasidas, der Spartaner, fallen.	Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt werden ernannt (444). Die Plebejer werden zum Amte der Quästoren

	in Brundusium, besiegt Marius und die Samniter.		Kolonie Aelia Capitolina. Nach dem Misslingen desselben Zerstreuung des jüdischen Volks.
83—81	**Zweiter Krieg gegen Mithridates** von Pontos. L. L. Murena am Halys geschlagen.		**Die Antonine.** … Constantius und Constans. Theilung des Reichs. Ersterer, nach des Constantius Tod, regiert im Abendland, Letzterer im Morgenland. Ihnen folgt
82—80	Sulla lässt sich behufs Umgestaltung der Staatsverfassung in		
70—17	P. Vergilius Maro, Dichter (70—19). Titus Livius (59—17).		
	Römisches Kaiserreich. **Kaiser aus der Familie der Julier.**	361—363	**Julianus,** genannt Apostata, Alleinherrscher. Er begünstigt das Heidenthum, schlägt die Franken und Alemannen und stirbt an einer während des Feldzugs gegen die Perser erhaltenen Wunde. Die Soldaten erheben
30—14 n. Chr.	**Octavianus Augustus,** erster römischer Kaiser (Imperator) unter dem Namen Cäsar Augustus. — Mäcenas. (Vergilius.) Ovidius Naso (43—17); Horatius Flaccus (65—8).		
12—9	Drusus und Tiberius erobern einen Theil von Germanien.	363—364	Flavius Jovianus, einen Christen, zum Kaiser; erkauft den Frieden mit den Persern. Wiedereinsetzung des Christenthums. Bibelübersetzung ins Gothische durch Bischof Ulfilas um 350.
1	**Geburt von Jesus Christus** (eigentlich 4 Jahre vorher).		
9 n. Chr.	Hermann der Cherusker besiegt dem Q. Varus im Teutoburger Wald. Segestes, Thusnelda. Rhein und Donau bilden Roms Grenze. Livia, Gemahlin des Augustus; Julia, seine Tochter. — Unter Augustus werden dem Reiche einverleibt: Aegypten, die Donau- und Grenzprovinzen Rhätien, Vindelicien, Noricum, Pannonien, Mösien; Ausdehnung der Herrschaft der Römer in Lusitanien (Spanien), Galatien, Pamphylien (Asien). Tibullus; Propertius. Titus Livius, d. Geschichtschreiber (59-11).	364—375	**Valentinianus I.** herrscht im Occident, **Valens** im Orient — fällt im Kampfe gegen die Gothen. } Vordringen der Hunnen nach dem Don. Zusammenstoss mit den Gothen.
		375—383	Gratianus (Valentinian's Sohn), Gegenkaiser; Maximus (383—388).
		383—392	Valentinianus II., Mitkaiser.
14—37	**Tiberius Claudius Nero.**		**Beginn der Völkerwanderung** und des Zusammensturzes der römischen Weltherrschaft.
14—17	Vier Feldzüge des Germanicus; siegt bei Idistavisus über Hermann; Marbod, der Markomannenfürst. Sejanus, des Kaisers Rathgeber. Kappadokien wird röm. Provinz.	395	**Theodosius, der Grosse.** Letzte Theilung des Römischen Reichs in ein abendländisches und ein morgenländisches Kaiserthum.

Zur Geschichte des Alterthums.

IV. Tabelle. Von Alexander dem Grossen bis zur Begründung der römischen Weltherrschaft.

200		gegen Philipp III. (V.) von Makedonien an. — Nach des F. Quint. Flamininus Sieg bei Kynoskephalä entsagt Makedonien der Oberherrschaft über Griechenland. Gelegentlich der olympischen Spiele wird die	Roms. Eroberung von Syrakus durch Marcellus. Tod des Archimedes (212). — Niederlage der beiden Scipionen (Publ. und Cn. Cornelius) in Spanien (212). Gericht über Capua (211). Publ.